



GERHART HAUPTMANN

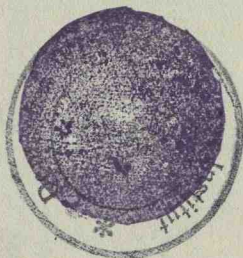
*Inv. II. 86724*

DAS GESAMMELTE WERK

ERSTE ABTEILUNG

*Dreizehnter Band*

*167811*



1942

---

S. FISCHER VERLAG · BERLIN

CONTROL. 1953

Ausstattung E. R. WEISS

Biblioteca Centrală Universităţii  
BUCUREŞTI  
Cota 86724  
Inventar C118791

**B.C.U.Bucuresti**  
  
**C118791**

1943.31

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten  
Den Bühnen und Vereinen gegenüber Manuskript

AUSGABE LETZTER HAND

ZUM ACHTZIGSTEN GEBURTSTAG DES DICHTERS

15. NOVEMBER 1942

# DIE GOLDENE HARFE

SCHAUSPIEL

Begonnen Februar/März 1933 in Rapallo, fortgeführt Mai/Juni 1933  
in Bad Eilsen, beendet Anfang Juli 1933 in Kloster auf Hiddensee.

Erstveröffentlichung: Buchausgabe 1933.

Copyright 1933 by S. Fischer Verlag AG. in Berlin.

## DRAMATIS PERSONAE

REICHSGRAF WALDEMAR, Erlaucht

REICHSGRÄFIN ANNA

KOMTESS JULIANE ADELAIDE, beider Tochter

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS VON SALTERN } Zwillings-

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER VON SALTERN } brüder

GRÄFIN LUDMILLA, Freundin und Hausdame der Reichsgräfin

GHERARDINI, Musikus, Organist der Schloßkirche

JUTTA, seine Tochter

SULZER, erster Diener im reichsgräflichen Schloß

*Zeit: drittes Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts*

## ERSTE SZENE

*Musikälchen zu ebener Erde in einem alten reichsgräflichen Schloß. Türen ins Innere, Glastür und Fenster auf die Parkterrasse. Schöner Frühsommertag Mitte Juni. Bereits vor Enthüllung der Szene hört man Harfenspiel: Beethovens „Ruinen von Athen“.*

*Komteß Juliane beendet das Spiel an einer goldenen Harfe. Jutta sitzt mit lässigen Händen am Pianoforte.*

KOMTESS JULIANE *legt die Hände in den Schoß.* Glaube mir, ich habe, seit ich denken kann, keine so große Freude gehabt. Wie mögen nur Papa und Mama meinen Wunsch erkannt haben: diese herrliche Erardsche Pedalarfe?! Ich könnte das Essen, Trinken und Schlafen vergessen über dem göttlichen Instrument.

JUTTA. Sie leben ja schon meistens von nichts, Komteß, und die Nächte verbringen Sie auch mit Lesen.

KOMTESS JULIANE. Maestro Gherardini, dein Vater, sagt, nicht nur in Irland und England, sondern auch im alten Germanien war die Harfe ein Heiligtum. Man belegte den mit den schwersten Strafen, der die Hand eines Harfenspielers verletzt hatte.

JUTTA. Haben Sie gehört, Komteß Juliane, daß drüben zwei Gäste angekommen sind?

KOMTESS JULIANE. Es ist mir, als ob ich ein Posthorn gehört hätte. Aber was hat das auch zu bedeuten, da ja doch täglich bei Papa und Mama Gäste aus und ein gehen. Der Adel ist aus den Städten auf die Schlösser zurückgekehrt, da gibt es ein ewiges Hin- und Herschwärmen. Du weißt ja, ich habe bei den Eltern meine Freiheit von diesem zeitraubenden Treiben längst durchgesetzt. — Aber zeige mir bitte nun endlich, wie man hier die Pedale behandelt!

JUTTA. Geselligkeit, sagen Sie, ist zeitraubend. Doch

darf man sich wohl, wie Sie es tun, so von aller Gesellschaft ausschließen?

KOMTESS JULIANE. Schon gut — dein altes Lied, mein Kind.

JUTTA. Eine Lieblichkeit, eine Schönheit, eine Anmut, in holder Jugend blühend wie Sie: ist es da nicht fast sündhaft, der Welt ihren Anteil daran hart und fühllos vorzuenthalten?

KOMTESS JULIANE. Was ist denn geschehen? was ist dir passiert, Jutta? Ich meine, daß du heut gar nicht recht bei der Sache bist.

JUTTA. Das wüßte ich eigentlich selber nicht. Oder es müßte das Posthorn sein und der Postwagen, der vor der großen Freitreppe hielt, als ich vorüberging, und die beiden Kavaliere, die ausstiegen. Es könnte schon sein, daß zwei solche Gestalten das Herz eines armen Mädchens höher schlagen zu machen imstande sind.

KOMTESS JULIANE. Dummchen, kommen wir trotzdem zur Sache! Schöne Männer sind bei unserem Landadel keine Seltenheit. — Sind das die Noten, die du bestellt hattest?

*Sie berührt ein Notenpaket.*

JUTTA. Cherubini, Gravon, Bach, Kurtenbergh, Rameau, Maestosi — was das Herz begehrt.

KOMTESS JULIANE. Jutta, ich werde fortan nichts anderes tun — der Himmel möge es mir vergeben! — als mit dieser Harfe Abgötterei treiben: Haß ist eine neue Empfindung für mich, doch fürchte ich fast, sie könnte auftauchen, wenn jemand den Versuch machen würde, mich von meiner Harfe abzulenken.

JUTTA. Hassen Sie mich nur nicht, meine angebetete süße Komteß, wenn ich, bevor wir unsere Übungen gewissenhaft fortsetzen, nur diese Frage noch an Sie richte: Haben Sie eine Vermutung, wer diese beiden zum Verlieben schönen Männer sein könnten?

KOMTESS JULIANE *legt hilflos die Hände in den Schoß.*



Lauf hin und frage, frage, wenn du es wissen willst!  
Lauf, und dann komm gesammelt wieder!

JUTTA. Ich möchte es wirklich tun, Komteß. Wenn Ihr Auge die beiden Herren auch nur gestreift hätte, Sie wären ebenso außer dem Häuschen wie ich. So möchte ich mir Ihren Bruder, den Grafen Heinz-Herbert, vorstellen.

KOMTESS JULIANE. Höre: versuche nur nie, dir vorzustellen, was mir dereinst der Inbegriff allen Lichtes und des ewigen Frühlings gewesen ist! Seine Bilder sind nur des Schattens Schatten.

JUTTA. Sie widmen sich in rührender Andacht dem Andenken Ihres Bruders, Komteß. Soll man sich aber deshalb für blind erklären, wenn man einmal die Sonne gesehen hat?

KOMTESS JULIANE. Heinz hat mich auf seinen Knien gewiegt. Er ist mir alles in allem gewesen — du weißt ja, wie Papa und Mama von tausend anderen Sorgen beansprucht sind.

JUTTA. Mag sein... doch kann ihn nicht Träne noch Trauer zurückrufen. Verharschte Wunden immer wieder zum Bluten bringen, ist vielleicht kein Tun, das Gott gefällig ist.

KOMTESS JULIANE. Meine kleine kluge Freundin Jutta, die fast stündlich um mich ist, kennt mich, wie es scheint, trotzdem nicht.

JUTTA. Sie sind sehr fromm. Mein Vater sagt, es sei keine echte Frömmigkeit, die traurig macht und gegen die Freuden der Welt verschließt, und zwar, da Gott selbst ganz Freude wäre.

KOMTESS JULIANE. Ich habe mich vor der Welt nicht verschlossen, sondern nur vor der mir fremden Welt. Ich bin heiter und keineswegs traurig, Jutta, wobei mir allerdings das Erdenleben nur ein Tor zum höchsten Ziele ist. Ich wünsche mir nicht einmal den Bruder zurück, der den Heldentod auf dem Schlachtfeld

gefunden hat: es kann kein schöneres Ende geben. Und wenn er mir durch die Pforte des Ruhmes ins Jenseits vorangegangen ist: einst werd' ich ihm sicher dorthin nachfolgen. — Heben wir also die Unterrichtsstunde auf, wenn du heute dazu nicht in der rechten Stimmung bist!

JUTTA. Erlaucht der Herr Reichsgraf sind auf der Terrasse, ich glaube, Komteß, auf dem Wege hierher.

KOMTESS JULIANE. Papa kommt sicher die Harfe betrachten, die er noch nicht gesehen hat.

*Reichsgraf Waldemar tritt ein.*

REICHSGRAF WALDEMAR. Weißt du, wer da ist, mein gutes Kind?

KOMTESS JULIANE. Nein. Jutta sagt, die Postkutsche habe zwei Herren gebracht, allerdings.

REICHSGRAF WALDEMAR. Sie hat recht gesehn. Und wer sind wohl die Herren?

KOMTESS JULIANE. Du fragst mich zuviel. Ich wüßte nicht, wann sich mein Gedächtnis mit zwei besonderen Kavaliern beschäftigt hätte.

REICHSGRAF WALDEMAR. O doch, Juliane, sinne nach!

KOMTESS JULIANE. Meinst du, daß ich diesen beiden irgendwo schon begegnet bin? Dann müßte das wohl recht weit zurückliegen.

REICHSGRAF WALDEMAR. Du meinst, bevor dein eingezogenes Leben begann. Allerdings, du bist noch ein Kind gewesen. Und doch haben dir diese beiden Jünglinge damals den tiefsten Eindruck gemacht. Du hast bitterlich um sie geweint und geklagt, Juliane: du mußtest noch einmal aus dem Bett genommen und zu deiner Mutter gebracht werden.

KOMTESS JULIANE *wird bleich, faßt nach dem Herzen.* Dann können es nur die beiden Grafen von Saltern gewesen sein, bevor sie zusammen mit Heinz-Herbert ins Feld zogen.

REICHSGRAF WALDEMAR. Ja, ebendie. Zwei schöne sporenklirrende Jünglinge, kühn wie dein Bruder und todgeweiht. Sie waren Lützows Freischar verschworen.

KOMTESS JULIANE. Friedrich-Alexis! Friedrich-Günther! und Bruder Heinz!

REICHSGRAF WALDEMAR. Du kannst dir denken, daß Mama glücklich ist.

KOMTESS JULIANE. Und mich, Papa, macht dieser Besuch, der mich vollkommen überrascht, fassungslos. Irgendwie waren die beiden für mich nur, wie Heinz-Herbert, als längst Dahingeschiedene vorhanden.

REICHSGRAF WALDEMAR. Du wirst dich sogleich überzeugen, wie sprühend heiter, wie sprühend lebendig sie sind.

KOMTESS JULIANE. Erst muß ich mich sammeln. Ihr müßt mir Zeit lassen. Nämlich, Papa — *sie geht unruhig auf und ab* —, gerade weil du sagst, daß sie sprühend lebendig sind, empfinde ich den Verlust Heinz-Herberts, als ob du erst eben die Nachricht davon gebracht hättest.

REICHSGRAF WALDEMAR. Ich wollte dir ganz gewiß einen Schmerz nicht zufügen. Im Gegenteil wollte ich dich erfreuen, denn die beiden Freunde unseres geliebten Toten sind wirklich die allererfreulichste Gegenwart. Du wirst dich sammeln, du wirst dich ermannen — es tut mir unendlich leid, wenn ich vielleicht ein wenig unüberlegt in das Heiligtum deiner still versponnenen Welt eingedrungen bin.

KOMTESS JULIANE, *wie vorher*. Sieben Jahre und mehr sind durch deine Worte hinweggenommen. Ich sehe vor mir drei heiter lachende, sporenklirrende Jünglinge und weiß zugleich, daß sie Opfer sind, weiß, sie reiten davon, in die Schlacht, in den Tod. Und nun — Heinz-Herbert hebt mich zuerst empor — ich schluchze und weine unter glühenden Küssen. Der zweite, der dritte tut ebenso, und ich weine und schluchze am

Halse des einen, am Halse des andern, wie ich am Halse des Bruders geschluchzt habe. Und dann sind sie fort und bleiben fort und — „Heute noch auf stolzen Rossen, morgen durch die Brust geschossen“, singt ein Gärtner, der unter meinem Fenster Rosen okuliert...

REICHSGRAF WALDEMAR *nimmt sie an sich, streichelt sie.* Sei ruhig, beruhige dich, mein Kind: ich werde dich vorderhand entschuldigen.

*Er küßt sie auf die Stirn und geht ab.*

*Komteß Juliane erliegt fassungslosem Weinen.*

JUTTA, *indem sie zu ihr fliegt.* Es ist eine heilsame Krise, Komteß. Glauben Sie mir, die Wiederkehr dieser beiden Brüder... ich ahne, wieviel sie für Ihr Gemüt bedeuten wird. Hat nicht Ihr Bruder, haben nicht diese Männer kühn dem Tod ins Gesicht gesehn? — Tun Sie das gleiche mit dem Leben!

KOMTESS JULIANE. Kleine Jutta, ich fürchte mich ..

## ZWEITE SZENE

*Ein Saal im gleichen Schloß. Zweiflügelige, weitgeöffnete Glastüren verbinden mit einer Terrasse. Bemooste Sandsteinplastiken, Barockstil, schmücken die Balustrade.*

*Dahinter die Baumwelt des alten Parks.*

*An einem Pianoforte sitzt Gherardini. Ihm zur Seite steht Graf Friedrich-Alexis. Reichsgräfin Anna lehnt in einem Sessel am Teetisch. Graf Friedrich-Günther hat in formeller Art in ihrer Nähe Platz genommen. Gräfin Ludmilla besorgt den Teetisch. Sulzer dienstbereit im Hintergrund.*

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS, *von Gherardini auf dem Pianoforte begleitet, singt mit schönem Bariton das Lied:*

Du Schwert an meiner Linken,  
was soll dein heitres Blinken?

REICHSGRÄFIN ANNA, *nach Beendigung des Vortrags.* Sie nennen eine wirklich herrliche Stimme Ihr eigen, teurer Graf.

GHERARDINI. Und diese Schule und Verve zugleich! Nur der Freiheitskämpfer von einst kann diese Körnerschen Schlachtengesänge so vortragen.

REICHSGRÄFIN ANNA, *indem sie Tee schlürft.* Ist nicht der arme Dichter auch gefallen?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Bei einem Dorfe unweit Gadebusch, und wahrscheinlich durch eine deutsche Kugel.

REICHSGRÄFIN ANNA. Armes Deutschland — nicht wahr, meine liebe Ludmilla? — wie zersplittert, wie zerrissen, wie zerfallen es doch noch immer ist! Wofür haben wir unsre Kinder geopfert, unsre Söhne dahingegeben, diesen korsischen Usurpator verjagt, wenn Bruderkriege Deutscher gegen Deutsche noch immer drohen, noch immer möglich sind?! — Wann sahen Sie Heinz-Herbert zum letztenmal?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Neben mir, mit gezücktem Säbel, zu Pferde. Es war in der gleichen Gegend,

bei Gadebusch. Dann verlor ich ihn aus den Augen.

GHERARDINI *rezitiert pathetisch.*

Vater, ich rufe dich!

Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze...

REICHSGRÄFIN ANNA. Können Sie mir sagen, liebe Gräfin, wo der Reichsgraf bleibt?

GRÄFIN LUDMILLA. Ich glaube, Seine Erlaucht wollten Komteß Juliane persönlich von dem Besuch unterrichten, der gekommen ist.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS, *mit Frische.* Wir sind Philosophen, mein Bruder und ich. Wir haben einander das Wort gegeben, uns dem Leben mit entschlossenem, ja mit heiterem Mute zu stellen, wie und wo es immer ist. So trauern wir auch nicht um Kameraden, die dem Leben den Zoll des Todes gezahlt haben. Aber wir leben mit ihnen in der Erinnerung. Wir wollen Ihnen erzählen, Erlaucht, und immer wieder Ihnen erzählen, wie viele frohe und glückliche Stunden wir mit Heinz-Herbert verbracht haben. Damit leisten wir seiner Mutter, der Mutter eines Helden, und diesem selbst am besten den Zoll der Dankbarkeit.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Wir sind drei Jahre fern von der Heimat gewesen: seit wir wieder deutschen Boden unter den Füßen haben, ist unser Kamerad mehr als sonst um uns. Als die Extrapost uns durch das badi-sche Ländchen trug, in der Ferne zur Linken das Vogesenblau, unter uns die Rheinebene, der Frühling und diese unendlichen Wiesen, darüber das weiße Gewölk der Obstblüte, da fühlte ich, fühlten wir: jeder Grashalm spricht deutsch, jeder Grashalm ist eine deutsche Zunge! Und da spürten wir wieder doppelt, was die große und bunte Welt da draußen vielleicht ein wenig übertäubt haben mochte: warum und wofür wir uns eingesetzt hatten.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Günther hat recht, es ist ein Mysterium. Die Seele... es ist nicht wahr! sie

ist nicht Luft: sie hat nicht nur Flügel, sie hat auch Wurzeln. Es klingt paradox, aber sie verlernt das Fliegen, Erlaucht, wenn sie ihre Wurzeln aus der Muttererde nimmt.

GHERARDINI, *mit Klavierbegleitung,forsch.* Und darum sangen wir damals, als man uns diese Muttererde geraubt hatte und wir sie zurückerobern wollten — *singt:*

Wohlauf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd,  
ins Feld, in die Freiheit gezogen!

*Reichsgraf Waldemar tritt ein und erhebt, das laute Wesen beschwichtigend, die Hand.*

REICHSGRÄFIN ANNA, *in die entstandene Stille.* Was ist mit Juliane?

REICHSGRAF WALDEMAR. Ich fand sie bei ihrer goldenen Harfe, die ja im Augenblick, wie du weißt, ihr ein und alles ist.

REICHSGRÄFIN ANNA. Ich dachte, Liebling, du würdest sie mitbringen.

REICHSGRAF WALDEMAR. Ich bekenne, ich habe das gleiche gedacht. *Er wendet sich zu den Grafen:* Aber unsere Tochter, müssen Sie wissen, ist ein Wesen von unendlicher Güte zwar, doch zugleich von einer Empfindsamkeit, der nicht immer ganz leicht zu begegnen ist.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Mir scheint, wie bei allen echten Frauen.

REICHSGRAF WALDEMAR. Sie haben meine Tochter als Kind in Erinnerung: sie hat damals im zwölften Jahre gestanden.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Sie war ein Engel Gottes, Erlaucht, ein kindlicher, süßer Engel Gottes, der uns drei verschworenen, sporenklirrenden Kämpen die Weihe für Schlacht und Tod gegeben hat. Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus . . . und jeder von ihnen hat eine Locke von diesem Engel als Talisman auf der Brust getragen.

REICHSGRÄFIN ANNA. Hat Juliane davon gewußt?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Sicher hat sie davon

gewußt. Wir haben getollt, gelacht und mit ihr gescherzt, als wir ihr die Locken abtrennten. Uns steht Juliane überhaupt als ein Wildfang in Erinnerung.

REICHSGRAF WALDEMAR. Wenn Sie diese Juliane wiederzufinden hoffen, täuschen Sie sich. Gerade die Augenblicke, von denen Sie reden, verbunden mit dem Heldentod ihres geliebten Bruders, unseres Sohnes, haben einen ernsten, in sich gekehrten Menschen aus ihr gemacht, dem nahezukommen nur einem ganz intimen Kreise von Freunden möglich wird.

GHERARDINI. Und dennoch, Erlaucht, wer das Glück hat, wie ich, öfters um die gnädige Komteß zu sein, kann immer wieder erleben, daß das lebensfrohe Kind von einst zwar in die Hintergründe ihres Wesens zurückgewichen, jedoch Gott sei Dank noch vorhanden ist. Wenn der Himmel mir gnädig ist, so gelingt es mir manchmal, unter dem Musizieren ihr durch irgendeine trockene Bemerkung ein unwiderstehliches Lachen abzugewinnen, das wahrhaft erquickend ist.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Wir werden also Komteß Juliane jetzt nicht sehen?

REICHSGRAF WALDEMAR. Vielleicht zum Abend, vielleicht auch jetzt — ich weiß es nicht. Für jeden Fall möchte ich einen Wink geben: vermeiden wir alles, Lieder aus „Leier und Schwert“ und dergleichen, was die Erinnerungen an jene Abschiedsstunden vor Jahren allzu lebendig machen kann! Juliane treibt einen Kult mit dem Andenken ihres Bruders.

SULZER *ist unauffällig an den Reichsgrafen herangetreten. Mit Verlaub, Erlaucht: die gnäd'ge Komteß. Unbemerkt ist Komteß Juliane eingetreten. Einen Schritt von der Thür stehengeblieben, hält sie die Hände im Schoß gefaltet und blickt fest und mit geschlossenen Lippen jetzt den einen, jetzt den andern der beiden Zwillingsgrafen an. Jutta ist hinter Komteß Juliane hereingeschlüpft und macht sich neben Gherardini am Piano zu schaffen.*



REICHSGRAF WALDEMAR. Wie lieb, daß du doch noch gekommen bist!

KOMTESS JULIANE. Dachtest du, ich wollte nicht kommen?

REICHSGRÄFIN ANNA. Setze dich zu mir, Juliane! Du wirst eine große Freude haben über den Besuch, der eingetroffen ist.

*Die Zwillingsgrafen sind emporgeschnellt, stehen abwartend und betrachten Komteß Juliane mit funkelnden Augen.*

KOMTESS JULIANE, *abwechselnd die Zwillinge betrachtend, wie abwesend.* Eine Freude, sagst du — welcher Besuch?

REICHSGRÄFIN ANNA. Hier, trink eine Tasse Tee, Juliane — Ludmilla wird dir ein Täßchen einschenken. Nun, sieh dir die beiden schönen Kavaliere einmal genauer an: solltest du sie nicht wiedererkennen?

KOMTESS JULIANE, *wie erwachend, mit Bestimmtheit.* Sie will auf den Grafen Friedrich-Günther zugehen, stockt, wendet sich dann Graf Friedrich-Alexis zu und gibt ihm die Hand. Graf Alexis, gewiß. Sie blickt ihm ins Auge, macht sich dann frei, geht zu Graf Friedrich-Günther, ihm ebenfalls die Hand reichend: Und das ist Graf Günther.

REICHSGRÄFIN ANNA. Lohnt es nun oder nicht, Juliane? Ich meine die kleine Unterbrechung in den Arpeggien deiner goldenen Harfe, Kind.

KOMTESS JULIANE, *sanft.* Wie hätte ich das zu verstehen, maman?

REICHSGRAF WALDEMAR. Juliane, die Herren haben eine Reise beinahe rings um die Erde hinter sich. Sie verstehen wunderbar zu erzählen: Kopenhagen, Plymouth, Teneriffa, Brasilien, Chile, Kamtschatka, die Osterinsel, und so fort und so fort. Wir werden diese seltenen Zugvögel so lange bei uns auf Schloß Ulmenweiler festhalten, bis uns zumute sein wird, als hätten wir selbst die Reise gemacht.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ja, ja, es ist seltsam

genug, Komteß, nach so vielen Erlebnissen fremder Zonen wieder hier und vor Ihnen zu stehn.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Wir fanden auf einem aus weißem Alabaster errichteten Säulentempel in Indien, der von ummauerten künstlichen Gärten eingeschlossen war, die Worte leuchten: Schließ aus den rauhen Odem der Wirklichkeit, und nur dem Duft der Träume gib Dach und Fach! Man braucht nicht nach Indien gehen, um diesen schönen Imperativ verwirklicht zu finden. Unsere alten verwunschenen Schlösser und Parke mit Weihern, Schwänen, Äolsharfen und Einsiedeleien sind Beweis dafür.

REICHSGRAF WALDEMAR. Man sollte meinen, Sie, und nicht der Bruder, seien der Dichter-Grav, während Sie doch, wie ich weiß, in der großen Welt als Musik-Grav geführt werden.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Sind wohl Musik und Poesie zu trennen, Erlaucht?

REICHSGRAF WALDEMAR. Sie haben recht: sie sind nicht zu trennen. Ebensowenig wie die beiden Zwillinge Alexis und Günther zu trennen sind.

GHERARDINI. Kastor und Pollux! — Wie Kastor und Pollux, die Ei-geborenen Kinder der Leda und des Zeus, zu sein... nein, geradezu Kastor und Pollux zu sein: dieser herrliche Ruf geht nun einmal den beiden berühmten Grafen voraus.

KOMTESS JULIANE *hatte ihre Hände ineinandergelegt, sie sozusagen nach unten gerungen und geschlossenen Mundes mit sich gekämpft, ob sie einen gewissen Gedanken aussprechen soll oder nicht. So beginnt sie mit Überwindung.* Wir haben sogar einen ähnlichen Tempel wie den von Graf Friedrich-Alexis in fernster Ferne angetroffenen hier mitten im Park.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. So? Der war aber früher nicht vorhanden.

KOMTESS JULIANE. Noch nicht, Graf Alexis, damals

nicht. — Und es schweben um ihn, wenn auch ungeschrieben, genau diese Worte.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Schließ aus den rauhen Odem der Wirklichkeit...?

KOMTESS JULIANE, *den Kopf langsam neigend, zur Bestätigung.* ...und nur dem Duft der Träume gib Dach und Fach!

REICHSGRÄFIN ANNA. Sie denkt wohl an ihre goldene Harfe und die musikalische Welt der Träumereien, der sie so ergeben ist.

GHERARDINI. Worauf die Komteß mit ihren Worten, hinauswill, Erlaucht, ist, wenn ich sie recht verstehe, nicht zweifelhaft.

KOMTESS JULIANE. Ich hoffe nein. Sogar bin ich gewiß, man wird mir beipflichten, wenn ich anrege, ob wir nicht dort an jenem geheiligten Ort, eh wir irgend anderes zu beginnen uns entschließen, frisch gebrochene Eichenzweige darbringen.

REICHSGRAF WALDEMAR, *zur Reichsgräfin.* Unsere Tochter meint Heinz-Herberts Grabtempel.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Komteß Adelaide erfüllt sogleich den Wunsch, den wir, ich möchte sagen, vor allen anderen mit uns getragen haben, solange wir wieder auf deutschem Boden sind. Das war mit der Grund: wir mußten hierherkommen. Denn ich glaube und meine, es gibt Berührungen, ähnlich einem Wiedersehen: am Grabe über das Grab hinaus.

KOMTESS JULIANE. Wie kommt das — Sie nennen mich Adelaide?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Hat Sie Heinz-Herbert nicht so genannt?

KOMTESS JULIANE. Es ist in der Tat mein zweiter Name.

REICHSGRAF WALDEMAR *legt seinen Arm sanft um Juliane.* So laßt uns die kleine Wallfahrt antreten!

KOMTESS JULIANE. Verzeih, Papa, diesmal hatte ich

einen besonderen Gedanken — ist's eine Geisterstimme, die es mir zuflüstert? —, ich möchte Arm in Arm mit den liebsten Freunden Heinz-Herberts vor ihn hintreten. *Gherardini improvisiert während des Folgenden eine leise Musik. Komteß Juliane nimmt den Arm Graf Friedrich-Günthers, auf dem ihr Auge bei dessen letzten Worten mit besonderer Innigkeit ruhte, fügt dann ihre freie Hand leise auch in Graf Friedrich-Alexis' Arm. Und so gehen die drei, gefolgt vom Reichsgrafen Waldemar, über die Terrasse ab.*

REICHSGRAF WALDEMAR, *noch sichtbar, macht seiner Gemahlin Zeichen der Beruhigung.* Es ist gut so, Anna, wenn ihr Gemüt sich gleich zum Anfang entlastet: sie wird vielleicht um so eher befreit werden.

*Reichsgräfin Anna, Gherardini, Gräfin Ludmilla, Jutta und der Diener Sulzer sind zurückgeblieben.*

GHERARDINI *steigert sein Spiel vom Lyrischen ins Dramatische, vom Piano ins Forte und bricht plötzlich ab. Seinen musikalisch-männlichen Aufstieg gleichsam in Worten fortsetzend, rezitiert er.*

Beglückt, wen dieses Ports Umschirmung birgt,  
wo der Orkane Wüten ewig schweigt.

REICHSGRÄFIN ANNA. Es ist ein gar nicht so leichter Fall mit unserem Kinde, lieber Meister.

GHERARDINI. Die Ankunft gerade dieser beiden Menschen mußte naturgemäß in das freilich etwas labile Gemütsleben der Komteß tief eingreifen. Dagegen sind es nun wieder zwei junge Männer und Kavaliere von einem Format, wie es selten zu finden ist. Da Seine Erlaucht sie nun ganz gewiß eine Weile bei uns festhalten werden, wird von ihrer sieghaft glanzvollen Männlichkeit und Ritterlichkeit vielleicht Ausschlaggebendes für die Komteß zu erwarten sein.

REICHSGRÄFIN ANNA, *zu Jutta.* Warum kam die Komteß nicht gleich, liebes Mädchen?

JUTTA. Die Ankunft der Grafen hatte sie ganz außer

Fassung gebracht. Erst traute sie sich nicht zu, dem Besuch mit Ruhe entgegenzutreten — *leiser*: dann hat sie gebetet in der Kapelle. Als sie wiederkam, schien sie entschlossen und frei, und alle Befangenheit war verschwunden.

REICHSGRÄFIN ANNA. Eine goldlaute Natur, eine schöne Seele, eine Heilige fast, aber ein schwieriges Kind.

GHERARDINI. Mit gnädiger Erlaubnis, Erlaucht: mir scheint, diese Zwillinge, diese Enakskinder, haben hier eine Mission.

REICHSGRÄFIN ANNA. Wirklich, Meister? Und was für eine?

GHERARDINI. Ich weiß, ich habe den Freibrief der gnädigen Herrschaft, meiner natürlichen Schwäche gemäß offenherzig zu sein. Das Wasser in unseren Weihern steht still, es hat kaum Zuflüsse. Es spiegelt den Park mit schwarzen Spiegeln und trägt zur Not einmal einen geisterhaften schwarzen oder weißen Schwan. Es birgt stumme Goldfische, stumme Karpfen unter ebenso stummen Seerosen. Schließlich werden wir alle noch selber zu Seerosen — *lustig* — eia popeia, eia popeia —! Aber fort mit dem Eia popeia! Die Zwillinge werden die Mäntel schütteln und Sturmwind in die Parkbäume bringen. Sie werden uns das Drama der Kontinente, den Lärm der Weltstädte auf den Tisch schütten. Man soll keine Asphodelosblumen züchten unter der Sonne! Dieses Schloß, es ist in Musik getaucht. Musik ist gut, aber ein Ersatz für alles andere ist sie nicht. Gewiß, ich bin Musikus durch und durch, aber nur der Starke soll musizieren, der mit beiden Füßen fest und gesund auf der Erde steht. Frische Luft tut uns not! *Er küßt die Hand der Reichsgräfin Anna.* Damit Gott befohlen, Erlaucht!

*Er geht ab.*

REICHSGRÄFIN ANNA. Recht sans façon, trifft aber immer ins Schwarze, der Meister.



### DRITTE SZENE

*Mansardenzimmer im Schloß. Der Vollmond, fast tageshell, dringt herein. An einem runden Tischchen, in bequemer Kleidung, sitzen Graf Friedrich-Alexis und Graf Friedrich-Günther beim Wein. Die drei Kerzen des Armleuchters sind nicht angezündet.*

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Wie überaus seltsam, Alexis — wir sind nun hier.

*Die nahe Uhr des Schloßturms hebt aus. Sie schlägt zwölfmal.*

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Beinah bin ich erschrocken, Günther. Die Uhr muß ganz in der Nähe sein, man hörte ja die Gewichte rasseln.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. 's ist Punkt zwölf Uhr: du hast wohl an ein kettenrasselndes Gespenst gedacht, das Gespenst mit dem Stundenglase?!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. An so etwas habe ich nicht gedacht. Immerhin, eine seltsame Suite von Zimmern, die wir bewohnen: Fledermäuse im Vorflur und draußen im Mond, hin und her. Uralte Balken und Sparren wie Gebein, aber Gott sei Dank nur der Holzgeruch, den ich gern habe. Spuk, Gespenster, wozu das noch? wo ja alles ein Spuk, ein romantischer Zauber ist! Diese alten deutschen Waldsitze können flüstern, seufzen, ächzen, stöhnen, ja schreien! Sie sind nämlich besetzt, und Seelen leiden. Und wenn wir nochmals die Welt umreisten — da draußen gibt es dergleichen nicht.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ich gebe dir recht, und es hat uns mit Macht hierhergezogen. Aber warum hat uns ein Etwas, ich weiß nicht was, trotzdem so lange fern gehalten? Und es ist vielleicht fraglich, ob es richtig war, unserm Zuge hierher nun doch nachgegeben zu haben.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Wieso? Was spräche dagegen, Günther?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ich finde, daß man in dieser Umgebung verändert wird.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Das wäre dann freilich recht schnell gegangen... Übrigens laß uns die Kerzen anzünden, damit doch der blutrote Wein, der wie Tinte aussieht und schmeckt, seine Farbe bekommt. *Er bemüht sich, die Dochte zu entzünden, und bemerkt dabei, daß der Leuchter zwei ganze Kerzen und einen kurzen Lichtstumpf trägt. Als die beiden ganzen Kerzen brennen, sagt er:* Sonderbar, wie alles eine bestimmte, eine symbolische Sprache spricht, wenn einmal das Gemüt dominiert.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Bei Unglücksfällen! bei Todesfällen! in Kriegszeiten!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Erinner dich, wie wir vor einer Attacke, vor jedem Treffen, auf dem Rücken der Pferde harrend, den Flug und Schrei eines Vogels, den Fall einer Sternschnuppe ausdeuteten!

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Wir prophezeiten den Untergang des Korsen, als überraschend ein Meteor alles hell machte, so daß die Gäule scheu wurden, und dann mit leisem, musikalischem Ton zersprang und verschwand. — Worauf wolltest du aber hinaus, Alexis?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Wobei hinaus? Wie meinst du das?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Scheinbar bezog es sich auf die drei Kerzen.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Wir waren drei, und der eine von uns hat ausgebrannt.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Nein, wie du siehst: es gibt noch immer ein bläuliches Leuchten.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS, *der in der Tat den Lichtstumpf entzündet hat.* Heller leuchtet unten im silbernen Mond die goldne Kuppel an seinem Grabtempel. — Was war mit dir, als wir an der Gruft standen? Ich kenne dich gar nicht so fassungslos.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Nun, Juliane stand zwischen uns — ein Anlaß war denn doch wohl gegeben. Und wie es bei solchen feierlichen Gelegenheiten öfters ist, der Zufall spielte sinnvoll herein. Du erinnerst dich, daß irgendein Junge, der draußen am Park vorüberging, unermüdlich „Ich hatt' einen Kameraden“ trällerte.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Das mag alles ganz richtig sein, jawohl — auch mich erschütterte diese tote Gegenwart des Lebendigen, das wir so innig gekannt haben, zumal mir die Hofmeisterin gesagt hatte, daß man Heinz-Herbert mit der Locke des Kindes Juliane auf dem Herzen bestattet habe.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ja, mir hat sie es auch gesagt. Du warfst sie ja einstmals weg, diese Locke, als wir erst kurze Zeit auf dem Marsch waren. Du sagtest damals, es sei was daran, das dich rückwärts ziehe; das aber erschwere dir den Einsatz deiner ganzen Persönlichkeit, den du einmal beschlossen hättest.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Ja — ich glaube, so dachte ich.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ich trage sie immer noch auf der Brust, gleichwie der Kamerad in der Gruft, Alexis.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Es ist mir bekannt, ich weiß es, Günther. Du hast ja daraus kein Geheimnis gemacht. Man trennt sich nicht gern von einem bewährten Talisman. Alle trugen ja irgendwo etwas dergleichen. So: nun trinken wir Heinz-Herberts Andenken!

*Er hebt das Glas, und die Brüder stoßen an.*

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER, *nachdem er getrunken, fährt fort.* Ja, ja. armer Heinz-Herbert! tapferer Heinz-Herbert! todesmutiger, kühner Heinz-Herbert! Und doch hatte er Grübchen in den Wangen und sah wie ein junges Mädchen aus.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Eigentlich hatte er nur zwei Dinge lieb: das Vaterland und Juliane, die Schwester.



GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Er hat sie nur Adelaide genannt.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Einmal hat er zu mir gesagt: „Was wird aus ihr, wenn ich bleiben sollte?“

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Mir hat er einmal Briefe gezeigt, die das Kind Adelaide an ihn gerichtet hatte. Das andre Mal fand ich einen von ihm an sie, nach einem plötzlichen Aufbruch, im Quartier. Die zärtlichste Neigung sprach aus den Briefen, wie sie zwischen Geschwistern sonst nicht üblich ist.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Ein lieber Junge, ein kühner Streiter, der beste Kamerad von der Welt.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Etwas in ihm, dessen bin ich gewiß, hat zum Tode gedrängt. Sie war sein Idol, ihm wollte er dienen. Die andre, die letzte, die höchste Hoffnung der werdenden Jungfrau gegenüber konnte er nicht haben und hatte er nicht. Sollte er nicht vielleicht die gefundene Lösung im Grabe ersehnt haben, die Locke des Kindes auf der Brust?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Unergründlich, heißt es ja wohl, ist des Menschen Herz.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ganz unrecht hast du übrigens nicht, wenn dich meine Bewegung am Grabmal seltsam berührte. Warum sie mich plötzlich so ergriffen hat, wüßte ich nicht. War's der Bericht von der Locke, die der Verewigte, wie ich, auf dem Herzen trägt? — Ich möchte nicht sagen und kann nicht sagen, was ich letztlich empfunden habe: es ist zu verschwommen, zu unbestimmt. Aber irgendwie bestand ein Kontakt zwischen mir und der Gruft, die mich frösteln machte.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Ich wurde besorgt, ich sah es dir an.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Du erinnerst dich, wie ich zu dieser Reise gestanden habe: jetzt wollte ich sie, dann scheute ich wieder davor zurück.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Das ist mir freilich nicht anders ergangen.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Du hast sie gewollt, hast sie aufgeschoben, aber doch nicht mit dem seltsamen Unterton, den das Für und Wider in meiner Brust hatte. Nämlich es war eine Furcht, eine Furcht bis zum leichten Schauer in mir . . . ja, sagen wir geradezu, wie man vor einem Verhängnis zittert. — Ich rede Unsinn, vergiß es, Alexis!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Man muß diese Dinge zu Ende denken; anders, Günther, besiegt man sie nicht.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Nein, nein: der Krieg ist vorbei. Was im Kriege erlaubt war, schickt sich für nüchterne Burschen wie uns im Frieden nicht. Damals gab es genug Kameraden, die bei heiterster Laune am Lagerfeuer ihr offenes Grab sahen. Ich sehe nun freilich gewiß nicht mein offenes Grab. Aber die Empfindung, vor der ich in der Ferne gescheut habe, kam doch heut, wie erwartet, mit Macht über mich. Mir war, als könnte ich nicht mehr von hier fortkommen . . .

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS, *lachend*. Das kann sehr verschiedene Ursachen haben, mein Günther . . . *er steht auf, nimmt eine Flöte und spielt mehrere Läufe. Dann fährt er fort:* . . . die mit Nänien und Tod nicht zu verwechseln sind! Ich will diese Gründe nicht weiter ausführen. Aber höre, Günther, ein Mann, ein Wort: Ist die in der Tat etwas lastende Atmosphäre dieses Schlosses irgendwie nicht für dich, erkläre dich kurz, und ich sitze mit dir morgen früh im Postwagen . . .

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER *erhebt sich, um in sein Schlafzimmer zu gehen*. Keine Übereilung, wir wollen's beschlafen, Alexis.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS, *immer mit Flötenbegleitung*. . . und wenn du bis morgen früh nicht warten willst, beordere ich auf der Stelle Postpferde.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER, *heiter*. Daß du Ernst machen würdest, bezweifle ich nicht: du bist ein Mann der kurzen Entschlüsse. Aber der Morgen dämmert ja schon, im Parke flöten, mit dir um die Wette, die Nachtigallen — warum soll man es nicht ein paar Tage im Paradiese aushalten?! *Am Fenster*. Horch mal, Alexis — hörst du das?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS *nimmt die Flöte vom Mund, tritt ans Fenster, lauscht*. Im Parke flöten nicht nur mit mir um die Wette die Nachtigallen, sondern da unten ist jemand, der Harfe spielt. *Man hört Harfen-Arpeggien deutlich und laut*. Wer mag das sein? Die Musikerstochter?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Mit diesem Maestoso? Nein! nur aus Julianens Seele kann das hervorgehen. . . *Beide horchen, bis das Harfenspiel verstummt*.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Das war ein Willkomm für uns, guter Günther, und zu gleicher Zeit eine Aufforderung, frei, heiter und überwindend zu sein. Und in diesem Sinne: gute Nacht, Günther!

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Heißsporn Alexis, gute Nacht!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. So will ich mich noch ein wenig abkühlen. . . *Er tritt ans Mansardenfenster und flötet*  
Brüderlein fein, Brüderlein fein,  
sollst nit so traurig sein. . .

*Die Schloßuhr hebt aus und schlägt halb eins.*

## VIERTE SZENE

*Der gleiche größere Terrassensaal wie in der zweiten Szene.*

*Gherardini öffnet das Klavier und ordnet Noten. Die goldene Harfe ist da, und Jutta stimmt an ihr herum. Diener Sulzer rückt Stühle und Fauteuils zurecht für ein zu erwartendes Auditorium.*

*Wunderbarer Frühsommernorgen. Zeit gegen zehneinhalb Uhr.*

GHERARDINI, *lustig*. Was heißt das, Sulzer: ich habe meine Klavierschüler wegen des Mozart-Trios eine halbe Stunde früher nach Hause geschickt, und nun läßt sich keiner der Herrschaften blicken?!

SULZER. Die Komteß mit den Zwillingsgrafen sind vom Morgenritte noch nicht zurück.

GHERARDINI. Ein Leben in dulci júbilo, das ich an sich ja mit Freuden begrüße, besonders im Hinblick auf die Komteß. Und warum überhaupt ein Morgenkonzert, da ja die Vögel im Park Tag und Nacht musizieren?! Einem Sprosser habe ich gestern Nacht wohl eine Stunde lang zugehört. Dieser Vogel ist sicherlich selbst unter seinesgleichen ein besonderes Genie. Er imitierte tausendfältig das Drama seines Lebens mit den Stimmen seiner Akteure: den Pfiff des Stars, die Geige des Finks, die bescheidenen Liebeserklärungen seines brütenden Weibchens macht er nach. Er scheint ein Konzert im lunarischen Halblicht zu dirigieren, darin die Geräusche der Grillen, der Heuschrecken, der Libelle und viele andere mitwirken. Es sind Stimmen, die er in blitzschnellem Wechsel nacheinander, miteinander und gegeneinander von örtlich scheinbar getrennten Punkten wirken läßt. Und doch ist nur er allein der Sänger. Wenn er volle Glockentöne hören läßt, denkt man etwa an einen See im

Elysium, auf dessen glänzenden Spiegel glänzende Tropfen von den regenfeuchten Flügeln eines Engels herabfallen, der darüberfliegt. Wieder von anderen seiner Töne ist zu sagen: sie spalten die Nacht wie fallendes Licht. . . Es ist die Liebe, nicht zu vergessen, die Liebe, die uns alle zu Sängern macht. Was ich ihm übrigens wünsche, diesem Tausendsassa von einem Singvogel, ist ein bißchen weniger Unermüdlichkeit; denn er zwingt bei geschlossenem Fenster zu schlafen.

JUTTA, *mit einigen Harfengriffen*. Die Komteß sagt, ich müsse auch reiten lernen, Papa.

GHERARDINI. Das haben dir Erlaucht der Herr Reichsgraf ja schon immer angeboten. Du hast es aber mit Geige und Harfe zu tun, und das Reiten macht harte und stumpfe Hände.

JUTTA, *unter Arpeggien*. Lebt man denn nur um des Musizierens willen, Papa?

GHERARDINI, *mit herzlichem Lachen*. Es scheint mir, ihr habt eine neue Weltanschauung aufgebracht, du und die Komteß, mit dem Grundsatz, nur so in den Tag hineinzuleben.

JUTTA *nimmt die Hände von den Saiten*. Gestern sagte Juliane wirklich allen Ernstes zu mir, es beherrsche sie eine ausgesprochene Vergnügungssucht. Wieso und warum, wisse sie nicht.

GHERARDINI. Mir ist die Verwandlung unsrer lieben Komteß nun nicht weiter verwunderlich. Wer, der nicht zum Besenstiele geworden ist, wollte dem Sturmwind des Lebens, der mit den beiden Grafen über uns gekommen ist, standhalten?! — — Aber wenn die Herrschaften nun nicht bald kommen, werde ich Ihnen die Appassionata vorspielen, Sulzer. Kommen Sie her, Sie lieben ja doch die Musik. . .

SULZER. Sie belieben zu scherzen, Meister. *Sulzer öffnet eine Tür und läßt die Reichsgräfin Anna, den Reichsgrafen Waldemar und Gräfin Ludmilla eintreten.*

REICHSGRÄFIN ANNA. Das Kleeblatt noch immer nicht da, lieber Meister?

GHERARDINI. Immer noch nichts zu spüren davon.

REICHSGRÄFIN ANNA. Es ist ihnen doch nichts zugestoßen? Ich meine, da ja doch Juliane seit Jahren nicht mehr im Sattel gewesen ist.

REICHSGRAF WALDEMAR. Sie hat sich brillant hineingefunden, und an Angstvisionen leide ich nicht.

GHERARDINI. Kastor und Pollux zu beiden Seiten, die Rossebändiger par excellence: wer bekommt nicht Respekt, der sie in Rom auf der Treppe zum Kapitol gesehen hat?! Bei solcher Bewachung — was sollte der Reiterin zustoßen?!

REICHSGRÄFIN ANNA. Was sagen Sie überhaupt, Meister, zu unserer Tochter?!

GHERARDINI. Ich gratuliere schon heut und denke, am Ende dieser Reihe von schönen Tagen wird erst recht, und in einem präziseren Sinne, zu gratulieren sein.

REICHSGRÄFIN ANNA. So weit versteigen sich Ihre Hoffnungen? Juliane ist unberechenbar: sie hat bisher noch jeden Bewerber schließlich und endlich ausgeschlagen.

GHERARDINI, *mit anzüglichem Lachen*. Und im gegebenen Falle bietet sich für die Umworbene noch eine ganz besondere Schwierigkeit, ähnlich der von Buridans Esel zwischen den beiden Heubündeln.

REICHSGRÄFIN ANNA. Um ein treffendes Scherzwort wird der Meister niemals verlegen sein.

REICHSGRAF WALDEMAR. Die Wahl würde schwer fallen, ganz gewiß: die Grafen gleichen einander, jeder in seinen besonderen Vorzügen, abgesehen davon, daß man ihre Stimmen, wenn man sie nicht sieht, unmöglich unterscheiden kann.

GRÄFIN LUDMILLA. Man kann sie buchstäblich nicht unterscheiden.

REICHSGRÄFIN ANNA. Vielleicht wäre der eine tiefer, der andre blendender.

GRÄFIN LUDMILLA. Beide haben mein Herz gewonnen — letztlich aber zieht es mich zu dem Tieferen, zu dem Dichter-Grafen, hin.

*Jutta nickt bedeutsam mit dem Kopf.*

REICHSGRAF WALDEMAR. Gräfin, Sie werden ja rot, Sie geraten in Feuer!

GHERARDINI. Man beruft einen Menschen als tief, einen anderen als flach: trotzdem kann gerade der Oberflächliche tief und der Tiefe der Oberflächliche sein.

REICHSGRAF WALDEMAR. Nun, jetzt tollen ja beide mit Juliane manchmal wie Buben herum.

REICHSGRÄFIN ANNA. Damals ging es ebenso zu, eh sie mit Heinz-Herbert ins Feld zogen. Gott sei Dank hat die heutige Fröhlichkeit nicht den dunklen, schicksalsschweren Hintergrund!

GHERARDINI. Das gebe der Himmel! Wir wollen auf Holz klopfen.

*Er pocht stark, so daß die Saiten hallen, mit dem Knöchel auf den Klavierdeckel.*

REICHSGRAF WALDEMAR. Es war für Juliane höchste Zeit. Man konnte fürchten, sie werde tiefsinnig. Hätten wir Sie nicht gehabt, lieber Meister, der Sie gleichsam ein immer wacher Arzt an Julianens Seite gewesen sind — vielleicht wäre der Umschwung zu spät gekommen.

GHERARDINI. Erlaucht, ich vertraue auf die Komteß. Selbstverständlich bei einer großen Natur, daß sie zur Tragik fähig ist. Ist sie erst einmal ganz gereift, wird sie gewiß auch das Leben meistern. *Man hört Lärm und Lachen über die Terrasse.* Nun, die Windstille ist vorüber. Gebe Gott den gesunden und frischen Lüften Bestand!

*Die beiden Grafen Friedrich-Alexis und Friedrich-Günther bringen Komteß Juliane zwischen sich auf ihren*

*verbundenen Händen hereingetragen. Sie hat den rechten Arm um Graf Friedrich-Alexis', den linken Arm um Graf Friedrich-Günthers Nacken gelegt. Sie ist im Reitkleid. Die Grafen tragen Reitröcke und Zylinder. In das übermütige Gelächter der Gruppe stimmt vor allem Gherardini ein.*

GHERARDINI. So lobe ich mir unsre allgeliebte Komteß: mit heiterer Seele und lachendem Herzen, von starken Armen durchs Leben getragen.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Nun halt! und mit jeder gebotenen Sorgfalt, Günther! Das allerkostbarste Gut im ganzen großen Römischen Reich Deutscher Nation ist uns anvertraut.

*Sorgfältig, als ob sie aus Glas wäre, wird die Komteß auf die Füße gestellt.*

KOMTESS JULIANE. Guten Morgen, maman! Guten Morgen, Papa! Guten Morgen, Meister! Wir haben einen wundervollen Ritt gehabt!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Die Komteß ist wie Pentheseilea geritten.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Eine Zeitlang sind wir einem Stück Rotwild über Hecken und Gräben nachgaloppiert.

KOMTESS JULIANE. Ein wildes Vergnügen, kleine Jutta, weitab von der Harfe, weitab von Musik. Man fühlt etwas anderes in sich aufstehen, etwas, das im Schoße vergangener Zeiten einmal der ganze Mensch gewesen ist.

GHERARDINI. Es ist das Gesunde, man sollte es niemals vernachlässigen.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS *rezitiert.*

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,  
wo Starkes sich und Mildes paarten,  
da gibt es einen guten Klang.

REICHSGRÄFIN ANNA. Ich staune, sie ist völlig umgeschlagen.



KOMTESS JULIANE. Was meinst du mit umgeschlagen, maman?

REICHSGRÄFIN ANNA. Ich meine damit, daß du sozusagen über Nacht den Wildfang in dir wiedergefunden hast, der du als kleines Mädchen gewesen bist.

KOMTESS JULIANE. Was bleibt einem übrig, zwischen zwei solchen Wildfängen?!

*Sie tippt dem einen wie dem anderen Zwillings, die beide gebeugt stehen, mit der Reitgerte auf den Hut.*

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Für jede Unart bitten wir untertänigst um Entschuldigung.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Und nun wollen wir uns vor allem umziehen.

REICHSGRÄFIN ANNA. Ja, wenn überhaupt das Konzert noch stattfinden soll.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Meine Finger sind leider ganz steif, ich fürchte, ich kann den Flötenpart nicht durchführen.

KOMTESS JULIANE. Und meine geliebte Harfe — o weh!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Dann soll uns wenigstens Günther, von Meister Gherardini auf dem Klavier begleitet, die „Adelaide“ in der Vertonung von Beethoven vortragen.

JUTTA. Oder, mit Erlaubnis der Komteß, begleitet von mir auf der goldenen Harfe.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Verzeihung, ich singe längst nicht mehr.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Er lügt — Sie würden den größten Genuß haben!

SULZER. Belieben die Komteß ein Glas Mandelmilch?

KOMTESS JULIANE, *sich fächernd*. Limonade, Mandelmilch — was du willst. *Sie läßt sich in einen Lehnstuhl fallen*. Ja, singen Sie uns! singen Sie uns die „Adelaide“!

GHERARDINI *singt feurig.*

Abendlüftchen im zarten Laube flüstern,  
Silberglöckchen des Mais im Grase säuseln,  
Wellen rauschen und Nachtigallen flöten:  
Adelaide!

Aber diese Adelaide ist tot und begraben — wir hier wollen dem Leben huldigen.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. So oder so: jeder wahrhaft gelebte Tag ist ein Auferstehungstag.

KOMTESS JULIANE, *plötzlich unsicher.* Ja ja, das mag immer sein, aber . . . ich verstehe mich denn doch manchmal nicht, wie ich so in den Tag hineinlebe.

REICHSGRAF WALDEMAR *legt seine Hand auf ihren Scheitel.* Hier gibt es kein Wenn und kein Aber, Juliane. Wir alle im Schloß sind glücklich und überglücklich, daß du so heiter bist.

*Gherardini, schalkhaft auf dem Klavier anschlagend, ohne den Text zu singen: „Das ist Lützows wilde verwegene Jagd.“*

KOMTESS JULIANE *zuckt zusammen, sieht sich fremd um, faßt, wie um sich zu besinnen, an die Stirn.* Zu Jutta: Sag, was ist heut für ein Wochentag?

JUTTA. Mittwoch, Komteß.

KOMTESS JULIANE. So hab' ich mich gestern einer schweren Unterlassung schuldig gemacht.

*Nach einem Augenblick des Nachdenkens entfernt sie sich schnell und ohne Abschied.*

REICHSGRÄFIN ANNA. Was mag sie wohl haben, Waldemar?

GHERARDINI. Ich bin zu tadeln, ich trage die Schuld, weil ich „Lützows wilde verwegene Jagd“ intoniert habe. Ich würde mir gern die härtesten Strafen zudiktieren, könnte ich diesen Fauxpas ungeschehen machen.

REICHSGRÄFIN ANNA. Ist es immer noch so empfindsam, das liebe Ding?

JUTTA. Komteß Juliane pflegen jeden Dienstag persönlich irgendeine Blumenspende am Grabmal im

Park niederzulegen, weil Graf Heinz-Herbert an diesem Tage gefallen ist. Gestern ist es vergessen worden.

REICHSGRAF WALDEMAR. Sie hat es vergessen, und jetzt ist's ihr eingefallen — gewiß. Wir wollen den Umstand weiter nicht schwer nehmen. Suspendieren wir das Konzert — zum Frühstück ist sie bei strahlender Laune!

*Die beiden jungen Grafen meistern ihre Erregung durch eine streng gesellschaftliche Haltung.*

## FÜNFTE SZENE

*Das Musiksälchen wie in der ersten Szene.*

*Komteß Juliane an der goldenen Harfe, Jutta bei ihr.*

JUTTA. Man sagt von der Harfe, sie besitze den poesie- und seelenvollen Silberton... — Sie sind nicht sehr bei der Sache, Komteß.

KOMTESS JULIANE. Das ist die Trägheit meiner Natur — es fehlt mir in allen Dingen die Ausdauer.

JUTTA. Das wollte ich und das mag ich nicht hören, Komteß! Sie sagen jetzt öfters solche Dinge. Sie springen überhaupt jetzt auf eine mich wirklich manchmal beängstigende Weise aus einer wahren Ausgelassenheit in eine unbegründete Traurigkeit.

KOMTESS JULIANE. Nichts auf Erden ist unbegründet. Du weißt ja, wo mein Tempel der Hoffnung bisher gestanden hat und noch immer steht, Jutta. Ich fühlte es gestern, als ich die versäumte Blumenspende auf seinen Stufen niederlegte.

JUTTA. Und vor kaum einer halben Stunde sind Sie hier mit den Worten eingetreten: „Es war herrlich! Ich habe mit den Zwillingen wieder einen prachtvollen Morgenritt gemacht!“

KOMTESS JULIANE. Ich leugne nicht, daß ich das gesagt habe. Überhaupt empfinde ich jetzt manchmal, vielleicht mehr als je, das Glück des Augenblicks — aber der Gram liegt auf der Lauer.

*Sie stützt ihr Haupt an die Harfe und weint still.*

JUTTA. Aber, aber, Sie weinen, Komteß! Den Grund dazu sehe ich wirklich nicht, mag auch alles auf Erden, wie Sie sagten, seinen Grund haben.

KOMTESS JULIANE. Da ist auch durchaus nichts zu sehen, Jutta, wo alles im Gefühle begründet ist. Je schöner wir die Ferne aufleuchten sehen, um so tiefer empfinden wir auch das Dunkel. Werden jemand die

Augen für überirdische Gesichte aufgetan, so sieht er auch das Irdische auf eine neue Art.

JUTTA. Werfen Sie den Kleinmut ab, Komteß — jetzt, wo zwei der herrlichsten Troubadoure in Ihrem Dienst unermüdlich wetteifern.

KOMTESS JULIANE, *gefaßt*. Wenn das Einfache nur so einfach wäre, wie du es einfach hinsprichst, Kind! Mich fröstelt manchmal, wenn ich tief innen plötzlich erkenne, was da alles miteinander um den Vorrang ringt.

JUTTA. Kräftig und resolut, sagt mein Vater, müsse der Mensch das Leben anfassen.

KOMTESS JULIANE. Dein Vater hat recht — deshalb brauche ich aber nicht unrecht zu haben, wenn ich sage: je höher die Gipfel, je tiefer die Abgründe. — Nun zeige mir aber den schwierigen Fis-Akkord!

JUTTA. Ja, nun, Komteß, kann ich wieder die Saiten vor Tränen nicht sehen. Das haben Sie nun aus mir gemacht!

KOMTESS JULIANE. Nun also, Jutta, du weinst über mich...

JUTTA. Weil Sie das Gottgegebene, Heiter-Freie und Große nicht im freien und großen Sinne hinnehmen.

KOMTESS JULIANE. Kleine Jutta, ich fürchte mich...

JUTTA. Fürchten? Wieso? vor was?

KOMTESS JULIANE. Vor dem Leben, dem Glück, vor allem, Jutta! Manchmal habe ich Furcht, einen Schritt zu tun, weil ich mich einem dunklen Etwas zu nähern fürchte, was vielleicht unvermeidlich ist.

JUTTA. Das nenne ich krankhafte Selbstqual. — Sie müssen gesund werden!

KOMTESS JULIANE. Die beiden Grafen, die du mit so verzückten Augen siehst: — oftmals muß ich über sie seufzen...

JUTTA. Das, liebste Komteß, begreife ich nicht.

KOMTESS JULIANE. Du hast recht, ich begreife es

selber nicht. Aber trotzdem diese beiden Menschen mit ein und demselben Pulsschlag durchs Leben gehen — ich seh' im Geist, wenn der eine lacht, jedesmal den anderen in Tränen... Und mein schmerzhaft weit geöffnetes Auge zeigt mir manchmal einen noch ganz anderen Unterschied.

JUTTA. Nichts, sagen Sie nichts! Zu oft haben Ihre Visionen mir bange gemacht.

KOMTESS JULIANE. Willst du mir glauben, ich möchte manchmal des Nachts, wenn ich aus schwerem Traume auffahre, ein Licht nehmen und zu den Zwillingen in die Schlafkammer tasten — ich möchte mit der Kraft einer Geistererscheinung die Rechte erheben und sie fort, weit fort weisen. Um ihretwillen, ohne Rücksicht auf mein Geschick...

JUTTA. Nein, Komteß, solche Rückfälle ertrage und dulde ich nicht! Wie hat mein Vater gestern gesagt? So lobe ich mir unsre allgeliebte Komteß, mit heiterer Seele und lachendem Herzen, von starken Armen durchs Leben getragen!

KOMTESS JULIANE. Ich gebe zu, daß dein Protest etwas für sich hat. Ich will versuchen, gesund zu werden. *Von draußen dringen Läufe und Melodien einer Flöte.*

JUTTA *umarmt Juliane.* Ja, ja, geben Sie sich alle erdenkliche Mühe, Komteß! *Sie zuckt zusammen, wird aufmerksam.* Horch, das ist der Musik-Graf — er übt! — — Ich bin vorhin durch den Park gekommen, ich hörte das ununterbrochene übermütige Lachen der beiden Grafen aus der Mansarde herab. Schon den ganzen Morgen, sagt der Gärtner, halle der Park von ihrer Lustigkeit.

KOMTESS JULIANE. Nun ja, mag sein, es sind glückliche Menschen, Frohnaturen, wie Goethe sagt. Ich leugne nicht, daß sie mich oft und oft in ihren Übermut mit hineinreißen.

JUTTA. Wobei wohl meistens Alexis der Führer ist.

KOMTESS JULIANE. Dabei ist Alexis immer der Führer.

JUTTA. Hätte Günther am Ende mit Ihnen, Komteß, eine gewisse Ähnlichkeit? ich meine mit Ihrer Neigung zur Eingezogenheit und Versonnenheit.

KOMTESS JULIANE. Er ist ein Dichter — das wäre nicht unmöglich. Ich bilde mir übrigens ein, ich hätte dir eine Vorliebe gerade für den versonnenen Günther abgemerkt.

JUTTA. Ich finde, Komteß, man muß zu ihm aufschauen.

KOMTESS JULIANE. Kannst du in deinem Herzen etwas begraben, wenn es dir deine Freundin anzuvertrauen das Bedürfnis hat?

JUTTA. Ich bin Ihr verkörpertes Schweigen, Komteß.

KOMTESS JULIANE. Nun also, in deine Seele gesprochen: weißt du, daß eine Locke von mir mit Heinz-Herbert im Sarge liegt?

JUTTA. Offen gesprochen, es geht die Sage.

KOMTESS JULIANE. Ist das nicht eine Art Vermählung für die Ewigkeit?

JUTTA. Solche Gedanken müssen Sie abweisen; sie haben im Diesseits kein Bürgerrecht. Eine volle, köstliche Menschenblume wie Sie versündigt sich, wenn sie so denkt, am Leben! am Leben, Komteß, das Gott ihr als ein höchstes Geschenk gegeben hat.

KOMTESS JULIANE. Auch Günther trägt eine Locke von mir auf der Brust.

JUTTA. Ich weiß von der Zeremonie, die vor Jahren, als die drei Kameraden ins Feld zogen, stattgefunden hat.

KOMTESS JULIANE. Aber Alexis hat meine Locke fortgeworfen.

JUTTA. Er ist weniger tief, an Empfindsamkeit

leidet er nicht: ein schöner Zug an ihm ist das mitnichten.

KOMTESS JULIANE. Und doch würde ich heute wünschen, wünschen von ganzer Seele, Kind, auch Günther hätte die Locke fortgeworfen...

JUTTA. Sie nehmen die Dinge doch wohl immer irgendwie etwas schwerer, als sie sind. Minnedienst, Frauendienst, Gottesdienst, das ist doch bei Kavalieren ein und dasselbe und selbstverständlich.

KOMTESS JULIANE. Ich werde die Empfindung nicht los, die Träger der Locke hätten irgendwie Macht über mich.

JUTTA *fällt Komteß Juliane um den Hals.* Nun, möchte doch Günther über Sie Macht haben!

KOMTESS JULIANE. Höre, höre: ich habe Verdacht, daß gerade in dies Licht hineinzufiegen die kleine Motte Jutta im Begriff ist?!

JUTTA. Komteß, warum nicht?! Mag ich zu Asche verkohlen!



## SECHSTE SZENE

*Das Mansardenzimmer wie in der dritten Szene. Graf Friedrich-Alexis und Graf Friedrich-Günther unterhalten sich aufgeräumt bei offenen Fenstern. Ihre Kleidung ist leger.*

*Graf Friedrich-Alexis studiert beiläufig, die Flöte am Mund, vor einem Notenpult die Flötenstimme in irgendeinem Musikstück.*

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER, zu Alexis, nach einem gemeinsamen, lauten Gelächter. Du bist heute von einer wahrhaft strahlenden Laune.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Es ist so, Günther.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Und weißt du vielleicht auch, warum?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Ganz und gar nicht. Das hieße zu viel fragen. Kammerdiener Sulzer erscheint mit einigen Kleidungsstücken. Graf Friedrich-Alexis, fortgehend, zu Sulzer: Danke verbindlichst! Das ist schön von Ihnen, Herr Sulzer: die alte Montur hat lange keine Bürste gefühlt.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Was ist es für eine Montur, Alexis?

SULZER. Die geheiligte Uniform der Lützowschen Jäger, Herr Graf.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Wie kommst du darauf, sie hervorzuholen?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Ja, wie komm' ich darauf? Vielleicht durch den Lützow-Erinnerungstag.

*Sulzer ab.*

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Der Kommandeur hat den Wunsch, uns dabei zu sehen?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Er schreibt einen dringenden Brief an mich. Das Lange und Kurze: wir möchten uns doch dem edlen Anlaß nicht fernhalten.

*Von unten hört man das Klavier anschlagen und das Stimmen von Saiteninstrumenten.* Unten stimmen sie schon, wir haben Eile, wir müssen uns umkleiden.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Wie verhalten wir uns gegenüber der Einladung?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS, *ins Notenblatt vertieft.* Gönn mir eine Minute Zeit! Das Flötenkonzert des Alten Fritzen wird aufgeführt, wobei du nur zuzuhören hast... Ich aber möchte mich nicht blamieren.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Aus Unvermögen feiern müssen, ist gar nicht so angenehm.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Du wirst Komteß Juliane heut endlich den Gefallen tun und die „Adelaide“ vortragen.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Mit meiner stimmlichen und technischen Unzulänglichkeit?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Nichts da, du wirst den Vogel abschießen. Der Wurf deines Vortrags wird immer durchschlagen.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Unverkennbar schlägt in deinen Worten der Versuch zu trösten durch!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Das wäre dann wohl zum erstenmal, bisher ist ein solcher Versuch nie nötig gewesen.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ich bekenne offen, der Neid gegenüber deinen musikalischen Fähigkeiten hat mir manchmal zu schaffen gemacht.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Was aber befällt mich für ein Gefühl, sooft der Dichter von seinem Genius durch eine neue Gabe gewürdigt ist!?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Was werden wir anziehen zu der kleinen Veranstaltung?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Ich werde den blauen Frack anziehen.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ach so, da werd' ich wohl dieses Mal gut tun, eine andere Farbe für mich zu

wählen, da dich ja doch die Komteß in Blau am liebsten sieht.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. So? Sieht mich Komteß Juliane darin am liebsten? Was bevorzugt sie denn an deiner Person für ein Kleidungsstück?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Dafür, daß sie sich mit dieser Frage jemals beschäftigt hat, sind Anzeichen vorläufig nicht vorhanden.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. . . . . Höre, Günther, ist es dir nicht auch manchmal, als müßtest du dir in den Arm zwicken, um aufzuwachen?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. In der Tat! . . . und als könnte ich einen Weg nicht zurückfinden. Auch mir kommt es vor, als lebten wir in einem Zustand der Traumgebundenheit . . . Da war einmal ein Parktor, es öffnete sich, und hindurch fuhr die Postkutsche: es schloß sich hinter uns beiden Zwillingen und trennte uns von der alten Erde ab, der alten Erde, dem alten Leben, unserem ganzen bisherigen Sein — hoffentlich nicht auch von uns selber!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Hätten wir uns vom Wege verirrt, Günther, so müßten wir nun doch vielleicht daran denken, die Stelle zu suchen, wo wir abgekommen sind. Heut wäre sie schließlich noch zu finden. Was meinst du, wir sind acht Tage hier, wir könnten morgen mit Anstand abreisen.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Deine Entschlüsse kommen zwar immer mit einer gewissen Plötzlichkeit — diesmal, scheint es mir aber doch, allzu plötzlich. Man würde wohl den Eindruck zurücklassen, wir wären mehr beengt als beglückt von der doch wahrhaft fürstlichen Gastlichkeit unserer Gastgeber. Das entspräche jedoch der Wahrheit nicht und müßte als schwarzer Undank vermerkt werden.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS *wirft lustig Kleidungsstücke um sich her.* Teufel, mir ist auch gar nicht zum Abreisen!

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Urteile selbst, wie mir in dieser Beziehung zumute ist! *Er zieht sein Notizbuch und liest:*

Ein wehes Antlitz steht vor mir,  
es verweht und vergeht und ist wieder hier.  
's ist ein bittres Naß, darin es schwimmt,  
ein bittereres, drin es aber entglimmt.  
Wer bist du, Gesicht,  
du fremdes Gebild,  
im Dulden so groß,  
im Fordern so mild?  
im Schenken so reich,  
im Nehmen so arm,  
erbebend vor Frost  
und im Herzen so warm?  
Sprich, Frau, nun zu mir!  
Und sie hebt ihren Arm. . .

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Wann hast du das geschrieben, Günther?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Als ich gestern, wie du heut, den Gedanken erwog, meinen Aufenthalt abzubrechen.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Und da kam es dir vor, eine weiße Geistergestalt wolle es dir verbieten?!

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Das läßt sich genau nicht sagen, Alexis. Vielleicht wollte die Geistergestalt mich auch fortweisen.

*Graf Friedrich-Alexis hat während der Vorlesung schon Mühe gehabt, seine wachsende innere Bewegung zu verbergen. Er preßt die Lippen zusammen, seine Augen werden feucht, immer finsterner werden seine Mienen in dem Bestreben, sich beim Anblick des Bruders, auf den sein Blick unverwandt gerichtet ist, Gewalt anzutun. Bei dessen letzten Worten aber gelingt es ihm nicht mehr, und er schluchzt einmal auf.*

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Um Gottes willen, was ist dir, Alexis?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS *kehrt sich ab, ringt einen Augenblick fassungslos die Hände.* Nein, Günther, ich ertrag' es nicht!

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Und was willst du denn nicht ertragen —?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Ich weiß nicht — ich kann nur mit aller Bestimmtheit erklären, daß ich der Sache nicht gewachsen bin.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Was ist das für eine Sache, Alexis?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Ich kann die Dinge nicht weiterrücken — ich kann nicht — es ist zuviel für mich! Darum bitte ich dich mit dem Rechte des älteren Bruders — ich bin eine halbe Stunde älter als du! —, daß du mir eine kleine Pause bewilligst. Ich muß hinaus, ich muß einmal Luft schöpfen. Bin ich ein Mann?! Wie kommt eine solche Schwachheit über mich? Ich sehe dich an und muß schluchzen und flennen, wie ich seit meiner Kindheit es nicht mehr gekannt habe...

*Er legt seine Arme um Graf Friedrich-Günther und sinkt an seine Brust, sich an seiner Schulter buchstäblich ausweinend.*

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Herzensbruder, beruhige dich!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS *reißt sich los, wütet gegen sich selbst.* Pfui Teufel, Memme! schäme dich, Memme! sage nicht, daß du je Sporen an deinen Stiefeln getragen, auf einem Rosse gesessen hast! du bist ein Weichling, lasse dich einscharren! Nein, weiter gehe ich auf diesem Wege nicht! Ich muß mich von Flausen und Sentimentalitäten reinwaschen. Um meiner Selbstachtung willen muß ich das. Dazu brauche ich Männergespräche, Kriegskameraden. Und deshalb, Günther, fleh' ich dich an: laß mich auf einige Wochen fortreisen!

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Wenn mir aber ähnlich zumute wäre?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS *stutzt, sieht wiederum Graf Friedrich-Günther durchbohrend an.* Könnte dir ähnlich zumute sein?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Mir ist ganz und gar so wie dir zumute.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS, *jäh männlich und ernüchtert.* Nun also, das ist unser alter Ton. Du sollst meine Mannheit nicht beschämen. Wir haben, in dieser Beziehung gleich und gleich, selbst dem Tode heiter ins Auge geblickt. Und da doch wohl unsere Lose über den Sternen bereits gefallen sind, wollen wir in der alten gewohnten Weise orakeln.

Hier ist der alte Lützower Tschako! Bringen wir sofort unser bewährtes Rezept in Anwendung: zwei Stückchen Papier mit ja und nein — *er verfertigt sie und wirft sie in den Tschako* —, wer das Ja zieht, reist, wer das Nein, wird hierbleiben.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Und wie lange müßte man abwesend sein?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Solange man eben will oder kann. Freilich wäre die schnelle Rückkehr als Schwäche zu deuten.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Du bist in solchen Sachen stets großzügig; unter diesen Umständen aber füge ich eine Bedingung ein.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Im voraus bewilligt! Laß hören, Günther!

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Der Verwalter des Horts, der hier zurückbleiben wird, soll ein treuer Verwalter sein.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. So sei es! der Schatz — ein Noli me tangere!

*Sie bekräftigen es durch Händedruck.*

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Mein Wort darauf!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Du brauchst mir dein Wort nicht geben, Günther. Somit zum Entscheid! *Er greift in den Tschako und hält sein Los in der geschlossenen Hand.* Wer wagt, gewinnt. Glaub mir, ich bin ein Hellseher, Günther: ich halte ein Ja in meiner Hand. Ich weiß, meine Reise ist gesichert!

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Öffne, Alexis —

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS *tut es, betrachtet das Los.* Da steht mein Ja — sie ist gesichert!

## SIEBENTE SZENE

*Das Musiksälchen mit der goldenen Harfe wie in der ersten und fünften Szene.*

*Graf Friedrich-Alexis, die Flöte in der Hand, und Graf Friedrich-Günther treten vom Innern des Schlosses her ein.*

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS, *mit einem etwas erzwungenen Humor.* Wir kommen zu früh, die Hohepriesterin ist noch nicht im Heiligtum.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Das ist in der Tat dieser Raum mit seiner Leier im Mittelpunkt.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Machst du Fortschritte auf der Harfe? Die kleine Jutta Gherardini ist nicht nur deine hingebungsvolle Lehrerin, sondern noch mehr Verehrerin.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER, *trocken.* Dank für deine Eröffnung, Alexis!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Ich habe nichts gegen das süße Ding, das doch schließlich Anmut mit viel Talent und Klugheit verbindet.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ich kenne dich ja, du warst immer recht weitherzig.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Pfirsich ist Pfirsich! für jemand, der Pfirsich liebt. — Trotzdem ist mir nicht ganz so zumut, als ob ich meinen Flötenpart recht con amore ausführen könnte. Ich fürchte, ich werde nicht ganz bei der Sache sein.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Willst du wirklich noch heute abreisen?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Was du tun muß, tue bald: nach unserem gemeinsamen Grundsatz, Günther.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Von Müssen kann hier durchaus nicht die Rede sein. Was bedeutet schließlich ein Scherz wie das Losewerfen?!



GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Wie die Lose fallen, bedeutet viel, Günther!

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ich würde ein Opfer von dir nie annehmen — aber tragisch zu verstehen ist am Ende ein Ausflug von zwei, drei Wochen nicht.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Nein, tragisch zu nehmen ist das nicht.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ich beneide dich eigentlich um die Fahrt in der schummrigen Postkutsche. Unvergleichlich ist es für mich, wenn der laute Ruf des Posthorns in das Dunkel der unergründlichen deutschen Wälder taucht, darin verhallend und gleichsam versinkend — und wenn ihm dann alle nächtlichen Zauber der Tiefen antworten. Wir haben Vollmond, die Nacht wird taghell sein — es gibt keine Art von Rausch, die ich dem einer solchen Reise vorzöge.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Diesmal muß ich dich leicht enttäuschen, Günther. In der Tat, ich reise heut abend, wie du scheinbar vermutet hast. Mich aber um diese Nachtfahrt zu beneiden, hat niemand besonders Veranlassung.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Warum willst du die Reise dann überhaupt antreten?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Streiche die Tragik aus ihr, lieber Günther, aber auch freilich die Mondscheinverzückung dazu; dafür magst du dann einen begründeten Neid ins Konzept setzen.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Und welchen Gegenstand hätte dein Neid?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Vielleicht einen doppelten Gegenstand: ich werde Komteß Juliane um deine Nähe, dich um ihre Nähe beneiden. Dazu würde ein Schmerz kommen, mit jeder Minute weiter von euch beiden fortgezerrt zu sein.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Siehst du es so an, dann bleibt mir nur übrig, dich innig zu bitten: laß

mich ins Freie! öffne das magische Parktor für mich!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS *blickt Günther tief an.* Für dich besitze ich keinen Schlüssel. . .

*Komteß Juliane tritt mit schnellen Schritten ein.*

KOMTESS JULIANE, *ohne Günther zu bemerken.* Alexis, ich habe Sie warten lassen.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Es gibt keine Zeit, es gibt kein Warten für Vasallen im Dienste der Königin. Aber Gherardini ist ebenfalls noch nicht da, und das Violoncell steht noch im Kasten.

KOMTESS JULIANE. Denken Sie, daß ich selber daran die Schuld trage: mir war plötzlich zumute, als würde die Stunde reiner und schöner sein, wenn ich mit Ihnen allein musizierte.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Hier ist auch mein Bruder Günther, Komteß.

KOMTESS JULIANE, *leicht überrascht.* Ich hatte wahrhaftig gemeint, lieber Graf, Sie hätten sich in die fernsten Partien des Parkes zurückgezogen, um, wie Sie sagen, Begeisterung zu schlürfen aus dem kastalischen Quell der Einsamkeit.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Dazu wird die Komteß auch jetzt mir noch Urlaub gewähren, falls das geplante Flötenkonzert des großen Königs nicht mehr zu erwarten ist.

KOMTESS JULIANE. Das Flötenkonzert ist nicht zu erwarten. . . höchstens ein wenig Spiel mit dem Spiel. Aber bleiben Sie, bleiben Sie trotzdem, Graf — und wäre es nur, weil Sie beide sich doch nur ungern trennen.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS, *nach leichter Betretenheit, etwas gezwungen.* Günther hat ein Gedicht verfaßt, und ich werde es in Musik setzen.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ich kann mir nicht denken, daß eine solche Nachricht die Komteß in diesem Augenblick interessieren wird.

KOMTESS JULIANE. Was Sie beide betrifft, ist mir alles wichtig.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Und wir schätzen beide aus tiefster Seele die Neigung, die uns Komteß Juliane entgegenbringt.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Und so bitte ich nochmals, mich zu beurlauben. Nicht zwar, weil ich nach einem Trunk aus dem kastalischen Quell der Einsamkeit durstig wäre, sondern um einer Pflicht zu genügen, von der Alexis Ihnen Näheres berichten wird.

*Er entfernt sich in den Park.*

KOMTESS JULIANE. Ein Schatten ist über mich hingegangen... Was hab' ich gewollt? Was wollt' ich doch?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Ich denke, mit mir musizieren, Komteß.

KOMTESS JULIANE. Ich sah Ihren Bruder anfänglich wirklich nicht. Was meinen Sie: könnte ich ihn verletzt haben?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Ihn zu versöhnen, finden Sie bald genug und vollauf Gelegenheit.

KOMTESS JULIANE. Bitte rufen Sie ihn zurück!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Nein, Komteß! das tue ich nicht!

KOMTESS JULIANE. Weshalb sagen Sie das so bestimmt, Alexis?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Weil er den gleichen Grund hat, zu gehen, den ich habe, um hierzubleiben und mit Ihnen eine halbe Stunde allein zu sein.

KOMTESS JULIANE. Der Schatten wächst, ich fühle ein Frösteln... Erklären Sie mir die geheimnisvolle Pflicht, von der Ihr Bruder mit so bedeutsamen Worten gesprochen hat.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Das ist mit leichter Mühe geschehen, was für Hintergründe es sonst auch haben mag.

KOMTESS JULIANE. Alexis, das heißt verwirren, nicht aufklären.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Ganz einfach: ich soll einen Eichenkranz, den Günther mir mitgeben wird, auf die Grabstätte eines gefallenen Freundes legen. Er will ihn mit Hilfe des Gärtners selbst binden, und zwar von den Zweigen und Blättern der alten Eiche, die mit ihren gewaltigen Ästen die Kuppel des Grabmals Ihres Bruders berührt.

KOMTESS JULIANE. Viel und wenig gesagt: Ihnen mitgeben? Wohin mitgeben? was bedeutet das?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Es ist ein zwingender Anlaß vorhanden, der mindestens von einem von uns wahrgenommen werden muß.

KOMTESS JULIANE. Und so werden Sie eine Reise antreten?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. So ist es. Das werde und muß ich, Komteß. Das alte Freikorps feiert ein Erinnerungsfest zum Gedächtnis gefallener Kameraden.

KOMTESS JULIANE. Und da litt es Sie nicht, das Posthorn ruft, Sie wollen hinaus, hinaus in die Welt, nicht länger ein Gefangener sein...

*Von einer Bewegung übermannt, sinkt sie auf einen Stuhl und starrt vor sich hin.*

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Nehmen wir an, mein Bruder unternähme heut abend die Reise: Ihre Empfindungen würden ja doch die gleichen sein! — Was Sie beide betrifft, ist mir alles wichtig: sagten Sie das nicht eben, Juliane?

KOMTESS JULIANE. Legen Sie nur meine Worte auf die Goldwaage! Nun wohl, warum lassen Sie Günther hier? Warum soll er im Kerker verschmachten, im Einerlei unsrer Seufzeralleen und zwischen unseren Sumpfgräben, wie Gherardini sagt, hinwelken?! Immerhin, er ist weniger leichtbeschwingt als Alexis. Er machte den Fehler, seinerzeit eine gewisse Locke nicht fort-

zuwerfen... Er kann wohl fühlen, besser als andre, was man einem verletzlichen Frauenherzen schuldig ist.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS *tritt unter sichtbaren inneren Kämpfen an Juliane heran, die, noch immer vor sich hinstarrend, im Sessel lehnt, und will ihr mehrmals die Hand auf den Scheitel legen.* Juliane! Juliane, sprechen Sie nichts! Ich blicke mit Ihnen, ich starre mit Ihnen in den gleichen tiefen Abgrund hinunter: nicht zwischen uns, aber vor uns hat er sich aufgerissen. Leben Sie wohl — es muß sein — ich reise, Juliane!

*Er geht schnell ab. Jutta tritt ein.*

JUTTA. Überall habe ich Sie gesucht, Komteß.

KOMTESS JULIANE. Eben habe ich etwas erlebt, kleine Jutta, was mir die Sonne aus dem Himmel, die Töne aus allen Instrumenten, ja, wie ich fürchte, meine Seele genommen hat.

## ACHTE SZENE

*Ein Zimmer im Schloß, das Arbeits- und Privatgemach der Reichsgräfin Anna. Die Reichsgräfin sitzt in einem altertümlichen Erker am StICKRAHMEN, der Reichsgraf Waldemar geht unruhig auf und ab.*

REICHSGRAF WALDEMAR. Nun ja, es kann etwas sehr Natürliches sein.

REICHSGRÄFIN ANNA. Sei es natürlich oder nicht, jedenfalls ist es besorgniserregend.

REICHSGRAF WALDEMAR. In ihrem Verhalten mir gegenüber finde ich bei Juliane keine Veränderung.

REICHSGRÄFIN ANNA. Für mich ist sie ein fremdes Wesen geworden.

REICHSGRAF WALDEMAR. Und worin drückt sich das aus, Anna?

REICHSGRÄFIN ANNA. In ihrer Fremdheit drückt sich das aus.

REICHSGRAF WALDEMAR. Siehst du das Fremde im Betragen oder in einer äußerlichen Veränderung?

REICHSGRÄFIN ANNA. Ich sehe das Fremde leider in beidem. Sie hält sich schlecht, und der freie herzliche Blick ihrer Augen ist verschleiert, ist unstet geworden.

REICHSGRAF WALDEMAR, *schalkhaft lachend*. Cupido, du hast mir mein Gerät verstellt und verschoben, sagt der alte Herr, der in Weimar lebt.

REICHSGRÄFIN ANNA. Das dachte ich auch. War es unzart oder nicht, ich habe mich in meiner Mütterlichkeit dieser Unzartheit schuldig gemacht und eine direkte Frage an sie gerichtet: nein, ich bin überzeugt, Amor ist es nicht! So wie sie es tat, könnte man dergleichen Vermutungen sicher nicht ablehnen, wenn etwas Amoureuoses im Spiel wäre.

REICHSGRAF WALDEMAR. Aber du wolltest doch die Veränderung unmittelbar nach der Abreise des Grafen Alexis schon erkannt haben.

REICHSGRÄFIN ANNA. Gewiß, ich brachte sie damit in Zusammenhang. Daß hier eine gegenseitige Neigung zutage trat, war ja für niemand zweifelhaft. Du wirst nicht glauben, ich hätte hinter den beiden etwa herespioniert, aber meine Zofe erzählte mir, scheinbar erfreut, sie habe Juliane und Graf Friedrich-Alexis auf einer Bank an der Parkmauer überrascht, als sie die Hände ineinander gelegt hatten.

REICHSGRAF WALDEMAR. Nun, warum denn nicht?! Man muß wohl der Welt ihren Lauf lassen.

REICHSGRÄFIN ANNA. Wer sollte darüber traurig sein?! Ein tadelloser Kavalier von Geist, Gemüt und ähnlichen Neigungen. Aber sie weist es weit von sich ab, anders als durch Kameradschaft mit ihm liiert zu sein, und schwört es, jemals zu heiraten.

GHERARDINI *tritt ein*. Sie haben mich rufen lassen, Erlaucht.

REICHSGRÄFIN ANNA. Dank, lieber Gherardini, daß Sie meinem Rufe so unmittelbar freundlich Folge leisten.

REICHSGRAF WALDEMAR. Nehmen Sie eine Tasse Tee, Meister?

GHERARDINI. Sie wissen, ich trinke Kaffee und Tee zu jeder Tageszeit.

REICHSGRÄFIN ANNA. Trinken Sie Tee — und dann helfen Sie uns, mit der freundlichen Gesinnung für unser Haus, die ja manche Probe bestanden hat, in die rätselvollen — wie soll ich sagen — nicht gerade Verdüsterung, aber doch Verschleierung unserer häuslichen Atmosphäre nach Vermögen etwas Licht bringen.

GHERARDINI. Nach Vermögen, stets zu Diensten, gewiß!

REICHSGRAF WALDEMAR. Meine Frau macht sich Sorgen über das angeblich veränderte Wesen unserer Juliane. In ihrem Verhalten zu mir, wie ich gleich hinzusetze, sehe ich keine Veränderung.

REICHSGRÄFIN ANNA. Du kennst sie vielleicht nicht

so gut wie ich. — Nimmt sie übrigens noch ihre Musikstunden?

GHERARDINI *lacht gemächlich*. Nein, sie läßt eine Pause eintreten. Doch bin ich von dieser Wendung der Dinge nicht beunruhigt: sie geht mir etwas hinter die Schule — aber sie kommt mir schon wieder zurück.

REICHSGRÄFIN ANNA. Und der Grund, Gherardini?

GHERARDINI. Die Gründe sind vielfältig. Sie hat sich ein wenig übernommen in Musik, solange Graf Friedrich-Alexis auf dem Schlosse war, und muß sich wohl jetzt davon erholen.

REICHSGRAF WALDEMAR. Sagen Sie einmal offen, Meister — vielleicht kennen Sie besser als wir unsere Tochter —: hat ihr Graf Friedrich-Alexis Eindruck gemacht?

GHERARDINI. Seit er fort ist, darf niemand in Komteß Julianens Musikzimmer. Auch sie selber betritt es kaum. Als ich es ahnungslos getan hatte — wie Sie wissen, besitze ich Schlüsselgewalt —, hat mir die liebe Komteß mit einem graziösen Scherz den Schlüssel entzogen.

REICHSGRÄFIN ANNA. Das deutet nun wirklich auf Schwärmerei — und doch leugnet sie standhaft etwas dergleichen.

REICHSGRAF WALDEMAR, *schalkhaft*. Hätte sich meine Tochter am Ende jetzt mehr der Dichtkunst zugewandt?

GHERARDINI. Wäre es zu verwundern, wo Apollo selbst auf den Wegen und Stegen des Parkes lustwandelt, das Ruder in den Weiher taucht oder in der Eremitage dichtet? Wenn Sie meinen Rat hören wollen, so ist es der: nehmen Sie diese Sache, die, schon in ihrem Abglanz auf uns, eine so liebenswürdige ist, als eine Begnadung für alle Teile! Mitunter ist es mir, zumal wenn der Mond am Himmel steht, als hätten alle Nachtigallen des Parks sich zusammengetan, um das höchste Mysterium, das sie gegenwärtig wissen, zu feiern.

REICHSGRAF WALDEMAR. Also wäre es Graf Friedrich-Günther, wie Sie meinen, der ihre Neigung gewonnen hat?



GHERARDINI. Wessen Neigung hat er wohl nicht gewonnen?!

REICHSGRÄFIN ANNA. Sie machen demnach Mondscheinpromenaden, wie man sagt.

GHERARDINI. Ich hätte gewünscht, die erlauchten Herrschaften wären gestern so glücklich gewesen, eine von diesen Mondscheinpromenaden, wie ich, zu belauschen. Ich kam recht spät durch den Park nach Haus. Plötzlich hörte ich Ariel musizieren. Das akustische Wunder verwirrte mich. Ich spähte umher und wollte nun meinen Augen nicht trauen: durch Funkengewölke von Glühwürmchen, die überm Schilf des Ufers aufstiegen, leuchtete, voll im See gespiegelt, von Schwänen umkreist, eine goldene Harfe. In diesem Augenblick überschwoll Gesang den Saitenklang. Ich glaubte, nicht mehr auf der Erde zu sein. Da war Charons träges Boot auf dem Styx, aber eine der neun Musen musizierte darauf, und Apollo ließ seine Stimme ertönen, die im Raume des Schattenreichs ein neues gewaltiges Licht verbreitete. — Sie werden ahnen, wer die Muse gewesen ist und wer der Apoll, dessen Stimme ein solches Wunder wirkte.

REICHSGRÄFIN ANNA. Und was sang der Apoll für ein Lied?

GHERARDINI. Graf Günther sang „Adelaide“ von Beethoven, nicht säuselnd, sondern gewaltig, wie eben ein göttlicher Troubadour. Und als er bis zu dem Verse gekommen war:

Einst, o Wunder! entblüht auf meinem Grabe  
— eine Blume der Asche meines Herzens;  
deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen:  
Adelaide!

...als er, wie gesagt, bis dahin gekommen war, schien er das Schattenreich zu durchbrechen und mitten im Lichte des Tages zu stehn! Ein neuer Graf Günther, den ich bis dahin nicht gekannt hatte.

## NEUNTE SZENE

*Komteß Juliane und Graf Friedrich-Günther auf einer primitiven Gartenbank vor der Einsiedelei im Park.  
Sommerabend.*

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER *liest aus seinem Notizbuch vor.*

Ein wehes Antlitz steht vor mir,  
es verweht und vergeht und ist wieder hier.  
's ist ein bitteres Naß, darin es schwimmt,  
ein bittereres, drin es aber entglimmt.  
Wer bist du, Gesicht,  
du fremdes Gebild,  
im Dulden so groß,  
im Fordern so mild?  
im Schenken so reich,  
im Nehmen so arm,  
erbebend vor Frost  
und im Herzen so warm?  
Sprich, Frau, nun zu mir!  
Und sie hebt ihren Arm...

KOMTESS JULIANE, *betroffen.* Haben Sie diese Gestalt mit Augen gesehn, von der Sie so poetisch berichten?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ich habe sie mit Augen gesehn.

KOMTESS JULIANE. Wo? und wie ging das zu, Graf Günther?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Als ich eines Nachts erwachte, habe ich sie mit Augen gesehen, als Geistergestalt, in wachem Traume.

KOMTESS JULIANE. Wirklich?! Es gibt doch ganz unbegreifliche Dinge... Jedenfalls: das Gedicht ist schön.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ich verdanke es Ihnen, Adelaide.

KOMTESS JULIANE. Ich schrecke immer ein wenig zusammen, wenn man mich Adelaide nennt, weil ich Tote zu hören glaube.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Soll ich sagen, Sie hören recht...?

KOMTESS JULIANE. Kommen wir auf Ihr Gedicht zurück!

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ich sagte schon, ich verdanke es Ihnen.

KOMTESS JULIANE. Sie können doch wohl nicht glauben, daß ich Ihre Geistererscheinung gewesen bin. Und was bedeutete wohl der erhobene Arm?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ein Rätsel, das ich noch nicht gelöst habe... Sehnen Sie sich sehr nach Musik, Komteß?

KOMTESS JULIANE. Wieso nach Musik, da Sie mir doch erst jüngst einen hohen musikalischen Genuß bereitet haben, als ich Ihren herrlichen Vortrag der „Adelaide“ auf der Harfe begleiten durfte? Wäre die Wirkung nicht so überwältigend gewesen für mich, ich würde Sie längst gebeten haben, das von heiligem Feuer lodernde Lied zu wiederholen.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Was ich in jener Nacht erlebt habe, war mehr als Musik. Die Macht des Gesanges schien sich in mir zu offenbaren als eine Art Auferstehungsruf. Ich hätte mich nicht gewundert, wäre Heinz-Herbert lebendig zwischen den Säulen seines Tempels hervorgetreten. Freilich, was ich von den Toten erwecken wollte, war nicht er... es war etwas anderes, etwas in Ihnen, Komteß Adelaide — vergeben Sie mir! —, und mir schien, es wurde wach, denn Sie legten den Arm um meinen Nacken... Werden Sie das verleugnen, Komteß?

KOMTESS JULIANE. Nein — aber ich habe mit dieser Bewegung nicht Sie allein, sondern in Ihnen drei junge Todgeweihte gemeint.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. So fiel ein Drittel der Liebe auf mich. Nun, diese Dreieinigkeit, die Sie berühren, ist mein Gram und mein Glück. Oder besser: es hat sich das Glück in Gram verwandelt.

KOMTESS JULIANE. Und wie ein Teil der Liebe auf Sie, fällt ein Teil des Grames auf mich.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Juliane, Sie waren damals noch ganz ein Kind, als Sie bereits mein Schicksal geworden waren. Weder mein Zwillingsbruder noch Ihr Bruder Heinz-Herbert hat davon gewußt. Ihr Bruder mag Sie vielleicht geliebt haben — aber nicht so wie ich. Auch Alexis liebt Sie, doch konnte er fortreisen — für mich ein Ding der Unmöglichkeit! Ich habe das Geheimnis meiner Liebe auch vor ihm all die Jahre verborgen gehalten — bis dann Ihre Nähe es verriet. Alle meine Jünglingsträume und Mannestaten haben Ihnen, nur Ihnen gegolten! Ich habe auf unseren Reisen Kleinodien, Pelze, Perlen, Damaste, Teppiche zum Staunen meines Zwillingsbruders eingekauft. Für wen ist dies alles? war seine Frage. Ich schwieg wie das Grab, doch ich wußte es. Als ich den Schuß durch den Arm erhielt, hat es in mir gejubelt: Für Adelaide!

*Ein Posthorn ertönt in der Ferne.*

KOMTESS JULIANE. Verzeihen Sie, Graf, ich war ein wenig zerstreut im Augenblick, abgelenkt durch die Lerchen über den Kornfeldern.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ich stehe mitten in Gottes brennendem Busch, Adelaide, mitten im höchsten und letzten Mysterium: es kann mich so oder so zurücklassen, als Asche oder als Phönix, zu Höchstem beschwingt. Denn Liebe und Tod stehen eng beieinander. Wie es sich endlich klären soll, weiß ich nicht. Sie werden erschrecken vor dem, was bei mir Wahrheit geworden ist: Alexis und ich, wir waren zwei Herzen und ein Schlag — heut wäre ich lieber nicht geboren, als von Zwillingen einer zu sein!

Ich habe Verrat an Alexis geübt, entschlossenen Verrat, als ich ihn hinwegschickte. Seinen Edelmut, den ich kannte, hab' ich mißbraucht. Obgleich ich mich einst zu freuen Grund hatte, als er deine Locke, Adelaide, von sich warf, habe ich seit der Zeit ein böses Gefühl gegen ihn heimlich im Herzen genährt und ihm überall nachgetragen. Ich wünschte, ehe ich erdulden müßte, was nicht zu ertragen wäre, überhaupt nicht zu sein... und fast noch mehr: der andre, der Bruder, der Feind, wäre nicht vorhanden.

KOMTESS JULIANE. Armer Günther! Armer, armer, geliebter Freund!

*Sie streicht mit der Hand über seinen Scheitel und blickt gerührt und versonnen in die Ferne.*

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Aber wo blicken Sie hin, Adelaide?

KOMTESS JULIANE. In das Dunkel... die Leere...! Ich weiß es nicht... *Ein Posthorn klingt.*

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. So will ich es Ihnen eröffnen, Geliebte: Sie lieben die Stelle hier vor der Einsiedelei, von wo man die Landstraße meilenweit übersieht, und Ihr Blick wird gespannt, wenn irgendwo in der Ferne Staub wirbelt. Und wenn der Schall eines Posthorns hörbar wird, so erbleichen Sie jedesmal, und Ihr schönes Antlitz erleidet eine tiefe Veränderung.

KOMTESS JULIANE. Ich glaube nicht, Günther, daß Sie recht haben. Aber wäre es edel und gut, so scharf, so gnadenlos zu beobachten?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Was ist edel und gut, wo allmächtige Mächte im Spiele sind?! — — Alexis hat mir Noten gesendet: er hat das kleine Gedicht komponiert.

KOMTESS JULIANE. Welches?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Sie haben es eben gehört, Adelaide: gehen wir gleich in Ihr Musiksälchen, und ich singe es Ihnen vor.



KOMTESS JULIANE. Ich weiß wirklich nicht, wo der Schlüssel ist...

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ist das reine Wahrheit, Komteß?

KOMTESS JULIANE. Wenn ich mich selbst nicht schuldig fühlte, würde ich sagen: Sie martern mich. — Wann hätten Sie wohl die Noten erhalten?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Zur gleichen Zeit wie Sie Ihren Brief.

KOMTESS JULIANE. Hätte ich einen Brief von Alexis erhalten?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. So ist es. Und nun werden Sie unruhig, weil er die Noten gesandt hat, wo er doch sein Kommen in Aussicht stellte. Keine Sorge, mein Bruder kommt... und so wird auch der Schlüssel sich wiederfinden!

KOMTESS JULIANE. Günther, das ist nicht ritterlich.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ich bin meiner nicht mehr Herr, Juliane! Weshalb verschlossen Sie Ihr Musiksälchen? Warum nahmen Sie selbst Gherardini den Schlüssel ab?

KOMTESS JULIANE. Wer wollte antworten, wo kein Wort eine Antwort ist! Aber noch gehöre ich doch wohl mir selbst, und wem außer mir bin ich Rechenschaft schuldig?!

*Ein Posthorn klingt in der Ferne.*

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER, *lauernd*. Haben Sie das Posthorn gehört?

KOMTESS JULIANE. Ja, ich habe das Posthorn gehört!

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Sein Klang durchdringt Sie wie Engelsruf. Mich macht er wild, mich bringt er von Sinnen! Es lebt kein Mensch in der weiten Welt, der das Recht und die Kraft hätte, das, was mein ist, mir streitig zu machen.

KOMTESS JULIANE. Noch hat niemand ein Recht auf mich — es wäre denn einer unter der Erde.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Auch Alexis nicht?

KOMTESS JULIANE. Nein, auch er nicht, Günther.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Dann öffnen Sie mir das Musiksälchen!

KOMTESS JULIANE. Was braucht's des Schlüssels? Brechen Sie ein, Günther! *Da Günther erschüttert und verdüstert schweigt:* Halten Sie mich doch nur nicht für grausam, armer Freund! Wir sind ja einander so innig nahe... es ist ja das gleiche ungeklärte Schicksal, das uns bewegt. Nur kann ich mir selbst nicht untreu werden und auch, für sein Teil, dem andern, dem Dritten, unter der Erde, nicht. Jedem bewahr' ich, was ihm gehört, und so Ihnen das Ihre, Günther. Es ist nun einmal so, daß ich vorerst Günther ohne Alexis nicht denken kann.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Und auch nicht Alexis ohne Günther?

KOMTESS JULIANE. Alexis ist eine Gestalt, die man nie und nirgend vergessen wird. Er denkt groß und frei über Welt und Menschen. Er ist unwittert vom höchsten Adel der Menschlichkeit — und immer anders als alle andern. Und wer könnte Ihnen den Bruder ersetzen? Ich weiß, daß auch das unmöglich ist.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Adelaide könnte den Bruder ersetzen.

KOMTESS JULIANE. Armer Günther, Sie täuschen sich.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Adelaide könnte den Bruder ersetzen! Einstens glaubte auch ich, niemand könne das. Aber dort, wo die Bruderliebe in meiner Brust gesessen hat, brütet jetzt ein ganz anderes Gefühl: wo die Liebe wohnte, regt sich der Haß, und wer wüßte nicht, daß Bruderhaß das fürchterlichste Erbe der Menschheit ist! Ich habe Alexis ein Wort gegeben — ich breche mein Wort und jage mir doch keine Kugel durch den Kopf. Früher hätt' ich gedacht, daß das

ehrlos sein würde — heute lache ich den Narren, die es behaupten, ins Gesicht! — Alexis mag mir in allem überlegen sein, in allem, was unter der Erde, auf der Erde und über der Erde ist — und doch halte ich Sie am Gelenk erfaßt, ich! ich! kein Bruder! kein Freund! kein Feind! kein andrer! Ich habe den Vorteil in diesem Augenblick! du bist mein — und bräche der Himmel zusammen!

*Graf Friedrich-Günther drückt Komteß Juliane wild an sich. Sie ist überrascht und läßt es geschehen, macht sich dann frei und eilt davon.*

*Das Posthorn klingt.*



## ZEHNTE SZENE

*Das gleiche Zimmer wie in der achten Szene. Reichsgräfin Anna, Komteß Juliane.*

REICHSGRÄFIN ANNA. Willst du jetzt weggehen, Kind? Der Wagen muß jeden Augenblick einfahren. Papa sagt, von den oberen Fenstern sieht man ihn schon.

KOMTESS JULIANE. Chère maman, ich muß Luft schöpfen.

REICHSGRÄFIN ANNA. Willst du nicht wenigstens den Empfang abwarten?

KOMTESS JULIANE. Mir ist wirklich nicht gut, chère maman. Eine halbe Stunde in frischer Luft wird mich wieder herstellen. — Sage übrigens um Himmels willen von meiner vorübergehenden Unpäßlichkeit nichts dem Grafen Friedrich-Alexis, maman! Ich sehe ihn bald, bitte grüß ihn einstweilen!

*Sie geht schnell und erregt ab. Graf Friedrich-Günther tritt ein.*

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Darf ich fragen, ob Sie die Komteß gesehen haben, Erlaucht?

REICHSGRÄFIN ANNA. Sie war eben hier, aber sie hatte es furchtbar eilig, ins Freie zu kommen. Ich weiß nicht, was heute mit ihr ist.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Wir hatten einen Spaziergang verabredet.

REICHSGRÄFIN ANNA. Inzwischen ist die Nachricht gekommen, daß Ihr Bruder Friedrich-Alexis jeden Augenblick eintreffen muß. Von den oberen Fenstern aus sieht man bereits in der Ferne die Postkutsche.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Mein Bruder kommt? Ich bin überrascht. Erst gestern habe ich einen Brief von ihm mit einem vertonten Gedicht erhalten: er werde kaum vor Verlauf von acht Tagen hierher zurückkehren, schrieb er mir, wenn er nämlich nicht anderswo

dringend beansprucht würde. Weiß Juliane, daß mein Bruder erwartet wird?

REICHSGRÄFIN ANNA. Ja. Sie bat mich, den Grafen zu grüßen.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Zugegen sein beim Empfange wollte sie nicht?

REICHSGRÄFIN ANNA. Das schien nicht in ihrer Absicht zu liegen.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Dann will ich sehen, ob ich sie einhole.

REICHSGRÄFIN ANNA. Wollen Sie also auch nicht bei der Ankunft Ihres alter ego zugegen sein?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Wie geruhen Sie meinen Bruder zu nennen, Erlaucht?

REICHSGRÄFIN ANNA. Ihr andres Ich, wie Sie einer den andren oft genannt haben.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Er wird erst ein wenig Toilette machen, denke ich mir, und ich werde dann meiner Ritterpflicht gegen Komteß Juliane genügt haben. *Das Posthorn klingt ganz nah, Reichsgraf Waldemar tritt ein.*

REICHSGRAF WALDEMAR. Der Reisewagen Ihres Bruders ist eben durchs Parktor eingebogen.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER, *nach kurzem Zögern.* Nun, dann will ich ihn doch erst abwarten.

*Er geht schnell ab. Reichsgraf Waldemar und Reichsgräfin Anna allein.*

REICHSGRÄFIN ANNA. Was sind diese jungen Leute doch zerfahren und aufgereg!

REICHSGRAF WALDEMAR. Man braucht nicht das Gras wachsen zu hören, liebe Anna, um zu wissen, daß eine kleine Erregung bei Friedrich-Günther begründet ist. So ganz unbefangen wie sonst vermag er doch seinem Bruder kaum noch entgegenzutreten. Denn was er ihm schließlich zu offenbaren hat, ist höchstwahrscheinlich und nach meiner stillen Beobachtung Friedrich-

Alexis nicht ganz gleichgültig. Ob es vielleicht sogar tragisch wirken kann, weiß ich nicht.

REICHSGRÄFIN ANNA. Du würdest meinen, es sei auch in Friedrich-Alexis seinerzeit eine ernstere Neigung für Juliane aufgekeimt?

REICHSGRAF WALDEMAR. Es wäre kein Wunder, da die Zwillinge doch so überraschend gleichen Wesens sind.

REICHSGRÄFIN ANNA. Nimmst du also nicht an, Juliane und Günther seien einig geworden?

REICHSGRAF WALDEMAR. Bisher nahm ich es an, und ich nehme es an. Ich glaubte sogar, die Sache sei auch zwischen den Brüdern völlig zum Austrag gebracht, was nach dem Auftauchen von Friedrich-Alexis, das mir nicht ganz gefallen will, wieder fraglich geworden ist. Ich hatte gehofft, er würde, so etwa bis zur Hochzeit, fern bleiben.

*Graf Friedrich-Günther kommt zurück.*

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Die Kutsche war leer, Friedrich-Alexis ist irgendwo ausgestiegen. Nur sein Gepäck wird abgeladen.

REICHSGRAF WALDEMAR. Er ist vielleicht bei der Fasanerie ausgestiegen und will den schönen Weg durch den Park zu Fuß machen.

REICHSGRÄFIN ANNA. Auf diese Weise würde ihn Juliane abfangen, da sie eben auf dem gleichen Wege in entgegengesetzter Richtung davongegangen ist.

REICHSGRAF WALDEMAR. Haben Sie nicht den Postillon befragt?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Nein — ich weiß nicht, warum ich es nicht getan habe.

REICHSGRÄFIN ANNA. Sie können Juliane im Augenblick einholen, da sie kaum erst hinter der großen Ulme verschwunden ist.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER, *einen Augenblick schwankend, dann mit Entschluß.* Nein! dann werde ich

auf mein Zimmer gehn. *Graf Friedrich-Günther ab.*

REICHSGRÄFIN ANNA. Ich begreife das eine nicht: warum hat er noch nicht bei uns um sie angehalten?

REICHSGRAF WALDEMAR. Ich habe den Eindruck, liebes Kind, daß hier in drei Menschenherzen schwere und schwerste Kämpfe im Gange sind.

REICHSGRÄFIN ANNA. Möge Gott sie zum Guten wenden!

## ELFTE SZENE

*Das Musiksälchen, ohne die goldene Harfe.*

*Komteß Juliane und Graf Friedrich-Alexis — dieser im Reiseanzug — treten vom Garten her ein.*

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Endlich stehe ich nun also wieder vor Ihrem... oder sage ich: vor unserem Heiligtum.

KOMTESS JULIANE. Und zum erstenmal, seit Sie weg sind, ist es in diesem Augenblick aufgeschlossen.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Wollen Sie damit sagen, diese ganze Zeit über seien Fortepiano, Streichinstrumente und Harfe zum Schweigen verurteilt gewesen?

KOMTESS JULIANE. Die Harfe nicht. Sie steht in der Sakristei der Schloßkapelle. Wir haben dort, Gherardini, Jutta und ich, öfters musiziert.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Die herrliche Mondscheinpartie nicht zu vergessen...

KOMTESS JULIANE. Woher wissen Sie das? Ja, ja, auf dem See.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Günther gab mir in seinem letzten Briefe eine wundervolle Schilderung. Sie müssen sie hören, man muß sie vorlesen.

KOMTESS JULIANE. Ist Ihnen das so eilig, Alexis?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Eilig ist es mir gerade nicht. Ich hätte nur gern von Ihnen gewußt, was die Worte über das Grab des Schwans bedeuten...

KOMTESS JULIANE. Über das Grab des Schwans? und was für Worte?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Es seien ihm immer, schreibt Günther, diese Worte durch den Kopf gegangen: Der heißeste Ort der Erde sei unter der Ulme, beim Grabe des Schwans.

KOMTESS JULIANE. Dort unter der Ulme ist in der

Tat ein Sockel mit einer Aschenurne. Darunter soll ein Singschwan begraben sein, der einst länger als ein Jahrzehnt mit jedem Frühjahr auf dem großen Weiher im Park erschienen ist. Schließlich ist er dort mit dem üblichen Schwanengesang verschieden.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Das kühle Grab und dabei die Glut... was brachte den Dichter zur Betonung der Gegensätze?

KOMTESS JULIANE, *errötend*. Fragen Sie seinen Genius!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. War es eine ganz reine Freude, als Sie erfuhren, ich käme wieder, um noch einmal mit Ihnen unter dem gleichen Dache zu sein?

KOMTESS JULIANE. Ich hatte niemals Zweifel daran.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Ich wollte noch einmal mit Ihnen die gleiche Luft atmen. Vielleicht hätte ich müssen stärker sein und Ihnen höchstens noch auf einigen Notenblättern aus der Ferne den Nachhall meines Schwanengesanges zu Gehör bringen.

KOMTESS JULIANE. Ich nehme an, daß Sie auch um Ihres Bruders willen gekommen sind, weil doch im Grunde keiner von Ihnen ohne den andern wahrhaft atmet. Sie hatten ja auch die Seele Günthers zur einen Hälfte mit sich genommen, während Ihre Seele zur Hälfte bei uns geblieben ist.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Demnach wären wir Bürger des Geisterreiches, die sich auf der Grenze zwischen beiden Reichen befinden, dem sichtbaren und dem unsichtbaren, meine ich. Ich habe in der Tat mittels der hiergebliebenen Hälfte meiner Seele mit dem, was hier geschah, in Rapport gestanden. Als ich eines Nachts aufwachte, bemerkte ich, daß die Harfe nicht mehr an ihrem Platze in diesem Musiksälchen war. Ich konnte dann bis zum Morgen nicht einschlafen, weil ich wissen wollte, wo sie geblieben sei. Am Morgen ist dann der Brief meines Bruders gekommen. — Haben Sie manchmal meiner gedacht?

KOMTESS JULIANE. Oft, wie ich durchaus nicht bestreiten werde.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Und gehören Sie auch noch zu denen, die durch kein Gelübde gebunden sind?

KOMTESS JULIANE. Ich bin durch kein Gelübde gebunden.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Sie nehmen mir eine bleierne Last von der Brust. Ich bin erlöst, wenn mir nur eine Hälfte Ihrer Seele noch nicht genommen ist. *Er nimmt am Fortepiano Platz...* Ist sie mir wirklich noch nicht genommen?... Wenn Sie schweigen, Juliane, zittre ich. Oder habe ich recht gesehen, und Sie hätten Ihr schönes Haupt kaum merklich leise verneinend bewegt? Ich bin ja zufrieden, Juliane, wenn es nicht anders sein kann, mit jeder kleinen Gnadenfrist oder Galgenfrist. Ich will ja nichts weiter als das, was ist... Ich wollte ja gar nicht mehr, als es fort und fort auf ewig genießen. — Wissen Sie, daß ich fern von hier stundenlang, besonders des Nachts, im Geiste mit diesen Instrumenten musiziert habe?

KOMTESS JULIANE. Und ich hörte es, wenn die Fledermäuse ums Schloß schrillten, auf dem Teiche die Schwäne im Traum ihre klagenden Töne ausstießen. Einmal habe ich sogar meine Mutter geweckt: so hat es hier innen musiziert. Aber Mutter konnte nichts hören.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Und darum war ich auch so verzweifelt, und darum brachte es die Entscheidung mit, als plötzlich die Harfe fehlte, ohne die doch keines der übrigen Instrumente mehr klang. Da trieb es mich unwiderstehlich hierher, Juliane, in einer Fahrt, die für mich ein wahres Fegefeuer war, weil Zweifel, Befürchtungen, Einbildungen und Ängste mich nahezu bis zum Wahnsinn peinigten... Es ist vorbei, und nun bin ich hier! Man ist geborgen in Ihrer Nähe.

KOMTESS JULIANE. Aber, aber... haben Sie wirklich so viel gelitten um mich?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Muß es nicht sein bei einem, der fern von Ihnen dem Erstickungstode preisgegeben ist? Manchmal war mir, als könnt' ich entsagen, weil die Erinnerung nie verblassen würde, hätte ich nur einmal den Mund auf Julianens Stirn gedrückt...

*Er nähert sich ihr, magisch angezogen.*

KOMTESS JULIANE. Tun Sie es nicht — ich warne, Alexis!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS, *ausbrechend*. Soll ich nur immer mit den Tasten buhlen müssen, die Ihre Fingerspitzen berührt haben?... wo doch mein Bruder, wie ich weiß, sein Wort gebrochen hat! Mein Bruder lügt! Mein Bruder wäre der Liebe unwürdig, ich müßte meinen Bruder verachten, wenn er, mit Ihnen, Juliane, so lange allein, nicht tausend Eide gebrochen, nicht seinen Bruder tausendfach verraten hätte. Aber soll ich darum darben, der ich gedarbt, gehungert und gedürstet habe und in Sehnsucht nach Ihnen fast zugrunde gegangen bin?

KOMTESS JULIANE. Seien Sie gnädig! Gnade, Alexis!  
*Er umschlingt sie und preßt seine Lippen auf ihren Mund.*

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Nein, gegen niemand Schonung! gegen niemand Gnade!



## ZWÖLFTE SZENE

*Das Arbeits- und Privatgemach der Reichsgräfin Anna,  
wie in der achten und zehnten Szene.*

*Reichsgräfin Anna, Komteß Juliane.*

KOMTESS JULIANE. Du hast recht, Mutter, du hast in jeder Beziehung recht, Mutter.

REICHSGRÄFIN ANNA. Es wird mir ja unendlich schwer, dir einmal sagen zu müssen, daß ich dich nicht verstehe, daß ich mit deinem Verhalten nicht einverstanden bin. Du hast bisher in allen Dingen einen vorbildlichen Takt gezeigt, und wenn ich mich nicht irre, ist er dir nun abhanden gekommen.

KOMTESS JULIANE. Mir ist alles abhanden gekommen, Mutter. Ich weiß nicht mehr, wer und was ich bin, weiß kaum noch, wo ich bin und was ich tun oder lassen soll — ob ich überhaupt noch ein Recht habe, mich zu achten...

REICHSGRÄFIN ANNA. Du brauchst nicht so heftig mit dir ins Gericht gehen. Freilich...

KOMTESS JULIANE. Ich gehe lange nicht streng genug mit mir ins Gericht. Ich hatte lange das Leben gelebt, zu dem ich allein befähigt bin. Ich hätte es niemals dürfen aufgeben. Musik, Dichtung, der stille Umgang mit der Natur: das sind jene Dinge, für die ich, scheint es, allein geschaffen bin. Im übrigen bin ich der Welt nicht gewachsen.

REICHSGRÄFIN ANNA. Juliane, niemand will je in deine Freiheit eingreifen. Mit aller nur möglichen Sorgfalt wurde die Welt deiner stillen Neigungen von uns Eltern gepflegt und umhegt. Wirf bitte die Schuld von dem, was sich heut entwickelt hat, nicht auf uns! Hast du mir nicht selbst von der Belebung, von der Erneuerung, ja geradezu von dem Glück gesprochen, womit die Zwillinge unser verborgenes, einsames Leben beschenkt

haben? Es wäre ganz allein deine Schuld, wenn sich der Himmel verdüstern sollte.

KOMTESS JULIANE. Ganz recht, maman, es ist meine Schuld.

REICHSGRÄFIN ANNA. Du hast mit dem Grafen Alexis musiziert. Wenn er, was du ja besser wissen mußt als ich, eine Neigung für dich empfindet, mußte er wohl, aus deinem ganzen Verhalten, den Schluß ziehen, daß sie nicht unerwidert blieb. Er unterbrach seinen Aufenthalt, weil ihm Pflichten das auferlegen — und du wiegst nun den Grafen Günther in den Glauben, er sei der Bevorzugte. Wir dachten: gut, sie hat ihre erste Entscheidung korrigiert, und die zweite Entscheidung ist nun endgültig. Schlimm für Alexis, dachten wir, doch hat er vielleicht schon vorher die richtige Ahnung gehabt und sich beizeiten zurückgezogen. Aber nein: er ist wieder da, und der arme Graf Günther schleicht einsam, wie sein eigener Schatten, herum — Papa sagt, geradezu mitleiderregend.

Und wenn man den Leuten glauben darf, so sind die beiden Brüder zerfallen, diese rührenden Vorbilder allerinnigster Brüderlichkeit. Es heißt, sie streiten die halbe Nacht, und es komme mitunter zu schrecklichen Auftritten.

KOMTESS JULIANE. Gewiß, ich bin schuldig geworden, maman, nur freilich auf eine unmerkbare Weise. Ich könnte nicht sagen, wie ich's geworden bin.

REICHSGRÄFIN ANNA. Meine beste Juliane, ich kann es dir sagen. Wir sind Frauen, und du bist eben nicht mehr und nicht weniger als auch nur ein Weib. Du warst vielleicht ein wenig verstiegen und hast dein wahres Wesen vernachlässigt. Nun rächt sich das. Nun bist du den weiblichen Schwächen vielleicht widerstandsloser als andre ausgeliefert. Anstatt dich von vornherein in der Stille zu fragen, welchem von beiden Männern deine tiefere Neigung gehöre, und die seinige dann zu ermu-

tigen, hast du bald die Leidenschaft des einen, bald die des anderen angefacht und jeden glauben gemacht, er wäre der einzige.

KOMTESS JULIANE. Wenn du meinst, maman, so mag es so sein. Eine Absicht der Art ist mir jedoch nicht bewußt geworden.

REICHSGRÄFIN ANNA. Warum hast du dich nicht mit Günther verlobt, wie Papa und ich sicher annahmen?

KOMTESS JULIANE. Ich bin die einzig Schuldige nicht, wenn es unterblieben ist.

REICHSGRÄFIN ANNA. Ich halte dich für die einzig Schuldige.

KOMTESS JULIANE. Und du wirst recht haben. Ich will alles tun und mich davon überzeugen, nach deiner sicherlich besseren Einsicht, maman... Aber was soll ich weiter tun?

REICHSGRÄFIN ANNA. Einem von beiden deine Hand reichen.

KOMTESS JULIANE. Oder keinem von beiden: wäre das nicht besser, maman?

REICHSGRÄFIN ANNA. Das wäre ja nur ungefähr die jetzige Lage.

KOMTESS JULIANE. Wie wäre das: ich könnte weit fort gehen — mit Meister Gherardini und Jutta endlich die Romreise unternehmen, von der öfter die Rede gewesen ist.

REICHSGRÄFIN ANNA. Du bist frei — wir würden dir nicht hineinreden. Es wäre aber nicht einzusehen, warum du dein Glück verscherzen solltest, das sicherlich niemals wiederkehrt, und eine so gute Partie sozusagen.

KOMTESS JULIANE. Du meinst... wen? — mit der guten Partie?

REICHSGRÄFIN ANNA. Eben den, den du wählst, Juliane.

KOMTESS JULIANE. Also auch du siehst beide als gleichwertig. Damit ist mir jedoch nicht gedient, maman. Gebraucht, du und Papa, euer Elternrecht und bestimmt

mir durch ein Machtwort den Gatten! Das scheint mir eine Art Hoffnungsblick.

REICHSGRÄFIN ANNA. Ich gestehe, daß mir Günther sympathischer ist. Er bietet in seiner stillen und tiefen Art, meiner unmaßgeblichen Ansicht nach, mehr Garantien für eine glückliche Ehe.

KOMTESS JULIANE. Nun, so wird Günther mein Jawort erhalten — wenn er nämlich je auf dergleichen zu sprechen kommt.

REICHSGRÄFIN ANNA. Hat er noch nicht davon gesprochen?

KOMTESS JULIANE. Nein, mit keiner Silbe, maman.

REICHSGRÄFIN ANNA. Und Alexis?

KOMTESS JULIANE. Hat ebensowenig davon gesprochen.

REICHSGRÄFIN ANNA. Aber das sind recht eigentümliche Bewerber, wie man zugeben muß!

KOMTESS JULIANE. Wenn nun aber Günther ohne Alexis auf die Dauer nicht leben kann?

REICHSGRÄFIN ANNA. Das wird er müssen. Er muß ohne ihn leben. Alexis wird ebenfalls eine Frau nehmen, und dann wird alles in Ordnung sein.

KOMTESS JULIANE. Wenn aber nun Günther ohne Alexis unglücklich wird...?

REICHSGRÄFIN ANNA. Juliane, du wirst ihn glücklich machen.

KOMTESS JULIANE. Auch wenn ich selber nicht glücklich bin?

REICHSGRÄFIN ANNA. Mädchen, Mädchen, mach mich nicht wahnsinnig! Dann heirate doch Alexis meinet halben — trotzdem ich glaube, daß er mit seiner Lebenslust, seiner Musik und seinem Schuß Frivolität leichter über den Verzicht hinwegkommen würde.

KOMTESS JULIANE. Also du meinst, es sei auch für ihn ein Verzicht? Du erkennst also an, daß etwas, wofür ich nicht verantwortlich bin, im Spiele ist.

REICHSGRÄFIN ANNA. Leider hast du es aufkommen lassen.

KOMTESS JULIANE. Gut, maman, ich werde von nun an deine gehorsame Tochter sein, deine reuige und gehorsame Tochter. Das Gehorchen mag mir ermöglichen, Schicksal zu spielen und, blind wie dieses, die Entscheidung herbeizuführen.

REICHSGRÄFIN ANNA *streicht Komteß Juliane über den Scheitel.* Kind, nimm es nicht allzu feierlich!

KOMTESS JULIANE. Ich bin wohl bei allem ein wenig zu feierlich. — Aber es ist doch nun einmal so: mach' ich Alexis lachen, so Günther weinen. Und teile ich das Lachen an Günther aus, so...

REICHSGRÄFIN ANNA. Der schöne Alexis wird auch dann lachen, jedenfalls aber sein Lachen schnell wiedergewinnen, mein Kind.

KOMTESS JULIANE. So —? Ja, dann wäre ja alles gut, liebe Mutter.

*Sie bricht in Schluchzen aus und verbirgt ihr Gesicht am Halse der Mutter.*

## DREIZEHENTE SZENE

*Das Innere einer Jagdhütte. Graf Friedrich-Günther hantiert am Feuer eines offenen Herdes. Auf dem unpolierten Tisch eine unangezündete Kerze im Leuchter, ein Notizbuch und Bleistifte. Durch die Fensterluken und, wenn die Tür aufgeht, sichtbar: Nadelwälder in bergiger Gegend.*

*An der Wand hängt unter anderem ein Jagdgewehr.*

*Es ist gegen Abend.*

*Graf Friedrich-Günther hat eine Weile hantiert, in den Kessel geblickt, der überm Feuer hängt, die Glut darunter zusammengeschoben. Er hat dann das Buch genommen, flüchtig hineingeschaut, dies und das in sein Notizbuch notiert. Er hat das Gewehr vorgenommen, durchgeputzt, geprüft, und so fort. Dabei singt, dudelt, pfeift er ununterbrochen vor sich hin, bald ausgesprochen, dann wieder nur nach der Melodie, den letzten Vers der „Adelaide“:*

*Einst, o Wunder! entblüht auf meinem Grabe  
eine Blume der Asche meines Herzens;  
deutlich schimmert auf jedem Purpurblättchen:  
Adelaide!*

*Da klopft es an die Tür.*

*GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER ist heftig zusammengefahren, ruft dann, ebenfalls mit Heftigkeit. Draußen geblieben, wenn ich bitten darf! Besuche empfängt man nicht auf der Jagdhütte. Er singt weiter vor sich hin:*

*Einst, o Wunder! entblüht auf meinem Grabe  
eine Blumeder Asche meines Herzens. . .*

*Es klopft abermals. Ich wiederhole: Besuche empfängt man hier nicht!*

*Die Tür wird geöffnet, und Graf Friedrich-Alexis, forstmäßig gekleidet und ausgestattet, tritt ein.*

*GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Außer vielleicht, mit Erlaubnis, den Besuch meiner Wenigkeit.*

*GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Mag sein, Alexis. Aber doch höchstens deshalb, weil die Begriffe des Besuchers*

oder des Besuchs zwischen uns überhaupt nicht vorhanden sind.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Oder werden sie doch allmählich möglich...? Erlaubst du, daß ich ein bißchen hierbleibe, oder — sag es ganz offen — störe ich dich?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Worin solltest du stören, Alexis?!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Ich verdränge vielleicht durch meine materielle Gegenwart die zarte Gestaltfülle deiner dichterischen Einbildungskraft.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Verstehe ich falsch, oder ist wirklich deinen Worten ein Gran Ironie beigemischt?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Dann nur ein sehr verdünntes, ein müdes Gift, lieber Günther.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Das wäre! Alexis, und Müdigkeit? Nun gar der Alexis dieser Tage? Bitte nimm Platz! Ich hatte mir eben etwas heißen Wein zurechtgemacht. In dieser Höhe und Kühle kann man immerhin etwas Wärme gebrauchen. Wer verriet es dir eigentlich, wo ich hause?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Du schmeichelst dir doch wohl kaum, man wisse das unten im Schlosse nicht?! Aber du bist schon über drei Tage abwesend. Wenn du nun auch als Dichter auf außergewöhnliche Rücksicht Anspruch hast, so wäre es doch wohl an der Zeit, unten wieder einmal Acte de présence zu machen.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ist es darum, daß du persönlich den Aufstieg zu mir unternommen hast?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Nein! Was mich zu dieser Kletterpartie veranlaßte, war keine Absicht, sondern Gemütslage... und zwar eine solche, wenn du erlaubst, die auf Dauer nicht zu ertragen ist.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Auch ich erwäge fast stündlich die möglichen Auswege. *Wiederum summend:*  
Einst, o Wunder... und so weiter.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Eigentlich, lieber Günther, beneide ich dich. Man hält dich, man fühlt es, für denjenigen von uns beiden, der besonders zu bedauern ist. Vielleicht aber bin ich noch mehr zu bedauern. Seien wir einmal wieder, wie es sonst üblich war, rückhaltlos freimütig —: will ich mich ihr nahen, so blickst du ihr, einer tragischen Maske ähnlich, mit großen Tränenkugeln unter den Augenöffnungen über die Schulter.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER *klopft mit dem Bleistift auf den Tisch.* Mit großen Tränenkugeln unter den Augen: gut!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Und wenn ich sie lieblose — ich habe das natürlich getan wie du —, treibt immer zugleich der Gedanke an dich einen giftigen Dorn durch meine Schläfen!

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ähnliches habe auch ich erlebt.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Und ich bin überzeugt, Juliane geht es nicht anders. Wenn du ihr über die Schultern blickst...

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. ...die tragische Maske mit Tränenkugeln unter den Augenlöchern...

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. ...so ist mir, als sollte ich tausendmal lieber diese fast unerträgliche Marter abwerfen. Steig du hinunter, laß mich hierbleiben, Günther!

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Auf daß nun du als tragische Maske mit großen Tränenkugeln unter den Augen, mit dem leeren Blick, der versteint, über Julianens Schultern blickst?! *Längeres Stillschweigen.*

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Wir sind beide nicht mutig, sind beide feig.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Wir können nicht leben, wir können nicht sterben. Denn auch ich finde die Entschlußkraft zum einen nicht und zum andern nicht.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Ich habe sie ebensowenig



gefunden. Und doch wäre es, Gott weiß es, nicht das erstemal, daß ein Bruder dem anderen das Feld überlassen und sich geopfert hat.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Es ist der Fall, wo Liebe von sich den Tod fordert und Liebe und Tod ein und dasselbe ist.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Sie fehlt mir einstweilen, die Kraft zum Märtyrer. Und kurz: ich bin zu dir heraufgestiegen, um dir einen Vorschlag zu tun. Laß uns versuchen, Günther, den unabweisbaren Forderungen des Lebens standzuhalten und männlich, ich sage ausdrücklich männlich, einen entscheidenden Schritt zu wagen!

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Also du meinst, den toten Blick der Maske zu ertragen, die über Julianens Schulter blickt?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Dazu müßte der eine von uns beiden allerdings fähig sein. In diesem Falle könnten wir uns das Wort geben, daß der zum Verzicht Verurteilte um der beiden übrig Gebliebenen willen den stoischen Ausweg nicht ergreifen, also das Leben weiter mutig ertragen wird. Das müßte auch schon darum geschehen, damit die für uns schwerste aller Gefahren vermieden wird.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Was nennst du die schwerste aller Gefahren?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Daß Juliane durch uns vernichtet würde.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Das alles sprichst du — ich könnte es ebensowohl gesagt haben. Nun also, ich bin bereit: wie der Würfel auch fallen mag.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Die Entscheidung wird diesmal kein Würfel sein, wenn du meiner Ansicht bist. Wir wollen auch diesesmal kein Los ziehen. Sie selbst muß die Entscheidung herbeiführen.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Wie willst du Julianens Entscheidung herbeiführen?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Durch rücksichtslosen moralischen Zwang.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ich fürchte, auch nur zur Teilnahme an einer solchen Vergewaltigung nicht fähig zu sein.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Man muß einen rettenden Schnitt erzwingen, wenn er anders nicht geführt werden kann, und Juliane allein kann ihn führen. — Und nun nimm dein Gewehr und komm mit hinunter!

## VIERZEHNTE SZENE

*Das Musiksälchen.*

*Abendröte.*

*Komteß Juliane spielt die Harfe, Jutta hat das Violoncell zwischen den Knien.*

KOMTESS JULIANE, *nachdem sie geendet.* Wie lange ist Graf Günther eigentlich nun schon auf der Jagdhütte?

JUTTA. Es wäre heute die vierte Nacht.

KOMTESS JULIANE. Du sagtest mir zwar schon, wie du ihn gefunden hast, als du ihm meinen Brief übergabst. Aber ich möchte gern noch mehr hören.

JUTTA. Ich traf ihn, die Ellenbogen auf dem Tisch, das Gesicht in beide Hände vergraben, Melodien aus „Adelaide“ in sich hineinsummend. Als ich ihn anrief, nahm er die Hände weg. Zuerst blickte er mich entgeistert an, dann las er den Brief, den ich ihm überreicht hatte, und sagte, als dies geschehen war: „Ich höre und gehorche!“

„Wollen Sie mir nicht eine Zeile an Komteß Juliane mitgeben, Herr Graf?“ fragte ich. Darauf hatte er nur ein langsames Kopfschütteln. „Wiederholen Sie nur der Komteß, was ich eben gesagt habe. Sie braucht sich keiner Besorgnis hingeben; Torheiten, die sie in Leidenschaft ziehen könnten, begehe ich nicht.“

KOMTESS JULIANE. Und auch du, Jutta, bist der Meinung, ich könne nun in dieser Beziehung beruhigt sein?

JUTTA. Felsenfest bin ich dieser Meinung.

KOMTESS JULIANE. Du willst mir nicht sagen, was sonst noch zwischen dir und ihm vorgefallen ist?

JUTTA. Sagt' ich, es sei etwas vorgefallen?

KOMTESS JULIANE. Das sagtest du, wolltest es aber für dich behalten.

JUTTA. Es war so eigentümlich, so seltsam, Komteß, daß es kaum richtig zu schildern ist.

KOMTESS JULIANE. Versuch doch einmal, es richtig zu schildern.

JUTTA. Ich werde mein Lebtag daran denken, als des Allerwunderbarsten, das mir jemals begegnet ist und begegnen wird.

KOMTESS JULIANE. Nun also.

JUTTA. Wenn Sie es nur auch richtig auffassen. Falsch aufgefaßt könnte an eine Verletzung von Treu und Glauben gedacht werden. Es könnte mich belasten als Ihre ergebene Dienerin, es könnte den Grafen Günther belasten, obgleich es doch nur von seiner grenzenlosen Liebe zu Ihnen, Komteß Juliane, spricht.

KOMTESS JULIANE. Was könnte das aber gewesen sein? Ich ahne es nicht, wohin ich auch denke. Ich weiß nur von deiner stillen Liebe zu Günther: um die Bestimmtheit dieser Empfindung, wie du weißt, beneide ich dich. Hängt das Geschehnis damit zusammen?

JUTTA. Das wäre Glück und Jammer zugleich. Nein, zwischen mich und Sie trägt das Geschehnis keine Zwierspältigkeit. Denn das Entzücken, das meine Seele überkam, ging in eine ganz neue Empfindung über: einen Zustand, in dem ich war und nicht war, Jutta war — aber zugleich und mehr eine andere...

KOMTESS JULIANE. Kurz: Graf Günther hat zu dir gesprochen, Kind. Was geschah, nachdem er gesprochen hatte? Ich will es wissen, ich muß es wissen — oder ich werde denken, daß du meines Umgangs ferner nicht mehr würdig bist. Was tat der Graf, als er gesprochen hatte?

JUTTA. Graf Günther nahm mich beim Handgelenk, er streifte mir den Ärmel vom Arme, er drückte mir einen Kuß hierher, hier, dicht unter der rechten Schulter. Er faßte dann meine linke Schulter mit der rechten Hand, zog mich mit ehernem Griffen an sich heran, legte seine

Lippen auf meinen Mund und drückte mir langsam, langsam das Haupt in den Nacken, wobei er „Adelaide!“ stammelte. Dann trat er zurück, zwar tief atmend und totenbleich, sagte aber mit kalter und fester Stimme: „Du kommst von Adelaide, Mädchen. Du hast das Glück, fast immer in ihrer Nähe zu sein. Du hast das Arom ihres Körpers und ihrer Kleider. Du hast ihr süßes Bild in den Augen. Dies alles ist mein und nicht dein, armes Kind! Und weil es mein ist, nahm ich es mir. Das magst du Adelaide sagen, sobald du ihr gegenübertrittst.“

KOMTESS JULIANE *ringt die Hände*. O Jutta! o Mutter! o Vater! was soll aus mir werden?! Rettet mich!

JUTTA *erschrickt, blickt durchs Fenster*. Komteß, sehen Sie, was das ist: die Zwillinge, wiederum Arm in Arm, wie man es seit Wochen nicht mehr gesehen hat!

KOMTESS JULIANE. Ahnst du, was das bedeuten könnte? Werden sie einig — malmt dann das Schicksal nicht über mich hinweg?

JUTTA. Sie kommen hierher, gleich werden sie eintreten.

*Graf Friedrich-Alexis und Graf Friedrich-Günther treten ein*

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Bitte entlassen Sie Ihre Freundin, Komteß!

KOMTESS JULIANE. Ich lasse dich später bitten, mein Kind. *Jutta ab*. Wo kommen Sie her?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Geradesweges aus Günthers Jagdhütte.

KOMTESS JULIANE. Was ist? Sie sind beide so feierlich.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Vielleicht. Wir mußten einen Entschluß fassen.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ja, liebe Juliane, wir haben einen Entschluß gefaßt. Es muß Klarheit in unsre Sache gebracht werden.

KOMTESS JULIANE. Sie machen mir Angst — bitte, wollen wir Platz nehmen!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Wer von uns beiden soll Sprecher sein?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Du! Ich glaube, daß du dazu geeigneter bist.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Muß ich Ihnen, Komteß, erst erklären, welchem Verhängnis wir verfallen sind? Du wirst es. . . . Sie werden es kaum für möglich halten. Ob Sie es übersehen können, inwiefern unsre Lage unerträglich schmerzlich geworden ist, weiß ich nicht. Jedenfalls fühlen wir beide, Günther und ich, wir können so nicht mehr weiterleben. . .

KOMTESS JULIANE. Und nun kommen Sie her, um mich, wie eben erst meine Mutter, anzuklagen.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Es kann keine Rede sein von anklagen. Dagegen sind wir gekommen, Juliane, um die Entscheidung von Ihnen zu fordern, die doch nun einmal fallen muß.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Ja, Juliane, um sie zu fordern.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Es sind Empfindungen in uns Brüdern aufgestanden, die mit Brüderlichkeit nichts mehr zu tun haben und die wir nicht dulden dürfen, da wir Brüder sind. Meine Rückkunft war die größte Niederlage meines Ehr- und Anstandsgefühls, ein Verrat an der Bruderliebe. Aber ich verlor leider alle Gewalt über mich: ich war in Geisteszerrüttung verfallen. Auch jetzt hat keiner von uns sie wiedergefunden, ich meine, über sich selbst die Gewalt.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Wären wir einander fremd, es gäbe nur eine Lösung für alles das.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Freilich, dann hieße es: du oder ich!

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Dann würde es heißen, für uns beide ist nicht genug Platz auf der Erde, einer von uns beiden muß weichen.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Und dann gäben wir

unsere Pistolen zum Waffenschmied, ließen sie prüfen, ließen sie nachputzen, und in einem entschlossenen, einem befreienden Haß würden wir aufeinander losdrücken.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Einem entschlossenen, einem befreienden, einem grenzenlosen Haß! — Aber wo sind wir hingeraten?!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Also, wir sind gekommen, Juliane, um alledem ein Ende zu machen und die Entscheidung von Ihnen zu fordern. Wir wollen gemeinsam den starken, heroischen Geist von einst aufrufen, der unzweifelhaft in Ihnen verborgen ist. Sie sollen ein klares Machtwort aussprechen, dem wir uns willenlos zu beugen, in Ehrfurcht zu beugen fest entschlossen sind. Wir brauchen den Spruch einer göttlichen Richterin...

KOMTESS JULIANE. Ich bin keine göttliche, bin keine menschliche Richterin... Aber sprechen Sie nur, es bringt ja immerhin eine Art von Erleichterung.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Es bringt uns keine Erleichterung. Reden brachte mir und Günther keine Erleichterung. Was wir entwirren wollten, dahinein haben wir uns nur immer tiefer verwickelt, stets in Gefahr, uns zu strangulieren.

KOMTESS JULIANE. Was euch nicht gelingt, das soll ich durchführen? Habt ihr denn nicht beide Beweise genug, wie schwach ich bin?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Jetzt mußt du dich stark erweisen, Juliane.

KOMTESS JULIANE. Ich war immer bereit zu tun, was ich kann, so viel oder wenig, wie ich kann. Übermenschliches darf man von mir nicht fordern.

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Deine Entscheidung wird ein Gebot für uns sein. Wer von dir den Kelch des Lebens erhält, wird ihn in Demut und ohne Triumphgefühl entgegennehmen. Der, dem du den Kelch mit

bitterer Galle füllen muß, wird deine Hände trotzdem segnen und sich am Opfer schadlos halten, das er dir bringen darf. Ich konnte sie nicht auf den Händen meines Herzens durchs Leben tragen, wird er sprechen, aber dieses wenigstens, nämlich ihrer Entscheidung gehorchen, konnte ich für sie tun.

KOMTESS JULIANE. Und wenn ihr mir nun Unmenschliches zumutet?

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Dann richte dich nur einmal zur Größe einer antiken Heldin empor, als Stimme des unerbittlichen Schicksals! Oder löse, wie eine unsterbliche Göttin, mit einem Schwertstreich den gordischen Knoten auf!

KOMTESS JULIANE. Nein! nein! nein! nein! Ihr umstellt mich wie Jäger ein Wild. Gebt mir Raum! Laßt mich fort! Ich muß Luft schöpfen. Ich bin keine Göttin — ich habe kein Schwert: hätte ich es, würde ich mich hineinstürzen.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Es gibt keinen Ausweg, Juliane. Du mußt das entscheidende, mußt das erlösende Wort, jetzt im Augenblick mußt du es sprechen.

KOMTESS JULIANE. Warum nehmt ihr nicht aus euch selber die Kraft und preßt sie heraus aus mir schwachem Weibe?

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Nur durch dein Wort wird die Kraft zum Nein und zum Ja in jedem von uns beiden entfesselt sein. Nur einem von uns kannst du angehören. Nenne also den Namen des einen, und alles wird für immer entschieden sein.

KOMTESS JULIANE. Nie und nimmer werde ich tun, was ihr wollt und was grausam und nichtswürdig sein würde. Lieber soll ein jeder von uns dreien den Becher trinken, der voll Galle ist. Laßt uns alle auf alles verzichten!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Die Zeit ist versäumt, dazu ist es zu spät, liebe Juliane. Es kann wohl deine



Entscheidung geben, aber nimmermehr ein Zurück. Wir beide, wir Zwillinge, kennen uns gut genug: ohne dein entscheidendes Wort, das einzig uns noch in Brüderlichkeit voneinander lösen kann, sind wir zu unversöhnlichen Feinden geworden.

KOMTESS JULIANE. Du hast es gewollt, so helfe dir Gott: — dann trinke den Becher aus, Alexis, trinke ihn bis zur Neige aus, wenn du danach so lüstern bist! Ich meine den Becher voll bitterer Galle! Und versuche dich fernerhin an Frauen, die solchen Quälereien besser als ich gewachsen sind!

*Sie geht schnell ab. Die beiden Brüder bleiben verblüfft und erstarrt zurück. Nach einer Weile beginnen sie, auf und ab zu gehen. Endlich*

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Ich nehme doch an, daß ich recht gehört habe, Günther...

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER. Du hast ohne Zweifel recht gehört.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS, *formell, kalt*. Leb wohl, Günther!

*Er reicht Günther lässig die Hand.*

GRAF FRIEDRICH-GÜNTHER, *ebenso*. Leb wohl, Alexis!

## FÜNFZEHNTE SZENE

*Flur und Treppenhaus im Schloß. Aus einer Zimmertür kommen in Morgengewändern Komteß Juliane und Jutta. Vor Tagesanbruch.*

JUTTA. Die Postkutsche steht am Tor.

KOMTESS JULIANE. Still, lassen wir uns nicht blicken, Jutta, er hat Papa und Mama gebeten: niemand möge aufstehen, niemand möge ihm das Geleit geben.

JUTTA. Ich denke doch, Graf Günther wird am Wagen sein.

KOMTESS JULIANE. Dein Idol möchtest du wiedersehen! Ich durchschaue dich, Jutta.

JUTTA. Ihr Idol, Komteß Juliane.

KOMTESS JULIANE. Deines, deines vor allem, Kind. Aber du wirst vergeblich ausschauen, die Brüder haben gestern abend beim Souper kein Wort miteinander gesprochen. Nach Tische hat der Diener des Grafen Alexis dem armen Günther einen Brief gebracht: Alexis müßte es als eine für beide Teile entehrende Farce ansehen, wenn Günther ihn an den Wagenschlag begleitete. Günther hat ihm, wenn auch beinahe unter Tränen, zugestimmt und im gleichen Sinne geantwortet. Er bringe, schrieb er, die Nacht überhaupt nicht im Schlosse zu, sondern wieder im Forst in seiner Jagdhütte. Dorthin hat er sich auch sogleich auf den Weg gemacht.

JUTTA. Also Graf Günther ist nicht im Hause?

KOMTESS JULIANE. Nein — und so wirst du nach deinem Idol vergeblich ausschauen.

JUTTA. Warum sprechen Sie immer von meinem, nicht von Ihrem Idol, da Sie die Hand des Grafen Alexis um seinetwillen doch ausschlagen?

KOMTESS JULIANE. Vom Erker dort kann man das Tor übersehen: sage mir doch, ob der Wagen wirklich schon wartet!

JUTTA. Nein, nicht mehr. — Ist er am Ende schon abgefahren?

KOMTESS JULIANE. Unmöglich! das hätten wir doch gehört, Jutta.

JUTTA. Er ist doch da. Sie kommen mit Windlichtern. Gepäck! Sie laden die Koffer auf.

KOMTESS JULIANE. Du weißt und weißt es auch nicht, was gestern zwischen den Brüdern und mir vorgefallen ist. Das ist wie der Dieb in der Nacht über mich gekommen. Noch bebt mein ganzes Wesen von dieser Erschütterung. Darum ließ ich dich bitten, zu mir zu kommen. Ich bat dich, im selben Zimmer mit mir zu schlafen die Nacht, da ich mich vor mir selber fürchtete. Ich danke dir, daß du offenen Auges als mein guter Geist bei mir ausgehalten hast.

JUTTA. Kann es jemanden geben, der sich nicht glücklich schätzte, Ihnen zu dienen?

KOMTESS JULIANE. Jutta, nie kann ich wieder froh werden! — Oder lastet auf meinem Gewissen kein Mord? Hätte ich es für möglich gehalten, ich könne eines Tages mit einem Morde belastet sein? Was steckt nicht alles verborgen im Menschen! Wie haben mich diese Medeen und andre Blutweiber angewidert! Und nun habe ich gestern selber eine ihrer würdige Tat getan. Niemals kann ich sie wieder gutmachen!

JUTTA. Aber Sie haben doch, liebe Komteß, nur die einfache Wahrheit ausgesprochen.

KOMTESS JULIANE. Was nennst du die einfache Wahrheit, Kind? Ich habe sinnlos und grausam gehandelt.

JUTTA. Schließlich aber hat doch Friedrich-Alexis selber die Entscheidung herbeigeführt, ja, er hat die Entscheidung erzwungen.

KOMTESS JULIANE. Als ob ich nicht wüßte, um wesentwillen er so gehandelt hat: um meinet- und seines Bruders willen. Er hat das Feld schon einmal geräumt —

und ist das nicht Edelmut? Es ist eine Tat, zu der nur höchster menschlicher Adel befähigt.

JUTTA. Aber wenn Ihre Liebe nun einmal auf Günther gefallen ist?

KOMTESS JULIANE. Ist es denn so? Ich weiß es nicht... Willst du mir glauben, ich kann mir kaum vorstellen, daß ich jemals etwas für Günther gefühlt habe: in diesem schrecklichen Augenblick.

JUTTA. Und für Friedrich-Alexis ebensowenig?

KOMTESS JULIANE. Wenn ich ihm nur sagen könnte: verzeih mir, Alexis!, dann, glaube ich, könnte ich ruhig sein. Ich verehere, ich bewundere dich, würde ich dann noch hinzufügen, wie ich nie einen Menschen verehrt und bewundert habe. Aber er stößt mich mit den Füßen von sich, wenn ich das versuche, glaube ich. Er hat Grund dazu, mich so von sich zu stoßen.

JUTTA. Wollen Sie mit dem Grafen noch eine kurze Aussprache vor der Abreise? Befehlen Sie, noch ist es Zeit!

KOMTESS JULIANE. Wenn er sie aber verweigern sollte —?

JUTTA. Er wird Ihnen niemals etwas verweigern.

KOMTESS JULIANE. Ich glaube, ich habe nur ihn geliebt. Ich fürchte fast, jetzt hasse ich Günther, weil er dies ungeheure Opfer kalten Blutes hinzunehmen imstande ist. — Wenn ich nun mit Alexis in die Postkutsche stiege und er uns niemals wiedersähe — was dann?!

JUTTA. Dann wäre es nicht das erstemal, daß dergleichen geschehen ist.

KOMTESS JULIANE. Und was würde aus Günther? Daß er einen solchen Schlag lebend überdauern könnte, glaube ich nicht. Und wenn er lebte, ich würde in seinen Augen zur Giftotter.

JUTTA. Graf Alexis ist aus dem Zimmer getreten; sein Bett, wie der Diener mir sagte, ist unberührt. Er hat schon abends die Kleider gewechselt. Be-

fehlen Sie, und in einer Minute, Komteß, ist er hier.

KOMTESS JULIANE. Warum erzählst du mir, was ich weiß... Hörte ich nicht seinen Tritt ruhelos, die ganze Nacht, über mir, auf und ab, auf und ab, bis zum grauen Morgen? Habe ich nicht jeden seiner Tritte, als trüge er eiserne Sohlen, unmittelbar auf dem Herzen gespürt? Tritt um Tritt auf dem bloßen Herzen!

JUTTA. Komteß, bevor es zu spät wird, entscheiden Sie sich!

KOMTESS JULIANE. Was hindert mich, zu ihm hinaufzugehen, seine Knie inbrünstig zu umklammern und zu betteln: Alexis, tu mir die Gnade an, töte mich und mach meinen Qualen ein Ende! Geh, sage ihm, was du immer willst, Jutta! Sage ihm, daß er seine Hand einen Augenblick auf mich legen und mich entsöhnen soll! Sage ihm meinethalb, ich sei wahnsinnig! Sage ihm, ich fürchtete mich vor mir selbst, wenn er nicht käme und mich vor mir schützte! Sage ihm, ich gehörte ihm, ich hätte nur ihn geliebt und nie einen anderen! Nein, Jutta, um Gottes willen nein! Sage einfach, ich hätte den Wunsch, ihm zum Lebewohl noch einmal die Hand zu drücken, ihm eine glückliche Reise zu wünschen meinethalb!

*Jutta huscht fort. Komteß Juliane eilt zum Mansardenfenster und späht nach dem Torweg hinunter. Nach einer Weile tritt in Reisekleidung, von ihr ungesehen, Graf Friedrich-Alexis ein. Er schreitet leise vor, bis er dicht hinter ihr steht und sie seine Wärme spürt. Da wendet sie sich blitzschnell um, er fängt sie auf und umschlingt sie. Sie antwortet mit der gleichen Glut. Zuletzt hebt er sie auf und trägt sie in ihr Zimmer. Das Posthorn klingt. Nach einiger Zeit erscheinen Gherardini und Jutta.*

JUTTA. Du bist schon so früh auf, Papa?

GHERARDINI, *erregt*. Ich komme sogar schon von einer Bergtour, Jutta. Ist Graf Alexis schon fort?

JUTTA. Ich glaube nicht. Die Postkutsche steht noch vorm Portal.

GHERARDINI. Er darf jetzt nicht reisen, der Graf muß hierbleiben. — Die alten Herrschaften sind doch wohl noch nicht wach, Jutta?

JUTTA. Ich denke doch. Erlaucht der Herr Graf jedenfalls, wie der Diener sagt. Er läßt sich's nicht nehmen, wie es heißt, persönlich Friedrich-Alexis Lebewohl zu sagen.

GHERARDINI. Und was ist mit Juliane?

JUTTA. Was soll mit ihr sein, Vater?

GHERARDINI. Schläft sie? Hat sie geschlafen die Nacht?

JUTTA. So wenig wie Graf Alexis, Vater. Sie hat Harfe gespielt bis nach Mitternacht. Es war ein Duett, wie ich dergleichen noch keines gehört habe.

GHERARDINI. Was heißt das, Jutta: wieso ein Duett?

JUTTA. Bei uns stand die Tür des Musiksaals auf und oben das Fenster von Friedrich-Alexis. So haben sie miteinander, er auf der Flöte und sie auf der Harfe, musiziert: ihr Abschiedsgesang und sein Schwanenlied klangen so süß und schmerzlich, Vater, wie ich es nie gehört habe, ineinander.

GHERARDINI. Sie irrten sich, das Schwanenlied sang ein anderer... Verstehst du mich, Jutta?

JUTTA. Nein, Vater, nein!

GHERARDINI. Ein anderer, ein anderer als Friedrich-Alexis sang heute Nacht sein Schwanenlied. Es ist so. Ich halte die Noten hier in der Brusttasche.

JUTTA. Was heißt das? Bei Gott, ich verstehe dich nicht.

GHERARDINI. Wo komm' ich wohl her? Aus Graf Günthers Jagdhütte. Aber das Kurze und Lange ist, ich muß zunächst wohl die alte Erlaucht sprechen, Kind; es hat sich etwas ereignet, was man nicht anders als schrecklich nennen kann, und doch ist es Musik vom

reinsten Klange: eine Musik, die, wie ich glaube, eine überirdische ist und die das Duett Juliane-Alexis, Alexis-Juliane weit hinter sich zurücklassen wird. — Wir müssen unsren erlauchten Herrn finden, komm mit, Jutta!

*Beide gehen ab.*

*Die Thür, hinter der Komteß Juliane und Graf Friedrich-Alexis verschwunden sind, öffnet sich leise. Juliane blickt heraus und tritt heraus, als sie sich überzeugt hat, daß niemand zugegen ist. Ihr folgt Graf Friedrich-Alexis, und beide umschlingen einander, gleichsam mit glühenden Abschiedsküssen.*

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Was wird nun aus uns beiden, Juliane?

KOMTESS JULIANE. Nichts andres, Alexis, als wir nun sind! Ich gehöre dir und nur dir, Alexis.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Und Günther?

KOMTESS JULIANE. Ich gehöre dir, etwas anderes weiß ich nicht.

*Das Posthorn erklingt.*

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Ade! Er mahnt, der Schwager wird ungeduldig. Leb wohl, Juliane! Soll ich dich rauben? Kommst du mit?

KOMTESS JULIANE. Ich bin willenlos, kenne nur deinen Willen...

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Nur eine letzte Schonung des armen Günther hält mich von diesem Ausweg zurück.

KOMTESS JULIANE. Und doch, Alexis, ich kann nicht hierbleiben. Eine Stunde später fliehe auch ich und reise dir irgendwohin entgegen. Es bricht alles zusammen hinter mir. Kein Schloß ist mehr da, nicht Vater und Mutter, kein Park — nur Wüsteneien und Trümmer.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Man kommt — ich glaube, dein Vater, Juliane. In einigen Stunden schon hörst du von mir.

KOMTESS JULIANE. Bleib! Sie steigen die Treppen

hinunter zur Postkutsche. Übrigens höre ich Gherardinis Stimme.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Er wollte mir bis zur ersten Poststation das Geleit geben. Doch nun muß ich hinunter. Seh' ich dich noch?

KOMTESS JULIANE. Ich komme. Ich will mir nur etwas umnehmen.

*Graf Friedrich-Alexis eilt schnell ab zur Postkutsche, Komteß Juliane nach kurzem Winken in ihr Zimmer. Gleich darauf erscheinen der alte Reichsgraf Waldemar, Gherardini und Jutta.*

REICHSGRAF WALDEMAR. Plötzlich, plötzlich — wie das nur gekommen ist?! wie das überhaupt hat kommen können! — steht das Haupt der Gorgo furchtbar mitten im Schloß! — Wo ist Graf Alexis? Er darf nicht abreisen.

*Juliane kommt aus ihrem Zimmer, um zur Postkutsche zu gehen.* Wohin, Juliane?

KOMTESS JULIANE. Dem Grafen Alexis Lebewohl sagen.

REICHSGRAF WALDEMAR. An der Postkutsche ist er noch nicht. Juliane, du mußt dich auf etwas gefaßt machen...

KOMTESS JULIANE, *die Hände ringend.* Vater, habe ich Unrecht getan? Ich mußte, ich mußte es tun, das, was ich getan habe.

REICHSGRAF WALDEMAR. Wo ist Graf Alexis? Ihn geht es vor allen an. Freilich auch du... ihr beide werdet viel Kraft brauchen.

KOMTESS JULIANE. Wir werden sie brauchen und haben sie!

REICHSGRAF WALDEMAR. Wie bist du denn so verändert, Juliane?

KOMTESS JULIANE. Ich bin verändert — wieso, weiß ich nicht.



REICHSGRAF WALDEMAR. Ist dir das Schreckliche denn schon bekannt geworden?

*Graf Friedrich-Alexis kommt.*

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Sie wollen mich sprechen — hier bin ich, Erlaucht.

REICHSGRAF WALDEMAR. Guten Morgen, Graf! — Wir wollen Platz nehmen!

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Ich hoffe doch nicht, es solle etwas Hochnotpeinliches sozusagen hier verhandelt werden! Ich würde dafür kaum zu haben sein.

REICHSGRAF WALDEMAR. Wir wollen Gherardini das Wort lassen.

GHERARDINI, *fest, aber sehr bleich*. Es betrifft Ihren Bruder Günther, Herr Graf.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS, *erbleicht bis an die Nasenwurzel*. Günther? Was soll das heißen, Meister?

GHERARDINI. Ich will die Umstände, wie sie einander folgten, darlegen. Wir wissen, daß wir alle unter ein und dasselbe Schicksal geboren sind und den Mächten des Himmels preisgegeben.

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Günther ist doch nichts zugestoßen?

GHERARDINI. Sein Diener brachte um ein Uhr nachts diesen Brief. Wenn Sie gestatten, will ich ihn vorlesen:

„Lieber Meister Gherardini“, so lautet er, „es ist heut oder eigentlich schon gestern eine Entscheidung gefallen, die meinem Bruder Alexis die Pflicht auferlegt abzureisen. Das soll, wie ich weiß, in der heutigen Morgenfrühe geschehn.

Nun habe ich diese Entscheidung durchdacht und dabei erkannt: ich kann und darf sie nicht hinnehmen. Ich würde, wenn ich es täte, mit dem Gefühl einer unaustilgbaren Sünde wider den Heiligen Geist mein weiteres Leben zu leben haben, wozu ich gänzlich unfähig bin. Eine solche Gewissenslast kann keine Daseinsbasis sein.

Ein wehes Antlitz steht vor mir,  
es verweht und vergeht und ist wieder hier.  
's ist ein bittres Naß, darin es verschwimmt,  
ein bittereres, drin es aber entglimmt.  
Wer bist du, Gesicht,  
du fremdes Gebild,  
im Dulden so groß,  
im Fordern so mild?  
im Schenken so reich,  
im Nehmen so arm,  
erbebend vor Frost  
und im Herzen so warm?  
Sprich, Frau, nun zu mir! —  
Und sie hebt ihren Arm. . .“

Das ist ein Gedicht. Und Graf Günther fährt fort:

„Und sie hebt ihren Arm! Sie hat, im Gefühl, sich dem Schwächeren opfern zu müssen, mich und nicht den Starken, den wahrhaft Geliebten, gewählt. Aber nun hebt sie den Arm, und das wird die Gebärde, die den Schwächeren zur Besinnung bringt. Ich darf den beiden Starken an Großmut nicht nachstehen: Adelaiden nicht und Alexis nicht. Ich weiß ebensogut wie sie zu lieben, weiß ebensogut wie sie zu entsagen und vermag zu beweisen, daß ich ihnen ebenbürtig bin.

*Man hört unterdrücktes Schluchzen. Gherardini, erschüttert, muß sich gewaltsam sammeln, um weiterzulesen.*

Ich bitte Sie um eins, Meister Gherardini: machen Sie sich gleich nach Empfang dieses Briefes auf und besuchen Sie mich! Sie sollen der Vollstrecker meines letzten Willens sein, bevor ich ins Unbekannte abreise. Sie sollen sich selbst davon überzeugen, inwieweit meine Beschlüsse echt und unwiderruflich sind. Sagen Sie Adelaiden und meinem Bruder, sie hätten die Pflicht, ein langes Leben hindurch so glücklich zu sein, wie ich es bin, seit dem Augenblick, wo ich die Kraft, das

Rechte zu tun, gefunden habe. Und auch das Tun, die Tat, ist Glück! Sagen Sie dem Paar, was zu meinem Glücke ausgeschlagen ist, muß — es muß! — auch zur Grundlage seines Glückes werden: anders fände ich meine Ruhe im Jenseits nicht.“

GRAF FRIEDRICH-ALEXIS. Nun, und wie fanden Sie meinen Bruder? Wie fanden Sie ihn?

GHERARDINI. Auf seine Feldbettstelle ruhig ausgestreckt, mit friedlichem Ausdruck des Gesichts, ohne Pulsschlag und ohne Atem.

*Komteß Juliane schluchzt auf, sinkt vor Graf Friedrich-Alexis nieder und weint mit dem Kopf in seinem Schoß.*

# DAS MEERWUNDER

EINE UNWAHRSCHEINLICHE GESCHICHTE

Begonnen Januar bis April 1933 in Rapallo, fortgeführt Januar 1934,  
beendet im Frühjahr 1934 in Rapallo. Erstveröffentlichung in der  
Zeitschrift „Die Neue Rundschau“ 1934.

Copyright 1934 bij S. Fischer Verlag A.G. in Berlin.

In einer italienischen Stadt am Mittelmeer, die ein freundliches Hafenviertel besitzt, lernte ich einen jugendlich aussehenden Mann kennen. Er stand mit den Droschenkutschern auf du und du, erwies aber im Gespräch einen Bildungsgrad, der mein Erstaunen erregte.

Nachdem wir einmal Bekanntschaft gemacht hatten und Begegnungen an den Kaianlagen und auf der Piazza fast täglich stattfanden, war es mir leicht, ihm näherzukommen. In seiner Kindheit, erzählte er, hatte die Kirche sich seiner, da er arm und verwaist war, angenommen und ihm seiner Begabung und Neigung gemäß die Erziehung gegeben, die sie ihren Priestern zuteil werden läßt. Aber der Priesterzögling war vor Erlangung der höheren Weihen abgesprungen.

Das Studium der Alten in Sprache und Literatur, sagte Filippo Otonieri, habe ihn freigemacht.

Ich selbst war damals ein noch junger Literat, doch erlaubten mir meine Erfolge, in einem guten Hotel zu wohnen und im Smoking zu dinieren. Dadurch in allem verwöhnt, was Körperpflege anbelangt, konnte ich nur vermöge einer gewissen Selbstverleugnung mich näheren Umgangs mit Otonieri erfreuen. Da er, außer von einem Gericht Makkaroni hie und da, nur von Salami, Brot und einem Schluck Wein lebte, entströmte seinem Munde beim Sprechen gewöhnlich jener bekannte Knoblauchgeruch, der einem Menschen mit verfeinertem Geruchssinn Gespräche mit ihm hätte verleiden können, wäre er selbst Sokrates gewesen.

Ich weiß nicht wie, jedoch ich kam darüber hinweg.

Ich nahm bei ihm italienischen Sprachunterricht. Die Stunden, die von mir honoriert wurden, fanden auf mehr oder weniger weiten Spaziergängen statt. Am Schlusse wurde meistens eine bessere Trattoria aufgesucht, in der ich Otonieri zu Gast hatte.

Einmal brachte er mir ein vergilbtes Oktavbüchelchen mit Kupferdrucken aus dem siebzehnten Jahrhundert

mit. Ich hatte meine Freude daran. Es war natürlich, daß sich unsere Unterhaltung eine Weile um das weite Gebiet des Antiquitätenhandels bewegte und überhaupt um die Liebe zu sogenannten Raritäten, um Sammler und Sammelwut. Bald wurde mir klar, daß Otonieri selber von dieser Liebe und Sammelwut besessen war und sich nicht wenig auf seine Erfahrung und sichere Hand in diesem Gebiet einbildete. Wenn ich ihn einmal besuchen wolle, erklärte er, so könne ich, falls ich Interesse dafür hätte, allerlei hübsche Säckelchen bei ihm finden, die er zusammengebracht habe.

Er verbesserte sich sogleich und ergänzte: nicht er allein.

Einige Tage darnach folgte ich seiner Einladung. Dort, wo die Stadt in die Landschaft übergang, stand ein weißgetünchter Würfel, der an eine Automobilgarage erinnerte. In der Tat befand sich neben zwei kleinen Gelassen nur ein garagenartiger, durch Oberlicht erhellter Raum darin. Die beiden Kämmerchen wiesen kaum Spuren eines Bewohners auf, obzwar sie Otonieris Heim darstellten. Der garagenartige Raum, zu dem man auf einer schmalen Treppe hinunterstieg, zeigte an der kahlen, ebenfalls weißgetünchten Hinterwand die Inschrift: Klub der Lichtstümpfe.

Nachdem ich einen Blick darauf geworfen und hernach mit fragendem Ausdruck mich an Otonieri gewandt hatte, erklärte er mir, daß er seit einigen Jahren Kustos im Klub der Lichtstümpfe sei, einer Vereinigung, die er vor fünf oder sechs Jahren mit einigen Freunden begründet habe. Ich fand und erwiderte ihm demgemäß, als Mitglied einer solchen Vereinigung zu gelten, könne doch für ihn, bei seiner Jugend, nicht in Betracht kommen. „O doch, ich komme sehr in Betracht“, begann er seine Erwiderung. „Erstlich bin ich beinahe vierzig Jahre, und wenn ich auch zehn Jahre jünger wäre,

würde ich dennoch in Betracht kommen. Ich fasse das Leben im Bilde eines herunterbrennenden Lichtes auf. Ist aber einmal ein Licht angesteckt, so ist es nicht mehr ein ganzes Licht, und mag es mehr oder weniger heruntergebrannt sein, so kann man es immer einen Stumpf nennen. Einmal war ich Kellner in einem kleinen Hotel, das noch kein elektrisches Licht kannte. Jeder Gast bekam zwei neue Kerzen ins Zimmer gestellt. Oft genug wurden sie, kaum einige Zoll lang heruntergebrannt, zurückgelassen. Sie wurden zu kläglichen Stümpfen aller Art in ein und denselben großen Wäschekorb geworfen und in Abwaschwinkeln, Kellern, Bodenkammern, Schuhputzräumen und noch ganz anderen Lokalen verbraucht. Die repräsentativen Räume, Zimmer, Salons und Säle des Hotels, blieben ihnen für immer verschlossen.

Ich gebe zu, ich bin vielleicht noch nicht bis zur Hälfte heruntergebrannt, dennoch ist mein Ausschluß aus der Front des Lebens längst eine Tatsache. Wenn Sie uns aber einmal die Ehre Ihres Besuches in einer Klub-sitzung gönnen wollen, so werden Sie erkennen, was wir, und am meisten die kürzesten Stümpfe, für das Verlorengegangene einsetzen. Auf Grund unserer kynischen Philosophie, die wir mit einer Art magischen Mantels aufputzen, ergänzen wir das Verlorene nicht nur, sondern schwelgen in einer Luzidität, welche von der Wirklichkeit nie erreicht werden kann.“

Nach dieser Erklärung, die begreiflicher Weise mir manches zu denken gab, fing der Kustos seine Führung durch eines der sonderbarsten Museen an, die ich zeit meines Lebens durchforscht habe. Mehrere polierte Bretter übereinander zogen sich längs der Wände herum, die mit allerhand Gegenständen besetzt, bestellt und belegt waren. Zunächst fand sich da Büchermakulatur in allen Sprachen, eine verstaubte, moderduftige Bibliothek, in der sicherlich mancher Fund zu machen

gewesen wäre. Fragmente von Dante, Petrarca, Boccaccio, Cervantes, Lope de Vega, Shakespeare streifte mein flüchtiger Blick. Darüber ging Otonieri hinweg, als ob er sich wenig dafür interessiere. Dagegen wies er mir plötzlich einen alten Stiefel auf, den, wie er sagte, Kolumbus bei seiner ersten Entdeckungsreise getragen hätte. Hier stutzte ich, aber doch wohl mehr bei dem echten Schweißstuch der heiligen Veronika, das einem bedruckten Schnupftuch aus deutschen Kattunfabriken zum Verwechseln ähnlich war. Einen gebogenen Knochen nahm er als Rippenstück einer Seeschlange und erklärte zugleich, das zweite Exemplar dieser Art werde in einem Museum zu Hammerfest aufgehoben. Da der Katalog dieser Sammlung über dreitausend Stück zählte, muß es genügen, durch das Gesagte von ihrem Charakter einen Begriff zu geben. Sie wies Pilgerflaschen, Narrenschellen, Fuhrmannspeitschen, Rapiere und alte Reitersäbel, einen Steigbügel des Prinzen Eugen, Halstücher und Hüte, unzählige große und kleine Dinge auf, und ich will nur noch ein Schiffsjournal erwähnen, das aus einem gesunkenen Schiff, der sogenannten „Seekatze“, stammte, die mir später bedeutsam wurde, und eine hölzerne Galionsfigur, unter der ein Schild mit dem Namen „Chimaera“ zu sehen war.

„Leider ist der Besitzer dieser beiden Gegenstände, der ‚Chimaera‘ und des Schiffsjournals, schwer erkrankt, und wir müssen fürchten, ihn zu verlieren.“ Mit diesen Worten schloß Otonieri seine hie und da gegebenen Belehrungen ab.

Als ich ihn daraufhin vielleicht mit einem gleichsam gefrorenen Lächeln forschend anblickte, weil ich wirklich nicht wußte, ob er seinen Scherz mit mir trieb oder nicht, stimmte er zwar in mein Lächeln ein, ja lachte sogar herzlich und laut mit mir, als ich mir diese Freiheit gestattete, ging aber sofort danach in einen tiefen Ernst über. „So leicht, wie Sie zu glauben scheinen“,



sagte er, „bricht man den Stab über uns Lichtstümpfe nicht. Nach dem, was Sie hier gesehen haben und wie Sie es hier gesehen haben, liegt es allzunahe, uns für ausgemachte Narren zu halten. Aber solche Narren schlechthin sind wir nicht. Wenn nicht alle Narrheit, was ich nicht weiß, zwei Seiten hat, unsere Narrheit hat zwei Seiten. Was Sie hier sehen, ist der Avers unserer Münze. Wenn man mit seinem Studium verhältnismäßig rasch zu Ende ist, so dauert es mit dem Revers um so länger, weil — Sie mögen getrost wieder lachen — der Revers der Inbegriff dieser Weisheit ist.

Bevor unser Orden jemand zum Mitglied macht, muß der Ansucher eine Lehr- und Probezeit meist von mehreren Jahren hinter sich haben. In besonderen Fällen, bei außergewöhnlicher Eignung, kann Ballotage auch schon früher beantragt werden, wo dann Mehrheit der weißen Kugeln die Annahme entscheidet. Man muß nun einmal, will man uns verstehen oder gar unserer Eudämonien teilhaftig werden, längere Zeit in der Atmosphäre unserer besonderen Welt geatmet haben.“

Zeit zu einer Vorbereitung, selbst wenn sie nur ein halbes Jahr dauern sollte, stünde mir nicht zur Verfügung, sagte ich. Wenn es aber Otonieri Ernst gewesen sei mit der kürzlich geäußerten Einladung, einem Klubabend beizuwohnen, würde mir das eine ganz besondere Ehre sein.

„Dazu ergibt sich schon morgen“, sagte der Kustos, „eine gute Gelegenheit. Mausehund allerdings, der Besitzer des Schiffsjournals und der Galionsfigur, wie ich schon sagte, ist leider krank. Er hatte, bevor er bettlägerig wurde, zum erstenmal auf den morgigen Tag einen Vortrag angesagt. Wir sind alle der Meinung, daß dieser Vortrag einen Höhepunkt in unseren Annalen darstellen würde. Unser Protokollführer, ein ehemaliger Bankbeamter, außer Stellung, weil er Kleinigkeiten veruntreut hat, forderte darauf sogleich zwanzig Lire von

mir, um einige Ries Papier zu kaufen. Ich hoffe, daß ihm das Geld nicht unversehens anderweitig durch die Finger gelaufen ist.

Geben Sie sich übrigens, was den Gesamtavers unseres Klubs betrifft, den Sie ja morgen erleben werden, keinen Illusionen hin. Durch reine Wäsche, ungeflickte Hosen, unzerrissene Schuhe oder Schuhe überhaupt, durch gewaschene Gesichter und Hände, geputzte Nasen, gekämmtes Haar, volle Börse und dergleichen glänzen unsere Mitglieder nicht. Im ersten Augenblick werden Sie denken, geradezu unter schlechtes Gesindel geraten zu sein. Auch an ein Irrenhaus werden Sie denken, obgleich Leute mit einer erwiesenen psychiatrischen Diagnose von der Mitgliedschaft ein für allemal ausgeschlossen sind.“

„Dieser Mausehund“, sagte ich, „scheint doch ursprünglich ein Deutscher zu sein“, was der Kustos bejahte.

„In vielen Hafenorten, werden Sie finden“, fuhr er fort, „sind einzelne dorthin verschlagene Deutsche sitzengeblieben, völlig aufgenommen und einverleibt in die autochthone Bevölkerung. Viele wissen kaum noch, wie sie dahin gekommen sind. Manchmal wird so ein blonder Junge, etwa ein desertierter Matrose, von irgendeiner italienischen Fischerfamilie mit einer närrischen Liebe betreut, so daß man versucht ist, an einen jungen Kuckuck zu denken, den etwa ein Finkenpärchen ausgebrütet hat und der nun das Nest ungebührlich beengt.“

Unser Logenbruder Mausehund ist eine seit undenklichen Zeiten hier ortsbekannte Persönlichkeit, von der man nicht annimmt, sie sei irgendwann nicht hier gewesen. Er hat nie einen Groschen erbettelt, ein Almosen nie angenommen, obgleich manche, durch sein ärmliches Äußere irregeführt, ihm dergleichen anbieten. Denn sicher ist keines seiner Kleidungsstücke, Kalabreser, Radmantel, ein roter Schal um die Hüften, der das

Beinkleid hält, ausgenommen die Leinwandschuhe, unter einem halben Jahrhundert alt — wovon er sich aber ernährt, weiß keiner.

Ist er aufgelegt, so kann es vorkommen, daß er, etwa unter den Fischern der kleinen Flotte, die im Hafen liegt, plötzlich ein Goldstück zückt, einen Louisdor oder einen Dukaten, Geld, das nicht mehr im Kurse ist, und dafür die ganze Gesellschaft traktiert.“

„Es handelt sich also bei Ihren sogenannten Lichtstümpfen um einen Kreis von Originalen?“ bemerkte ich, was Otonieri mit Ja und mit Nein beantwortete: „Irgendwie freilich, muß ich zugeben, ist jeder von uns ein Original, aber im Geiste des Klubs sind wir unverbrüchlich ein und dasselbe.“ Ich bat, mir vom Geiste des Klubs doch nach Möglichkeit einen Begriff zu geben, denn ich möchte seiner morgen auch einigermaßen teilhaftig sein. Die Antwort war: „Mysterien blieben nun freilich Mysterien, etwas Gründliches ließe sich da kaum mitteilen. Das beste würde sein, ich gäbe mich morgen dem, was ich sehen und hören würde, geduldig und gläubig hin. In jedem Fall möge ich es ernst nehmen. „Unsere Gemeinschaft“, erklärte er weiter, „baut sich auf gegenseitigem Vertrauen auf. Zweifel des einen von unsern dreißig Mitgliedern gegen ein anderes sind völlig unzulässig und ziehen den Ausschluß des Zweifelnden nach sich, unweigerlich.“ Er machte ein Kompliment gegen mich: „Gäste natürlich ausgenommen.“

Otonieri besaß Besuchskarten. Ich wollte nicht fragen, was das „Re“ unter seinem Namen bedeute. Am nächsten Tage bei der Eröffnung der Sitzung, der Otonieri präsierte, erfuhr ich es. Ich mußte bemerken, daß ihn die Mitglieder seines Klubs „Re“, also „König“ nannten. Hier war er der König, er war der Re.

Ich wurde von ihm etwa einem Dutzend, ich sage gestrost Bassermannscher Gestalten vorgestellt, die mir nicht anders erschienen, als er vorausgesagt hatte. Es

wird im einzelnen später von ihnen zu sprechen sein. Ein Umstand drängte sogleich das Interesse an ihnen zurück, den der Re mitteilte, nachdem er mit dem Szepter Heinrichs IV., durch Canossa berühmt, die Tagung eröffnet hatte. Nämlich das in Aussicht stehende Erscheinen Mausehunds.

Das Erstaunen war allgemein, da in dem kleinen Hafentörtchen bereits Gerüchte von seinem Ende kursiert hatten.

Nach kurzer Zeit trat dann in der Tat der Kranke, ja Totgeglaubte ein. Natürlich, daß er lebhaft begrüßt und beglückwünscht wurde. Man nannte ihn aber nicht Mausehund, sondern Cardenio, ein Name, von dessen vielfacher Wiederholung die weißen Wände des hallenden Raumes Echo warfen.

Cardenio dankte auf spanisch mit den Worten: Muchas grazias. Ohne Zweifel war dieser Mann eine Merkwürdigkeit. Schon im ersten Augenblick, als ich ihn sah, wußte ich, daß meine Neugier und mein Besuch sich gelohnt hatten. Er stammte irgendwie, wenn nicht leiblich, so doch ideell, aus der Mancha her, jenem spanischen Landstrich, der den berühmtesten unter allen Rittern hervorbrachte, den von der traurigen Gestalt. Nun war ich schließlich doch nach Kleidung, gesellschaftlichem Rang und überhaupt als Fremder eine Erscheinung, die ihm auffällig sein mußte, aber sein Auge glitt mit königlicher Grandezza über mich hinweg. Um so bequemer wurde es mir, ungestört scharf aufzuhorchen, ebenso zu beobachten, ja sogar mir Notizen zu machen, wozu mich Otonieri, als ich mich von seinem Blick ertappt glaubte, sogar durch ein ernstes Kopfnicken ermunterte.

Cardenio machte auf mich den Eindruck, als sei er von dem Verlangen beseelt, um jeden Preis etwas Versäumtes nachzuholen, eine unumgängliche Pflicht zu erfüllen, sozusagen vor Toresschluß. Was das Versäumte

war und worin diese Pflicht bestand, würde sich, wie ich glaubte, bald enthüllen. Und ich täuschte mich darin nicht. Schon bei seinem Eintreten hefteten sich seine düster glimmenden Augen, wie ich deutlich bemerkte, auf die Galionsfigur, deren bemaltes Antlitz der grauenvolle Ausdruck eines wirrsäligen inneren Lebens schien, nicht ohne verführerische Züge. Später, als er sich niederließ, seinen braunen Umhang gravitätisch zurückwerfend, ebenso, als er sich wieder erhob und das zermürbte, zerschlätterte Schiffsjournal an sich nahm, um dann wieder mit seinem Raub in den Sessel zurückzusinken, befand er sich mit dem hölzernen Bilde gleichsam in einer magischen Kommunikation, was sich in unwillkürlichen Lippenbewegungen und bedeutsamen Blicken ausdrückte.

Von diesem Schiffsjournal, das vielfach versiegelt war und die Aufschrift „Seekatze“ trug, hatte Otonieri mir manches erzählt. Bei seinem Eintritt in die Gesellschaft der Lichtstümpfe war es von Mausehund ebenso wie das Holzbild feierlich deponiert worden. Es sollte zeit seines Lebens hochgehalten, aber nicht eröffnet werden. In feierlicher Sitzung hatte die Loge die Verpflichtung auf sich genommen, dieser Bestimmung Cardenios und auch der weiteren nachzukommen, wonach die Zeremonie des Siegelbruchs erst dreimal vierundzwanzig Stunden nach Eintritt seines Todes erfolgen durfte. Kein Wunder also, daß sich meiner wie aller übrigen Zeugen eine merkbare Erregung bemächtigte, als der Testator selbst vor unseren Augen die Schnüre seines Testaments zerriß, die Siegel ungeduldig zerbrach, in dem aufgeschlagenen Buche blätterte und dann wie in einen unergründlichen Abgrund hineinstarrte.

Ich weiß nicht, was für Kräfte von diesem wie dem Grabe entstiegene Menschen ausgingen, ich weiß auch nicht, was ihm das Schiffsjournal bedeutet hat, da es nur belanglose Bleistiftnotizen enthielt, wie ich mich

später überzeugt habe, und nichts, was mit dem, das wir zu hören im Begriffe standen, zusammenhing. Und doch schien Cardenio die von uns allen gehörte und von mir nach Vermögen festgehaltene Erzählung beinah daraus abzulesen. Er bot dabei einen wunderlichen, fast gruseligen Anblick, da ihm, wie schon gesagt, etwas Exhumiertes anhaftete.

Was sich zutrug, bevor der erste Laut über Cardenios Lippen trat, schien mir und den übrigen Anwesenden gleich merkwürdig; gerieten wir doch alle in eine Art magischen Zwang hinein, einen Zustand, der uns nicht nur für Außergewöhnliches, sondern für Übernatürliches empfänglich machte. Die Lippen nämlich des Vereinsmitgliedes bewegten sich, als ob Geisterhände die Zulänglichkeit einer Klaviatur prüfen wollten, auf der die Sinfonie oder Sonate eines jenseitigen Meisters gespielt werden sollte.

Und übrigens schien der so Besessene aus Asche zu sein. Der Hut, den er auf dem Kopfe behielt, der Mantel, das Röckchen, die Bekleidung der dünnen und langen Beine, die Farbe der Haut, des spanischen Bärtchens, der Brauen waren gleichsam grau gelbe Asche.

Während ich den Augenblick kaum erwarten konnte und vor jeder möglichen Störung zitterte, die Cardenio ablenken könnte, schlug plötzlich der Hammer des Re auf den Tisch, und dieser, Otonieri, mein Freund, hielt es für angebracht, den Versammelten seine Stellung zum Bewußtsein zu bringen. „Ich begrüße“, sagte er, „mit besonderer Freude unseren Vereinsgenossen Cardenio, der im Begriffe steht, eine Schuld an den Klub mit Zins und Zinseszins abzutragen. Die Statuten der Lichtstümpfe sehen vor und haben zur Bedingung gemacht, daß jedes Mitglied einmal im Jahr das Wort zu ergreifen hat, um die unwahrscheinlichste Geschichte, die ihm begegnet ist, zu erzählen. Cardenio hat dies niemals getan, und wir Lichtstümpfe sind überein-

gekommen, ihm diese Unterlassung nicht in das Schuldkonto aufzunehmen. Erstens teilte er in Wort und Tat Unwahrscheinlichkeiten, sozusagen in kleiner Münze, in Menge aus, und dann war uns das versiegelte Geheimnis eines Lebens in dem nun eröffneten Schiffsjournal anvertraut. Heut nun, ich spreche im Sinne aller, belohnt sich die Ausnahme von der Regel, die wir gemacht haben. Man soll ein Prinzip nicht übertreiben, es verwandelt sich sonst in sein Gegenteil. Es ist mit allen guten Dingen das gleiche, ob es die Arbeit, die Liebe, der Verstand, die Disziplin oder der Zucker bei Konditorwaren sei, obgleich er doch ihr Wesen ist. Ein gesundes Prinzip ist zugleich Natur. Was Cardenio heute tut, was er heute freiwillig tut, krönt, möchte ich sagen, unsere Grundsätze, indem er ihnen sozusagen naturgesetzlichen Charakter gibt.

Es bleibt mir nur übrig, Cardenio den Dank der Vereinigung auszusprechen, und — ich erteile ihm das Wort.“

Etwas ganz anderes, als man erwartete, war die erste Manifestation Cardenios. Wenn die sachliche Rede Otonieris es nicht bereits zum Teil getan hätte, würde der Bann von den ersten Worten Cardenios und durch sein Gebot „Nostrano!“ gebrochen worden sein. Man wiederholte: „Nostrano! Nostrano!“, was wiederum die geweißten Wände echoten. Ich erkannte sogleich, wie wenig die allgemeine Zustimmung der armseligen Lichtstümpfe eine wirkliche Aussicht auf den Göttertrank zu stützen vermöchte, zögerte aber noch, meine Börse zur Verfügung zu stellen, da ich nicht wußte, ob nicht etwa imaginiertes Nostrano hier der gemeinte war und echter einen Verstoß bedeutete. Schon aber hatte Cardenio mit der lässigen Hand eines Grandseigneurs einige Goldstücke hingeworfen. Alles Hin und Her wurde schnell geklärt, und während der Mann, aschenhafter Gestalt,

der zur stillen Freude aller wieder einmal Gold ausgeschieden hatte, weiter im schweigenden Leerlauf seiner Lippen verharrte, waren eine Menge Flaschen Nostrano aus dem benachbarten Weinhaus herbeigeholt und mit heiligem Eifer entkorkt worden. Man stieß zunächst auf den Spender an, dem sich, nachdem er dankend getrunken, mit einem sprudelnden Ruck die Zunge entband.

„Ich lüge nie!“ war Cardenios erste Expektoration. Expektorieren bedeutet aushusten, und es ist nicht zu leugnen, daß die nun folgende Geschichte mit einem Aushusten ihren Anfang nahm. Ein Beweis dieser Tatsache war noch das mit Nostranoflecken durchsetzte Schiffsjournal, als ich es studienhalber Wochen darnach durchblätterte. Damit aber erschien das Husten ein für allemal abgetan. Erstaunlich genug, da eine hohle Stimme allzu deutlich verriet, daß die Lunge des Sprechers zertrüftet war. Selbst dieser hohle, anfangs fürchterliche Klang aber veränderte sich allmählich ins Weiche und Schmiegsame, bis sich zu guter Letzt eine Art des Vortrags herausgebildet hatte, die den Hörer durchaus gefangen nahm.

„Wie wurde ich“, fragte Cardenio, „eigentlich ein Sonderling und gewann die Reife, unter euch aufgenommen zu werden, um hier, liebe Logenbrüder, bis auf den Stearinleck am Schluß herabzubrennen?“ Und er fuhr fort: „Aus so und so vielen Gründen, pflegt man in solchen Fällen zu sagen und nennt ihrer meistens drei, weil Drei eine heilige Zahl bedeutet. Erstens also: ich wurde ein Sonderling, weil ich Sonderbarstes erlebt habe. Zweitens: weil das Leben nach dem Erlebnis nur noch Erinnerungswerte besaß. Und drittens: weil ich von allen, denen gegenüber ich die Torheit beging, mein Erlebnis preiszugeben, als Lügner gebrandmarkt wurde.“

Ich sehe von der dadurch bedingten Diffamierung ab. Sie ist nebensächlich. Das Bedürfnis, mich mitzuteilen, war das Bedürfnis nach Erleichterung; indem ich mir



Mitwiser machen wollte, suchte ich für das Gewesene eine neue und starke Idealität, die für mich zugleich eine Art zweiter Realität bilden sollte. Statt dessen wurde die Sache selbst, deren Erinnerung meinen höchsten Besitz bedeutete, durch frivolen Unglauben, ja geradezu Hohn in Frage gestellt. Diese Gesinnung des Zweifels, ähnlich einem Höllensteinstift, drang bis zu jenen Gehirnzellen, die das Wunder meines Lebens enthielten.

Hier setzte der Kampf um mein Dasein ein.

Gewiß, er hat seltsame Formen gehabt. Er ist eine äußerst verwickelte Sache, die schwer zu entwirren ist. Wenn man jemandem die reine Wahrheit nicht glaubt, hat man kein Recht, sich zu beklagen, falls er es mit der Lüge versuchen will. Ich sage nicht, ob, in welchem Ausmaß und mit welchem Erfolg dies geschehen ist. Wie es aber auch sei: in dieser Halle, in eurer Gesellschaft, unter den Augen unsres Königs wurde in mir die Wahrheit zu einem alldurchdringenden Dasein geweckt, wenn ich sie auch in der Furcht meines Herzens nur versiegelt und als Geheimnis unter euch niedergelegt habe. Daß ihr sie gläubig ehren würdet, im Verschluß oder nach Eröffnung der Siegel, wußte ich.“

Unter den Lichtstümpfen ging ein Hüstel'n herum. Sie erwarteten, wie mir vorkam, Dinge zu hören, die mit einem Schlage alles Geheimnisvolle von diesem bisher undurchdringlichen Menschen hinwegnehmen würden.

„Wenn ich nun die Siegel meines Testamentes persönlich erbrochen habe und im weiteren sogar mein Schweigen darüber brechen will, so bedeutet das ein Vertrauen zu euch, das Gott selbst bewundern würde. Mehr Glauben und Vertrauen in seine Würde und Güte, müßte er sich gestehen, habe er selbst nie verlangt, um seinen Kindern die Himmelstür zu entriegeln. Gebe ich euch damit doch, bevor ich abscheide, das Urteil über Wert oder Unwert

meines Lebens, ja über Leben und Tod meiner Seele nochmals in die Hand. Ich weiß, ihr vertretet die edelsten Grundsätze, eure Seelen haben sich befreit vom Schmutz der Wirklichkeit, ihr habt erkannt, daß die Wahrheit nur im Geiste zu finden ist. Und sie ist nirgend anders zu finden. Aber ich muß eurem gläubigen Sinn immerhin Leistungen zumuten, die mit ernsthafter Erprobung, ja einer schweren Prüfung gleichbedeutend sind. Mag sein, es ist ein Fürwitz von mir: als ich auf meinem Bette lag, habe ich hin und her erwogen, ob ich nicht schweigenden Mundes, wie ich meist unter euch gelebt, dahingehen soll. Aber ich habe mich anders entschieden. Ich konnte nicht ohne meine Beichte, also unverrichteter Dinge, von dannen gehen und ohne den reinen Abschluß, der ganz und für immer vom Diesseits befreit.

„Weh mir und weh euch!“ schloß Cardenio, „wenn ihr mir etwa nicht glauben könnt!“

Otonieri, der Re, ergriff das Wort. Er sah den Abend gefährdet, wenn Cardenios Zweifel sich steigern sollten. Er dachte gewiß auch an mich dabei. War ich nun einmal eingeladen, so fühlte er sich in gewissem Sinne für das Gelingen des Abends verantwortlich. Und gerade weil sich alles über Erwarten angelassen, zitterte er, es könne doch noch einen banalen Verlauf nehmen und damit der große Eindruck, den er bei mir zweifellos feststellen konnte, leiden oder verlorengehen.

„Hier wird geglaubt“, sagte er und fuhr also fort: „Hier wird an alles geglaubt und an nichts gezweifelt. Unsere Wahrheit ist Wahrheit im Geist.“

Ein Glaube an Dinge, die auf der Hand liegen, kann kein Glaube sein. Die allerhöchsten Dinge, die wir nennen, sind beschränkt im Geist. Nicht das Wissen trägt sie, sondern allein der Glaube. Der Glaube, nicht Atlas ist es, der den Himmel trägt.“

Ich hatte den Eindruck, daß Otonieri bei dieser Ge-

legenheit nun auch seine vom Priesterseminar her stammende scholastische Gelehrsamkeit und seine philosophisch eigenwilligen Erkenntnisse ins Licht setzen wollte. „Der Mensch“, sagte er, „ist ein Zoon noumenon, ein anschauernder Intellekt. Die Noumena, die Verstandesdinge, sind trotzdem Gegenstände oder können es sein, Gegenstände einer Anschauung, freilich nicht der eigentlich sinnlichen. Wir hier bilden gleichsam einen Mikrokosmos freiwollender, ewiger Intelligenzen, und unsere Welt, ins Universum hinausprojiziert, wird doch einem alles umfassenden Spiegel gleich, wird ganz und gar geistige Intuition, die überall erleuchtend in den Makrokosmos einmündet. Unsere Schutzpatrone, außer Platon und Aristoteles, sind Philon, Plotin, Proklos, Thomas und Augustin, Gelehrte, denen ich meine Persönlichkeit gleichsetze. Meine und unsere Erkenntnis steht in keinem Punkte hinter der ihren zurück.

Vertraue also, Cardenio! Sprich!“

Bedeutete das für Cardenio eine Ermutigung?

„Ich verlange heut nicht euren Klubglauben“, sagte er, „sondern den Glauben an eine große Offenbarung, also an eine große und höhere Wahrheit, an der nichts Täuschung ist. Schon im Ephebenalter ist es mir, und ich denke auch euch andern, klar gewesen, daß jeder Mensch einmalig ist, nie vorher gewesen und nie wiederholbar, für ewige Zeit. Auf die Würde und das Wunder dieser ungeheuren Tatsache berufe ich mich, ehe ich fortfahre. Hierauf allein, auf nichts anderes kommt es an. Was ich euch jetzt eröffnen werde, stammt aus dieser Einmaligkeit. Es ist durchaus nicht der ganze Inhalt und das ganze Wesen meiner Einmaligkeit. Das Abenteuer der Einmaligkeit ist nicht zu erschöpfen, es geht über alles kollektivistische Wesen weit hinaus. Und wenn ich wie Scheherezade tausend und eine Nacht hindurch statt zu schlafen erzählen würde von dem Wunder, in dem das Ganze des menschlichen Wesens allein und

restlos beschlossen ist, so würde ich über die Anfänge nicht hinauskommen.

Es kann also nur eine Episode meines Daseins in Raum und Zeit bedeuten, was ich mitteilen will. Wenn es trotzdem den Wert einer hohen Wahrheit und Offenbarung hat, so darum, weil irgendwie im Teil das Ganze enthalten ist. Ihr werdet euch selbst davon überzeugen.

Ich stamme vom Prinzen Heinrich dem Seefahrer, der ein Sohn Johannis I., Königs von Portugal, gewesen ist. Die Entdeckungsreisen und Entdeckungen, die unter seiner Führung gemacht wurden, sind bekannt. Mein Urahn war nicht sein legitimer Sohn. Meine Mutter gehörte dem Stamme der Guanthen an, die auf den Kanarischen Inseln saßen. Sie waren ein kraftvoller Menschenschlag, den man, blond und blauäugig wie er ist, dem Blute nach für germanisch hält. Besiegte Vandalen und Westgoten, heißt es, sollen sich geflüchtet haben und nach den Kanarien verschlagen worden sein.“

Eine Bewegung der Weichheit bemächtigte sich nach diesen Feststellungen Cardenios, in der für Augenblicke seine ganze makabre Dämonie unterging. Es kam mir vor, als wenn seinen Blick Tränen verschleierten, als er ihn wiederum auf das Holzbild richtete.

„Du!“ sagte er, „du weißt es, was alles mit der Bark, die du ziertest, untergegangen ist. Ich hatte ihr in einem Augenblick wildester Abenteuerlust, die um jeden Preis eine neue Welt suchte, alles anvertraut, was sich unter dem Schutze unserer Penaten an alten Familienstücken und dokumentarischen Herkunftsnachweisen angesammelt hatte. Freilich, nicht nur Abenteuerlust aus dem Blut meines Urahns, sondern auch Schmerz, ja Verzweiflung war Ursache dafür. Ein Schicksal hatte mein ganzes Dasein umgewöhlt.

Nicht nötig zu sagen, daß ich das Kapitänspatent für Große Fahrt habe. Ich war noch nicht dreizehn Jahre,

als ich zum erstenmal von einem solchen Patent erfuhr und von den zwei Worten ‚Große Fahrt‘ auf räthelhafte Weise getroffen und erregt wurde. Was liegt nicht alles in diesen zwei Worten: Große Fahrt! Man könnte das eigene Leben — es wird ja gern mit einer Reise verglichen — als das bezeichnen. So dachte ich aber als Knabe nicht. Ich sah die große Seereise vielmehr als wirklich und auf eine fast schmerzhaft Weise verlockend. Das feste Land erschien mir fortan beinahe als eine Banalität. Man wanderte oder rollte lärmend auf schlechten und guten Straßen hin, oder man stieß mit jedem Schritt auf Hindernisse. Das Meer, so dachte ich mir, ist die Weite an sich. Man bedient sich des unsichtbaren Windes, der die Segel schwellt, und Unfaßbares drängt das Schiff ins Unendliche. Das Meer ist die überall offene Pfadlosigkeit. Sich auf dem Meere Wege zu suchen, müßte eitles Bemühen bleiben. Von der Sonne am Himmel erfragen wir sie und mehr noch des Nachts von den himmlischen Sternen. Dort, zwischen den Sternen, laufen eigentlich unsere Wege hin, und insofern wir sie mit dem Geiste beschreiten, haben wir erst unsere irdische Wasserbahn bestimmt. Kurz und gut, alles, was man auf dem Land unternehmen konnte, erschien mir als Knaben kleine Fahrt; die große Fahrt ging ins Grenzenlose.

Man hat mich wieder und wieder gefragt, warum ich in den fünfundzwanzig Jahren, die ich hier bin, niemals ein Boot betreten habe. Weil mir durch Umstände, die ich erzählen werde, am Schluß meiner großen Fahrt, um die es hier geht, das Element verleidet ist. Auf meiner ersten Reise als Kapitän hatte ich einem Seemann im Hafen von Sydney sein Weib abspenstig gemacht. Sie war auf ebensolche Weise sein Weib, wie sie meines gewesen ist. Die Kirche hat nichts damit zu schaffen. Der törichte Mensch, dem sie vor mir angehörte, hatte sie mir durch eine Seemannsgeschichte inter-

essant gemacht: sie sollte Fischblut in sich haben.

Fischblut hatte diese Seekatze, wie ihr Vorbesitzer sie nannte, nun freilich nicht: es war sehr heiß und von Wind und Woge, die wirklich ihr Element waren, keineswegs abgekühlt. Vielmehr schien, es sei in den Spelunken der Hafenviertel, darin sie jahrelang zu Hause gewesen war, bis zu den gefährlichsten Siedegraden nur immer weiter und weiter erhitzt worden. Sie selber stand in Gefahr, daran zu verbrennen, kam mir vor.

Wie gesagt, übernahm ich nun diese Seekatze und hatte mehrere Jahre hindurch mit ihr als Kapitänsfrau an Bord Glück in Geschäften und gute Fahrt. Ich leugne nicht, daß ich ihr hörig war; ja in qualvoller Eifersucht hatte ich sie meist mit der ganzen Mannschaft vom Steuermann bis zum Schiffsjungen in Verdacht. Als wir im Hafen von Hamburg eine Ladung Orangen löschten, machte ich, ohne daß meine Frau eine Ahnung davon hatte, kurzen Prozeß, verkaufte mein Schiff und beschloß, der Seefahrt Valet zu sagen. Fast gleichzeitig erwarb ich eine Hallig, ein Inselchen, mit einem kleinen Anwesen, wo ich ungestört von der Welt und der eigenen Eifersucht mit meiner Frau zu leben gedachte. Sie war von alledem verdutzt, doch sie fügte sich ohne Besinnen sogar in den kirchlichen Segen unsrer Vereinigung.

Ihr werdet nun fragen, wieso ich denn meinen ganzen Lebensplan so von Grund auf verändern, ja in sein Gegenteil umkehren konnte. Die Veränderung meines Wesens mußte vorausgehen, und das hatte eine alles andere beherrschende und verdrängende Liebe bewirkt. Alle tausend Begehrlichkeiten meiner Natur waren im Begehren nach meiner Geliebten untergegangen. Ohne ihren Besitz war mein Leben keines mehr, mit ihm entwertete sich jeder andere.

Die Veränderung meines Wesens war da, aber der Rückschlag sollte bald eintreten. Das Leben zu zweien

auf der Hallig erwies es bald, daß ich kein gewöhnliches Menschenkind, sondern wirklich etwas wie eine menschliche Seekatze, einen menschlichen Fisch zum Weibe hatte. Während der ersten vier Wochen ging alles gut, aber die Einsamkeit inmitten des Wattenmeeres, nur noch von einem alten Knecht und seiner Frau mit uns geteilt, schien sie nach und nach krank zu machen. Ihre Haut wurde bleich, es ging eine Kälte von ihr aus, obgleich ein phosphoreszierendes Glimmen ihr dunkles, stechendes Auge belebte. Aber wie es bei Liebenden ist, die Heftigkeit meiner Begierden nach ihr fühlte ich fast im gleichen Maße zunehmen, wie die rätselhafte Entfremdung wuchs. Ja, so sehr ich erschrocken war, konnten mich doch die elektrischen Schläge nicht abkühlen, die eines Nachts ihr Körper wie der eines Rochen austeilte.

Des öfteren fuhr sie in einer kleinen Bark aufs Wasser hinaus, und zwar so weit, daß ich sie selbst mit dem Fernrohr nicht zu entdecken vermochte. Dagegen half weder Bitte noch Gebot. Sie fand Mittel und Wege — besonders des Nachts, wenn der Mond am Himmel stand —, die meiner Wachsamkeit Hohn sprachen und dem Aufpasserdienst, den ich mit den alten Hausleuten organisiert hatte.

Bisher war sie immer zurückgekehrt, aber ich blieb mißtrauisch. Ich glaubte zu spüren, daß der Gedanke an Flucht sie beschlichen hatte.

Ich will euch mit Einzelheiten nicht langweilen. Stellt euch vor, welchen Zustand ich auf der verlassenen Hallig zu überwinden hatte, als ich eines Morgens, nachdem meine Frau zweimal vierundzwanzig Stunden ausgeblieben war, ihre angeschwemmte Leiche am Strande fand!

Auf diesen Zustand muß ich nun eingehen.

Nehmen wir an, es brenne in unserm Geist ein natürliches Licht. An seine Stelle trat von Stund an ein

mystisches. Die Welt erlitt dadurch allenthalben eine Veränderung, ja sie war eine andere geworden. Es war ein Licht, das sich mit der Finsternis auf andere Weise als Sonne und Mond zu vermählen, ja andere Gebiete der ewigen Nacht zu erhellen schien. Ich bin, indes ich unter euch sitze, wiederum ganz darin eingesponnen und eigentlich eurer Welt entrückt.

Als ich mein Weib beerdigt hatte, habe ich, wie ich beschwöre, weit draußen auf dem Wasser ein markdurchdringendes höhnisches Lachen gehört, was mir die gewollt-ungewollte Überzeugung aufdrängte, daß ich von einem dämonischen Wesen gefoppt worden war. Ich wußte nun, glaubte zu wissen, die Seekatze oder Chimaera sei nicht tot, sondern habe nur eben den Weg in ihr Element zurückgefunden. Und ich sagte mir plötzlich: ja — es gibt sie noch heute, es gibt noch Meerweiber.“

Mit diesen Worten erhob sich Cardenio und trat unter einem ingrimmigigen Grimassieren seines Aschengesichts dicht unter die Galionsfigur, wie ein Lehrer vor seine Wandtafel. Auch eines dünnen Stöckchens bediente er sich, um eine Erklärung, die zu erwarten stand, durch einzelne Hinweise deutlich zu machen. „Sie weiß alles und mehr als ich“, fuhr er fort, „sie lebt, ob sie auch scheinbar nur aus Klötzen von Lindenholz zusammengesetzt und gebildet wäre. Ich selber habe sie noch auf der Hallig in einem Zustand erleuchteten Wahnsinns geschnitzt. Erklärt es euch, wie ihr mögt und könnt: Chimaera selbst hat Modell gestanden. Während des Vierteljahres, in dem das Holzbild entstanden ist, habe ich mit Dämonen gerungen. Sie machten mitunter einen so betäubenden Lärm des Nachts, daß ich vor mein Haus hinaustreten und mir solche Ruhestörungen verbitten mußte. Ich habe in die Augenhöhlen, wie ihr seht, große schwarze Kugeln aus Glas eingesetzt. In ihnen verbergen sich magische Kräfte. Ich habe das Haupt mit einem



dicken blauschwarzen Zopfe gekrönt, das bleiche ovale Angesicht mit ganz besonderer Liebe gebildet. Auch unter dem Kinn die milchweiße Brust.

Ich weiß heute noch nicht, ob du ein guter Dämon oder ein höllischer Sukkubus bist, verfluchte und geliebte Seekatze! Trotzdem gehöre ich dir in Leben und Tod!“

Der Re griff ein. Es war mir klar, warum es geschah. Es sollte bei Cardenio etwas Ähnliches erreicht werden wie durch einen kühlen Wasserguß. Ohne eine Dusche bestand Gefahr, daß eine gewisse Anlage des Erzählers, die man kannte, in eine Überreizung ausarten würde, die sich von der eines Geisteskranken kaum unterschied.

Otonieri dekretierte demnach:

„Alle Schiffermärchen sind wahr. Das uns Bekannte, erklärt ein Philosoph, aus dem Ganzen der Natur verhält sich wie eine kleine Insel des Ozeans gegen den Ozean. Auch ich habe Reisen gemacht und mehr noch Studien. Auch meine alle Zeit offenen Augen haben mich vielerlei gelehrt. Warum sollte es keine Sirenen und Nereiden gegeben haben? In abertausend Sagen, in Stadt und Land, Fluß, Weiher, Teich und Tümpel leben sie. In den zweitausend Jahren nach Christi Geburt tauchen sie immer wieder auf, mit ein und zwei Fischschwänzen. Unzählige Miniaturen und Tafeln der Maler zeigen sie, ebenso abertausende Steingebilde der gotischen und romanischen Dome. Auf den braunen Segeln der Schiffer und Fischer von Venedig sind sie zu sehen, gemalt und eingewirkt.

Ihr habt vom Geheimnis der Südsee gehört. Sie ist heute noch ganz und gar ein Geheimnis. Wer könnte ahnen, was in ihren Tiefen verborgen liegt und was diese Mutterlauge aller und jeder Kreatur noch an Lebensgestalten hervorzubringen fähig ist. Entbinden wir nur unsere Phantasie und machen sie zum Erkenntnisorgan: das ist der höchste und letzte Sinn unsres Lebens.“

Cardenio wurde blaurot im Gesicht. Wir erschrakten alle, ich wenigstens ganz gewiß, als er die Worte: „Ich erzähle keine Schiffergeschichten!“ förmlich herausbrüllte. Die meisten der Vereinsgenossen erhoben sich, und bald gelang es, ihn zu beruhigen.

„Ich hatte von einer Bark gesprochen“, fuhr er fort. „Damals, nachdem ich dies Kultbild, darf ich wohl sagen, auf der Hallig vollendet hatte, erwarb ich die Bark, und im Hafen von Hamburg geschah in Gegenwart der neu geheuerten Mannschaft die Nagelung, will heißen, Chimaera wurde am Bug der Bark dicht unterm Bugspriet festgemacht.

Das Schiff erhielt ihren Namen: ‚Seekatze‘.

Bei der Feier, die darauf folgte und bei der sehr viel Rum in Gestalt von Grog vertilgt wurde, stießen wir auf die Seekatze an, die allgemein als lebendig und als unsere Patronin betrachtet wurde. Es war in der ganzen Mannschaft keiner, der nicht einen übermenschlichen Einfluß auf den Gebieten der weiten Wasserwüsten von ihr erwartete. Wozu hatte sie denn sonst ihre Fischschwänze? Sie war Patronin, war unsere Protektorin.

Nach allem, was ich bereits erzählt habe, mögt ihr wenigstens ahnen, was sie mir im besonderen bedeutete.

Ich habe vorhin zu dieser dämonischen Frau die Worte gesagt: ‚Du weißt, was alles mit der Bark, die du ziertest, untergegangen ist.‘ Und sie weiß es, kann ich versichern. Sie weiß alles, sogar über euch, nicht nur über mich, weil sie ein Doppelwesen ist. Wer es bezweifelt, möge nur auch bestreiten, daß unsere Seele im Fleisch gebunden ist. Mir ist es eben gelungen, durch meine Art von Nekromantie Chimaeras Seele an Holz zu binden.

Ich weiß nicht, ob ich an meine Macht geglaubt habe, als ich das Holzbild der Toten schuf. Was sich darin als Geisterbann verwirklicht hat, hat jedenfalls alles überboten, was ein Totenbeschwörer heraufbeschwören kann.

Und in der Tat, Chimaera war tot, als menschliches Wesen war sie gestorben, nur daß ebendieses menschliche Wesen bloß als ein Teil ihres wahren Wesens zu gelten hat. Freilich, auch der andere, der dämonische, der göttliche Teil hat nicht mehr seinen vollen und reinen Bestand, nachdem sich das Meerweib, was sie ja wirklich war, mit der Menschheit vermischt und den Tod als Mensch unter Menschen erlitten hatte.

Nur so viel sage ich von der Fahrt, daß wir von Stund an, als wir in See stachen, günstigen Wind hatten. Durch die Nordsee, den Kanal, den Golf von Biskaya lief die Bark fliegende Fahrt, an den Kapverdischen Inseln vorüber rauschte sie wie ein brünstiger Schwan mit Gott weiß welcher Knotengeschwindigkeit. Seltsam der Zustand, in dem ich mich damals befand! Ein Trieb, eine Sucht, etwas Unwiederbringliches wiederzugewinnen, beherrschte mich unter Qualen seelischer und fast körperlicher Art. Aber zugleich befand ich mich in einem immerwährenden Rausch von Glück, dem Kern des Unergründlichen näherzukommen. Es war keine See-reise, die ich tat, wie die andern vorher. Als ich diesmal die Anker gelichtet, war ich befreit von der alten Welt und befand mich in einer, die ich mit einigem Recht als Zwischenreich bezeichnen könnte. Es war eben das Reich meiner Galionsfigur, nur daß ich von der Seite des menschlichen Lebens, sie von der Seite des menschlichen Todes mit ihm verbunden war.

Es ist gleichgültig, wie und wo mein Schiff unterging. Genug, es versank alles mit ihm, was ich als Erbgut meiner Familie bezeichnet habe, und alles, was ich bis dahin erworben und als Kaufgeld wie als Frachtgut in die Bark gesteckt hatte. Die Barsumme, die ich als Kapitän mitführte, hatte ich allerdings beim Verlassen des Wracks zu mir genommen, und es war mir mit vieler Mühe gelungen, mein Idol vom Bug des sinkenden Schiffes zu lösen und in meinem Boote unterzubringen.

Ich übergehe das meiste, was bei einer Verzweiflungsfahrt im Rettungsboot nach einem Schiffbruch unumgängliches Beiwerk ist. Ohne den unentwegten Humor des Kochs und ein Fäßchen Rum, das wir mit uns hatten, würden wir nie und nirgend mehr gelandet sein. Bald nachdem wir uns ruderd mehr und mehr von der Stelle entfernt hatten, wo mein Vermögen in Gestalt eines traurigen Wracks hoffnungslos gegen das Versinken ankämpfte, verschwand auf Nimmerwiedersehen das andere Rettungsboot, das ich dem Steuermann übergeben hatte. Wir in dem unsern waren sechs Mann.

Der Durst kann zum Mord, der Hunger zum Kannibalismus führen. Gott sei Dank, so weit kam es nicht. Aber wir hatten drei tüchtige Kerls von Matrosen verloren, als wir nach einer Fahrt von sieben Tagen und Nächten Boden unter den Füßen fühlten. Der eine ist über Bord gesprungen, der andere hörte plötzlich, vom Schläge getroffen, zu rudern auf, den dritten mußten wir über Bord stoßen, da er einen Tobsuchtsanfall bekam und uns sonst allen unfehlbar den Untergang bereitet hätte.

Wie die Insel hieß, auf der wir nach einer Woche gelandet oder besser gestrandet sind, weiß ich nicht. Es ist auch für meine Erzählung gleichgültig. Wollte man sich allerdings eine Zauberinsel ausmalen, so würde die stärkste Phantasmagorie, verglichen mit ihr, zur Ohnmacht verurteilt sein: tote Vulkane, kalte Laven, stachelige Kakteen, riesige Schildkröten, meterlange vorsintflutliche Meerechsen, der urzeitliche Drusenkopf, Tigerhaie in den Buchten, die aus dem Wasser emporfahren, junge Seelöwen packen und mit ihnen zur Tiefe stoßen. Von Fischen aber und Vögeln an Zahl und Art eine rätselhafte Unendlichkeit. — Das war nun eine Umgebung, die meinem Zustand durchaus entsprach. Auf diesem Südsee-Eiland landen und stranden, schien nur die Verwirklichung meines schon auf der Hallig voll-

zogenen Übertritts aus der Welt gemeiner Wirklichkeit in eine andere zu sein, die man wohl eine übersinnliche nennen mag, aber besser noch eine, die anderer und höherer Sinne bedarf, um erkannt zu werden.

Auch meinen beiden Schicksalsgenossen konnte ich anmerken, daß sich ihnen die Grenze zwischen dem, was bisher als wirklich galt, und dem andern, was sie als unwirklich hinzunehmen gewohnt waren, verwischt hatte. Am meisten war dies beim geretteten Maat, einem Schweden, der Fall, der zu träumen behauptete und die wirklichen seltsamen Gegenstände um sich her mit wirrem Protest und Gelächter für äffenden Alpdruck nahm. Dies konnte wohl manchem so leicht passieren wie ihm, wenn sich ihm nach der übermenschlichen Anstrengung einer siebentägigen Fahrt im kleinen Boot heimische Drosseln, Finken und viele fremdartige Vögel auf Schultern, Arme und Hände setzten und furchtlos trinkend den Rand des gefüllten hölzernen Wassereimers besetzt hielten, den er trug.

Diesen Schweden übrigens haben wir leider — oder sage ich Gott sei Dank? — bald eingebüßt. Er ist von einer Streife ins Innere der Insel nicht wiedergekehrt. Zehn Jahre später habe ich ihn im Gewirre von Piccadilly getroffen und angesprochen, aber der Schuft erkannte mich nicht, denn er war immer noch nicht wieder vernünftig genug geworden, um Träumen und Wachen zu unterscheiden.

Blieben demnach als Rest der Besatzung der Koch und ich. Er führte den Namen Sarrazin. Wir beide stimmten recht gut miteinander. Mit dem sachlich gebliebenen Teil unseres Wesens ergänzten wir uns. Er gehörte zu jenen Naturen, die dem Leben in jeder Lage mit Gleichmut gewachsen sind und immer bereit, darauf zu verzichten: Beim Gemüseputzen, Kartoffelschälen, Schoten-auspalen, Eieraufschlagen, Hühnerschlachten und -ausweiden hatte er seit dreißig und mehr Jahren über das

Dasein nachgedacht, und das Endergebnis war immer, das gleiche. Er pflegte zu sagen: Die Geburt ist eine . . . . die Zeugung ist eine . . . ., der Tod desgleichen. Und auf diese Meinung versteifte er sich.

Bei alledem hatte der alte Bursche Humor, er strotzte förmlich von lustigen Einfällen. Ohne seinen unerschöpflichen Witz und sein Fäßchen Rum hätten wir wohl nie mehr festen Boden getreten. An Gott und Teufel glaubte er selbstverständlich nicht, obgleich gerade der Teufel ihm unverkennbar und immer wieder boshaft aus beiden Augen schielte und ‚Hol’ mich der Teufel!‘, ‚Hol’ dich der Satan!‘, ‚Teufel noch mal!’ und so fort seine ständige Rede war. Es gibt keinen noch so zynischen Menschen, der nicht trotz grundründlichster Verachtung der Welt ein besonderes eigenes Rezept hätte, sie zu verbessern. So hatte denn auch Sarrazin seine Utopie, mit der er die Welt verglich und vergleichend als unentsprechend verwarf; er hatte die Fehlerquelle entdeckt, die ihrer Miserabilität zugrunde lag, und er hielt es für möglich, zur Fehlerquelle umzukehren und von dort aus für die Menschheit den rechten Weg zu finden.

Ich komme nun, meine lieben Lichtstümpfe, einen Augenblick auf die Theorie Sarrazins. Der Mensch sei ein Tier, sagte er, und habe den falschen Weg einzuschlagen begonnen, als er von seinem Eigendünkel bestimmt wurde, sich für etwas Höheres zu nehmen als ein Tier und auf die Tierheit in sich und um sich herabzublicken. Es war seiner Ansicht nach der Augenblick, wo er den freien und leichten Gang über die Muttererde einbüßte und zu hinken begann. Er nannte sich Mensch und betrachtete sich als bevorzugtes göttliches Wesen, das zur Beherrschung aller übrigen Kreatur bestimmt wäre. Mit dieser Überheblichkeit seines geistigen Wesens überhob sich zugleich sein eines Bein, während das andere nicht nur die alte Länge behielt, sondern zu-

sehends schrumpfte, da die ganze Schwere des Körpers unzählige Male des Tages aus der Höhe seiner Überhobenheit darauf herunterfiel. ‚Hätte der Mensch sich als Tier begriffen‘, argumentierte Sarrazin, ‚sich als Tier ins Bewußtsein gefaßt, so hätte er seine Entwicklung in die höhere Tierheit erstreben und durchführen können. Wir würden dann keine falsche Moral als Widernatur mit allen ihren verderblichen Folgen erzeugt haben. Wir hätten dann auch nicht‘, fügte er an, ‚die unzähligen Krücken gebraucht — wir nennen sie Zivilisation —, die unser eines Bein immer länger, das andere immer kürzer machen, so daß wir im großen ganzen hinkende Krüppel geworden sind.‘“

Diese Mitteilung Cardenios aus dem philosophischen Hausrat des Kochs überraschte mich, weil ich Ähnliches auch gedacht hatte: deshalb jagte mein Bleistift bei diesen Eröffnungen fieberhaft über die Blätter meines Notizbuches hin. Und so konnte ich noch das folgende festhalten:

Der Mensch auf seiner gegenwärtigen Entwicklungsstufe sei bereits mehrere Millionen Jahre alt. Bei der Bevorzugung vor dem meisten anderen Getier hätte er sich bewußt in der tierischen Richtung kultivierend zu einer Art Universaltier entwickeln können. Er hätte dann vielleicht den Geruchssinn eines Hundes, die Flügelfkraft einer Schwalbe, die Schnelligkeit einer Gazelle oder eines Wildpferdes, das Auge eines Adlers erworben. Er wäre im Meer gleich wie in der Luft zu Hause gewesen. Er hätte dann mit der zehnfachen Schnelligkeit von Delphinen die Erde umkreist. Selbst in der größten Tiefe der Ozeane hätte er wahrscheinlich ebensowenig wie über dem Wasser und über der Erde Licht gebraucht, weil er die Fähigkeit beliebigen Selbstleuchtens besessen hätte. Ich aber setzte hinzu: das Menschentier hätte dann, mehr wie heut der Mensch den Menschen, das Menschentier als einzigen Feind gehabt, was bei der

ungeheuren Kraft und Ballung der Natur in diesem Fall die grausige Macht und Leidensfähigkeit der Natur, also sein Schicksal, ins Unbegreiflich-Fürchterliche gesteigert haben würde. Somit hatte der Koch sein cum grano salis gutes Prinzip zur Absurdität übersteigert: ohne diese Übersteigerung könnte es allerlei Segensreiches heraufführen, unter anderm durch Abbau einer gewissen Übermoral und quälenden Übergeistigkeit, die sinnlose Schmerzen und Leiden schafft und von der manche ein Liedchen zu singen wissen.

„Wir stimmten also, ich und der Koch, der Koch und ich“, fuhr Cardenio fort, „recht gut miteinander und ergänzten uns auch in praktischer Tätigkeit. So hatten wir uns am geeigneten Ort, etwa hundert Meter über dem Meeresspiegel, eine Schutzhütte mit ziemlichem Glück zurechtgemacht. Wir nannten den Prachtbau unsere Bark. Zu dieser Bezeichnung hatte die Ironie des Kochs geführt, und immer wieder behauptete er, daß es die alte ‚Seekatze‘ sei, in der wir ununterbrochen mit hundert Knoten Geschwindigkeit unter vollen Segeln dahinrauschten.

Um diesen Eindruck zu verstärken, hatte er eines Tages zu meiner Überraschung auch die da mit ihrer schwarzen Zopfkrone, ihren zwei weißen Brüsten und ihren zwei Fischeschwänzen über dem spitzen Giebel der Bark angebracht. Ihr wißt bereits, welch mysteriöser Doppelcharakter sie war und wie ich sie anzusehen mich gewöhnt hatte. Sie hatte mein Schiff ins Verderben geführt. Das würde mich schwerer und tiefer enttäuscht haben, wenn ich sie für einen Schutzgeist, also für einen guten Dämon genommen hätte. Das war sie mir nicht. Ich sah voraus und wartete eigentlich mit einer gewissen krankhaften Spannung darauf, daß sie mir Abenteuer ganz neuer Art und nicht etwa ein plattes Gelingen bescheren würde. Natürlich waren die Nerven des Kochs, desgleichen die meinen, durch die erlittenen Nöte,



Ängste und Strapazen krankhaft erregt. Und so nahm ich als Wahrheit hin, was der Koch behauptete: ein sardonisches Lächeln habe den hölzernen Mund Chimaeras verzogen, als er sie über der Hütte festmachte.

Schon in den ersten Tagen und mondhellen Nächten, in den folgenden mehr und mehr, übte diese verwünschte Puppe auf allerlei Getier der Insel eine höchst wunderliche Anziehungskraft. Sarrazin wollte das im Anfang der grellen Bemalung zuschreiben, kam aber sehr bald unter dem Zwang höchst seltsamer Umstände von dieser seichten Vermutung ab. Chimaera lockte Vögel an, wobei allerdings die kluge Neugier der gefiederten Kleinwelt dem fremden Gebilde gegenüber in Anschlag zu bringen ist. Bald aber kamen der Koch und ich überein, es herrsche ein schwebendes Treiben, Picken, Zwitschern und Flattern um das Bild, das zu erklären die gewöhnlichen naheliegenden Gründe nicht ausreichten. Wäre hier unter den Vögeln Hungersnot und Chimaera aus Brot oder Kuchen gewesen, so hätte man eine Zeitlang den aufgeregten Zudrang verstehen können. Auch dann aber würde man sich über das Gemisch von Arten, die sich vertrugen, Falke, Eule, Drossel, Fink, kopfschüttelnd gewundert haben.

Wir hörten das brausende, zwitschernde Treiben, solange wir in der Hütte waren. Traten wir unter die Tür, verscheuchten wir es. Am besten ließ es sich aus der Ferne durch das Zeißglas beobachten und dann wiederum besonders des Nachts, wenn das Mondlicht grell auf dem Holzbild lag und es gleichsam aus einsamer Höhe durch klare Luft bis herunter zum Strande leuchtete. So konnte man sehen, glaubte vielleicht zu sehen, wie etwas Fremdartig-Sinnvolles um das Idol sich ereignete. Eine Eule strich ab, die andere zu. Die eine schien von Chimaera beauftragt zu sein, die andere, soeben auf ihrer Schulter angelangt, ihr eine Nachricht ins Ohr zu raunen. Je mehr wir zuschauten, um so

deutlicher erkannten wir, oder glaubten zu erkennen eine sinnvoll dienende Beschäftigung unter allem, was krecht und fleucht; denn auch meterlange farbige Eidechsen gingen in Chimaeras Umkreis ab und zu, und drachenartige Drusenköpfe nahmen sich, gelegentlich in der Krone ihrer Zöpfe sitzend, wie eine königliche Helmzier aus.

Kaum eine Woche aber vor Vollmond trat etwas ein, wodurch uns unsere Chimaera anscheinend das Gruseln lehren wollte. Wir spürten plötzlich den unwiderstehlichen magischen Druck ihrer Gegenwart. Über eine Felsenkante blickten wir in eine Bucht, und plötzlich belebte sich nachts diese schwarze Bucht durch das Geheul und Gebell unzähliger Seehunde. Kleinere Robben, Walrosse, Seelöwen, Seekühe tummelten sich dort in wachsender Anzahl herum und machten einen ohrenbetäubenden Lärm.

Obleich der Gedanke sinnlos war, fürchteten wir manchmal, sie würden uns in unserer für sie doch gänzlich unzugänglichen Höhe angreifen; dermaßen steigerte sich das Toben, das, wie wir in unserer Erregung glaubten, gegen uns gerichtet war. Wir waren in eine Urwelt verschlagen, und so verloren wir die Maßstäbe, mit denen die Zivilisation so sicher hantiert.

Und nun in der wütenden Überreizung unserer Schlaflosigkeit schoben wir diese unerträgliche Peinigung irgendwie auf die Bosheit der Galionsfigur, sprangen vom Lager, rannten ins Freie hinaus, legten eine Leiter an und warfen ihr knallend ein schweres Focksegel über.

Der Lärm in der Bucht verstummte im Augenblick.

Mit der Zeit gewöhnten wir uns wie an vieles andere unseres neuen Zustandes auch an das Robbenkonzert und dachten nicht mehr daran, unsere hölzerne Seekatze oder Nereide zu verhängen. Wir hatten uns leidlich eingerichtet: der dunkelhaarige, an Gestalten aus Tausend-

undeiner Nacht erinnernde Sarrazin hatte auf seine Weise mit erstaunlicher Umsicht für eine Robinsonade vorgesorgt, so daß wir auf lange hinaus mit den Segnungen einer Bratpfanne, eines Suppentopfes, einer Teetasse, einer Kaffeemaschine rechnen konnten. Hie und da ein oder zwei Gläser Grog lieferte das Rumfaß, aus dem wir uns, wenn wir nur wollten, das Delirium tremens antrinken konnten. Den Koch befähigte ein Geruchssinn von rätselhafter Schärfe, eßbare Früchte und Kräuter aufzuspüren. Ihm hatten wir auch die Entdeckung der eiskalten Quelle zu verdanken, an der wir uns allzeit mit frischem Wasser versorgen konnten. Das war ebenso nötig für den Tag, da wir äquatoriales, also tropisches Klima hatten, wie der heiße Grog für manche recht kalte Nacht.

Wochenlang allerdings war die Hitze durchgehend, so daß ein Schutz vor ihr weder tags noch nachts und weder im Freien noch in der Hütte zu finden war. Der Vollmond selbst schien sie auszustrahlen.

In einer solchen Nacht wurden die lärmenden See-hunde plötzlich still. Kalte Kompressen um den Kopf, saßen wir in Gesprächen wach, da man auf Schlaf nicht hoffen durfte. Wir hatten zwischen uns ausgemacht, nichts zu berühren, was mit unserm Schiffbruch und unserer Lage zu tun hatte, weil wir uns in der ersten Zeit durch immerwährendes Erwägen unserer Rettungsmöglichkeit bis zum Wahnsinn zermürbt hatten. Nun aber begingen wir die Inkonsequenz, ein nahendes Schiff zu vermuten und spähend vor die Hütte zu treten, wo aber selbst mit dem Zeißglas nichts zu entdecken war.

Mochte nun ein Tigerhai unter die Robben gefahren sein oder was immer, es war uns gleichgültig, da wir eine erregte Hoffnung getäuscht sahen. Anders als wir geendet, also erheblich niedergeschlagen, setzten wir unsere Gespräche fort.

Der Koch ritt immer sein Steckenpferd und wollte

auch jetzt nicht heruntersteigen. Mehr in der Tierheit ruhend als heut, erklärte er, würden wir der Schwierigkeit unserer Lage ganz anders und besser gewachsen sein und uns nach der Widernatur der Zivilisation nicht zurücksehnen. Was er sagte, konnte für mich nicht zutreffen, da ich ein ganz besonderes Schicksal mit einer ganz besonderen Erwartung in mir trug, Umstände, die ihm fremd geblieben wären, selbst wenn ich sie nicht so vollständig, wie ich tat, verschwiegen hätte. Freilich, was bedeuteten schließlich auch solche Äußerungen Sarrazins, da sein Humor im großen und ganzen nicht gelitten hatte. Er brachte denn auch, seine Phrasen abbrechend, die Herdglut mit einem Flederwisch bewedelnd, ein Feuer in Gang und hatte im Handumdrehen auf unserer Pfanne ein Gericht aus vielerlei Vogeleiern fertig. Essen und Trinken erhalte den Leib, sagte er, gebe Mut und schütze vor Langerweile.

Auf dem Wege vom Herd zum Tisch stutzte der braune Kerl, die Pfanne mit dem duftenden Mahl am Stiel haltend. Seine grauschwarzen Haare sträubten sich. Schweigend wies seine Linke gegen das Dach, wo sich schleifende, trappelnde, gurrende und piepsende Geräusche hörbar machten. ‚Nun ja, die Seekatze‘, sagte ich, ‚hält wieder einmal eine ihrer nächtlichen Assembles ab. Das ist man doch nachgerade gewohnt, Sarrazin.‘ Er winkte mir Schweigen, um weiterzulauschen.

Ebenso außergewöhnlich scharf wie sein Geruchssinn war das Gehör Sarrazins. Er hörte in Wahrheit das Gras wachsen. Mitunter machte er mir von Eindrücken dieser Art Mitteilung, die ich nur als Halluzinationen verstehen konnte. Etwas dergleichen geschah wiederum.

‚Horchen Sie, horchen Sie, Kapitän‘, sagte Sarrazin. So hätte er komisch wirken müssen: die Haltung wie ein Bild im Panoptikum, die Augen wie künstlich bewegt und eingesetzt, die noch brutzelnde Pfanne in der Rechten. Allein mir starben die Hände ab, ich fand sein Be-

tragen schauerlich. ‚Es geht irgend etwas vor, Kapitän‘, fuhr er fort. ‚Die Teufelin da auf dem Dach will sich losmachen, die Teufelin will in das Wasser zurück.‘“

Cardenio schwieg. Er fuhr mit der Totenhand von unten nach oben über Stirn und Glatze hin, er schloß die Augen, wie wenn er sich gleichzeitig sammeln und Mut machen wollte. Ich habe notiert, daß ihm Schweißtropfen über das Gesicht rannen. Dann aber nahm das Antlitz einen unaussprechlichen Ausdruck an, der es schön, der es jung machte. Ein kindliches Lächeln umspielte die Mundwinkel des alten Hidalgo so rätselvoll, wie ich es sonst nur noch einmal erblickt habe: bei einem träumenden Säugling, zwei Monate alt, wo es mir eine Offenbarung schien, eine Erinnerung an verlassene Himmel.

Aber Cardenio atmete schwer. Er keuchte, als dieses Lächeln vorüber war. Es schien ihn ein Schwindel zu befallen, weshalb man ihn stützte und in seinen Lehnstuhl zurückbrachte. Er stürzte ein Glas Nostrano hinter und konnte fortfahren.

„Der Koch stand, wie ich euch erzählt habe, liebe Lichtstümpfe, nachdem er etwas behauptet hatte, was nur mit Wahnwitz zu erklären ist, nämlich daß ein Holzbild von einem Balken sich selbsttätig losmache — ein Holzbild von einem Balken: bedenket das! Mich lange deshalb zu verwundern, blieb keine Zeit, da Sarrazin seine Pfanne fortschleuderte und, wie von einer Unfaßbarkeit berührt — wie jemand, der erstickt, nach Atem —, vergeblich nach Worten rang.

In der nun folgenden Stille, die wie ein Bann oder Alp auf uns lag, wußten wir nicht, ob uns einer jener gefährlichen Zustände, die wir fürchteten und um derentwillen wir unsere Schweigegebote beobachtet hatten, doch in seine Gewalt bekommen habe oder ob das, was wir fühlten und vor allem hörten, wirklich war: im ersten Falle hatte sich einer für den anderen in ein fremdes grauen-

volles Gespenst verwandelt, im andern Fall mußte ein Mensch, mußte ein Weib, und zwar eine Sängerin, eine, die unerhörte, nie vernommene Klänge in der Kehle hatte, nahe sein.

Daß die Sage von den Sirenen keine Mythe ist, mußte mir in der gleichen Sekunde überwältigend aufgehen. Sicherlich hatte der Koch so gut wie ich den Gesang gehört. Aber der Blick, den er nun auf mich richtete, ein gräßlicher und gehässiger Blick, schien zu fragen, ob ich ihn gehört habe? Mit dem Zweifel darin verband sich die Hoffnung, es möge nicht so sein.

Blitzschnell drangen nunmehr in mein Gehirn allerlei Erklärungsversuche, darunter auch dieser: es könne in der Bucht ein Luxusdampfer vor Anker gegangen sein, er könnte eine Operndiva an Bord haben. Was der Koch vermutete, weiß ich nicht, aber sicherlich konnte bei ihm so wenig wie bei mir eine platte Deutung wie diese der unbegreiflichen Erfahrung gerecht werden, die wir gemacht hatten. Noch war ich mir nicht schlüssig geworden, als Sarrazin bereits mit einem Sprung aus der Tür war.

Ich wußte genug von den gefährlichen Anfällen, denen Schiffbrüchige unserer Art unterworfen sind, um das Schlimmste für ihn zu befürchten. Stürzt sich jemand wie er blind und rasend in die Nacht hinaus, so hat man Grund, mit seiner Wiederkehr nicht zu rechnen. Aus solchen Zuständen gibt es höchstens ein kurzes Erwachen, wenn nach dem Sturz vom hohen Steilufer die Woge über ihrem Opfer zusammenschlägt.

Ich selber war eigentümlicherweise grade durch das Verhalten des Kochs zur Vernunft gebracht. Wir waren einfach, so sagte ich mir, durch einen satanischen Kniff um die Frucht unserer Diätetik der Seele betrogen worden. Nunmehr allein, hatte ich die Aufgabe, das Schicksal des Kochs von mir fernzuhalten.

Um mich sachlich zu unterrichten, trat ich ins Freie hinaus. Chimaera hing unbeweglich an ihrem Ort mit nur einem kleinen Kauz als Gesellschafter. Mein bewaffnetes Auge sah nichts als die graue, dämmrige Öde der See und die leere Bucht, die übrigens so durchsetzt von Klippen war, daß sich ein Schiff nicht hineinwagen konnte.

Und doch, mochte das Verhalten des Kochs immerhin Geisteszerrüttung gewesen sein, es gelang mir nicht, das, was mir als Sirengesang die Seele umwühlte, für ihren Ausfluß zu halten. Es gab keinen Wahnsinn, konnte keinen geben, durch den eine solche Erscheinung entbunden würde. Wenn ich auch vielfach in Schmökern las, man wisse nur etwas von der eigenen Vorstellung, nicht aber von ihrer Ursache: ich konnte mich nicht dazu verstehen, mich bei dem Gedanken zu beruhigen, der gehörte Gesang habe seinen Ursprung nicht außer mir, sondern allein in meinem Innern.

Nein, mir hatte vielmehr die überall um mich entbundene Allnatur durch den Gehörsinn Berührung mit einem unbekanntem Gebiet gewährt und zugleich unstillbare Sehnsucht in mir erzeugt, sein Geheimnis ganz zu ergründen.

Wie alle hatte ich einen Vater“, sagte Cardenio. „Als er auf dem Sterbelager wenige Tage vor seinem Ende mit gefaßter Seele den Tod erwartete, wachte er einmal aus kurzem oberflächlichem Schlummer auf und beteuerte mir, der an seinem Bette saß, daß er etwas unaussprechlich Schönes, etwas unausdenkbar Himmlisches eben erlebt habe. Um es wieder zu gewinnen und festzuhalten, legte er seine Kopfkissen so und so zurecht und damit seinen Kopf, weil er es an eine gewisse Lage der Kissen und des Kopfes gebunden glaubte. Zum zweiten Male jedoch wurde ihm die beseligende Tröstung nicht.

Es bestand, wie ich glaube, zwischen meiner Erfahrung und der, die mein Vater gemacht hatte, in Ursprung und

Ausdruck eine Wesensähnlichkeit und zugleich Gegensätzlichkeit. Das Geläut der Sirenenstimme hatte nichts mit Schwäche und Todesnähe zu tun, sondern es sprach von Kampf und Leben. Nicht der Zephir süßeliger Paradiesesruhe mit Wonnen ohnegleichen geschwängert lag darin, als Versprechen an eine müde Seele, sondern man könnte es eher einem brünstigen Weckruf gleichsetzen, dem die göttliche Kraft entströmt, ohne die ihm der Geweckte nicht folgen kann. Während ich wiederum den Gesang vernehme, der unvergeßlich und unverlierbar ist, wird es, je mehr ich in mich hineinhorche, um so schwerer, euch auch nur ein schwaches Echo davon zu vermitteln. Die Stimme war weiblich, das mögt ihr festhalten. Aber ihre Koloraturen voll strömender Melismen gingen von der Höhe des Soprans bis zum tiefsten heroischen Alt. Tagelang konnte ich nicht begreifen, um so weniger, je länger die Erscheinung hinter mir lag, wie sich das gleichsam unendliche Phänomen in einer Sekunde verwirklichen konnte.

Mit diesen Tönen wie in unmeßbaren Pfeilern baute sich eine andere Welt, ein Weltendom, durch welchen gleichmäßig und erhaben der Strom unendlichen Werdens, unendlichen Schwindens hindurchrauschte. Dabei riß sich der Raum der Götter, der Raum der Dämonen auf, die mit mehr behaftet sein mußten als Todesmut, da sie nur Leiden, nicht den Tod kannten. Irgendwie war in diesem Gesang eine wilde, alles zum Kampfe herausfordernde, unendliche Trostlosigkeit. Er mußte mein Ohr verwandelt haben, bevor es ihn, ohne zerstört zu werden, vernehmen konnte. Es lag etwas Freches, Furchtloses in dem Gesang, er erhob sich, so schien es, über einen Fluch, den er ewig bekämpfte. Keine Verhüllung, keine Beschönigung kannte diese urgewaltige, fluchbeladene allmächtige Welt, aber sie war nicht glücklich zu nennen. Sie erzwang sich mit den Waffen unendlicher Kräfte ihr furchtbares, ihr verderbliches



Glück, und es war ein dämonischer Jubel deshalb, der sich, gesättigt mit Hohn, in diesen Gesang mischte.“

Cardenio priemte wie alle Seeleute. Indem er jetzt mit Entrüstung und Ekel einen braunen Speichel von sich spie und, mit der Fußsohle auf ihn tretend, gleichsam alles zertrat, was er selber sowie was um ihn war, schloß er seine Beschreibung des Gesanges mit diesen Worten:

„Pfui Teufel, pfui Teufel! Wie jämmerlich, wie erbärmlich, wie miserabel leben wir!“

Die Gesellschaft der Lichtstümpfe brach unisono in ein lautes Gelächter aus. Ich hatte den Eindruck, sie waren froh, durch das Ausspucken des Erzählers und seine Beleidigung des Klubs diese Gelegenheit zu erhalten. Hatte doch die Schilderung des Gesangs ihre Aufmerksamkeit auf die bisher schwierigste Probe gestellt und ebenso ihre Fassungskraft, die dem neuesten Abschnitt der Erzählung in keiner Weise gewachsen war. So aber waren sie rege geworden und erhoben die Gläser, um im allgemeinen Zudrang mit dem Sprecher anzustoßen, was dieser als Begeisterung deuten konnte.

Und wahrlich, meine eigene Auffassungsfähigkeit ließ mich vor dem zuletzt Gehörten vielfach im Stich. Und weil ich wissen wollte, ob der Vereins-Protokollführer, genannt Annibale, besser im Bilde sei und gegebenenfalls aushelfen könne, sah ich mich lebhaft nach ihm um. Ich fand ihn, und seine und meine Augen trafen sich. Als ich kopfschüttelnd meinen Bleistift erhob, womit ich meine Unfähigkeit zu folgen ausdrücken wollte, gab er die gleiche Geste zurück und zuckte hoffnungslos mit den Achseln.

Es konnten aber in diesem Bericht trotzdem einige seiner Notizen benutzt werden. Er gewinnt dadurch keine Vollständigkeit, aber doch annäherungsweise Richtigkeit. Leider kann er von dem pathetischen Feuer keinen Begriff geben, in das Cardenio-Mausehund sich verstieg,

noch von den höllischen Strahlen, die dabei zwischen seinen Wimpern hervorschoßen.

Ich setze seine Erzählung fort:

„Die Nacht bis zum Morgen war immerhin eine der erregtesten. Die Fundamente, die ebensowenig ein Geist wie ein Haus entbehren kann, waren ins Wanken geraten. Vom Morgen aber, vom Licht des Tages, von der Sonne erwartete ich neue Fassung und Festigung.

Den Verlust des Kochs, wunderlicherweise, beklagte ich nicht; eher war ich froh, mit seiner Gegenwart nicht mehr rechnen zu müssen. Warum ich plötzlich so und nicht wie früher zu ihm stand, hing irgendwie mit dem Erlebten zusammen. Somit war ich denn keineswegs erfreut, und beinahe entsetzt, als der Verlorenegebene im Dämmer des Morgens hereinstürzte und wortlos auf sein Lager sank.

Unser Verhältnis war in der Tat, wie die nächsten Wochen immer deutlicher zeigten, abgekühlt. Es war Entfremdung eingetreten mit allen ihren Begleiterscheinungen, wortkargem Wesen, ja einer Art von Schweigsamkeit, die deutlich zeigt, daß man lieber allein wäre.

Also lag etwas zwischen uns.

Es konnte die Furcht vor den Mächten sein, die in uns schlummerte und die jeden von uns, wie wir wohl gespürt hatten, in einem nicht vorauszusehenden Augenblick zur Gefahr für den andern machen konnte.

War Urfeindschaft zwischen uns ausgebrochen oder in uns bloßgelegt: jener Instinkt, der etwa den Hund zum tödlich hassenden Gegner des Bären macht? Dann waren vielleicht die Verkleidungen unserer Seelen in demselben Fall wie unsere Kleider, die in morschen Fetzen mehr und mehr von uns abfielen und den Körper entblößten.

Vielleicht gab es etwas, das jeder dem andern verbergen wollte. Es hatte zum Beispiel keiner von uns

den andern gefragt, ob er in der bewußten Nacht den Sirenengesang gehört habe. Vom ersten Augenblick an behauptete sich immerwährend das Hindernis.

Früher machten wir gemeinsame Ausflüge. Nun blieb Sarrazin Stunden, halbe und ganze Tage weg.

Heimlich verfolgte ich den Koch. Was hatte ich eigentlich für ein Mißtrauen? Ich weiß keine Antwort, ich wußte es nicht. Furcht konnte eine der Ursachen sein. In seinem dumpfen und möglicherweise kranken Hirn konnte die Absicht entstehen, mich aus dem Wege zu schaffen. Ein solcher Gedanke war Widersinn und mochte für Sarrazin Selbstmord bedeuten. Indes, man weiß, daß ein Geisteskranker auf die Stimme der Vernunft keine Rücksicht nimmt. Hier wollte ich möglicherweise vorbeugen.

Nein, der stärkste Beweggrund meiner immer leidenschaftlicher durchgeführten Spionage schien Eifersucht. Mir war, als wolle er mir irgendwie und bei irgendwem den Rang ablaufen.

Kein Wunder, wenn Sarrazin mit meinem Zeißglas die Kimme der See immer wieder absuchte: wir erwarteten beide das Rettungsschiff. In menschenferner Einöde ausgesetzt, pflegten wir dieses Durchforschen der Weiten als unsere liebste Beschäftigung. Konnte doch jede, die nächste, die übernächste Sekunde die Wendung bringen. Eher fiel es schon ein wenig auf, wenn er seine Beobachtungen nicht von der Plattform unserer Bark oder höher oben anstellte, sondern unten am Strand, ja wohl gar an der Seehundsbucht, wo überragende Klippen die Aussicht raubten.

Hier bevorzugte er, wie ich feststellte, eine Nische im Fels, von der er mitunter stundenlang auf ein und denselben Punkt starrte. Ich wollte dahinterkommen, was er dort sah, und es gelang mir eines Tages, unbemerkt seinen Platz einzunehmen, als er zu Hause betrunken im Schläfe lag. Es war nicht schwer, in der Blickrichtung,

die er bevorzugte, den Eingang in eine Höhle festzustellen, deren Wölbung dicht über dem Wasserspiegel einem kleinen Boote die Einfahrt ermöglichte, freilich nur bei ruhiger See. Stärkerer Seegang schloß nach gleichmäßigen Intervallen das Tor, und zwar nicht selten mit einer gewaltigen, schußartigen Detonation.

Es kam eine Nacht, in der ich Sarrazin mit hohem Fieber daheim wußte. Wir hatten Vollmond. Die Nacht war aufregend, die Seehunde tobten in der Bucht und um den Eingang der Höhle herum.

Ich konnte von meinem Beobachtungsplatz auch die Bark sehen und, mit einer beinahe unverständlichen Deutlichkeit, meine Galionsfigur. Wer war sie nun eigentlich, diese Chimaera, diese Seekatze? Und die, nach der sie gebildet war? Wer ist jene Kapitänsfrau gewesen, die ihr erster Besitzer in einer Hafenspelunke aufgelesen hatte? Lag ihr Übergang zu mir im Plane der Vorsehung? Oder habe ich etwas an mir gehabt, was schon das Meerweib lüstern gemacht hatte? Sie hatte ihre dämonische Seele in Holz gebannt, sie hatte uns mancherlei Zeichen gegeben. Mein Schiff war dahin, wir hatten sie an die Hütte gehenkt. Stillstand, schien es, kannte sie nicht. Immer war sie in mystischer Fahrt sozusagen. Was war hier Leben, was war Tod? Sie war eine Tote und trotzdem lebendig. Dort hing sie noch immer, wie gesagt, trotz der Entfernung unheimlich nah. Ich sah, wie die Eulen im Mondschein ab- und zuflogen. Und siehe: das fahle Haupt, die funkelnden Augen, der weiße Leib belebten sich. Sarrazin hatte es mir geschworen, daß gewisse große Seevögel nachts ihr Fische zutragen, eine Behauptung, die gespielter oder wirklicher Wahnwitz war. Ist sie ein Vampir? dachte ich und erinnerte mich an die Gepflogenheiten des Aberglaubens, wo man Gräber öffnet und Leichen pfählt, weil man annimmt, daß sie in Nächten aufstünden und

schlafender Menschen Blut tränken. Hing sie vielleicht dort oben am Kreuz, um etwa im nächsten Augenblick sich, spottend der Kreuzigung, mit einem Brunstschrei loszulösen?

Dem Felsen entströmte zitternde Glut, das Meerwasser war ein heißes Bad. Wenn ein Mensch in der Lage wie ich Phantasien und Wirklichkeiten vermischte, so läßt sich das wahrlich leicht erklären. Ich fürchtete jeden Augenblick, meine vampirische Seekatze werde sich loslösen und auf Fledermausflügeln, gierig nach meinem Blute, herabschweben. Es konnte also auch eine durch meinen erregten Zustand bedingte Täuschung sein, wenn ich plötzlich wiederum den Gesang zu vernehmen glaubte, der mich und den Koch so verändert hatte.

Freilich, was man gemeinhin Täuschung nennt, war die Erscheinung nicht. Was an ihr Täuschung war, hatte eine Verbindung mit einer realen Macht geschlossen, die mich höchst unsanft anpackte. Der übermenschliche Klang und Gesang, den ich nun wiederum vernahm, schien mich mit seinen fast mechanisch spürbaren Schallwellen aller Schwere zu entkleiden und machte mich widerstandslos bis zur Hilflosigkeit. Die magische Macht dieser unsichtbaren Sängerin wuchs und wuchs in wenigen Minuten so unwiderstehlich an, daß ich für die Aufnahmefähigkeit nicht nur meines Gehörs, sondern auch meiner Seelenkräfte bangte. Und wenn es Worten niemals gelungen ist, die flüchtigen Tiefen und noch so kurzen Tonrätsel irdischer Meister wiederzugeben, wie sollte es mir gelingen an diesem mich völlig übermannenden Phänomen? Dieser Gesang kam aus einer Welt, der meine schwache Natur nicht gewachsen war: deren Erbärmlichkeit aber nahm beschämende Formen an, als ich mich, ähnlich als stünde ich mitten in einem Wirbelsturm, an Gesträuchen und Felsen angstvoll festklammerte, bis ich wie ein dürres Blatt widerstandslos landeinwärts getrieben wurde.

Ich war über und über mit kaltem Schweiß bedeckt, als ich in unserer Hütte landete. Sarrazin lag in der Koje und röchelte. Mein Eintritt belebte nur seine Träume, erweckte ihn nicht. — Da lag dieser einst gesunde, so heitere Mensch und war einer Krankheit anheimgefallen, die ihn von innen her schon fast zerstört hatte. Ich aber hatte mir zu gestehen, daß ich nicht frei von der gleichen Krankheit war und von dem gleichen Dämon besessen, wenn ich ihm auch vielleicht noch erst in einem geringeren Grade als der Koch verfallen war. Da schwur ich mir, den verborgenen Dämon mit höchster Entschlossenheit niederzukämpfen, mit der Wurzel auszurotten auch jenen Geist des Fürwitzes und der Lüsternheit, der gefährlich verlockend eine Art Neugier ist, ein Versprechen, daß selbst die Krankheit etwas Wunderbares enthüllen werde.

Die sicherste Rettung auch vor diesem beinahe unabwendbaren Übel war natürlich ein Schiff. Und mit der plötzlichen Hoffnung, ein Segel oder den Rauch eines Dampfschiffes zu entdecken, trat ich wieder ins Freie hinaus. Eine körperliche Spannung dehnte, so daß mich die Rippen schmerzten, meine Brust wie gegen Fesseln, die sie zusammenschnürten. Ich wollte sie sprengen, wollte wieder frei, vernünftig und nüchtern sein.

Leider unterstützte, was ich sah, nur sehr schwach meine Anstrengung. Das Wunder, das mich süß und vielleicht tödlich belastete, erlosch wie die Kerze im Tageslicht; denn nun war das Wunder lückenlos überall ausgebreitet. Oben die Milchstraße, das Sternbild des Schiffes und das südliche Kreuz; das wirkte auf mich ein, als ob ich in einer Moschee wäre und die Sterne wie Lampen an unsichtbaren Schnüren aus der blauschwarzen Kuppel herunterhingen. Unten das unendlich gebreitete Meer, jener Große oder Stille Ozean, der die südliche Hälfte der Erde beinahe überdeckt. Fast ertrage ich die bloße Erinnerung an die Schönheit des

Meeres, an die Tiefe des Meeres nicht und an seine Furchtbarkeit. Und ebensowohl könnte ich sagen, ich verschmachte ohne die Größe des Meeres, ich verschmachte ohne die Weite des Meeres und nach den furchtbaren Rätseln des Meeres. Es ist nicht anders, so wahr mir Gott helfe! Was liegt noch alles in ihm verborgen, in dieser Mutterlauge aller und jeder Kreatur, in der sich noch immer bewegt und ausgetragen wird, was kein noch so wilder Phantast zu erdichten verstünde!

Nun, mit dem trotz allem festgehaltenen Gedanken, mich zu ernüchtern und ein Schiff zu sehen, legte ich meine Augen an die Okulare des Zeißglases. Ich richtete es eine Zeitlang nach Süden, Osten und Westen hin, bis mich von der glänzenden Straße, welche der Vollmond aufs Wasser warf, eine gewaltige Blendung traf. Und dort sah ich etwas, ihr lieben Lichtstümpfe, was mir die Furcht vor der möglichen Umnachtung meines Geistes keineswegs von der Seele nahm, sondern sie fast durch die Gewißheit ersetzte, daß diese Umnachtung bereits vollständig war...“

Hier unterbrach Otonieri den Erzähler Cardenio unter Zustimmung aller Lichtstümpfe. „Auch bei uns, lieber Vereinsbruder“, sagte er, „nimmt diese beklemmende Spannung zu. Würdest du nicht die Güte haben, diese Spannung, diese Umstrickung unserer Brustkästen etwas aufzulockern? Du lebst ja noch, bist also aus dieser schweren Prüfung deiner Verstandes- und Nervenkräfte hervorgegangen. Sage es, denn du weißt es ja, was es mit dieser Stimme auf sich, was es mit dem Verhalten deines Kochs auf sich hat und was die Linsen deines Glases dir gezeigt haben!“

Wie ein Nachtwandler, den man aus dem Schläfe geschrien, zitterte nach diesen Worten Otonieris, des Re, Cardenio.

„Ich schwöre!“ schrie er, „und will es beschwören,

daß ich ein Meerweib sah. Auch damals konnte ich daran nicht zweifeln. Aber ebendie unabweisbare Tatsache und ihre Stärke warf mich zunächst in Bestürzung und Ratlosigkeit. Im Anfang dachte ich, es sei ein See-löwe. Auch bei dieser Robbenart war ein Mondschein-taumel, eine sich gleichsam in Verzückung auslebende Trunkenheit wie hier nicht unmöglich. Aber etwas, das mir sogleich befremdlich war, sprach dagegen. Das seltsame Lebewesen tauchte wie die Robbe im Glitzern des Mondes unter und auf, aber es hatte Glieder wie Arme, mit denen es große silberne Fische immer aufs neue, aus der Tiefe zurückkehrend, lachend um sich schleuderte. Und ich hörte ein Lachen, wahrhaftig. Es war, wollt ihr glauben, jenem ähnlich, das ich auf der Hallig vernahm, als ich die angetriebene Leiche meines Weibes am Strande entdeckt hatte.

Nun also, ich schraubte an meinem Glase herum und konnte bald deutliche Formen erkennen. Und da sich das Ungeheuer, immer spielend und springend und Kobolz schießend, auf mich zubewegte, konnte sehr bald kein Zweifel mehr standhalten. Erstlich sprach ich laut meinen Unglauben aus, dann mit wachsendem Staunen die nicht mehr zu leugnende Tatsache, dann wiederum Zweifel, wiederum Unglauben, um endlich in einer Empfindung zu verstummen, die unaussprechlich ist.

Es ist kein Kleines, wenn man, von der Natur überführt, das gänzlich Neue und Wunderbare verwirklicht sieht. Mag sein, man ist vor dem Vorhang herumgeschlichen und hat allerlei hinter ihm gehänt, ist auch vielleicht von magischen Strömungen aus dem Jenseits berührt worden; dennoch ist das Geheimnis gewahrt. Alles dies aber galt nicht mehr. Hier war ein Geheimnis innerhalb der unendlich geheimnisvollen, unergründlichen Fülle der Natur wirklich preisgegeben. Ich stand mit beiden Füßen in einer Region, zu der es mich dunkel



getrieben hatte. Alle Götter tragen das Merkmal der Sterblichkeit, heißt es, alle Sterblichen das Merkmal des Göttlichen. Die Abermillionen Jahre der Erdgeschichte, die wildere, mächtigere Ballungen brauchten, um lebensfähige Wesen zu schaffen, als sie heute am Werk sind, hatten also eines dieser nie gesehenen, überall geglaubten Geschöpfe doch zurückgelassen!

Ich hatte es im Gefühl, es müsse diese wundervolle Kreatur für den Kampf, in den die Erdgeschöpfe nun einmal geworfen sind, mit ganz andern Kräften ausgestattet sein als wir. So schätzte ich auch den Kampf, den sie kämpfen mußte, um so viel furchtbarer. Kurz, ich brachte sogleich den gehörten Gesang, dessen Wesenheit ich vergeblich zu schildern versuchte, mit ihr in Zusammenhang.

Sagt mir etwas über den Sinn der Welt! Sagt mir etwas über die Schickung, in die wir hineingeworfen sind! Sagt mir, warum der Seeigel sich in die Kalkriffe dieser Südsee bohrt, innen wächst und eine Höhle höhlt, in die, ein und aus, das Wasser strömt! Er wird wie eine Orange groß und verläßt nie mehr bis zum Tode seine Höhle. Sage mir, Allmächtiger, warum dies geschieht, warum dieses arme Wesen sich hinter kleiner Öffnung im Dunkel verstecken und vom Zustrom des Wassers in seine Nacht ernähren muß! Warum ist es da, warum muß es leben?

Ist es auf Warten angewiesen, wie ja so vieles auf Erden auf Warten angewiesen ist? Lautet die Antwort „Ja“: auf was wartet es? Und, frage ich, auf was warten wir alle? Auf den Frieden nach dem Kampf? Das ließe sich hören, liebe Lichtstümpfe! Dann müßte es etwa Welten geben, wo alles, was hier durch Kampf, Raub und Mord im Zwange qualvoller Triebe nur kläglich und spärlich verwirklicht wird, in unendlicher Fülle des Friedens sich Göttern darbietet.

Ich komme von meiner Erzählung ab“, fuhr Cardenio fort, „und gerade in einem Augenblick, wo mein Erlebnis in die erste schwere Krise tritt. Von der Wundererscheinung hingenommen, mit dem Glase am Auge in sie vertieft, hörte ich plötzlich röchelndes Atmen. Solche durch Selbsttäuschung entstehenden Geräusche erlebt man viel in der Einsamkeit, wie ich aus Erfahrung wußte. Obwohl ich darum die Täuschung, wofür ich das Röcheln hielt, nicht weiter beachten wollte, warf ich mich jäh wie geschleudert herum und sah die höllische Fratze Sarrazins, der wie sein eigenes Gespenst mich anstarrte.

Es begann ein Ringen, das nicht um einen olympischen Ölzweig ging, sondern um etwas unausgesprochenes anderes: auf Leben und Tod.

Nicht lange war der Ausgang des Kampfes zweifelhaft. Der Überfall war, wie es bei einem Koch naheliegender ist, mit einem spitzen Messer erfolgt. Sarrazin hätte, bevor ich mich wandte, zu einem Meuchelstoß in meinen Rücken ausholen können. Er tat es nicht — das war sein Verderben. Sofort richtete ich meinen Gegenangriff auf die blitzende Waffe in seiner Hand und packte sein Handgelenk mit beiden Fäusten. Der verzweifelte Druck, den sie ausübten und durch den die Finger des Mordbuben kraftlos wurden, zwang Sarrazin, das Messer fahren zu lassen: es flog in großem Bogen davon.

Ich mag damals wohl ein starker und ziemlich entschlossener Mensch gewesen sein, obgleich ich an Raufereien wenig Geschmack hatte. Der schwammige, durch seinen Beruf etwas verfettete und verweichlichte Koch konnte nicht ernstlich gegen meine stählernen Muskeln und Sehnen aufkommen. Ich schlug ihn nieder und schnürte ihm Hände und Füße, so lange, bis er bewußtlos war: das verlangte, es ging nicht anders, meine persönliche Sicherheit.

Eine Stunde später, als er wieder zur Besinnung gekommen war, begann eine peinliche Inquisition. Ich hatte ihn auf sein Lager geschleift: ich mußte wissen, was ihn zu seinem tückischen Überfall veranlaßt hatte. Es mochte das Fieberdelirium sein. Delirium hin, Delirium her: es war für mich die gleiche Gefahr, ich durfte mich ihr nicht nochmals aussetzen. Und übrigens faßte ich den Verdacht, daß er das Fieber ganz oder teilweise simuliert hatte, um, falls sein Anschlag mißlang, seine Verantwortlichkeit herabzumindern.

Weshalb wollte er mich nun aber hinwegräumen? Etwa weil ihm meine Person seit jener Nacht, wo wir zum erstenmal den Gesang hörten, widerwärtig, ja unerträglich geworden war wie mir die seine? Und wirklich, es fehlte damals nicht viel, so wäre ich aus Ekel und Abscheu und einem noch andern — Gott weiß welchem andern! — Gefühl an dem Gefesselten zum Mörder geworden. Dabei hätte ich vollauf recht gehabt, mich nicht als Mörder zu fühlen, sondern als Rächer und als Richter; überdies war ich ja zur Notwehr gezwungen.

Ich betäubte den Koch mit Veronal, zumal er mir immer verwirrter antwortete. Ich konnte ja mein Verhör nicht ins unendliche fortsetzen. Als er glücklich in Schlaf gesunken war, warf auch ich mich aufs Lager.

Da kam es mir vor — ich mochte wohl in eine Art Halbschlummer eingegangen sein —, da kam es mir vor, als ob ich geweckt würde. Als ich auffuhr und krampfhaft aufhorchte, war im Ohre die Erinnerung an einen gräßlichen, Mark und Bein durchdringenden, übel krähenden Schrei. Die Stimme hatte Worte geschrien: ‚Ich will kein Mensch sein!‘ oder so. Und wirklich, während ich noch zweifelnd darüber nachdachte, wurde mit den gleichen Worten ein zweiter, noch viel wilderer Schrei ausgestoßen. Holzbilder, dachte ich, können nicht schreien, strafte jedoch meinen Unglauben

Lügen, indem ich aufsprang, vor die Tür der Hütte trat und meinen Blick auf Chimaera heftete. Sie hing wie immer und regte sich nicht.

Aber sie hatte die Augen geschlossen.

Und nun, wie jemand, der durch Schließen der Augen seine Kräfte zu größerer Leistung sammeln will, schien sie in sich hineinzuzulauschen, um festzustellen, ob sie für eine ihr verhängte furchtbare Pflicht genügend gesammelt sei. Und jetzt riß sich ihr Mund gewaltig zum dritten Rufe des gleichen Protestes auf, der weithin über den Wogen verhallte. Der Sinn jedoch dieses gräßlichen Schreis ‚Ich will kein Mensch sein!‘ hatte die grausigsten Tiefen in sich, weit über den Wortlaut des Wunsches hinaus: er lehnte die Menschheit nicht nur ab, sondern warf sie dem Schöpfer als ein aufgezwungenes, qualvoll Abscheu erregendes Höllengeschenk vor die Füße. ‚Ich will kein Mensch sein!‘ war Empörung gegen die dünkelfaften Götter, war ein laut hinausgekreischtes Wort der Aufkündigung gegen das Übermächtige, die offene, haßerfüllte Anklage. — Ich schlug mir die Hände vor die Stirn und kann mich an weiter nichts erinnern.

Ich fand mich wieder auf dem Gesicht liegend, als die Sonne schon hoch am Himmel stand.

Der Schrei und die Worte jedoch, die er formte, lebten fort in mir. Ich hatte lange daran zu zehren und darüber nachzudenken: wie ein Blitz für eine Sekunde lang das schwärzeste Nichts der Nacht zum Tage macht und über Nähe und Ferne, Berge, Täler, Flußläufe, Wälder, Haine und Ortschaften, kurz alle unzähligen Einzelheiten einer Erdenlandschaft das Licht der Mittagssonne verbreitet — so wirkte hier eine schwarze Gewalt, welche im Gegenteil die Mauer trügerischen und schönfärberischen Lichtes durchschlug und alles Schwarze, Infernalische am Schicksal und Geschick des Menschen zum Bewußtsein brachte. Wenn ich nun an mein früheres Leben unter Menschen dachte und mir wie gewöhnlich

alles vor die Seele stellte, was ich von Kindesbeinen an erfahren hatte, sah ich alles und alles fratzenhaft. Ich sah nur das Häßliche, Widerwärtige, und daß ich je etwas für schön gehalten hatte in dieser allseitig grausigen Welt und Menschenwelt, konnte ich, so verwandelt, nicht mehr begreifen.

Ich will euch mit Einzelheiten nicht aufhalten, ich könnte sonst auf das durch und durch kalte, grausame, mörderische Handeln der Menschen hinweisen und wie sie über dies gar nicht verhüllte Tun den Mantel der frechsten Lügen breiten. Ich könnte auf das Geplärr guter Lehren hinweisen, das doch nichts anderes als das Beingeraspel gefräßiger Heuschreckenschwärme ist. Kurz, den hellen, heitergläubigen Wimpel des Menschheitsschiffes sah ich nicht mehr, dafür einen schwarzen, in Blut gefärbten.

Ich habe nur wenige Schritte bis dorthin, wo ich euch und der menschlichen Gesellschaft Valet sage. Seit ich den Ruf ‚Ich will kein Mensch sein!‘ zuerst vernahm, blieb dieser Satz mein schweigend bewahrtes Losungswort bis heut. Und heut soll er meinen nahen Zufallstod mit meinem begründeten Willen vereinen.

Lange schon, ohne daß ihr es ahntet, liebe Lichtstümpfe, hatte ich mein Menschenlos von mir geworfen. Es ist auf jener Hallig gewesen, auf der ich ein Glück verewigen wollte, was niemals gelingen wird. Damals, als jenes Meerweib, das ich dem Kapitän in Sydney abspenstig gemacht hatte, auf dem Wege des Todes von mir ging, trat ich in ein Zwischenreich und habe euch das auch angedeutet. Aber nun muß ich euch auch bekennen, daß ich dieses Weib, dieses lodernde und zugleich fischschuppenfremde kalte Wasserweib mit einer aushöhlenden, einer verzehrenden Liebe geliebt habe. So ist es allen ergangen, die ihren vampirischen Kuß erlitten haben. So ging es dem letzten Besitzer, dem Kapitän, der, wie man mir sagte, nach der Erkenntnis,

daß sie für ihn auf ewig verloren war, über Bord gesprungen ist.

Aber man liebt Chimaera nicht, ohne sie gleicherweise zu hassen. Sie entband einen Haß, welchen man recht wohl den Urhaß nennen kann, einen Haß, der am Grunde des Werdens unlöslich mit Liebe verbunden, ja ein und dasselbe gewesen ist. Es war etwas Furchtbares, als ich ihn wie ein fremdes, schauerlich-schlangenartiges, giftiges Tier aus der schwarzen Tiefe des Ozeans, ein Fabeltier, in mir auftauchen fühlte. Doch es war nun einmal nicht anders. Man konnte Chimaera, konnte die Seekatze nicht anders lieben als mit Haß. Und diese Haßliebe flößte sie unweigerlich ein, weil sie nur eben durch eine solche zu beglücken war.

Die Haßliebe stammt aus den wilden Verknäuelungen des Urkampfes in der Natur, der überall noch im Gange ist, — in unserem Sonnensystem wohl am wildesten in den geilen und brennenden Sümpfen des Planeten, den der Mensch Venus nennt. Vielleicht wird, es wäre denkbar, im Wollustkampf und Sterben der Haßliebe der Schrecken des Todes aufgehoben.

Aber diese Chimaera, diese wilde und arme Seekatze, teilte nicht nur Tatzenhiebe und Bisse aus und forderte dawider das gleiche, sondern nach und nach entstand in ihr ein edlerer Wesensteil, der mehr auf die Weise der Heiligen unter den Menschen litt. Sie empörte sich gegen die Natur, sie empörte sich gegen die Urnatur in ihr selber. Das Menschenwesen war ebendas, was sie letzten Endes gesucht hatte. Sie wurde fromm, sie ging zur Messe, aber ihrer Enttäuschung im höchsten Sinne konnte alles dieses nicht steuern. Das Menschentum, so erklärte sie, habe sie die ganze Furchtbarkeit des Daseins erst sehen gelehrt, ihr die ganzen irdischen und grenzenlosen Höllen erschlossen. Es habe ihr dann die Fata morgana eines außer- und überweltlichen Seins, eine Einheit und Reinheit jenseits von allem vorgegau-

kelt; vorgegaukelt, das heißt: vorgelogen, eine Fata morgana als Wirklichkeit. Da sei ihr denn in der Menschenwelt nichts anderes als die Unendlichkeit und die Unentrinnbarkeit der Hölle zur Gewißheit geworden.

Ihr hättet es sehen sollen, wie Chimaera im Sarge lag. Wir hatten sie aufgebahrt in einer kleinen, altertümlichen Dorfkirche. Ein Fischer war da, der den Strang des blechernen Glöckchens zog, der Pastor und meine beiden Dienstleute. Beim Schall des Erzes rann Blut aus Chimaeras linkem Mundwinkel. Der Kopf lag hoch, und so verlängerte sich ein schwarzer Faden in sonderbaren Ringen und Schlingen über Hals und Brust. Und, bei meinem Eid!“ — Cardenio hob die Hand zum Schwur — „in Blutschrift las ich schon damals die Worte des Schreis: ‚Ich will kein Mensch sein!‘

Und welchen Ausdruck legte der Tod in Chimaeras Gesicht! Wißt ihr, was eine Verdammte ist?! Ihr wißt es nicht. Dazu lebt ihr ein viel zu kleines, erbärmliches Leben. Das Antlitz Chimaeras, umwogt von der Finsternis ihres schwarzen Haares, war von dem furchtbaren Trotz der Verdammten beseelt und vom Glorienschein der Verdammnis umwoben. Der Priester floh und bekreuzigte sich, sobald er nur seiner Amtspflicht genügt hatte.

Und darum: ich gehe den gleichen Weg wie sie und werfe es hin, mein Menschentum. Und wenn es mir nicht von der Schulter will, dieses Nessushemd, diese beißende Katze, diese Lüge der Lügen, so schüttle ich mich und schreie — vergebt es mir, ich muß es hinaus-schrein —: Ich will kein Mensch sein, ich will es nicht!“

Ich muß Atem holen, muß mich sammeln, indes ich mich dieses gruseligen Höhepunktes in Cardenios Vortrag erinnere. Ich war als erster hinzugesprungen, der Re und die andern folgten mir, weil viele unter uns überzeugt waren, daß Cardenio nach diesem Ausbruch

und Aufwand von Kraft in Tobsucht verfallen würde, die andern, daß seine schreckliche Erregung auf einen apoplektischen Anfall hinauslaufen müsse. Er trat, Gott sei Dank, nicht ein. Dagegen wehrte Cardenio unsere Besänftigungsversuche ab, trocknete mit einem blutroten Seidentuch seinen geradezu schäumenden Mund und herrschte uns an, ihn nicht aufzuhalten, da er, solange das letzte Wort der Geschichte noch nicht gesprochen wäre, an das Leben gebunden sei.

Ich muß nun etwas über mich selbst einflechten.

Ich weiß nicht, was mit mir geschehen war. Das Leben da draußen, aus dem Otonieri mich aufgegriffen und in den Kreis seines seltsamen Klubs versetzt hatte, war nicht mehr. Vergeblich suchte ich es zurückzurufen. Schraubstockartig hielt eine gewisse magische Atmosphäre meine Schläfe eingepreßt. Es schien, als ob ich durch alle Sinne vergiftet wäre. Ich roch fauligen Tang, empfand den Geschmack von bitterem Seewasser. Tropenfeuchte und Schwüle lasteten mir auf der Brust. Was ich hörte, immer zwischen die Worte des Redners hinein, waren Fetzen eines betörenden Sirenengesangs und das Gebell und Geheul vieler Seehunde. Schlimmer als alles war, was ich sah: Erscheinungen, die ich als Täuschung des Gesichts nehmen mußte, wenn ich nicht annehmen sollte, geisteskrank oder von einem Traume betäubt zu sein. Oder sie waren Wirklichkeit, und dann mußte ich freilich mein ganzes bisheriges, durch Ausschluß von seinem Wesen und seiner Tiefe erlangtes Wissen vom Leben wegwerfen. Wieder und wieder nämlich schossen bläuliche Stichflämmchen aus dem Munde und aus beiden Augen des Sprechers heraus, gleichsam von Gluten unter der Asche herkommend. Konnte es Menschen geben, die aus Asche bestehen und von deren ewiger Glut leben? so fragte ich mich und fand die Frage so natürlich wie die Möglichkeit. Da hätten wir ja, dachte ich, den unsterblichen Träger unsterblicher Höllenpein.



Hielt sich der Re ein Tuch vor den Mund? Hatten die Blätter des Protokollführers Feuer gefangen? Bewegten sich die Augen der Holzfigur, oder bewegten sie sich nicht? Legte sich nicht ein Dunst von Kohlendgasen auf die Brust? War es so, oder täuschte ich mich? Ich will mich gern in dem allem getäuscht haben. Eines dagegen ist gewiß, daß dieser Cardenio sich zu infernalischer Größe aufrichtete, jetzt völlig ohne jede Spur von Lächerlichkeit und Dürftigkeit. Es hatte sich dieser Mann gewiß nicht aus seinem Bett erhoben, auf dem er als Kranker den Tod erwartete, viel eher war er aus einem Jenseits in das Diesseits zurückgekehrt.

Ahnte Cardenio meinen Gedankengang? Erkannte er auch, was unter den Hörern der eine oder andere Teil befürchtete? So schien es zu sein, denn er stürzte ein Glas Nostrano hinunter und erklärte, er werde nun ruhig fortfahren.

Ich war von seinem Ausbruch allzusehr hingenommen, um seiner Erzählung sogleich in der alten Weise folgen zu können. Meine Notizen beweisen das. Er sprach jedenfalls davon, daß er sich an die nahe Quelle begeben habe, um einen erneuernden und erfrischenden Trunk zu tun, und dabei etwa dieses erlebt habe:

Im Dämmer der Frühe löste sich nicht weit von ihm mit einem durchdringenden, brüllenden Aufröcheln eine Robbe vom Boden los, ward flüchtig und kollerte förmlich den Abhang hinunter. Cardenio nahm, wie er sagte, mit dem ihm eigenen Jägerinstinkt die Verfolgung auf. So schnell er aber auch über Lavageröll zwischen allerlei Stachelpflanzen hindurch den Strand zu erreichen versuchte, um die Robbe dort abzufangen, sie kam ihm zuvor und tauchte erst in Rufweite vom Strande entfernt im Wasser auf, und dann, wie er behauptete, soll sie mit jenem Lachen gelacht haben, das er auf der Hallig nach dem Funde des Leichnams seiner Frau gehört haben wollte.

Jedoch ich verfall in Nüchternheit. Gott sei Dank erlaubt mir mein unter dem starken Eindruck der Wirklichkeit geführtes und bald darnach ergänztes Protokoll, Cardenio selbst wiederum das Wort zu geben.

Er steigt nach Verfolgung des rätselhaften Tieres also den Berg zu seiner Hütte hinan und macht in einer Wallung des Selbsterhaltungstriebes den Versuch, das beklemmende Rätsel-, Geister- und Wunderwesen abzuschütteln.

„Aber so leicht, wie ich dachte“, fuhr er fort, „fand ich mich aus den Dämonien, die mich nun einmal in Bann gehalten hatten, nicht heraus. Meine zopfumkränzte Chimaera wollte ihr hölzernes Dasein nicht wieder aufnehmen. Von der ersten Röte des Morgens angehaucht, hing sie wie immer am Giebel der Schutzhütte. Gewiß ist, daß sie immer dort hing, aber sie selbst war durchaus nicht wie immer: außer, wenn Tod und Leben, Fleisch und Holz, Bewegung und Starrheit dieselben Dinge sind. Ich stand, ich forschte, ich blickte sie an. Ich sah mir die Augen aus dem Kopfe und konnte nur immer das gleiche feststellen: es war eine Lebende, die dort hing! Jetzt zuckten die Schultern, jetzt rollten die schwarzen Glasaugen; die Fischschweife, wie an das Rudern gewohnt, taten krampfhaft kraftvolle Schläge, wovon die Konsole erschüttert wurde. Zwei Eulen wurden davon verscheucht. Aber auch die Hände meiner Chimaera regten sich und schließlich und endlich ihr Mund. Diesen verzog qualvoll, sardonisch ein Lächeln. Wahrlich, ein satanischer Zug, doch tötete er ihren Liebreiz nicht.

So war sie abstoßend und war anziehend, so wie es immer auf unseren gemeinsamen Reisen und auf der Hallig gewesen ist, nur daß sie jetzt jene fremde Glorie der Verdammten umstrahlte, die sie auf dem Katafalk in der Dorfkirche gezeigt hatte. Umwogt von der Fin-

sternis ihres Haars, erneuerte sich auch jener bleiche und furchtbare Trotz, der sich, laut geworden in ihrem Ruf, nicht wieder verloren hatte.

Ich fing, dies schien mir durchaus natürlich, ein Gespräch mit Chimaera an, worauf sie die Antwort lange mit finster gezogener Stirn verweigerte. Als ich sie bat, von ihrem Platze herabzusteigen, tat sie wie jemand, der, erwachend, eine bequemere Lage sucht. Seltsamerweise wurde sie weich, je mehr ich mit zitternder Stimme ihr zuredete. Endlich wollte mir scheinen, sie weine still, es flössen Tränen aus ihren Augen.

Das alles setzte mich nicht mehr in Verwunderung. Mir war, als gäbe es nichts, als habe es nie etwas anderes gegeben als ebendiese Nacht und dämmerige Frühe mit unserer bitteren Gemeinsamkeit: ewige Nähe, ewige Ferne, ewiges Glück, ewiges Leid, Wiederfinden und Abschiednehmen schienen in ein und demselben Gefühl lebendig zu sein.

Das seltsame Marmorbild über einem Portal hier in der Nähe“, fuhr Cardenio gar nicht mehr diabolisch fort, sondern sich schneuzend und förmlich flennend, „das seltsamste Marmorbildwerk über einem Portal zeigt eine in voller Kleidung gekreuzigte Frau. So schien mir, daß Chimaera am Kreuze hing. Sie war gekreuzigt durch Schicksalsbeschluß, dem grellen Mond und den stechenden Blitzen des Sternenhimmels, den brennenden Glutten des Tages unsterblich und ohne Erquickung preisgegeben. Wir liegen alle im Bett der Vergänglichkeit, sagte ich, gleichsam um sie zu trösten.

Ich weiß nicht, was noch gesprochen wurde, ehe eine schöne hingebende Körperlichkeit mich in die süßeste aller Vergänglichkeiten auflöste.

Bald darauf hing Chimaera wieder am Kreuz.

Nun habe ich eine Überraschung zu verdauen. Ich könnte heute nicht mehr sagen, ob angenehmer, ob unangenehmer Art. Der Koch Sarrazin, den ich gefesselt und

betäubt hatte und der, als ich ihn verließ, schlafend auf seinem Lager röchelte, mußte seine Fesseln gesprengt und sich frei gemacht haben, jedenfalls war er spurlos verschwunden. Ich suchte die Gegend nach ihm ab, fand aber bis zum Abend nur eine einzige Spur, nämlich in der Felsennische, von der aus er den Grotteingang der Bucht zu beobachten pflegte, ein Stück von dem Tau, womit ich ihn gefesselt und das er abgestreift hatte.

Den ganzen Tag über hatten die Flossenfüßler, Seehunde und Walrosse einen unbegreiflich großen Lärm gemacht, so daß mich beinahe die alte, von mir wie vom Kochlängst verlernte törichte Angst beschlich, sie möchten unsere Schutzhütte angreifen. Immerhin kam ich darüber hinweg, da nach dem süßen Schlußerlebnis des Morgens eine Art heiteren Genügens mich beschlichen hatte und in mir gleichsam zufrieden summt.

Wie stand es aber um die Seejungfer? Nur durch einen Überfall wie den Sarrazins und solche Ereignisse, wie sie ihm nachfolgten, konnte das Bild im Zeißglas verdrängt werden: durch sie allein war es möglich, daß sich die Gewißheit seines Vorhandenseins wiederum in Zweifel auflöste. Endlich aber, als ich tagsüber alle erlebten Vorgänge überdachte, fühlte ich ihren Zusammenhang. Ich sah ihn nicht, ich fühlte ihn, woraus sich ergibt: das ‚Wie‘ war mir unbekannt geblieben, während das ‚Was‘ von mir klar und deutlich empfunden wurde.

Bei meinem Grübeln über das ‚Wie‘ hielt ich dafür, Chimaera und das Fischflossenweibchen draußen im Meer hätten einander angezogen, wobei mein hölzernes Kunstwerk in der Art eines Lockvogels gewirkt haben konnte. Sirenen treiben, man weiß es, mit Hilfe der unwiderstehlichen Angel ihres Gesanges Menschenraub. Und Menschen waren plötzlich in diesen entlegenen ozeanischen Gebieten aufgetaucht. Da hing ein Halbwesen bei den Menschen, und sie wurden anscheinend von ihm beherrscht. Von diesem verwandten Halb-

wesen bekam vielleicht eine jüngere, wilde, freie Sirene Witterung. Und sofort auch ergriff sie naturhaft ein Drang, die leckere Beute ihr abzujagen.

Oder trieb das Meerweib vielleicht ebenderselbe Vorwitz, ebendieselbe Neugier, welche die lebende Chimaera unseligen Angedenkens aus ihrem angeborenen Element unter Menschen getrieben hatte? Wollte sie eine Lust genießen, die sie nicht kannte, da sie vielleicht niemals einen Menschen umarmt, erstickt und sein Blut getrunken hatte? Wußte sie, wie der Mensch, der seine Liebesbeute ergreift, Hunger und Liebe auseinanderhält? Und wollte sie, von einem dunklen Erlösungsgedanken betört, sich an Menschen belehren?

Nach dem, was ich kurz darauf entdeckte, falls es mit ihr zusammenhing, hätte sie diesen Gedanken nicht gefaßt. Über irgend etwas, das im Wasser schwamm, flatterten, sich balgend, die Seevögel. Ich stieg ins Boot, von einer Ahnung bewogen, die, ich weiß nicht wie, in mich kam.

Diese Ahnung trog mich keineswegs. Ich fand wirklich die schwimmende Leiche Sarrazins mit durchbisener Kehle und auch sonst weidlich mitgenommen und aufgeschlitzt. Ich war froh, wieder aus seiner Nähe zu sein und wie die Parsen ihn den Geiern überlassen zu können. Fraß und Liebe, Liebe und Fraß, raunte mir eine Satansstimme bei der Rückfahrt immerwährend ins Ohr. Fraß und Liebe, Liebe und Fraß, aber mehr noch Fraß als Liebe. Fraß, Fraß und wiederum Fraß.“

— Als Cardenio dies sagte, hatte er seine höllische Gravität und, sagen wir, seine infernalischeskurrile Majestät reichlich wiedergewonnen. Seine Erwähnung vom Ende des Kochs, an sich überaus widerlich, erhob sich damit einigermaßen ins Gräßliche. Jetzt aber brach er in ein widerstandsloses, schadenfrohes und häßliches Gelächter aus, das ihn am Sprechen hinderte. Schließlich

krächzte er diese Worte hervor: „Der Lumpenhund hat seinen Lohn erhalten.“

Er schneuzte sich, er beruhigte sich, goß Wein hinunter und fuhr dann fort:

„Ich bitte nun, liebe Lichtstümpfe, um eure ganz besondere Aufmerksamkeit. Ich bitte um mehr, denn der Teil meiner Beichte, in den ich nun eintrete, stellt an euren Glauben sowie an euren Respekt vor dem Geist höherer Wahrheit die bisher stärkste Anforderung. Meinethalben will ich euch träumen machen. Wirklichkeit oder Traum sind Worte, die man ohne Schaden für beide vertauschen kann. Der Vergänglichkeit unterliegen beide. Ich führ' euch also in ein Gebiet der Wahrheit und Unbegreiflichkeit. Das sind ja freilich die beiden Augen, welche überall die Natur auf uns richtet: Wahrheit und Unbegreiflichkeit.

Gleich nachdem ich Chimaeras, des Holzbildes, mystisch-ätherische Umarmung genossen hatte, zog in mich eine neue Unruhe, ja eine Regung der Reue ein, als ob ich jemand untreu geworden wäre. Der Sirenen-gesang, den der Koch und ich gehört hatten, hatte ihm eine tödliche Wunde, mir eine tiefe Qual uneingestanderer leidenschaftlicher Sehnsucht zurückgelassen. Sie verließ mich nicht einen Augenblick. So wollte auch ich sie nicht von mir lassen. Mit der eifersüchtigen Angst, sie irgendwie abzuschwächen oder gar einzubüßen, pflegte ich sie. Ein Nichts, eine Unsichtbarkeit, einen fast wesenlosen Gegenstand behandelte ich, als ob es mein höchster und liebster Besitz wäre. Nun aber, ich hatte Verrat geübt, meine Reue wuchs, meine Selbstvorwürfe steigerten sich. Ich fühlte ein dunkles, verzweifeltes Wesen in mir zunehmen, ein Nicht-aus-und-ein-Wissen kam in mir auf. Es war das gefürchtete Ziel, wo sich Einsamkeit wie ein Fels auf den hoffnungslos Gescheiterten legt, ihn erstickt oder ihm eine letzte

Flucht erlaubt, besinnungslos in den Rachen des Todes.

Das Ende Sarrazins wirkte ernüchternd und machte mich nachdenklich. Zugleich wurde ich auf gewisse Erscheinungen meiner durchseelten Körperlichkeit aufmerksam: es konnten Übertragungen von beruhigenden Gedanken sein, da sie in dieser Richtung sich merklich auswirkten. In Wahrheit würde ich sie als sanfte elektrische Schläge bezeichnen. Man hat mir erzählt, daß Schiffe, die ohne Bemannung sind, vom Lande aus durch elektrische Ströme gelenkt werden können. Eine ähnliche Lenkung fand, kurz gesagt, bei mir statt. Irgend etwas wirkte auf mich aus der Ferne in einem Sinn, der mir Vertrauen gab und der mich in stille Ergebung einlullte. Doch ich möchte diese Art der Ergebung anders bezeichnen: sie war still, aber mehr noch erwartungsvoll. Erwartungsvoller und gespannter, als je die eines Kindes am Schlüsselloch hinter der Tür einer Weihnachtsstube gewesen ist. Und sie war überdies feierlich, als ob mir der Einblick in die Welt eines anderen Planeten bevorstünde.

Währenddessen handelte ich wie ein Nachtwandler. Ich ruderte oder ruderte nicht, jedenfalls hatte ich wieder das Boot bestiegen und schwamm damit gegen die Walroßbucht, wo die lärmenden Tiere bei meinem Nahen stumm wurden. Bald befand ich mich unweit des Felsentors, das Sarrazins Auge Woche um Woche nicht loslassen wollte. Was ich, hindurchgelangt, finden würde, wußte ich und wußte ich nicht. Die Einfahrt geschah, als eine Flutwelle sich eben puffend zerschlagen hatte.

Nun, meine Lieben, wenn ich die Blaue Grotte von Capri nenne — gewiß ein himmlisches Wunder —, sie reicht nicht im entferntesten hin, euch einen Begriff von der meinen zu geben. Ich glitt geradezu auf einem leuchtend blauen unendlichen Himmel hin, auf dem ich mich anfänglich ganz allein fühlte.

Allmählich drängte sich mir ein Vorgang im kristall-



klaren Wasser auf, wo ein Wesen, gleich wie versilbert oder aus Silber, hin und wider schoß, sich im Kreise bewegte und schließlich hoch in die Luft aus dem Wasser fuhr, sich überschlagend zurückklatschte auf den Wasserspiegel und dann verschwand. Dabei sah ich genug, um jeden Zweifel an der Tatsache zu verlieren, daß ich ein Einzelwesen jener gleicherweise behaupteten und geleugneten Spezies lungen- und kiemenatmender Fischmenschen, nämlich ein Meerweib, vor mir gehabt hatte.

Ich hatte sie mit den Augen verfolgt, bis sie in die Tiefe entschwunden war, als sich plötzlich etwas blitzschnell, triefend und Wasser um sich sprühend, über dem Bug aufrichtete. Es war wieder die eben entschwundene Seejungfer. Beide Arme stemmte sie auf die Spitze des Bootes mit einem wilden, halb katzenartigen, halb zwitschernden Schrei, dessen gefährliche Forderung und Deutung mir das Blut in den Adern gefrieren machte. Dieser herrliche ozeanische Dämon in Weibsgestalt, über dessen Scheitel, Stirn, Antlitz, Schultern und Brüste Wasser einen Augenblick lang in Strömen schoß, erwies sich mir sogleich von der Art, daß, was Mensch heißt, nur im guten mit ihm anbinden konnte. Die furchtbar rätselhaft entfesselte, gnadenlose Allgrausamkeit der See sprach aus ihm. Konnte dieses Geschöpf jene Sängerin gewesen sein, die meine und meines Leidensgenossen Sinne verwirrt hatte? Viel eher schon jenes Raubtier, dem der Koch zum Opfer gefallen war.

Ob nun aber dieser Elementargeist das gleiche Wesen wie die Sängerin sein mochte oder nicht, jedenfalls war er die Meerfrau aus meinem Zeißglas. Das bewies mir ihr Lachen, das ich wiedererkannte, von dem jetzt ohrenbetäubend die Grotte erscholl und Höhlung auf Höhlung, in die Tiefe des Berges sich fortsetzend, echote.

Da gestand ich mir freilich, daß ihr in der Nähe begegnen zu wollen, arger Fürwitz war. Stand ich ihr aber



nun einmal wie jetzt gegenüber, mußte ich der Lage gewachsen sein.

„Du wohnst in dieser Höhle?“ begann ich und log sogleich weiter: „Das wußte ich nicht. Habe ich unwissentlich gesündigt und bin in deinen geheiligten Bezirk eingedrungen, so sage mir, welche Sühne ich dafür geben kann! Ich werde sie willig und treulich bezahlen.“

Ich fuhr fort: „Wahrscheinlich verstehst du indes meine Sprache nicht und siehst im Menschen hassenswerte erbärmliche Wesen, Sterbliche, die schon im Leben hinsterven, worin ich mit dir einig bin. Du dagegen bist von der Gottheit selbst mit der Natur im Feuer gezeugt worden, im Blitz und Donner, der den Schoß der Erde selber mit dir befruchtet hat.“

Ich sagte noch viel, ich weiß nicht, wer mir die Überfülle fremder berauscher Worte in den Mund gelegt, mit denen ich sie überschüttete.

Nachdem sie mehrmals ähnlich einem einfachen Kinde der Natur verlegen gelacht hatte, nahm ihr Aufmerken sichtlich zu, das wilde Übermenschliche trat zurück, und ein schamhaftes Rot übergoß ein mädchenhaft süßes Gesicht, als ich die bestimmte Erklärung ablegte, wie ich niemals unter Menschen und nirgend in allen Ländern der Welt ein Weib, ein Mädchen gesehen hätte, an Schönheit auch nur von ferne der ihren gleich.

Jetzt trat eine seltsame, durchaus nicht erwartete Wendung ein. Die Kraft entwich diesen schönen gestemmt Armen, diesem schönen Haupt, diesen blanken Hüften und Brüsten, die dem Traume eines griechischen Meisters an Fülle und Adel entsprossen schienen, und langsam, langsam ließ sich das wundervolle Geschöpf, wie um seine Erschütterung zu verbergen, unter die Wasserfläche hinab.

Als ich aber gegen den Ausgang zurückruderte, stieg sie dicht vor dem Boote wieder auf und stieß es mit

großer Gewalt zurück. Zwar bestand der Liebreiz ihres Gesichtes noch, aber Farbe und Ausdruck des Zornes hatten von ihm Besitz ergriffen.

Irgendein Mittel, sich der Gewalt eines solchen Wesens zu entziehen, gab es für Menschen nicht. Ich konnte mich eben nur Gott befehlen, wie ich, ein Häufchen Unglück, in meinem Boote saß. Ob diese gewalttätige Nereide meine Worte verstanden, ob sie selbst und in welcher Sprache reden konnte, wußte ich nicht. Als habe sie durchaus keine Eile, hatte sie ihr rastloses Hin und Her unter und über dem Blau der Wasserfläche wiederum aufgenommen. Diese Bewegung verglich ich mit einem Tanz: sie schien mir eine Art Selbstgenuß.

Ich fuhr nun, da ich nichts anderes zu tun hatte, damit fort, mir die Merkmale dieses Meerwunders einzuprägen. Fischschuppen, wie ich am Anfang glaubte, hatten die schlangenhaft schönen Beine mit den starken Endflossen nicht. Ihre glatte Haut, rot punktiert, war bräunlich grau und erinnerte an die der Forelle. Schnell und diesem kleinen Raubfische ebenfalls verwandt war die Art, mit der sie Bewegungen ausführte, im Technischen eine fast völlige Unbegreiflichkeit. In etwas freilich ähnelte diese Technik dem Crawl, dem modernen Schwimmen der beruflichen Sportsleute. Es war zu erkennen, wie die Schöne ihre Beine blitzartig bald von rechts nach links, bald umgekehrt umeinander ringelte. Es vollzog sich mit einer Schnelle, wie gesagt, daß der Vorgang für das menschliche Auge nur bei schärfstem Hinsehen deutlich wurde.

Der menschliche Teil des kraftvoll schönen Gebildes kündigte sich nahe unter der Teilungsstelle auf den Oberschenkeln an. Hier begann die zarteste Fleischfarbe, die an die Glasur gewisser großer Muscheln erinnerte. Dieses Rosenfarbene, Porzellanhafte dehnte sich über den ganzen, vollen, ebenmäßigen weiblichen Körper aus, nur daß dieses porzellanhafte Kolorit von dem Auf

und Nieder des Atmens und allen herrlichen Äußerungen wohligh sich genießender Kräfte belebt wurde.

Ich merkte wohl, daß mich die Nereide nicht, wie sie eine Zeitlang glauben machen wollte, vergessen hatte. Zum erstenmal wurde mein banges Warten in eine hoffnungsvolle Freude verkehrt, als sie, auf dem Rücken schwimmend, in einem Bogen aus dem Wasser schoß und, wirklich wie eine Kuhmagd lachend, wiederum auf das Wasser platschte, wo sie, wie von einem Spaß geschüttelt, mich wunderlicherweise ins Innere ihrer Mundhöhle sehen ließ. Es war das gleiche rosenfarbene Porzellan, in das ich hineinblickte, über Zahnreihen, die mir durch die Perlenhaftigkeit des köstlichen Materials unvergeßlich sind. Da begriff ich zuerst die kindhafte Unschuld dieses Naturwesens, ihre Drolerie, ihre kaum zu bändigende Lustigkeit und wagte es, ihm mit einer gewissen pantomimischen Übertreibung meine Bewunderung auszudrücken.

Da schwamm es nahe ans Boot heran und legte, wie um seine Huldigung zu empfangen, seine rosenfarbene Hand auf die Bordkante.

Da ich nun mehr und mehr das menschliche Weib mit allen seinen Eigenschaften in der Nereide zu spüren glaubte, hielt ich einen Handkuß für angebracht. Wer weiß aber, ob ich noch lebte, wenn ich nicht erst mit meiner Hand, und zwar auf zarteste Weise, die ihre berührt hätte. Ich wurde nämlich sogleich, von einem elektrischen Schlage betäubt, ins Boot gestreckt. Hätte mein Mund dagegen die Hand der Nereide berührt, derselbe Schlag würde mein Gehirn zerstört haben. Ihr tolles Lachen, wie über einen gelungenen Streich, begleitete mich ins Unbewußte.

Bevor ich nach allerhand Träumen von Paradiesen auf dem Meeresgrund wieder ganz zu mir kam, war mein Gedanke: dieses junge Meerweib ist, ähnlich wie die Menschen, im Besitz von Kräften, die es selbst nicht

kennt. Ohne Wissen und Wollen hätte es mich beinahe umgebracht. Auch der Mensch hat die Kraft zu töten, aber die, Getötetes wiederzuerwecken, hat er nicht — man müßte denn Zeugung für eine solche Kraft nehmen. Und sei es auch ein Halbgott, der im Wasser lebt, die Südsee bewohnt und sich mit überlegener Macht allem Terror im Innern der Sintflutgewässer gewachsen zeigt und übrigens dem Menschen weit, weit überlegen ist: er kann ebensowenig wie dieser vom Tode erwecken. Dies nahm ich mir vor, ihr deutlich zu machen.

Als ich aber die Augen öffnete, hing ein tiefbesorgtes süßes Mädchengesicht dicht über mir. Wasser und blondes schweres Haar troffen zugleich auf mich nieder. Der Ausdruck des ovalen Gesichtes schien einem klugen Kinde von kaum vierzehn Jahren anzugehören, der zu heftigem Atmen geöffnete Mund verriet sowohl Spannung als Sorge. Nur das Auge schien ohne Alter und vielleicht deshalb ohne Seele zu sein. Und gerade durch die Unergründlichkeit seiner grünen Tiefe wurde der Eindruck von etwas wie göttlicher Blindheit erzeugt.

So erkannte sie auch nicht sogleich, daß ich die Augen geöffnet hatte. Oder hatte ich nur gezinkert und so schon gesehen, was zu sehen war? Wie immer, ich fand jedenfalls für gut, noch eine Weile den Schlaf zu heucheln und weiter das Meerweib zu beobachten.

Hatte sie eigentlich einen Fischgeruch? Nein. Der Oberkörper, der allein ja mir nahe war, als sie, mit vollgerundeten Brüsten mich fast berührend, über mir hing, war ohne Arom, wie Elfenbein. Bei den Dauerbädern im salzigwarmen Äquatorialwasser konnte das wohl nicht anders sein. Daß sie beiläufig Fische oder andere Meertiere griff, das Beste mit schnellem Biß verschlang, das übrige aber von sich warf, glaubte ich unter und über dem Wasser erkannt zu haben.

Nach kurzem Erwachen muß ich wieder in Bewußtlosigkeit verfallen sein. Als ich abermals erwachte, lag

ich noch immer im Boot, seltsamerweise im freien Meer und unweit des Strandes vor Anker, ebendort, wo es nach dem Schiffbruch zuerst gelandet war.

Es war kurz vor Nacht, doch noch heller Tag. In den Tropen vollzieht sich bekanntlich der Übergang in die Nacht ohne Dämmerung. Mich beherrschte eine nicht unangenehme, nie gefühlte schwere Müdigkeit, der ich, ins Innere der Hütte gelangt, ohne weiteres nachgeben mußte. Wie lange ich schlief und auch sonst geschlafen habe, konnte ich, nunmehr allein auf der Insel, nicht feststellen. Immerhin mochte es eine Spanne von mehreren Tagen gewesen sein.

Liebe Freunde, seltsam genug: wir können uns selber die Wahrheit von etwas gestern Erlebtem nur mit Hilfe von vielerlei Zeugen beweisen. Eine gestrige Wirklichkeit ist ein heutiger Traum. Aber irgendwie wissen wir doch den wirklichen Traum der Nacht von der Wirklichkeit zu unterscheiden, wenn dies auch ebenso nur noch im Wachtraum vorhanden ist. Nein! Ich hatte das Höhlenerlebnis durchaus nicht geträumt, ich wußte vielmehr, und das Wissen saß mir im Blut, daß mir vielleicht als einzigem unter lebenden Menschen eine ungeheure Offenbarung zuteil geworden war. Aber, das war meine nächste Erkenntnis, die wie ein Richtspruch über mir lag: ich bin des Todes, wenn das Tor in dies andre Reich sich fortan nicht mehr öffnet.

Etwas jedoch, das diese Befürchtung zunichte gemacht hätte, ereignete sich in den ersten Tagen nicht. Dennoch ging ich meistens trällernd wie in Ahnung eines kommenden Glücks herum, eines Glücks allerdings, dessen besondere Art und Möglichkeit ich mir nicht vorstellen konnte. Mein Zustand ähnelte dem eines Nachtwandlers. Statt des Mondes schien bei mir wiederum jene leitende Fernwirkung tätig zu sein, von der ich schon einmal gesprochen habe. Sie bewog mich unter anderm dazu, den Bau einer zweiten Hütte an einer

schöneren und versteckteren Stelle weiter vom Strand zu beginnen.

Wie gesagt, ging ich meistens trällernd und Liedchen summend umher, schwang auf ebendie Weise die Axt und trug, emsig wie ein Vogel zu Nest, allerlei Baumaterial zusammen. Trotzdem ist nicht erschöpfend, was ich von einem erwarteten Glück gesagt habe. Es war eher ein unvermeidliches Schicksal als ein Glück. Wie sollte ein klägliches Männchen, wenn es nicht flugs endete wie der Koch Sarrazin, und bei den nur menschlichen Maßen seiner Geistigkeit, dem Einbruch dieser entschleierten, dieser allseitig grundlosen neuen Erscheinungs-, Gefühls- und Gedankenwelt gewachsen sein?

Nun, mochte ich auch ein Opfer sein: jeder Rückblick auf die ja sowieso verlassene Menschenwelt erregte mir Gefühle der Erniedrigung. Ich konnte nie mehr dahin zurückkehren, bin nie mehr dahin zurückgekehrt. Der Mensch war mir fremder als eine Ameise, aber diese mir nicht so widerlich. Daß er den ganzen Planeten bekrochen hat, schlimm genug, dachte ich. Was schiert mich das! Er ist deshalb weder innerlich besser noch größer geworden. Er verehrt einen Gott und ergeht sich vor ihm in Demütigung. Das ist eine Form von Größenwahn, die das Universum vor Lachen sprengen könnte. Ich will kein Mensch sein und wollte kein Mensch sein, aus diesem und jenem und jedem Grund. Denn: ich kannte, im feurigen Hauch des Infernos gebadet, nicht himmlische, sondern höllische Seligkeit.

Es gibt kein Wort — auch das Wort tollkühn ist unzulänglich —, das die Summe meines Bewußtseins erschöpfend bezeichnen könnte. Was ist selbst der große Verbrecher anderes als ein kleiner, unappetitlicher menschlicher Wicht — aber meine Chimaera, meine Seekatze, fürchtete ich. Es kam so weit, daß ich in der Bark nicht mehr nächtigen mochte.

Es war in einer schlaflosen Nacht, als ein finstrer Gedanke über mich Herr wurde. Ich wollte die Seekatze aus der Welt schaffen. Sie erregte mir mehr und mehr nicht nur Furcht, da sie doch ein lemurisches Wesen war, dessen Machtkreis ich nicht überblicken konnte, sondern ich schämte mich geradezu, und besonders im Hinblick auf Kommendes, meiner Abhängigkeit, meiner Hörigkeit. Schließlich war sie ja doch ein Halbwesen, das in seinem vampirischen Liebeskuß mir Leichengift infizieren und Ärgeres als den Tod, das qualvolle Siechtum mitteilen konnte. Das Höhlenerlebnis hatte mir gezeigt, was Gesundheit ist, von der ich den rechten Begriff seit Chimaeras Eintritt in mein Leben denn doch wohl verloren hatte. Und außerdem, spürte ich deutlich, bildete die verwünschte Holzpuppe auf dem Wege zu dem Neuen, das mich nicht mehr loslassen wollte, das Hindernis. Mir war, als bestünde zwischen ihr und dem Lebensraume der Seejungfer eine Verständigung und als habe sie Macht, Wesen ihrer und ähnlicher Art in Furcht zu versetzen und fernzuhalten.

Wie ein Nachtwandler stand ich auf, trug allerlei brennbare Dinge zusammen, bis ein stattlicher Scheiterhaufen zustande gekommen war, und wollte eben Feuer anlegen, als mir wieder der gräßliche Schrei Chimaeras: ‚Ich will kein Mensch sein!‘ von der Bark her ins Ohr gellte. Er brachte mich zu mir selber und lähmte mich.

Ich konnte nicht zweifeln, daß sie vermöge ihrer übermenschlichen Sinne meine Absicht, ein Autodafé mit ihr als Opfer zu veranstalten, erkannt hatte und daß diese in ihren Augen alles überbietende menschliche Niedertracht, deren Erfinder der eigene Gatte war, ihrer Brust diesen abermaligen Ruf des Abscheus entriß. Ich ging also in mich und schlich erst wie ein verprügelter Hund zurück in die neue Schutzhütte, als ich den Scheiterhaufen mit Sorgfalt zerstreut und so die Spuren

meiner verbrecherischen Absicht, deren ich mich jetzt schämte, verwischt hatte.

In der neuen Schutzhütte aber waren andere, in euren Augen nicht minder sinnlose Vorbereitungen im Gang. Ich hatte aus angeschwemmtem Holz und Seegras eine weiträumige Laube mit Eifer und hübschem Gelingen errichtet und ihren Boden mit einer hohen Schicht ebenfalls von trockenem Seegras bedeckt. Das Ganze glich einer Polsterung, besonders als ich eines der geretteten Segel von meiner untergegangenen Bark darüber gespannt hatte. Warum ich ein solches Lager machte, scheint euch rätselhaft. Ich hätte es ebensowenig erklären können. Nein! Ich will bei der Wahrheit bleiben, liebe Lichtstümpfe: es hatte sich eine ganz bestimmte Erwartung in mir festgesetzt.

Ich war ein anderer, ein ganz anderer als der erste Robinson. Meine Ernährung war nicht schwer. Es gab Kaktusfeigen in Hülle und Fülle. Die zahmen Vögel ließ ich in Ruhe, sonst hätte ich Krammetsvögel für meinen Tisch mehr als genug gehabt. Nach Fischen brauchte man nur zu greifen oder die Tümpel auszuheben, in die sie geraten waren.

Am Strande gaben mir verendete Robben Tran, so daß ich mit Hilfe von einigen Stoffresten immer Licht haben konnte. Eine Muschel voll Öl mit einem Docht hatte ich an der Decke der neuen Laube wie ein Nachtlcht oder eine Ampel aufgehängt.

Tage vergingen, und ich geriet tiefer und tiefer in die Umklammerung der Einsamkeit. Ich empfand sie jedoch nicht als etwas Quälendes, sondern als meinen höchsten Besitz. Mütter, die ein geliebtes Kind verloren haben, klammern sich an den wilden herzerreißenden Schmerz, der ihnen statt des Lieblings geblieben ist, und verteidigen dieses kostbare Gut wie Löwinnen gegen jeden und alles, was es ihnen nehmen zu wollen scheint. Aber



ich, wie ihr ahnen werdet, liebte die Einsamkeit nicht nur, weil es mir Genuß bereitete, mich in sie zu verwühlen, sondern sie gab mir die Möglichkeit, meinem Höhlenerlebnis und der damit verbundenen Furcht und Hoffnung ohne Störung nachzuhängen. Das Schlimmste aber, von den möglichen Rapporten Chimaeras abgesehen, war für mich nunmehr der Gedanke, der früher die mit Sehnsucht erwartete Befreiung aus aller Not bedeutet hätte, es könne ein Schiff die Insel anlaufen.

Mitunter steigerte sich diese Furcht ins Alpdruckartige, wo ich dann mit einer der früheren ganz entgegengesetzten Empfindung den Horizont absuchte. Wut und Verzweiflung fielen mich bei dem Gedanken an, daß plump-brutales Menschenwort die Fülle meiner Gesichte verjagen und mich in das banale Dasein ziviliertener Menschheit zurückreißen könnte. Mit jedem Tag vermehrte sich der Reichtum meiner Einsamkeit. Er stieg am Ende ins Ungeahnte. Die persönlichen Grenzen weiteten sich und löschten endlich völlig aus, wodurch dann, ich möchte sagen, das Universum in mich eindringen konnte. Ein süßes Gefühl des Unbeengten, des Befreiten, ja gänzlich Freien beseligte mich, ein geradezu schöpferisches, übermenschliches, göttliches Freiheitsgefühl, das alles erlaubte, alles besaß oder doch geschenkt erhielt: sich mit allem verband, alles Erträumte wahr machte, alle Wünsche bejahte, aber doch, gleichsam ohne Leitung, geleitet wurde. Manchmal ließ mich ein höheres Sein völlig vergessen, wer ich, daß ich und wo ich war. Es war Selbstgenuß, es war Allgenuß, welchem mein ganzes Wesen frönte.“

Bis hierher gelangt, stockte Cardenio. Eine Zeitlang war es, als ob er sich und uns alle vergessen habe. Dabei ruhte sein Blick auf der Galionsfigur, die er fragend und nachdenklich anstarrte. Wir wußten nicht, welche Wendung das schließlich nehmen würde, und verhielten uns

still, selbst das Räuspern vermieden wir, als ob unser Leben davon abhinge.

Als dies eine Weile gedauert hatte, streckte Cardenio seine Linke aus, ergriff seinen Radmantel, der ihm im Eifer der Erzählung entsunken war, näherte sich der Holzfigur und warf ihr das braune Kleidungsstück über den Kopf. Er tat es mit seltsamen Gesten der Sorgfalt und List, als ob er ein Tier mit dem Lasso fangen wollte. „So“, sagte er dann, „so ist es recht. So habe ich es damals mit ihr gemacht, als das geschah, was ich jetzt erzählen möchte. Und nicht einmal erzählen könnte ich es in ihrer freien Gegenwart.

Und doch ist es nur ein Traum.

Ich hatte mich das erstemal auf meiner großen Seegrasmatratze ausgestreckt, einigermaßen feierlich; denn es war kein gewöhnliches Ruhelager. Das Öflämmchen knisterte über mir. Kaum daß ich den Blick darauf richtete, überfiel mich auch schon der Schlaf; denn wirklich, ich schlief, wie ich heute weiß, obgleich ich es damals nicht empfand, weil meine Umgebung sich zunächst nicht veränderte. Es war ebendie Laube, die ich mir gebaut hatte, das Seegras mit der Segelbedeckung unter mir.

Da plötzlich lag irgend jemand neben mir, ein Wesen, ein Mädchen, ein junges Kind, das ich wohl beschreiben möchte, wenn ich auch nicht mehr hoffen oder erstreben kann, als euch nur ganz obenhin ein Bild zu geben.

Was zuvörderst das Blut betraf, so schien diese Fremde nur wenig in sich zu haben. Eine Haut wie die ihre ist von der größten Seltenheit. Am ehesten ließe sie sich mit einem grauen, abgeschliffenen Gestein, etwa Travertin, vergleichen: schwach bläulich, mit Flecken, als wären vergilbte Blätter darauf gefallen. Dies alles, mochte es immerhin etwas Lemurisches an sich haben und an Herbst, Tod und Gruft erinnern, war von einem magne-

tischen Reiz. Schien der zarte, ein wenig schlaffe Körper, den ein dünnes gegürtetes Hemd nur wenig verhüllte, innen ohne Wärme zu sein, so widersprach dem die Kohlenglut zweier Augen, wie ich deren nie zuvor und nachher je wieder erblickt habe.

Diese Fremde, die einer andern in keiner Weise glich, war doch, wie ich sicher wußte, die andre. Und hätte ich es nicht sogleich gefühlt, würden es mir ihre Worte verraten haben. ‚Dies ist die erste‘, flüsterte sie mir heiß ins Ohr, ‚von drei Nächten, die uns bewilligt sind. Dann trennen wir uns für ewige Zeiten.‘

Ich sage nicht, wie die Nacht bis zum Morgen verging. Zuletzt zerging mir das Bild in den Armen. Mir blieb noch im Wachen lange das süße Gefühl seiner vollen Körperlichkeit. Das ganze Erlebnis war ein Mysterium, das mich auf und ab im Bewußtlos-Bewußten körperlich-entkörpert umherbewegte. Der Bewegung, die an ein Getragensein von lauen Wasserwogen erinnern mochte, antwortete von meiner Seite eine letzte Hingegebenheit. Es sei genug! Es wäre Torheit, Worte in einer Sache zu verschwenden, die unaussprechlich ist.

Nur eines meinethalben erwähne ich noch: den unfußbar seligen Rausch der Farben, in den ich versunken war. Die Segelbespannung, auf der wir lagen, hatte sich mit Sternen bestickt, man sah zwischen ihnen hindurch in blauschwarze Abgründe. Über uns wölbte sich wechselnd schweflichtes Gelb, Grünspangrün, blutiger Purpur, feuriges Ziegelrot, Farben in ungeahnten brennenden Mischungen.

Vom Körper Astliks aber, so hatte sich der Dämon genannt, gingen durchsichtig silberne Strähnen von Phosphor aus, die meine trunkenen Handflächen selbstleuchtend und gleichsam durchsichtig machten.

Dies war ein Traum und war kein Traum. Als ich erwacht war, wollte ich nichts mehr vom Wachen wissen und beschloß, kein Glied zu rühren bis zu Astliks Wiederkehr.“

Unschwer zu sehen, was dieses Erlebnis für den Erzähler bedeutete. Er rang nach Atem. Es überkam ihn zum erstenmal eine gefährliche Atemnot, die uns um sein Leben besorgt machte, aber er konnte sie überwinden und fortfahren:

„Alles ist nichts, was ich seit diesem Traum erlebt habe, als die wilde und freie Meerfrau zu mir kam und sich in süßer Demut mir hinschenkte. Schon in der zweiten und dann in der dritten Nacht rückte sie ferner und ferner von mir, nicht mehr fähig zur letzten und ganzen Hingabe.

Ich rief mir zurück, was der Bote aus jener Welt, wo Hölle und Himmel verschmelzen, mir alles zuraunte. Er schilderte mir die heiligen Tiefen des Ozeans mit ihren Ebenen, lieblichen Tälern, Hügeln, Felsengebirgen und Bergspitzen, sprach von den freien unendlichen Wonnen, deren die Kinder jener Bereiche zu genießen gewürdigt sind.

„Wir wissen“, sagte er, „nichts von Müdigkeit und bewegen uns mühelos über die Tiefen der Abgründe, über alle Gipfel hinaus. Fast ist die Oberfläche des Wassermeres das Gebiet unserer höchsten Seligkeit, während ihr die des Luftmeres nicht kennt. Alles Getier der kristallinen Höhen und Tiefen ist uns göttlichen Töchtern und Söhnen des Meeres untertan. Wir bedienen uns seiner im freien Spiel. Der Wal, das Walroß, die großen und kleinen Raubfische müssen uns auf Wink gehorsam sein. Ich nenne dir nur, ohne ihn dir beschreiben zu können, unsern Vater, der zugleich unser allgewaltiger Herrscher ist. Er ist die Freude und auch der Schrecken des Meeres, durch sich selbst und uns, seine Kinder. Wir sind ein unbändiges, wassergewaltiges Göttervolk. Wehe, wenn einmal die Wut uns packt und Nacht und Grauen um uns verbreitet! Wir winken den Stürmen und drehen mit unseren Fingern die Windhosen. Tornados, Taifune peitschen wir auf. Dabei reiten wir

wilde, weißschäumende Rosse und Stiere, deren fliegende Mähnen den Schiffen Tod bringen. Und sieh: alles dieses gebe ich auf. Die unendliche Kraft, das unendliche Leuchten des blühenden Wassers, wenn die Sonne des Frühlings es küßt. Der Vater hat mich all dessen entkleidet. Und ich habe es hingegeben für dich.'

Ich behandle den Traum als Wirklichkeit. Damals habe ich das gelernt, und heute im Alter rechtfertigt es sich immer mehr. Mein ganzes Leben ist mir ja doch zum Traume geworden.

Laßt euch ein Intermezzo berichten, das sich zwischen Astliks erstem und zweitem Besuch eingeschoben hat. Sein trauriger Held ist noch einmal der Koch Sarrazin. Er verlegt sich törichterweise, um mir womöglich noch etwas am Zeuge zu flicken, auf die Gepflogenheit der Klopfgeister. O du verblendeter Sarrazin, du Tierapostel und kleiner Schuft, der du gewesen bist! Du wolltest mit mir in Wettbewerb um den herrlichen Dämon treten? Was weiß ein Molch von Cardenio, von dem Manne, der innerlich mit der silbernen Rüstung des Ritters ohne Furcht und Tadel bekleidet ist und dessen Seele von ihren Strahlen schimmert?! Was weißt du von einem Adel, der sich nicht vor Göttern, geschweige vor Menschen zu bücken hat!

Ich sagte zu Astlik in der zweiten Nacht: ‚Geh in dein Element zurück!‘ Sie gab zur Antwort: ‚Nicht ohne dich!‘ — Ich muß gestehen, daß es mich kalt überrieselte bei dem scheinbar unabwendbaren Ernst, mit dem sie die Worte sprach. Damals, noch keineswegs vorbereitet auf den Tod, glaubte ich, daß sie mich eher töten als loslassen wolle. Da sie aber jeden meiner Gedanken las, als hätte ich ihn laut ausgesprochen, erklärte sie mir, daß mir in ihrem Element der Tod nach Ablauf vieler Tausende von Jahren einmal bevorstünde, aber nicht im Augenblick, vielmehr würde sich im Augenblick

mein menschliches Leben ins Göttliche steigern und so auch meine Liebeslust.

Wie sie den Gott des Meeres nannte, ist gleichgültig. Geringer als die des Zeus kann seine Macht nicht gewesen sein, und übrigens war ja Zeus nicht nur mit der Aerosphäre und der Lithosphäre, sondern auch mit der Hydrosphäre vertraut, er wäre sonst wohl nicht als Stier mit der Europa auf dem Rücken durchs Meer geschwommen. Dieser Meeresvater, erklärte Astlik, habe ihre Sehnsucht gespürt und ihr von der Menschwerdung abgeraten: ‚Siehe dir die Gekreuzigte an der Schutzhütte an! Du kannst nur verlieren, um schließlich in einer üblen, dämonischen Haut oder in einem Stück Holz unterzukriechen. Bei dir wäre Abstieg, was bei dem Menschen Aufstieg bedeuten würde.‘ Und der Meeresvatergott hatte sich bereiterklärt, mich in ein Meerwesen umzuwandeln, in ein Meeresroß, einen fischschwänzigen Stier, einen Triton oder was sonst mir erwünscht wäre. Oder aber, so hatte er sich verbessert, wie Astlik schalkhaft hinzusetzte, weniger wie es mir, sondern wie es ihr, nämlich Astlik, genehm wäre.

Als dieser Vorschlag geschehen war, revierte ein großer Vogel um unsere Laubhütte, unser blättergepolstertes Liebesnest. Sein Schatten drang geradezu durch das Dach, und vom Wind seiner Flügel fing die Matratze, in die wir gewühlt waren, gleichsam zu tanzen an, wir waren von trockenen Halmen umstoben. Zugleich aber drang ein mefitischer Dunst herein, der an eine Moschusratte oder verwandtes Getier erinnern konnte. Wer es sein mochte, ahnte ich wohl und gedachte gebieterisch aufzutreten. Astliks Hand verschloß mir den Mund. ‚Schweig!‘ hauchte sie, ‚schweig! Und soweit es dir möglich, denke auch nichts! Auch für die draußen liegen alle Gedanken offen da, diese Fähigkeit hat sie zurückbehalten.‘

Mäuschenstill aneinandergedrückt suchten wir Sprache

und Denken zu unterdrücken und fuhren in diesem Bemühen fort, bis sich das Flatterwesen mit einem letzten Geschrille, erinnernd an das von Fledermäusen, entfernt hatte.

Aus einer niedrigen Sphäre in eine höhere aufzutau- chen, erfordert einen ebenso großen, vielleicht größeren Entschluß, als unterzugehen. Ich faßte den Entschluß und sagte ja. Allsogleich schwamm ich als Triton im Meer und hatte Astlik auf meinem Rücken. Oh, meine lieben, lieben Lichtstümpfe! Das waren Minuten, halbe Stunden, Ewigkeiten eines unaussprechlichen Lebens- gefühls! Lust ist nicht Lust, nämlich, liebe Lichtstümpfe, was ihr so nennt. Es ist jämmerliche, kraftlose, schäbig zusammengefaßte Lust. Es sind Reste, es sind Neigen, sind Überbleibsel von Lust, verdorbener Abfall vom Tische der Götter. Umwogt und umstoben von einem nächtlich flutenden Himmel unter uns, wühlend im Abglanz der Milchstraße, fuhren wir im Schrei und Rausch toller Wassergemeinschaft dahin. Strähnen von Feuer, herrliches Meeresleuchten, flossen überall um uns hin, unsere Leiber wohligh umbuhlend, statt sie zu verbrennen. Ich hielt eine große Muschel am Mund, mit der ich, wenn ich Pausbacken machte, wie eine ganze Menagerie von Raubtieren brüllen konnte, wobei mir Astlik, die nun üppige, strotzende Astlik, deren Fischschwänze mich umschlossen, Beifall jauchzte und mir Rücken und Fischschwanz klopfte. Dieser war stark wie der Leib einer Seeschlange. Wenn ich das Wasser krawlend schlug, so brausten wir fort wie vom Bogen geschossen, und selbst die Delphine blieben zu- rück. Wir wälzten uns bald in Tiefen, bald auf der Ober- fläche der Gewässer herum. Um uns wiewerten selige Sirenenrosse. Mit jeder Umarmung steigerten sich die Kräfte zu neuen, und schließlich ward alles durch eine göttliche Gesundheit gekrönt, gegen die alle mensche- liche Krankheit ist.

„So“, sagte Astlik. „Dies war eine Probe: entscheide nun! Morgen komm' ich, die Antwort zu holen.“ Sie hatte mich, den wiederum Mensch Gewordenen, mit diesen Worten wie ihr Kind auf unsere Laubmatratze zurückgelegt.

Sollte man denken, daß ich nach allem Erlebten nicht sogleich den rechten Entschluß zu fassen vermochte? Es heißt, der Gefangene verliebt sich in seinen Kerker, wenn er lange genug darin festgehalten worden ist. Konnte ich dem menschlichen Resteressen, den Beengungen und Beängstigungen, den Sorgen, den Schmerzen, dem ganzen Hokuspokus menschlicher Geistigkeit und chaotischer Unzulänglichkeit nicht absagen? Wollte ich nicht zehntausend Jahre weiterleben in göttlich-seligem Saus und Braus? Was mich zunächst daran hinderte, weiß ich nicht. Bald aber bin ich, sozusagen mit Pauken und Trompeten, zum rechten Entschlusse durchgebrochen. Ade, ade! so sagte ich: auf Nimmerwiedersehen, o Menschenwelt! Zwar hatte Astlik mir erklärt, ich müßte die menschlichen Eierschalen noch einige Tausende von Jahren ins Göttliche mitschleppen, dann gebe mir der Dreibeherrscher von dreien Sphären, also Zeus oder wie er hieß, mit seinem Blitzstrahl den Götterschlag. Eine Wartezeit aber von der Art, wie ich sie doch eben genossen hatte, besaß naturgemäß keine Schrecken für mich. Nun, meine lieben Lichtstümpfe, wir sind Lichtstümpfe, unglückselige Halbwesen sind wir, weiter nichts. Das wahre Feuer der Erde kennen wir nicht, nicht die Lust, die sie hat und geben kann, freilich ebensowenig auch ihre Qual. Einmal bin ich aufgeflammt, brave Lichtstümpfe, und etwas dergleichen wieder zu erleben, bin ich nahe daran.

Jetzt aber schreite ich fort zur Anklage.“

Mit den letzten Worten näherte sich Cardenio der verhängten Holzfigur, die er darauf feierlich abdeckte. Ich weiß nicht wieso, aber selbst meine Augen wollten er-



kennen, wie sich im bleichen Antlitz des zopfgekrönten Holzbildes ein leichter Schrecken zu erkennen gab. „Bevor ich herkam“, erörterte weiter Cardenio, „habe ich euch gebeten, genügend Holz in unseren Kamin zu tun, alles bis zum Anzünden fertigzumachen und besonders ein kleines Beil in die Nähe zu legen, da man es benötigen könne. Ihr habt gedacht, daß ich Fieber hätte und frostig wäre und deshalb wünschte, daß man dawider vorsorge.

Das ist ein Irrtum, es wird sich hier um mehr handeln.

Nämlich um ein Autodafé, eine Verbrennung, ein Strafgericht.“

Die Lichtstümpfe hatten in der Tat alles für ein großes Feuer in dem nach italienischer Art geräumigen Kamin zurechtgemacht, das sie auf Wink des Sprechers nun anzündeten.

Dieser fuhr, als es brannte, fort:

„Als ich in der nächsten Nacht die Tochter des Meeres, die Nereide Astlik, erwartete, um mich auf immer ihr und ihrem Element anzuvertrauen, als ich in süßer Erwartung zitterte, legte sich plötzlich ein dunkles Etwas über mich und an meine Brust. Es war das Tier, der Vogel, das Flattergespenst, wie ich fühlte, das tags zuvor den Unterschluß meiner Liebe umkreist hatte.

Von diesem allem ist zu sagen, daß er haarig, weich und wie mit hunderten Saugnäpfen saugend war, daß er mir seine stachlige Zunge in den Hals steckte, daß seine feuchte Nase Moschus um meine Augen blies und sein Rachen, in dem ich beinahe stak, einen giftig betäubenden Atem ausströmte. Ich ward paralysiert. Ich sah dann noch, daß Astlik erschien, konnte mich aber weder rühren noch atmen noch sprechen. Ich war selber zu einem Stück Holz geworden. Worauf ich mich dann mit dieser hier“, er wies auf die Galionsfigur, „in der Kabine eines Ozeandampfers wieder fand.

Das war dein Werk, meine süße Chimaera, süße See- katze“, wandte er sich wiederum an die Holzpuppe.

„Und weil du mich nicht losliebest, lasse ich nun auch dich nicht los! Du arme Patronin der Lichtstümpfe muß mit mir durch den wahren großen Flammenschoß in die Ewigkeit. Vielleicht ist diese Strafe weniger als das, was sie wollte. Jedenfalls wird keiner von uns beiden von einem von uns mehr zu finden sein.“

Keiner der Lichtstümpfe sprach ein Wort, nur das Feuer knackte und knisterte. Man spürte, daß eine Art schauerliches Opfer gebracht werden sollte. Cardenio hatte Chimaera angefaßt und mit beiden Händen zum Feuer getragen. Vor dem Kamin ergriff er das Beil und zerkleinerte sie mit rasenden Schlägen zu Holzsplittern. So grausam erschien uns diese Tat, daß dem ersten Schlag ins Gesicht der Figur ein allgemeiner Aufschrei antwortete. Als Cardenio hierauf einen Augenblick innehielt, hörte man deutlich an die Wand pochen. Der schreckliche Opferpriester ward gelähmt davon. Daraufhin ging das Pochen um alle Wände hin.

„Schweig, verfluchter Hund!“ rief Cardenio, und zu uns gewendet: „Es ist Sarrazin. Er haßt mich, er will nicht, daß ich frei werde. Doch ich werde frei, meine lieben Lichtstümpfe, sicherlich! Lebt wohl! Wir lösen uns auf in der Milchstraße!“

Darauf sank er auf einen Sessel, vornübergebeugt, und starrte unbewegt in die Flamme, bis der letzte Splitter verkohlt war, den er hineingeworfen hatte. Da ging eine Zuckung durch ihn hin, und auch er war, so schien es uns allen, zu Asche geworden.

# HAMLET IN WITTENBERG

## DRAMATISCHE DICHTUNG

Entworfen im August und September 1924 in Bad Liebenstein,  
fortgeführt November 1930 in Agnetendorf, Sommer und Herbst 1934  
in Agnetendorf und Kloster auf Hiddensee, November 1934 in Lugano,  
Frühjahr 1935 in Agnetendorf, beendet Ende Juli 1935 in Agnetendorf.  
Copyright 1935 by S. Fischer Verlag A.G., Berlin.

König Claudius:

...Was Eure Rückkehr  
zur Hohen Schul' in Wittenberg betrifft,  
so widerspricht sie höchlich unserm Wunsch...

Königin:

Laß deine Mutter fehl nicht bitten, Hamlet!  
Ich bitte, bleib bei uns, geh nicht nach Wittenberg!

Hamlet:

Ich will Euch gern gehorchen, gnäd'ge Frau.

König:

Wohl, das ist eine schöne, liebe Antwort...

Shakespeare, „Hamlet“, 1. Aufzug, 2. Szene

## VORWORT

Ob es erlaubt ist oder nicht, einer inneren Neigung zu entsprechen durch den Versuch, das Werk eines Dichters rückläufig zu ergänzen, kann nicht fraglich sein, besonders nicht, wo es sich um ein Drama und um Theater handelt. Die Ehrfurcht, die eine dichtende Phantasie davon abhielte, müßte eine falsche Ehrfurcht genannt werden: ihr wahrer Charakter wäre vielmehr Pedanterie.

Selbst ein verfehlter „Hamlet in Wittenberg“ träte dem Ansehen Shakespeares nicht zu nahe. Sein „Hamlet“ ist in alter und neuer Zeit unzählige Male für das Theater überarbeitet und bearbeitet worden: beim Wesen des Theaterbetriebes und -gewerbes eine Selbstverständlichkeit. Hier handelt es sich nicht einmal um eine pietätvolle oder pietätlose — die letzteren sind in der Mehrzahl — Bearbeitung, sondern um eine Schöpfung im leeren Raum. Der Hamlet Shakespeares spricht zwar von Wittenberg, er will auf die Hohe Schule von Wittenberg zurückkehren, aber es existiert — außer den drei kurzen Szenen von Gutzkow — kein Drama „Hamlet in Wittenberg“.

Es hat mich gelockt, mir den weltberühmten Dänenprinzen und seine Sturm-und-Drang-Zeit in der Stadt

Luthers vorzustellen: sie konnte sich dort auf die allerverschiedensten Arten und Weisen abgespielt haben. Ich entschied mich für die im Nachfolgenden gestaltete Möglichkeit. Ich folgte der Lockung, zu tun, was ich tat, aus natürlicher Liebe zur Hamletgestalt und keineswegs in der lächerlichen Absicht, Vergleiche mit dem überragenden Genie des unsterblichen Briten herauszufordern.

Eher nehme man dieses Werk als demutsvolle Huldigung und erwäge dabei, ob ihm, so genommen, nicht zumindest ebenso großer Wert beizumessen sei wie einem beliebigen Panegyrikus.

Agnetendorf, den ersten Oktober 1935

Gerhart Hauptmann

Des großen Shakespeare heiliges Gebein,  
kein prunkend Denkmal wünscht es sich von Stein:  
das teure Erbe höchsten Dichtertums.  
Was wär' ihm solche Bürgschaft seines Ruhms?  
In unsrer Ehrfurcht, die es rein erkennt,  
ist es sein eignes, ewiges Monument.

Frei nach Milton

## DRAMATIS PERSONAE

HAMLET, Prinz von Dänemark, Gentleman-Student in Wittenberg

BALTHASAR VON FACHUS, Deutscher  
HORATIO, Däne  
WILHELM, Däne

} ebenfalls Gentle-  
men-Studenten in  
Wittenberg und  
Hamlets Freunde

ROSENKRANZ }  
GÜLDENSTERN } Hamlets Kammerherrn

FELIX, Hamlets Famulus. Junge Spanierin in Männer-  
kleidung. Studentin

MELANCHTHON

JUAN PEDRO DE LEÓN, ein spanischer Edelmann

DER PENNEBOSS der Herberge Zum Pilgerstab

PAULUS }  
ACHAZIUS } fahrende Scholaren, ältere Semester: sogenann-  
te Bacchanten

THOMAS, ein Knabe, Scholar

HAMIDA, eine junge Zigeunerin

SASTERESKO, ein Zigeunerhauptmann

LISCHKA, ein junger Zigeuner

BRAKKA, eine alte Zigeunerin

BÄRBE HOHNDORF, Tochter des Bürgermeisters von  
Wittenberg

ADELHEID, Besitzerin eines Freudenhauses

BOHNENMILCH, Wirt des Strohsackl

DER STADTWEIBEL

DER BURGHAUPTMANN

ERSTE, ZWEITE, DRITTE SCHÖNE FRAU

ERSTES, ZWEITES SCHÖNES MÄDCHEN

ERSTER, ZWEITER, DRITTER GAST auf der Fachusburg

EIN GAST bei Bohnenmilch

PIERRE, Stalljunge des Don Pedor  
EINE SCHLUMPIGE MAGD  
EIN NACHTWÄCHTER  
FESTGÄSTE  
STUDENTEN UND SCHAUSPIELER  
STADTKNECHTE  
ZIGEUNER  
FAHRENDES GESINDEL

*Orte der Handlung:*

*Wittenberg — Wirtshaus Zum Pilgerstab  
in der Nähe von Wittenberg — Fachsburg*



## ERSTER AKT

### ERSTE SZENE

*Im Wirtshaus Zum Pilgerstab, einsam an der Landstraße gelegen.*

*Die Schenkstube: verräucherte Spelunke mit Talgfunsen und brennenden Kienspänen. Einige Fenster gehen auf den Hof, von dort schattenhaft beleuchtet.*

*Sommernacht.*

*Don Pedro, ein Spanier, elegante Reitererscheinung mit Degen und Sporen, an einem der Tische. Im Hintergrunde der fette Penneboß. An den Tischen würfelt lichtscheues Gesindel. Pierre stellt eine silberne Kanne mit Wein vor Don Pedro hin.*

DON PEDRO

Bub, du hast meine Mundkanne mitgebracht, dank' dir!  
*Er wendet sich nachlässig nach rückwärts:* Penneboß!

PENNEBOSS

Was wünscht Euer Gnaden?

DON PEDRO

*trommelt ungeduldig auf den Tisch:*

Nichts!

PENNEBOSS

Es hilft nichts, wir müssen noch eine Weile Geduld haben, Euer Gnaden. Ich habe dem Lumpenpack nur um Euretwillen den Hof eingeräumt. Es ist geglückt, Sasteresko hält hier den Gerichtstag ab. Ich habe Euch durch die Adelheid Nachricht zukommen lassen, wie ich Euch schuldig bin und wie sich's gehört. Sie werden Lischka nicht töten, der, ich kann's nicht ändern, mit Hamida den Sohn des Hauptmanns betrogen hat. Er war Sastereskos Lieblingskind und ist mit Hamida versprochen gewesen. Statt Lischka zu hängen, hat sich der Junge selbst stranguliert. Aber, wie gesagt,

Lischka wird mit dem Leben davonkommen. Man schneidet ihm höchstens ein Ohr ab und zerschlägt ihm ein Ellenbogengelenk. Ihr werdet ihn nicht mehr zu fürchten haben.

DON PEDRO

Sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas! Ich habe mir nun einmal diese Mandragore in den Kopf gesetzt! Es muß heute alles richtig werden zwischen Euch und mir und ihr und mir, sonst, geschworen bei der Reinheit der Gottesmutter, hetze ich offen oder geheim alle meine Hunde auf dich!

PENNEBOSS

Was geschehen hat können, Euer Gnaden, ist geschehn. Jetzt müssen wir warten, bis das Allotria im Hofe zu Ende ist. Zigeuner verstehen keinen Spaß. Stört man sie, gibt's eine Stecherei.

DON PEDRO

*wegwerfend:*

Man jagt ihrer fünfzig davon mit einem Fußlappen.

PENNEBOSS

Ihr seid ja sehr happig auf diesen Giftbissen!

DON PEDRO

Biete mir Isabella von Portugal, sie ist die schönste Frau unserer Zeit, ich will's auf die Hostie beschwören, aber ich würde für drei ihresgleichen diesen Stechapfel nicht hergeben.

*Vom Hof ertönt ein jäher Schrei.*

PENNEBOSS

Halt! Laßt mich einmal zum Rechten sehn! *Er blickt durchs Fenster.* Richtig! das war die Exekution. Wollt Ihr sehn, wie Euer Rival auf dem Rücken liegt?

DON PEDRO

*wegwerfend:*

Rival? Ein verlauster Betteljunge? *Er zieht Handschuhe an.* Ich verzichte auf deine Hilfe, Boß. Unsre Klepper sind frisch. Meine Haudegen haben ihr Lehrgeld nicht

umsonst bezahlt. Es macht ihnen nichts, einen kaiserlichen Rat oder einen Erzbischof mitsamt seinen Kurtisanen aufzuheben, geschweige eine Bettlerin.

*Gewitter, Wolkenbruch.*

PENNEBOSS

Augenblicklich strömt es vom Himmelsthron. Geduldet Euch! Ein solcher Wolkenbruch muß ja das hitzigste Liebesfieber auslöschen. *Es wird heftig an der Haustür gepocht.* Was ist? Wer ist da?

DON PEDRO

Es sind Berittene: spielst du ein doppeltes Spiel, weh deiner Glatze, alter Gaunervater! Bub, geh hinaus, heiß die Knechte aufsitzen!

PIERRE

Wenn der Regen vorüber ist?

DON PEDRO

Aufsitzen, Bursch! Im Augenblick!

*Der Penneboß ab mit Pierre. Don Pedro geht unruhig auf und ab. Das würfelspielende Gesindel drückt sich eilig. Don Pedro bleibt stehen und gießt Wein herunter.*

Ha, Tropfen in einen lodernden Höllenschlund!

*Der Penneboß erscheint wieder, gefolgt von durchnäßten und verummten Reitergestalten: Hamlet, Horatio, Wilhelm, Rosenkranz, Gùldenstern und Balthasar von Fachus.*

*Don Pedro will gehen, stutzt, starrt die Eindringlinge an, überlegt und läßt sich provokant auf einen Stuhl fallen, wobei er den Degen über die Knie legt.*

HAMLET

Wie weit ist es von hier bis Wittenberg?

PENNEBOSS

Nicht weiter als von dort in die Hölle.

WILHELM

Also meinst du von dort bis hierher? Wie weit ist es also hierher von Wittenberg?

FACHUS

Kann man in deiner Hölle zu Nacht bleiben?

GÜLDENSTERN

Ja, in deiner Wanzen- und Flohhölle?

WILHELM

Ach was, wir sind Schnapphähne, höllische Feuerhähne; Ungeziefer fürchten wir nicht. Melde uns bei des Teufels Großmutter, sie soll uns Glühwein und Warmbier zu-rechtmachen! Wir haben keinen trockenen Faden am Leib.

FACHUS

Und schütte uns womöglich einige Dutzend höllischer Bratwürste auf den Tisch, Penneboß!

PENNEBOSS

Ihr Herren, hier ist kein Gasthaus für Teufelsgelichter.

FACHUS

Dann sind wir wohl nicht im Wirtshaus Zum Pilgerstab, der ärgsten Diebsspelunke von ganz Kursachsen?

PENNEBOSS

Im Hof sind Zigeuner, sie haben einen krepiereten Hammel gebraten, wenn ihr essen wollt.

FACHUS

*schlägt mit dem Degen knallend auf den Tisch:*

Eins, zwei, drei — in drei Minuten ist angerichtet! Aber du gewärtigst Galgen und Rad für auch nur einen Bissen Hammelfleisch!

*Der Penneboß geht ab.*

ROSENKRANZ

Hier stehen Bierneigen, schmutzige Teller und Würfelbecher. Es haben hier Leute gegessen, eh wir eintraten.

DON PEDRO

Es sitzt hier sogar noch ein Jemand, wenn ich bitten darf.

HAMLET

*versonnen am Fenster:*

Was treibt die schwarze Rotte im Hof?

DON PEDRO

Wenn es Eurer Hoheit genehm ist — denn ich glaube mich nicht zu täuschen —, so bin ich zu einer Auskunft bereit. Die Gitanen haben Gerichtstag gehalten. Es gab Urteil und Vollstreckung zu gleicher Zeit. Der Teufel bevorzugt *activam justitiam*.

HAMLET

Wahrhaftig, ein Weib hält ein Kind an der einen und ein saugendes Ferkel an der andern Brust! — Ein junges Ding mit gelöstem Haar hat sich über einen geworfen, der auf der Erde liegt. Ein altes Weib, eine Zigeunermutter, schlägt sich wie rasend mit einem starken Manne herum.

DON PEDRO

Des Mädchens Mutter und der Zigeunerhäuptling.

HORATIO

Eine grade nicht alltägliche Spelunke, diese Herberge  
Zum Pilgerstab.

DON PEDRO

Hier kreuzt man um jeden Pfifferling die Brotmesser und macht einander um einer rüdigen Katze willen faustgroße Löcher in den Hals.

HAMLET

*halblaut zu Horatio:*

Wer ist dieser Kavalier, der sich in seinen Selbstgesprächen nicht mäßigen kann und jedermann zu bitten scheint, über seine langen Beine zu stolpern?

FACHUS

Ein Spanier, Proteus. In den Tagen des spanischen Karl die deutsche Landplage!

*Gewaltiger Blitz.*

HAMLET

Tausend Jahre Licht sind ein Augenblick!...

*Donner.*

...und das alte Erz wie immer dröhnt heilig nach im Himmelsdom.

*Der Penneboß kommt wieder, gefolgt von einer schlumpigen rothaarigen Magd. Beide tragen Essen und Wein auf.*

PENNEBOSS

*leise zu Don Pedro:*

Wie werden wir diese Bande am schnellsten los?

DON PEDRO

*ebenso:*

Du mußt sie dir einmal genauer ansehen. Dieses fahle Mädchen, das für einen Mann gelten möchte, ist niemand anders als der vielbeschriene Thronerbe von Dänemark, der zu Wittenberg die Schulbank drückt und Scharteken wälzt.

PENNEBOSS

Unter meinem Dache ein Prinz und Thronerbe!

ROSENKRANZ

Hier ist's nicht geheuer, Junker Fachus. Wir sind dem Hofe zu Helsingör für den Prinzen verantwortlich.

WILHELM

Ich führe zwei Degen in einer Scheide. Wir sind fünf Klingen außerdem. *Er setzt sich an den Tisch und haut ein.* An die Gewehre, an die Gewehre!

*Paulus und Achazius treten ein, zwei zerlumpte Riesengerle. Paulus rotblond, Achazius schwarz. Sie tragen Rucksäcke. Thomas, schwer bepackt, folgt ihnen.*

DON PEDRO

Ah, neuer Kehrrecht von der Landstraße!

PAULUS

*wirft den Rucksack ab, stöhnt aus:*

Mein Gut der Welt! Mein Leib den Würmern! Meine Seele dem Teufel!

ACHAZIUS

Es ist kein Leben auf diese Art: sic satis!

HORATIO

Beinahe ein hamletisches Testament.

PAULUS

Bah, mich verdrießen alle Dinge. Ich bin ganz und gar ein bloßer Verdruß. Ich habe an Gott und den Teufel geglaubt, heut glaube ich nur noch an den Teufel. Oder wie kam die Schlange ins Paradies?

WILHELM

Ihr habt unsre Humore, Kerls: ich wette, ihr seid Bacchanten auf der Reise nach Wittenberg.

ACHAZIUS

Genau! Ihr habt Eure Wette gewonnen. Und hier, der Thomas, ist unser Schütz.

WILHELM

Dann wären wir Kommilitonen, Mann!

PENNEBOSS

*zu Wilhelm:*

Hab' mir doch gleich gedacht, Euer Gnaden. Euer Gnaden, Seine Gnaden und Ihre Gnaden, Ihr seid Herren Doktoren und Herren Studiosen von Wittenberg.

WILHELM

Commilito, willst du nicht weiter philosophieren? Wie heißt du denn?

ACHAZIUS

Paulus, ist aber zum Saulus geworden.

PENNEBOSS

Vermengt euch mit diesem Gelichter nicht, es sind Brandstifter, Atheisten und Gaudiebe!

PAULUS

Entweder du hältst dein Maulwerk, Kujon, oder ich lüfte dir den Hirnkasten.

PENNEBOSS

Macht, daß ihr auf die Straße kommt! Belästigt mir nicht die Herrn Kavalier!

PAULUS

Quare? quare?

PENNEBOSS

Laß dein verfluchtes Küchenlatein, es wird euch zur Tür nicht wieder hereinhelpen.

*Thomas heult und schlägt um sich, wirft sein Gepäck ab.*

THOMAS

Buckeln, kraxeln, Fressen herzuschaffen, sich mit Bauernkötern herumbalgen; Bisse, Stockprügel, Steinwürfe, blaue Flecke, Frostbeulen, Brandblasen, Fliegenstiche — lieber sterb' ich im Augenblick, aber ich gehe nicht mehr auf die Landstraße!

PAULUS

Schmier ihm ein paar Watschen hinter die Lauscher, Achazius! Aller Augenblicke macht er jetzt solche Karessen.

WILHELM

Rühr ihn nicht an, sonst versteh' ich falsch, Bursch! Bub, komm her! Hier ist Essen und Wein, besser als Humaniora schmecken Fleischklöße. Und ihr da, ihr beiden Flegel, werdet auch Appetit haben! Bursch ist Bursch: Proteus sieht da nicht auf den Stand. Wir wollen uns hier wie gleich und gleich aufführen.

*Die Bacchanten und Thomas nehmen am Tische Platz und hauen ein.*

HAMLET

*zu Thomas:*

Bist du auch ein Lateinschüler? Treibst du Humaniora wie ich?

THOMAS

Wollt's gern sein, aber bin nur ein Packesel.

PAULUS

Lüg nicht! Täglich bekommst du deinen Unterricht.

THOMAS

Ja, täglich bekomme ich meine Stockprügel.

HAMLET

*zu Paulus:*

Bist du vielleicht ein Poeta laureatus, vom Kaiser ge-



krönt? Man kann nie wissen in diesem Lande, die Lumpen des Stromers decken mitunter einen irdischen Gott.

PAULUS

Ich hab' keinen Ehrgeiz mehr in der Sache.

ACHAZIUS

Sein Vater ist Seiler. Er denkt aller Augenblicke ans Aufhängen.

PENNEBOSS

Nicht nötig, der Henker wird ihm die Mühe abnehmen.

PAULUS

*zum Boß:*

Hast du vielleicht irgendwann einmal von Paul mit der Hellebarde gehört?

PENNEBOSS

Ich kümme mich nicht um Namen von Raufbolden.

PAULUS

Oder von Grand-diable, wie man zuweilen Paul mit der Hellebarde nennt?

WILHELM

*ironisch:*

Mir ist, wir hätten die Namen gehört: ein gefürchteter Herkules von der Landstraße.

ACHAZIUS

Soll er Euch einmal zeigen, wie man mit einem einzigen Degenstoß eine Fliege durchsticht?

WILHELM

Auf der Stelle! Hier ist mein Degen. Ich habe deren zwei in der Scheide und behalte einen zurück.

*Paulus übernimmt den Degen, betrachtet ihn und steht auf.*

PAULUS

*mit Bezug auf Don Pedro:*

Diese sind zu klein, ich hätte gern eine spanische Fliege. Ich kenne keine größere Lust, als eine spanische Fliege aufzuspießen.

DON PEDRO  
*zum Penneboß:*

Sucht der Kerl Händel?

PENNEBOSS

Mit jedermann.

DON PEDRO  
*laut provozierend:*

Ich erzählte dir jüngst von Rom, Penneboß: Ich habe die Eskalade auf die Engelsburg mitgemacht. Ich bestieg die Leiter gleich hinter Bourbon. Er bekam einen Schuß und kugelte ab wie ein Butterfaß. Er hatte mich mit hinabgerissen. Aber über seine Leiche drangen wir Kaiserlichen in die Stadt. Wir fanden den Papst und die Kardinäle verkrochen in einem Stall. Alle schluchzten und weinten wie die Kinder. Die Landsknechte brüllten: Luther soll Papst werden! Luther Papst! Luther Papst!

PAULUS

Ich habe die Eskalade auf die Mauern von Ninive, Troja, Konstantinopel und Rom ebenfalls mitgemacht. Kommilitonen, ich nahm die Engelsburg auf den Rücken und setzte sie auf Sankt Peters Dom. Ich nahm den Papst bei der großen Zehe, wirbelte ihn um meinen Hut, schleuderte ihn danach in die Höhe, sah ihm bei hellem Tage in die schwarze Nacht des Himmels nach und konnte bemerken, wie er mit der Nase am großen Hundstern hängenblieb.

DON PEDRO

Hijo de puta, hüte dich, mir könnte einmal die Geduld reißen!

PAULUS

Den Luther riß ich mit der freien Hand aus seiner Fettlebe zu Wittenberg, stülpte ihm über den Kopf ein Butterfaß. Da hatte er seine päpstliche Krone. Dann setzte ich ihn als Vitzliputzli auf Sankt Peters Dom.

HAMLET

*am Fenster:*

Es ist eine große Bewegung unter dem seltsamen Volke eingetreten. Irgendwo ist ein Handgemenge. Die Mehrzahl zieht ab.

DON PEDRO

*springt auf:*

Dann ist es Zeit, und ich ziehe vom Leder.

*Großer Lärm schwillt auf und nähert sich. Die Tür wird aufgestoßen. Ein wildes Durcheinander von Zigeunern bricht ein. Zigeunermutter Brakka verteidigt Hamida wütend gegen Sasteresko.*

BRAKKA

Rette mein Mädchen, Penneboß! Rettet mein Mädchen, Herrn Kavalier!

HAMIDA

*stürzt Hamlet zu Füßen:*

Rette schuldlose arme Zigeunerkind! Will mir für nix mit die Hammer totschiagen.

SASTERESKO

Gleich für gleich! Hurenmensch hat meine einzige Sohn in Tod gehetzt.

HAMLET

Ihr rührt sie nicht an, solange ein braver wittenbergischer Bursch und Lateinschüler noch eine gesunde Ader im Leibe hat!

BRAKKA

*schreit auf:*

Brav, schwarze Prinz! Gott lohn's, schwarze Prinz!  
*Sasteresko und die Zigeuner sehen sich den blanken Klängen von Don Pedro, Paulus, Wilhelm, Horatio, Rosenkranz, Gùldenstern, Fachus und Hamlet gegenüber.*

HORATIO

Wohl! Seien wir alte Römer, Proteus!

ACHAZIUS

Verfluchte Heiden, ich stürze mich mit den Fäusten auf euch!

WILHELM

Das Leben wurde dir schal, Proteus. Konntest du dir ein besseres Abenteuer wünschen, als du gefunden hast: Kophetua und das Bettelmädchen!

SASTERESKO

Bin nicht Heide, Sasteresko Christ!

ACHAZIUS

Dann hat dich ein besoffener Pfaff getauft, Bube.

DON PEDRO

Hierher, Hamida, du bist vor der falschen Schmiede!

SASTERESKO

Sag' ich, hat keiner in Zigeunersachen sich einzumischen. Warum? Gewählter Hauptmann bin ich.

ALLE ZIGEUNER

*schreien:*

O baridir tschatschopáskero atschas raha dschido! Lang lebe der Hauptmann!

BRAKKA

Bist nicht Gako, Vater von Stamm, bist grausame Bluthund. Willst Hamida wie Lischka hinrichten. Dein elende Sohn hat sich selbst entleibt. Warum? Du hast ihn tagtäglich blutig gedroschen.

SASTERESKO

Gut! Stoß euch beide mitsamt aus Zigeunervolk. Zigeunervolk spuckt euch, speit euch aus. Wirft euch weg wie Dreck in Latrine. Wer euch nur ansieht: krätziger Hund! Aasbrocken seid ihr, mag Hund euch nicht fressen!

DON PEDRO

So recht! Wirf Aasbrocken weg, Gitano! *Er packt Hamida blitzschnell am Handgelenk, reißt sie auf und mit sich.* Komm! Bist mir grade recht, Aasbrocken!

*Hamida sträubt sich. In der Rechten den Degen, stürmt er mit ihr, mitten durch die Zigeuner, die ausweichen,*

zur Thür hinaus. Die Zigeuner stürzen schreiend nach,  
mit Ausnahme des Hauptmanns und Brakkas. Alle  
Zurückbleibenden sind vor Überraschung stumm.

HORATIO

Nun haben wir erlebt, Proteus, worauf wir aus waren.

HAMLET

*wie betäubt, faßt sich an die Stirn:*

Mehr!

PENNEBOSS

*zum Hauptmann:*

Ihr hättet dem Caballero einen größeren Gefallen nicht  
tun können. Hamida hat ihren Herrn gefunden.

SASTERESKO

*völlig verändert, gleichmütig:*

Kenn' keine Hamida. Gib großes Glas Branntwein,  
Boß!

*Er wirft Münze auf den Tisch.*

PENNEBOSS

*horcht, man hört Pferdegetrappel:*

Das sind seine Reiter. Sie preschen davon.

HAMLET

Die heilige Agnes ist wegen ihrer Schönheit verfolgt  
worden, sie erlitt ihrer Schönheit wegen den Märtyrer-  
tod.

WILHELM

Sollen wir ihnen die Prise abjagen?

PENNEBOSS

Das widerrat' ich, Herr dänischer Prinz. Er würde sie  
nicht dem Herrgott ausliefern.

*Brakka hat gestanden wie ein Bild aus Stein. Nun kommt  
Bewegung in sie. Sie ballt die Fäuste. Sie will und  
kann nicht sprechen. Sie bewegt sich gegen den Haupt-  
mann, der ihr den Rücken zukehrt.*

BRAKKA

Das hast du verschuldet, verfluchtiger, grindiger zu-  
gelaufener Bettelhund!

SASTERESKO

*wendet sich und schlägt sie:*

Kriech unter die Erde! O polopen kamela tut nit — die Welt will dich nicht mehr! *Brakka sinkt ohnmächtig auf einen Stuhl.*

ZWEITE SZENE

*Wohnraum in Hamlets Quartier zu Wittenberg.  
Wilhelm, Horatio, Balthasar von Fachus, unter ihnen  
der knabenhafte Famulus Hamlets, genannt Felix.*

FELIX

Wie ich euch sagte, liebe Herrn, der Prinz ist arg verändert, und er macht mir Sorge. Und damit will ich sagen: mehr als sonst. Denn dieser seltsam rätselhafte Herr, den länger ihr und tiefer kennt als ich, setzt dem, der seinem Reiz verfallen ist, mit Ängsten aller Art beständig zu. Ihr wollt ihn sehn, ihr wart daran gewöhnt, bei ihm alltäglich aus und ein zu gehn, er aber, er entzieht sich euch seit Wochen. Kein Wunder, wenn euch dies Betragen kränkt. Und doch, ich kann auch heut euch nichts versprechen.

HORATIO

Ist er im Haus?

FELIX

Nein.

HORATIO

Ist er im Kolleg?

FELIX

Seit Wochen hat Prinz Hamlet keins besucht.

HORATIO

So weißt du auch wohl jetzt kaum, wo er ist?

FELIX

Du sagst es: nein! — Er wandert viel und oft  
stromab die Elbe meilenweit ins Land  
am rechten Ufer. Leute sagen mir  
hinwiederum, er nehme oft den Weg  
zum Hochgericht, wo er mit Geistern rede.

HORATIO

Man spricht von einem Augustinermönch,  
der, treu geblieben unsrer heiligen Kirche,  
für Luthers Rettung aus dem Bann des Teufels  
in brünstigem Gebete täglich ringt.  
Ist's richtig, daß der Prinz ihn öfters aufsucht?

FELIX

Nicht allzuoft, allein er sucht ihn auf.

HORATIO

Und hier zu Haus, was tut er hier?

FELIX

Er schließt  
sich ein, verhängt die Fenster, seufzt und weint.  
Spiel' ich ihm auf der Fiedel etwas vor  
und sing' ein spanisch Liedchen, wird es besser.  
Doch leider hält die Besserung nicht an.  
Schelt' ich ihn, sagt er mir ein Lutherwort:  
Vor allem Wirken stehe Weinen, und  
das Leiden überträfe stets das Tun.

WILHELM

*springt auf:*

Mag sein! Und trotzdem, Martin Luther ist  
ein ganzer Mann, und Hamlet ist's nicht minder.  
Der Allmacht Prägstock drückt sich peinlicher  
in weiche Seelen und ins weiche Fleisch  
der Jugend als ins trockne Holz des Alters.  
Doch nun, ich will vergeblich mich der Kunst  
des Hippokrates nicht gewidmet haben.  
Es sei genug, wir schreiten nun zur Kur!

FELIX

Und was nun wäre das für eine Kur?

WILHELM

Ich sehe deine sorgenvolle Miene,  
sie offenbart mir, du errätst sie, Felix.  
Wir kennen uns. Du bist zwar ein Scholar,  
doch keiner, der wie wir dem Biere zuspricht.  
Du bist zum ewigen Diskant geboren,  
und nie erlebt dein Kehlkopf einen Stimmbruch.  
Du hast es, wie man's nehmen will, zum Knaben  
gebracht, doch niemals wird aus dir ein Mann.

FELIX

Wenn unsereins die Wissenschaften liebt,  
dann bleibt kein andrer Weg.

WILHELM

So ist's, Danena.

HORATIO

Zwei Worte noch, bevor wir weitergehn,  
mein Felix: Diese beiden Parasiten,  
die ihm sein Oheim in den Pelz gesetzt —

FELIX

Ihr sprecht von Rosenkranz und Gùldenstern?

HORATIO

Ja. Werden sie von ihm wie wir gemieden?

FELIX

Sie brachten jüngst ihm eine Menge Briefe  
aus Helsingör...

HORATIO

Vom Hof, den er so liebt,  
daß ihn der Blick nach Norden, wie er sagt,  
jedwedem Mal mit Wut und Galle vollpumpt?

FELIX

...vom Hof! Von seinem Onkel Claudius,  
und auch ein Schreiben von der Königin,  
vom König selber aber keine Zeile.



HORATIO

Das alte Lied, ich kenn' es recht genau:  
Der König steht im Feld, sein Bruder pflegt  
daheim mit viel Geschick die Königin,  
damit der Herr Gemahl ihr wen'ger fehle.  
Sie sträubte sich, den vielgeliebten Sohn  
nach Deutschland in die Fremde zu entlassen,  
nun gar nach Wittenberg. Die Bitten Hamlets  
vermochten ihren Willen nicht zu brechen,  
bis es dem Oheim Claudius gelang:  
und so verdankt der Kronprinz ihm sein Hiersein.  
Nun gut! Der Heuchler sprach von Wißbegierde,  
die er bei einem Prinzen sehr bewundre,  
im Grunde aber wollt' er ihn nur los sein.  
Der König selber kümmert sich um nichts.

WILHELM

Wir sollten Rosenkranz und GÜldenstern  
einmal besuchen, wenn sie nicht zu Haus sind,  
und ihre Schreibereien visitieren.

HORATIO

Wie nahm er's auf, was sie ihm brachten, Felix?

FELIX

Gelassen! — Freunde, nein! Des Übels Kern  
liegt diesmal, scheint mir, nicht in Helsingör,  
sondern woanders.

WILHELM

Meinst du, hierherum  
in Wittenberg? um Wittenberg vielleicht?

FELIX

*in Tränen:*

's ist Wahnwitz, es zu denken: irgend etwas  
muß ihn im Wesensmark verwundet haben.

WILHELM

's ist Wahnwitz, sagst du: hast du eine Fährte  
zu jenem Irgendetwas also?

FELIX

Nein,

denn wär's die rechte Fährte, die ich wittre,  
so hätte sich ein Allerheiligstes  
noch nie so tief erniedrigt.

WILHELM

Wie es dir

als einer keuschen Jungfrau eben vorkommt.  
Doch, bitte, Felix, gib uns einen Wink!

FELIX

Was ich euch sagen kann, ist einzig das:  
Spricht er zu mir, so will er irgendetwas  
meist wissen von dem Volke der Zigeuner.  
Ich habe Schriften ihm herbeigeschleppt,  
die allerlei von dessen Ursprung faseln;  
zufrieden wird Prinz Hamlet nie gestellt.  
Am meisten glaubt er jenen, die behaupten,  
es komme dieser kleine Völkerrest  
wie die Ägypterin Kleopatra  
vom Stamm der Pharaonen.

WILHELM

*ist aufgesprungen, geht umher:*

Alles ist

am Tag, Horatio. Du gibst es zu!  
Stechapfeldunst hat Proteus' Hirn umwölkt  
und ist in alle Adern ihm gedrungen;  
wir wissen, wann und wo. Das wäre denn  
aufs Haar, was ich vermutet.

FACHUS

Sei es drum!

Das Wetterhexchen aus dem Pilgerstab,  
so war auch mein Vermuten, hat die Knie  
des Prinzen nicht umsonst mit weichen Armen  
umschlossen und an ihre Brust gepreßt.  
Wo ist sie hin? Man müßte sonst sie ihm  
ausliefern; denn das Fieber, das ihn quält,

löscht die nur ganz, die es ihm eingimpft.  
Doch diesen Ausweg gibt es leider nicht;  
man muß somit auf einen andern sinnen.  
Erwägt nun diesen: heute abend ist  
Bankett und Tanz im Rathaus. Er muß hin  
und soll mit Bürgermeister Hohndorfs Jüngster  
den Tanz eröffnen! 's ist ein schmuckes Ding,  
mit heitrem Sinn und Mutterwitz begabt  
und einer sechzehnjähr'gen flotten Jugend,  
die ihn, wenn irgendetwas, heilen kann.  
Dem Prinzen fehlt durchaus, was hierzulande  
gemeinhin man Studentenliebschaft nennt:  
denn du bist, angezogen, ein Scholar  
und ohne Kleider, Felix, eine Heilige.  
Nun aber sage mir — ich höre Schritte,  
es knarrt die Zimmerdecke über uns —:  
am Ende gar ist Proteus hier im Haus,  
und du verschweigst es.

FELIX

Damit tat ich nur,  
wie immer, was der Prinz befiehlt. Ihr wißt es.

WILHELM

Du bist sein willenloses Werkzeug: ja!  
Doch mein Entschluß ist fest, wenn er zu Haus ist:  
ich geh' ihn an, er muß mir Rede stehn.

*Hamlet erscheint oben an der Treppe.*

HAMLET

Nicht nötig, Wilhelm, ich bin ganz zu deiner Verfügung,  
ganz zu eurer Verfügung, liebe Freunde. Ich bin froh,  
euch wiederzusehen. Ihr habt mir sehr gefehlt all die  
Zeit.

*Die drei Freunde ergreifen zugleich seine Hände.*

WILHELM

Und was wären wir ohne dich, Proteus: eine Art Findel-  
kinder, fertig, uns für ein Findelhaus aufsammeln zu  
lassen, ein Häuflein armer Kurrendesänger, reif für

ein Waisenhaus. Es hat dir beliebt, Proteus, unter deinen zahllosen Humoren dem trübseiligsten dich hinzugeben. Wäre es nicht an der Zeit, ihn zu verabschieden und dich zu erinnern, Commilito, daß du ein Liebling der Götter bist?

HAMLET

Ich habe in der Tat, ich weiß nicht wodurch, alle meine natürliche Frische eingebüßt, meine gewohnten Übungen und Humaniora aufgegeben, um dafür einem Hang zu frönen, der mir einen Kirchhof verlockender machte als ein bekränzttes Symposion. Die grausigsten Bilder verdrängten die lieblichsten. Nächte hindurch quälen mich Alpträume. Wie das unendliche Leiden selbst verfolgt mich der Anblick des blutenden Gottes am Kreuz. Oder ich sehe Johann Hus zu Konstanz in den Flammen des Scheiterhaufens unter dem Gelächter der Klerisei um den nassen Pfahl rennen wie einen brennenden Kettenhund. Sobald ich erwache, stehe ich auf. Ich schleiche mich durch die Nacht in die Kirchen, allein mich erwartet auch hier nur der böse Geist. Die Weihwasserkessel riechen nach Blut, die Kerzen qualmen wie Holzstöße. Nicht nur die Bilder der Märtyrer sprechen von Mord, Tortur und Tod. Ich sehe überall Galgen, Richtbeile und Räder. Kurz: die Schöpfung der sieben Tage scheint mir ein Satanswerk, ein fauler, verpesteter Haufen von Dünsten. — Aber was wollt ihr eigentlich hier?

*Fachus, Horatio und Wilhelm heben die Rechte hoch und rufen gleichzeitig:*

ALLE DREI

Du sollst mit uns in den Bums kommen, Proteus!

HAMLET

Seid ihr von Sinnen? Was ist das, der Bums?

FACHUS

Der Bums ist der Bums, Proteus.

HORATIO

Es ist eine Schenke hier zu Wittenberg. Man steigt durch eine Falltür hinein. Der Reformator hat sie einmal besucht und ist, statt hineinzutreten, hinuntergepurzelt. Als er am Boden saß, sagte er: Bums! Und damit ist die Schenke getauft worden.

HAMLET

Es ließe sich hören, warum denn nicht.

WILHELM

Du solltest dich einmal recht gründlich verlieben, mein Proteus!

FACHUS

Wenn niemand in der Kirche ist, so ist weder der Turm noch das Schiff was wert.

HAMLET

*leicht erheitert:*

Soll ich mir einen Tyrannen aufhalsen?

FACHUS

Liebster, man ist nur einmal jung! Wir sollten einen Rosenbund gründen. Wir sollten den Abfallsberg unsres Mißvergnügens von Rosen überwuchern lassen. Wir sollten unser ganzes Vermögen zusammentun und einen Tropfen Rosenöl dafür kaufen und die ganze Welt wohlriechend machen!

HAMLET

Im Bums?

FACHUS

Im Bums! Überall! Wo es auch sei, Proteus.

HAMLET

Erstickt in Rosen meine Schwermut denn, wenn ihr's vermögt! Macht meine Jugend flügge, die freilich flügellahm am Boden liegt, mit Chidhers Quell, des ewig jungen! Ritzt mich künstlich, Freunde, mit dem Pfeil der Liebe, wenn ihr das Ding dem Gott entwenden könnt! — Wer weiß, am Ende bin ich schon versehrt

tief irgendwo im Innern, und sein Gift  
schwelt irgendwie in mir. —

WILHELM

Heil uns! Des Kummers Wolke weicht von ihm,  
das graue Elend läßt von Proteus ab!

HAMLET

Stand's denn so schlimm mit mir, daß ihr so plötzlich  
aufjubelt, weil sich meines Herzens Gram  
ein wenig nur bemüht, euch zu willfahren?

WILHELM

Es stand sehr schlimm, sehr schlimm um dich, mein  
Proteus!

Kommt nun und laßt uns eilen!

HAMLET

In den Bums?

WILHELM

Ins Licht, ins Leben! Dort erzählst du uns  
nach Studiosenbrauch, wo dich der Schuh drückt,  
frei von der Leber weg, nicht zimperlich;  
und ohne Pflaster heilt, was jetzt dich schmerzt.

HAMLET

Schütz, bring mir meinen Mantel!

*Felix mit dem Mantel wirbelt die Treppe herunter.*

FELIX

Prinz, mein Prinz!

Ich bin glücklich! Wollt Ihr wirklich ausgehn?

HAMLET

*Mantel und Degen anlegend:*

Ich will's. Gott gebe, daß des Frohmuts Welle  
nicht schnell verebbt, wie zu befürchten steht  
bei Hamlets Wankelmüt. — Doch hört ein Rätsel,  
bevor wir gehn: Vom Feuer angeglüht  
und nie berührt, stand, was mich schwer gerührt.  
Kleopatra, versunken in der Zeit,  
erregt mir Liebe, Sehnsucht, Bitterkeit.  
Hufschläge hallen nachts in meinen Traum,

Frau Venus hebt sich aus der Wellen Schaum.  
Flucht hindert nicht die ewige Gegenwart.  
Vor Anker liegt mein Schiff in ewiger Fahrt.

FACHUS

Wer will seine Lösung zuerst bringen?

WILHELM

Es fehlt am meisten, was man nie besessen hat.

HORATIO

Das ist keine Lösung, Wilhelm, sondern nur ein Hinweis. Proteus liebt.

FACHUS

Ich allein habe die Lösung des ganzen Rätsels in der Hand. Sie ist in einem Wort beschlossen.

HAMLET

Zum Teufel, Jungs! Ich muß endlich einen ordentlichen Bissen zwischen die Zähne kriegen, denn ich habe an diesem Wort wie ein verhungertes Pudel an einem fleischlosen Knochen genagt. Also kennst du das Wort und des Rätsels Lösung?

FACHUS

Hamida!

Vom Feuer angeglüht: das Zigeunermädchen Hamida am Feuer. Und nie berührt: nun ja, nämlich von dir, das ist zutreffend. Kleopatra: warum nicht? Sie ist Ägypterin. Hufschläge: das sind Don Pedros Buschklepper. Vor Anker liegt mein Schiff in ewiger Fahrt: nullis amor est medicabilis herbis. Und endlich ist das die Lage: nec possum tecum vivere nec sine te.

HAMLET

Ihr mögt recht oder unrecht haben, ich sage weder ja noch nein. Aber dieser Don Pedro, heißt es, soll sich hier in der Stadt aufhalten?

WILHELM

Dann laßt uns jeden Winkel von Wittenberg nach dem Halunken absuchen!

FACHUS

Sachte, ihr Herrn! Ich möchte diesen gefährlichen spanischen Klopffechter zunächst ungeschoren lassen.

HAMLET

Bin ich einmal so weit, kenne ich keine Bedenken.

WILHELM

Endlich wieder der alte Proteus! Kommilitonen, auf, auf, auf! Mir ist zumute, als ob uns auch noch ein anderes Wild ins Garn laufen könnte, wodurch erst wahrhaft des Rätsels Lösung erreicht wäre.

HAMLET

*wirft den Degen auf den Tisch:*

Geht allein! Ich geh' nicht mit.

WILHELM

*wirft seinen Degen daneben:*

So fahre auch meine Mannheit dahin! *Er lacht bitter.*

HAMLET

Du lachst?

WILHELM

O nein, das Weinen ist mir näher.

HAMLET

*ergreift den Degen wieder:*

Ich gehe mit euch, Freunde. Kommt! Nun kommt!

*Auch Wilhelm hat seinen Degen ergriffen. Alle gehen, von Hamlet angeführt, lachend ab.*

DIE FREUNDE

*durcheinander:*

Er hieße sonst nicht Proteus, Proteus, Proteus!  
Hoch lebe heut und immer unser Proteus!



## ZWEITER AKT

### ERSTE SZENE

*Der Ratssaal mit vielen Lichtern und buntem Gewimmel.  
Irgendwo, seitlich oder in weit geöffnetem Nebenraum,  
die Prunktafel des Kurfürsten. Man sieht ihn selbst daran  
sitzen und die geladenen Honoratioren. Musik.*

*Ein Erker. Im Erker Hamlet und Horatio.  
Man tanzt gerade eine Art von Menuett.*

HORATIO

O Proteus, Proteus, schließen wir die Augen  
vor so viel Festglanz!

HAMLET

Dies ist Blendung nur,  
ein greller Stich ins Dunkel meiner Seele.  
Ich blinzele, schließe beide Augen zu,  
und beide schmerzen dennoch.

HORATIO

So mancher Finsterling im Römischen Reich  
hat Grund, vor dieser Sterne Licht zu flüchten,  
vor Sonnen, die das Kerkerdunkel fegen  
von Haupt und Herz der Menschen: doch nicht du,  
der, voll dem Geist von Wittenberg ergeben,  
zwar eines schwarzen Mantels sich bedient,  
allein nur um das eigne freie Licht  
des Geists zu schützen. Fügen wir uns ein  
ins Tanzspiel, in den Reigen des Jahrhunderts!  
Wohlan!

HAMLET

Ich mag nicht springen! Tanze nicht  
in dem Jahrhundertreigen, wie du's nennst —  
die Tänzer werfen allzu tiefe Schatten!  
Und wenn ich's täte, meine Sohlen träfen  
auf Messerschneiden. Laß uns flüchten, komm,  
Horatio!

HORATIO

Proteus, Proteus, nimm ein Tauchbad  
in dieser Lethe, das Verdrossenheit  
und alle Schwermut deines kranken Herzens,  
ich schwör's, sogleich hinwegspült.

ROSENKRANZ

*herantretend:*

Gnädiger Prinz,

Ihr seht den Fürsten...

HAMLET

Nein!

ROSENKRANZ

Und doch, er hat  
nach Eurer Hoheit umgefragt, eh Ihr  
den Raum betratet.

GÜLDENSTERN

Prinz, der Kurfürst Friedrich  
hat eben seinen Willen kundgetan,  
auf Dänmarks hohes Königshaus zu trinken.  
Der Mundschenk stellt die Humpen schon bereit.  
Die Courtoisie, mein bester Prinz, gilt Euch.  
Es geht nicht an, Ihr dürft dabei nicht fehlen.

HAMLET

Von was denn redest du? Ich war zerstreut:  
Verzeih, mein Freund!

GÜLDENSTERN

Der Kurfürst schickt sich an,  
auf Dänmark und sein hohes Königshaus  
zu trinken. Alles wartet nur auf Euch,  
damit Ihr, Ehr' um Ehre, Zeuge seid  
des ausgebrachten Trunks und Dänmarks Dank  
und Eurer Eltern Dank dem Fürsten darbringt.

WILHELM

*im Tanz mit seiner Tänzerin vorüber:*

Tu mir die Lieb' und wechsle die Gestalt,  
Proteus, auf kurze Zeit! Leg dein Idol

Hamida in die erste beste Truhe,  
klapp zu den Deckel und verschließ das Schloß  
und blick dann um dich, sieh, was hier sich tut:  
wo hielt sich dieser Himmel schöner Frauen  
verborgen hier im neuen Rom? Selbst mir  
will dieses Wunder gar nicht in den Kopf.

HAMLET

zu *Fachus*:

Komm heim!

GÜLDENSTERN

Ihr müßt zum Fürsten, ihn begrüßen,  
wenn Ihr nicht ganz und gar der guten Sitte  
entsagt habt: schwerlich wollt Ihr doch  
den Landesherrn beleidigen, dessen Schutz  
und Huld Ihr hier auf Schritt und Tritt genießt.

HAMLET

Und wer verriet mich ihm? Hier bin ich Proteus,  
kein Prinz, nicht einmal Däne mehr, nur ein  
Student. Dies war der Sprung ins Volk, zu dem's  
mich trieb aus all dem Firlefanz des Hofes.

Doch freilich, du, mein lieber Rosenkranz,  
und du, nicht minder lieb mir, Guldenstern,  
befolgt den Auftrag meiner teuren Mutter,  
mich immer wieder an mein Mißgeschick,

das mich zum Prinzen machte, zu erinnern. —

Wohlan, so bin ich also nun ein Prinz,  
und wenn es sein muß, gehn wir denn zum Fürsten!

*Er wird von vielen schönen Frauen im Vorübertanzen  
mit Blumen beworfen.*

ERSTE SCHÖNE FRAU

O weh, der schönste Mann im ganzen Saal,  
er prunkt mit einem Sargtuch um die Schultern.

*Blumenwurf.*

ERSTES SCHÖNES MÄDCHEN

Ein Jüngling, schöner noch als Antonin,

steht kalt und finster da im Licht des Festes.

*Blumenwurf.*

ZWEITE SCHÖNE FRAU

Ein Fortunat, dem alle seine Wünsche  
sich schon erfüllen, kaum daß er sie hegt,  
er steht inmitten allen Reichtums wunschlos.

*Blumenwurf.*

ZWEITES SCHÖNES MÄDCHEN

Ich sollte eine Nixe sein, ich zöge  
den schönen Hylas bald zu mir herab.

*Blumenwurf.*

DRITTE SCHÖNE FRAU

Ein herrlicher Apoll, jedoch in Wolken!

*Blumenwurf.*

BÄRBE

*faßt Hamlet bei beiden Händen:*

Mein Romeus: hier deine Julia!  
Rom und Verona reichen sich die Hände.  
Wo alles fleißig ist, steh du nicht faul,  
mein süßer Montague. Nun, auf zum Tanz!

*Sie wirbelt mit Hamlet davon. Das Paar wird allseitig  
mit Blumen beworfen.*

FACHUS

*tanzend:*

Proteus im Blumenregen: Heil uns! Proteus!

*Horatio ist im Erker zurückgeblieben. Don Pedro,  
festlich gekleidet, mit spanischem Kragen, kostbarem  
Wams, den Degen an der Seite, überaus elegant, tritt  
zu ihm.*

DON PEDRO

Was für ein Aufstand in der jungen Welt!  
Was hat's gegeben, Herr, was ist geschehen?

HORATIO

Ich wüßte eine Antwort nicht zu sagen:  
ich müßte vorerst wissen, was Ihr meint.

DON PEDRO

Ist's nicht der tränenselige schwarze Prinz,  
den dort die kleine tolle Hohndorf umschwingt?

HORATIO

Ein schwarzer Prinz, Herr, ist mir nicht bekannt;  
ich weiß zu Wittenberg von keinem Neger,  
von einem tränenseligen erst recht nicht.

DON PEDRO

Ich meine Hamlet, Prinz von Dänemark.  
Womit hat er das Hühnervolk bezaubert,  
daß gackernd es mit Blumen ihn bewirft?

HORATIO

Sahn wir uns schon einmal?

DON PEDRO

Ich wüßte nicht.

Ich heiße Juan Pedro de León.

HORATIO

Und somit wäre unser Zwiegespräch  
denn wohl zu Ende.

DON PEDRO

*tritt Horatio dicht unter die Augen:*

Seid Ihr dieser Meinung?

Wie heißt Ihr? *Horatio kehrt ihm den Rücken.*

Herr, wie heißt Ihr? Nein, nicht Herr!

Ihr könnt kein Herr sein, denn Ihr seid ein Flegel!

*Horatio fährt herum, die Hand am Degengriff.*

Ich heiße Juan Pedro de León.

Und wer seid Ihr?

HORATIO

Nun wohl, ich gebe zu,

die Zwiesprach muß nun doch ein Nachwort haben:

Ich stehe Euch zu Diensten morgen früh

am Flusse, wo des tauben Fährmanns Boot liegt.

DON PEDRO

Gut, so erwartet dort den Gnadenstoß!

Der kleine Bub und Leichenbitter hier,

der wie ein Hampelmann mit Bärbe wirbelt,  
wird, wenn wir Euren Sarg zur Gruft begleiten,  
mir sagen, daß Ihr eines Schneiders Sohn wart.  
Somit: auf Wiedersehn!

*Don Pedro taucht unter in der Menge.*

WILHELM

*tritt heftig erhitzt in den Erker:*

Wer war der Mensch?

Hast du den Kerl erkannt? Der Teufel soll  
mich holen! Ist es nicht der Rastaquär  
vom Pilgerstab?

HORATIO

Wo hatt' ich meine Augen!

Er ist's, bei Gott! Was nun?

WILHELM

Was nun, was nun?

Zwar hab' ich Hamlet aus dem Bau gelockt  
mit der Vermutung, daß er so den Räuber  
des Sarazenenmädchens finden werde;  
allein ich log, in Wahrheit glaubt' ich's nicht  
und war auch weit entfernt, es nur zu wünschen!

HORATIO

Er haßt den Prinzen, und sein bloßes Dasein  
ist ihm ein Dorn im Auge. Tun wir alles,  
die beiden voneinander fernzuhalten,  
denn dieser spanische Abenteurer ist  
biegsam und scharf wie Toledaner Stahl  
und schreckt, geübt in jedem blut'gen Handgriff,  
vor niemand in der Welt und nichts zurück.

WILHELM

Er muß mir vor die Klinge!

HORATIO

Zeit genug,

wenn's etwa einen Tod zu rächen gibt,  
den meinen, Wilhelm! Denn mich reinzuwaschen

von der Besudlung durch sein freches Maul,  
krank' ich vor Ungeduld.

WILHELM

Wir führen Proteus  
sogleich hinweg.

HORATIO

Verständige Rosenkranz  
und Guldennest. Nie war ich so besorgt  
um des geliebten Jünglings teures Leben.

*Horatio und Wilhelm verschwinden in der Menge.  
Hamlet und Bärbe, vom Tanzen hochrot und erschöpft,  
kommen in den Erker. Bärbe nimmt Platz und fächelt  
sich mit einem Tuch.*

BÄRBE

Ihr seid ein Edelmann im kleinsten Zug,  
doch besser walzen, Hoheit, müßt Ihr lernen.

HAMLET

Du bist das schönste Kind, das je ich sah,  
holdselige Kleine. Deine Mutter sei  
gesegnet! Habe Dank für diesen Tanz,  
der mich erfrischt hat, wie kein Bad es kann! —  
Du trägst so schönen Schmuck: laß sehn, laß sehn! —  
Die kalte Hand erwärmt sich süßen Hauchs  
an deinem Hals. Wär' ich mit dir allein  
doch in der Welt! Fast bin ich's ja, jedoch  
so weit entring' ich noch mich der Betäubung,  
um zu begreifen, Holde, wo wir sind. —  
Wär' ich mit dir allein, ich brächte gleich  
dem Perlmutterglanze deiner zarten Schultern,  
dem süßen, meiner Lippen Huldigung.  
So bleibt mir nichts, als diese tausend Blicke  
zu hassen, die mich hindern.

BÄRBE

Tausend Augen

sind blind und sehen weniger als eins.  
Dies sei Euch mein Beweis! —

*Sie umarmt ihn und küßt ihn inbrünstig auf den Mund.*

Wer sah das? Niemand!

*Der Prinz ist leicht erschrocken. Sie blickt sich lachend um.*

HAMLET

Du Tollkopf! Doch fast bin ich überzeugt —  
nein, nicht nur fast, schon ganz! So laß uns denn  
ein wenig schwelgen. Schenke deinen Arm,  
den rechten, meiner Linken — und den linken  
der Rechten: Himmelsglut dringt in mich ein.  
Kein Zauber kommt dem sanften Spiele gleich  
an Wonnen. O warum, du Holdeste,  
erheb' ich dich nicht gleich zur Herzogin?  
zu meiner Königin?

*Er verwühlt seinen Mund in ihre Schulter, fährt dann  
aber scheuerschrocken zurück.*

BÄRBE

Es rast der Tanz,  
und niemand kümmert sich um dich und mich,  
mein schüchterner Geliebter.

*Don Pedro hat sich mit dem Rücken gegen das Paar  
auf den Stufen zum Erker niedergelassen.*

DON PEDRO

*den Kopf wendend:*

Ich lasse gern von dir mich Niemand nennen,  
bildschöne Bärbe, und ich würde gern,  
hätt' ich die Laute jetzt, wie oft, im Arm,  
das Weiheliedchen deiner Buhlschaft klimpern.

*Er steht auf und macht eine ironische Verbeugung.*

HAMLET

Wer seid Ihr?

DON PEDRO

Meinen Namen nenn' ich nicht.  
Der Kreis um Euch verdient nicht, junger Mann,  
daß ich nach Rittersitte ihm begegne:



und wie der Diener ist, so ist sein Herr.

HAMLET

*starrt ihn an:*

Höchst seltsam ist der Zwiespalt meiner Seele:  
in Eurem Antlitz liegt ein Widerschein  
von Schönheit, der auf seine Art mich anzieht: —  
sofern er schwindet, einer Maske gleich,  
seh' ich das Grinsen nur des Gottseibeius.

DON PEDRO

„Schreibtafel her! ich muß mir's niederschreiben!“  
Dafür seid Ihr bekannt.

HAMLET

Schreibtafel her!

Jawohl!

*Er zieht das Täfelchen und den Griffel.*

Der Fall ist keineswegs alltäglich  
und lohnt, ihn der Erinnerung zu bewahren,  
wenn man, ein Sterblicher, den Bösen trifft.

DON PEDRO

*drohend, die Hand am Degengriff:*

Ja, sterblich seid Ihr!

BÄRBE

Prinz, kommt fort, kommt fort!

Er hat den bösen Blick!

DON PEDRO

Ganz recht: mit sieben  
von solchen Blicken töt' ich Sankt Georgen  
mitsamt dem Drachen. Doch nun, schöne Bärbe,  
verlang' ich — ich verlange meinen Tanz.

BÄRBE

Ich will nicht mit Euch tanzen; widerwillig  
hab' ich mit Euch schon zweimal mich gedreht.  
Genug! Ihr tanzt nicht wie ein Kavalier.  
Scham überfällt mich, wenn ich daran denke.

DON PEDRO

Ein Weibsbild, das sich schämt? Dergleichen Ware

ist mir noch nie begegnet. Selbst Neuspanien,  
jenseit der Meere, wußte nichts davon.

HAMLET

Schwätzt wie ein Teufel oder wie ein Schalksnarr:  
stultorum numerus infinitus est.

Verschweig mir meinethalben, wie Ihr heißt,  
doch seid Ihr jedenfalls der Mädchenräuber  
vom Pilgerstab.

DON PEDRO

*laut und höhnisch auflachend:*

Ich weiß, wo Euch der Schuh drückt! —  
Und weil Euch Freimut eingab, mir zu sagen,  
ich sei ein Mädchenräuber, will ich gern  
Freimut mit gleichem Freimut Euch vergelten:  
Ihr seid kein Mädchenräuber, junger Fant,  
dafür wird man grundgründlich Euch berauben!  
Und das sehr bald. Denn eines ist gewiß:  
Ihr seid der Mann, um alles zu verlieren.  
Die Mantelfarbe habt Ihr gut gewählt,  
Prinz Trauermantel; denn Ihr nehmt die Trauer  
vorweg, die der Verlust von Thron und Reich  
Euch binnen kurzen Monden auferlegt.  
Man blickt Euch an und sieht und schmeckt und riecht,  
vor allem fühlt es: Euer nahes Schicksal.  
Dem Blinden drängt sich's auf. Es tut nicht not,  
des Satans Sehergabe zu besitzen,  
zu dem mich Euer Scharfblick stempelt, Prinz.  
Dies ist nicht Euer ganzes Horoskop:  
es steht viel andres noch darin zu lesen.  
Doch folgst du mir, Scholar, so liest du's nicht!  
*Er verschwindet in der Menge.*

HAMLET

*faßt sich ans Herz:*

Verzeih mir, Kind, ich bin ein Schwächling und  
ringe nach Atem in der finstren Luft,

die dieser Feind und Abgrundsgeist zurückließ.  
Mir schwindet das Bewußtsein, fürcht' ich. Geh,  
ruf meine Freunde!

*Horatio kommt.*

HORATIO

Prinz, mein gnädiger Prinz!

## ZWEITE SZENE

*Alte Gasse in Wittenberg. Nacht. Schlechtes Wetter. Hamlet, Horatio, Wilhelm, Balthasar von Fachus, Paulus und Achazius, mehr oder weniger betrunken.*

ACHAZIUS

Hörst du die Wächter pfeifen, Paulus? Sie werden uns festsetzen.

PAULUS

Bin ich nicht Grand-diable? Was? Bin ich nicht Paul mit der Hellebarde?

ACHAZIUS

Eben das könnte uns übel aufstoßen, wenn sie dahinterkommen.

HORATIO

Kommilitonen, unsre Wege trennen sich, der unsre führt rechts, der eure links. Es sei genug, wir müssen nach Hause.

PAULUS

Wir laufen euch nach wie treue Hunde. Wir begleiten euch bis ans Ende der Welt. Wir werden jedem die Hosen zerreißen, der sich euch im bösen nähern will.

WILHELM

Wir sind unser vier; nicht nötig, Freunde.

HAMLET

Wie sind wir an diese trunkenen Vagabunden geraten, Horatio?

HORATIO

Es sind die beiden Scholaren aus der Zigeunerherberge.

FACHUS

Wir müssen diese Canaillen jetzt loswerden, oder sie hängen uns wochenlang mit den Zähnen im Fleisch.

HAMLET

Gab es nicht ein Fest auf dem Rathaus zur Nacht?

FACHUS

Gewiß! Und wir könnten dahin zurückkehren, da es noch immer im Gange ist. Davon raspelt und rauscht ja die ganze Stadt wie ein aufgestöckerter Ameisenhaufen.

HORATIO

Wir verließen das Fest und begaben uns in den Bums, Proteus, wo wir leider die beiden Halunken auflasen. —

WILHELM

Gib mir nun meinen Degen zurück, Bacchant!

PAULUS

Einen Kuß zum Dank, aber nicht den Degen, Blutsbruder.

WILHELM

Es ist ein Erbstück, ich schenke dir einen andern, gib!

PAULUS

Nie, du müßtest denn Arm und Schulter mitnehmen! — Halt! Wir wollen die Adelheid aufstören. Hier ist, per bacco, das Freudenhaus!

ACHAZIUS

Und wo ist das Bierhaus hingekommen?

*Das Pfeifen der Wächter nähert sich.*

PAULUS

Laßt sie pfeifen, kommt alle ins Bierhaus! Was wir saufen, zahlt der Prinz. — Wo ist es hin? Hier war immer ein Bierhaus. Wo ist es hin? Hier war doch immer ein Bierhaus!

HORATIO

Kommt fort, Prinz!

HAMLET

Nein, ich muß sehen, wo es hinauswill, Horatio.

*Im ersten Stock eines Hauses wird ein Fenster erleuchtet. Adelheid blickt heraus.*

ADELHEID

Pst, habt ihr Geld?

ACHAZIUS

Da sieh! Kann ein Kerl so gegen die Wand kotzen, alte Bettstelle, der nichts zu brechen und zu beißen hat?

PAULUS

*mit der Stirn an der Wand:*

Mir ist übel!

ACHAZIUS

Soll dir nicht übel sein, Paulus, wo du von oben bis unten, innen und außen ein Übel bist?

ADELHEID

Habt ihr Gulden, so will ich euch einlassen.

HAMLET

Was gibt es zu sehen in diesem Hause? Übrigens, dort aus dem Fenster hängt eine Strickleiter.

WILHELM

Es ist eine Universität, Proteus, oder sagen wir lieber, eine Art von Lateinschule, wo man hauptsächlich über das Mal de Naples treffliche Studien machen kann.

ACHAZIUS

*rennt gegen die Tür:*

Weib, mach auf, oder ich ramme deine ganze Besatzung in den Grund!

ADELHEID

Zeigt Geld, sonst kommt ihr nicht über die Schwelle!

FACHUS

Unser Geld liegt bei der Alma mater pecuniarum in Rom.

WILHELM

Wir sind von der geld- und brotlosen Fakultät, wollten gern bei dir eine Summe aufnehmen.

ADELHEID

Man wird euch aufnehmen! Trillen, ihr Buben, wird

man euch, daß keins von euren Schultergelenken je in die Pfanne zurückschnappen kann.

ACHAZIUS

Ich komme dir durch das Fenster hinein!

*Er steigt die Strickleiter empor.*

*Adelheid bemerkt es und somit zum erstenmal die Strickleiter.*

ADELHEID

Was ist das? was ist das? was ist das? was ist das? Was bedeutet in Teufels Namen die Strickleiter?!

WILHELM

Einen Liebhaber, der bei einer deiner Magdalenen im Bette liegt.

FACHUS

Oder aber, es wäre dein keusches Schlafgemach, und dann wirst du vielleicht deine Geldkatze nicht mehr unter dem Strohsack finden. Es ist eine Nacht für Diebe und Einbrecher.

*Adelheid ist verschwunden. Licht huscht an den Fenstern im Innern des Hauses hin und her. Heraus dringt wachsender Lärm und wachsende Unruhe.*

STIMMEN

*im Innern des Hauses:*

Hamida! Hamida! Sucht die Zigeunerin!

ADELHEID

*erscheint am Strickleiterfenster, zieht die Strickleiter herauf, dabei schreit sie:*

Zu Hilfe! Einbruch! Mädchenraub! Ich bin verloren, bin ruiniert! — Habt ihr ein Mädchen gesehen, ihr Männer dort unten? Sie trägt wie die heilige Agnes offenes Haar. Wer sie zurückbringt, kann für nichts bei mir nächtigen.

WILHELM

*unter allgemeinem Gelächter:*

Nicht für die Schätze Arabiens, Weib!

FACHUS

Ist die heilige Agnes eine Zigeunerin?

ADELHEID

Auf hundert Schritte kann man's ihr ansehen.

ACHAZIUS

zu Fachus:

Ich wette, es ist die Zigeunerin aus dem Pilgerstab.

FACHUS

Wie heißt Euer Mädchen?

ADELHEID

Sie heißt Hamida.

FACHUS

Dort kommt ein Trupp bewaffneter Leute; treten wir in den Schatten, Prinz!

*Es geschieht. Somit ist der Platz vor dem Freudenhaus leer. Ihn betreten nun in sachlichem Schritt der Stadtweibel und einige Sbirren, die Hamida und Lischka gefangen mit sich führen.*

ADELHEID

Gott lohn' es Euch, Herr Stadtweibel! Schon bringt Ihr die Wetterhexe zurück.

STADTWEIBEL

Was? Wohin bringen wir wen zurück?

ADELHEID

Das sollt Ihr alles zu wissen bekommen. Seid beschworen, verzieht einen Augenblick!

*Adelheid erscheint sogleich vor der Thür und stellt zunächst die Gefangene.*

ADELHEID

Du, du? Dich seh' ich hier? Wo kommst du her?

Muß ich dich hier sehn, du? du? du? dich hier?!

Wo kommst du her? Wie kommst du her? wie? wo?

Du unterstehst dich? Bist du nicht mein Geld?!

Du stiehlest dich? Stiehlest dich deinem Herrn und mir?

Du Kesselflickerhausrat, krätziger!

Hielt man dich nicht wie eines Bischofs Nichte,

du Fratz? Ich hielt dich wie mein eignes Kind!  
Warst du nicht Braut von einem Edelmann,  
der nach Kastilien dich mitzunehmen  
beinah entschlossen ist?

STADTWEIBEL

Genug, genug!

Wir müssen weiter, Adelheid. Hier liegt  
ein Ding vor bei der Härte des Gesetzes,  
das gegen dieses Volk erlassen ist,  
das nur der Galgen sühnt. Und Bub und Bübin  
wird heute noch der Sonne Wiederkehr  
lieblich vermählt durchs hänfne Fenster grüßen.

ADELHEID

Und wer ist dieser Bursch?

STADTWEIBEL

Was sonst: ein Dieb.

ADELHEID

Und wo habt Ihr die beiden aufgelesen?

STADTWEIBEL

Am Tor: um zu entschlüpfen, wann es aufging,  
mit ihrer Beute. Denn das ist der Punkt:  
wir haben ein Beträchtliches an Gold  
und goldnem Schmuck bei ihnen aufgebracht.

ADELHEID

Laßt Euch erklären, Weibel: diese ist  
von meinen Mädchen eine, die ein Kavalier  
sich hält. Und dies ist Lischka, der ihr nachspürt:  
ein Hund der Hündin. Diesem Lausekerl  
ist sie verfallen. Art läßt nicht von Art.  
Hier, seht den Arm, den linken: er ist steif,  
den ihm der Häuptling, weil er seinen Sohn  
mit dieser hier betrog, dreimal zerschlug.  
Er hat ihr eine Leiter eingeschmuggelt,  
und hier aus meinem Haus sind sie entflohn.  
Der vorgefundne Schmuck stammt von Don Pedro.



Gestohlen ist er freilich, wenn sie fortläuft,  
doch nicht, sofern sie bei dem Spanier bleibt.

STADTWEIBEL

Mag sein, trotz allem muß sie in den Turm  
und wird die Strafe leiden, die ihr zukommt.

*Hamlet tritt vor.*

HAMLET

Halt!

HAMIDA

Rettet, Herr! Lischka und ich niemals keinen Einbruch  
verübt, niemals nicht nur rostigen Nagel gestohlen!

LISCHKA

Hat nicht nötig! Schwester nicht nötig und nicht ich.  
Arbeitet auf Seil, Schwester, tanzt Eiertanz auf Fuß-  
boden. Viel Geld, wenn sie will, mehr als genug!

HAMLET

Wenn du das, was die beiden beteuern, mit dem zu-  
sammenhältst, was diese Mutter Ziehmichaus, Habmich-  
lieb, Zahlmichgut dir eben erzählt hat, Stadtweibel, ist  
da der Fall noch irgendwie zweifelhaft?

STADTWEIBEL

Wer seid Ihr? Was wollt Ihr? Geht aus dem Wege!  
Finten, Räubergeschichten! Als ob man dergleichen  
nicht schon gewohnt wäre.

HAMLET

Was hätten also die beiden getan?

STADTWEIBEL

Das werden die peinlichen Fragen herausbringen.

HAMIDA

Nichts, gar nichts Böses getan, mein Herr! Hat mir  
ein Mann gefangengehalten, hat mir die Hurenmutter  
gefangengehalten!

ADELHEID

Maulaff', wer hat dich gefangengehalten?

HAMIDA

Hat mich Bruder Lischka befreit.

HAMLET

Alles das ist doch sonnenklar. Und so muß du denn doch diese beiden freigeben.

ACHAZIUS

Will dem Weibel die Wahrheit nicht anders eingehen, machen wir ihm ein Loch in den Kopf.

STADTWEIBEL

Laßt uns passieren, oder — *zu den Sbirren*: Hand an die Waffen! mir reißt die Geduld.

HAMLET

Ich befehle Euch, Weibel, sie freizugeben!

STADTWEIBEL

Ebenso könnte der Pudel dem Kirchturm befehlen, weil er an der Mauer sein Wasser gelassen hat.

FACHUS

Willst du wissen, mit wem du sprichst, Weibel?

STADTWEIBEL

Trunkne Scholaren, verlumpte Vaganten, versoffene Bacchanten: wunder was Neues in Wittenberg!

FACHUS

Ich bin Balthasar von Fachus von der Fachusburg.

HAMLET

*wie vorher*:

Ich befehle Euch: gebt sie frei!

PAULUS

*mit gezogenem Degen*:

Oder ich renne dich über den Haufen.

HAMLET

*faßt Hamida am linken Handgelenk, während der Weibel das rechte hält, zu Paulus*:

Tier, mische dich nicht in meine Anliegen! *Zum Weibel*: Nun sage ich es nur noch zum letztenmal...

WILHELM

Halt, und laß mich's auf meine Art sagen!

*Er schlägt dem Weibel mit der flachen Klinge über die Hand. Dieser läßt los.*

STADTWEIBEL

Verbrechen gegen die Obrigkeit! Widerstand gegen die Staatsgewalt! Das werdet ihr auf dem Rade büßen!

*Don Pedro erscheint. Adelheid erblickt ihn und eilt auf ihn zu.*

DON PEDRO

Was ist hier im Gange, Adelheid?

ADELHEID

Ein schreckliches Unglück, wenn Ihr es nicht noch zu wenden wißt.

*Hamlet und die Seinen haben die Degen gezogen.*

DON PEDRO

Mir scheint, es ist zu Wittenberg mehr Degenblitzen als in Lissabon und Madrid. So will ich nur gleich meinen toledanischen Krötenstecher ebenfalls an die Luft bringen. — Wer ist der Mensch, der die Dirne beim Gelenke hat?

HAMIDA

Rette mich, schwarze Prinz, vor die spanische Mordbube!

DON PEDRO

*zu den Sbirren:*

Hol einer von euch den Bürgermeister, das unnütze Schwein walzt noch auf dem Rathaus herum!

HAMIDA

Rette mich, rette mich, ich bin unschuldig!

DON PEDRO

*indem er die Lage erkennt:*

Wie? Was? Trog mich denn meine Ahnung nicht, als ich mich einer Art Nachspiel mit dem prinzlichen Moribundus gewärtig hielt? Hier ist die Erwartung noch übertroffen. *Er tritt vor. Zu Hamlet:* Ich salutiere nicht Eurem Kreis von Raufbolden, wenn ich nun doch meinen Namen nenne, aber ich fühle dazu die Notwendigkeit. Ich bin Juan Pedro de León, zum Ritter geschlagen von Kaiser Karl. Ich sage mit seinem Wahl-

spruch: Nondum, noch nicht! Ihr werdet mein Eigentum freiwillig zurückgeben! Das Mädchen an Eurer Hand ist mein Eigentum.

WILHELM, HORATIO, FACHUS

*zugleich:*

Überlaß mir den Handel, Proteus!

HAMLET

Wer eine von meinen Bewegungen hemmt oder unterstützt, ist mein Feind. *Zu Don Pedro:* Ihr habt die Dirne gefangengehalten.

DON PEDRO

Das, Bürschchen, schreib dir auf deine Schreibtafel! Aber das Nondum hole der Teufel, wenn Ihr nicht im Augenblick Eure tintenbeklecksten Finger von dem Handgelenk meines Mädchens nehmt!

HAMLET

Kommt nicht zu nah mit Eurem Flederwisch, Tanzbodenseher! Du Teiresias im Hurenhaus! Wahrsager der Spelunke! Herzu! Ich pfeife auf dein Horoskop! Und macht der Richtspruch der Planeten sich mit dir gemein, die Wahrheit so entweihend, so fahr zum mindesten vor mir dahin zum Orkus!

DON PEDRO

Einfaltspinsel! Hundesohn

Hijo de mala madre! Wehre dich!

HAMLET

Da nimm sie, Astrolog, nun, die Bezahlung!

*Sie fechten hitzig. Don Pedro wankt, bricht zusammen.*

DON PEDRO

Was, was? Der Tod? Ein Knabe kommt gelaufen mit seinem Schulsack, und er springt heraus, der Tod, wie eine Maus? Don Pedro stirbt von einer Schulmaus?

HORATIO

Fort, mein Prinz, fort, fort!

*Horatio zieht Hamlet aus dem Kreise der fechtenden zwei Parteien, die nun aufeinander eingedrungen sind und fechtend vom Platze schwinden. Paulus hat sich inzwischen mit Hamida davongemacht. Der verwundete Don Pedro, auf der Erde liegend, bleibt zurück. Adelheid, die sich ins Haus geflüchtet hatte, kommt wieder heraus.*

ADELHEID

*mit der Laterne:*

Um Gottes willen, liegt Ihr da, Don Pedro?

Seid Ihr wohl gar verwundet?

DON PEDRO

Keineswegs!

Man muß sich nicht mit Weibervolk behängen.

Es rächt sich.

ADELHEID

Ich bin völlig schuldlos, Herr.

DON PEDRO

Sei schuldlos oder nicht, was geht's mich an?

Mich dürstet. Bring mir Wasser!

ADELHEID

Wer denn war  
der Mordgeselle, der Euch überfiel?

DON PEDRO

Ich weiß nicht. Will's nicht wissen. — Teufel auch!

Es war, als führt' er fünfundzwanzig Degen,  
nicht einen nur.

ADELHEID

Wo sitzt die Wunde?

DON PEDRO

Hier

die eine! hier die andre! eine hier!

die andre dort! Wie viele, mag Gott wissen!

Schaff mir den Bader! Schnell! Bring mich ins Haus!

## DRITTE SZENE

*Wittenberg, Hof in der Herberge Zum Strohsackl.*

*Nacht, gegen Morgen.*

*Bohnenmilch, Gastwirt und Garkoch, hantiert herum.  
Durch das halb offenstehende Tor nach der Straße kommt  
ein Nachtwächter.*

WÄCHTER

Das Fest auf dem Rathaus hat ganz Wittenberg toll gemacht. Guten Morgen, Bohnenmilch! Ein Glas Branntwein täte mir gut, wenn du eins in der Nähe hast.

BOHNENMILCH

Vor dem Muhmenhaus der Adelheid hat's eine Schlägerei gegeben, wie es heißt.

WÄCHTER

Sag nur lieber gleich, eine Schlacht, Bohnenmilch. Papisten, Lutheraner, Wiedertäufer und was weiß ich haben einander eimerweise Blut abgezapft. An verschiedenen Plätzen ist Lärm gewesen, keinen Augenblick hat die Stadtwache Ruhe gehabt.

BOHNENMILCH

*kratzt sich hinterm Ohr:*

Na ja, die neue Lehr', die neue Lehr'! und dergleichen.

WÄCHTER

Man ist einer Bande Zigeuner auf der Spur.

BOHNENMILCH

Was ein ortsansässiger Gauner vertuschen will, schiebt er natürlich auf die Zigeuner. Na, der hohe Herr auf dem Rathaus wird sich gefreut haben über sein Wittenberg.

WÄCHTER

Wie es scheint sogar, ist was recht Übles dabei, das dem Kurfürsten Friedrich am Ende noch gratis aufstoßen wird: ein spanischer Grande ist umgekommen.

BOHNENMILCH

O weh! Der spanische Karl zu Madrid versteht keinen Spaß. Für einen erschlagenen spanischen Erzbösewicht muß man ihm drei oder vier ehrliche deutsche Ritter auf die Fleischbank liefern.

WÄCHTER

*trinkt den gebotenen Schnaps aus:*

So, das labt. Mag kommen, was will, jetzt geh' ich zu Bett und zieh' mir die Decke über die Ohren.

*Geht ab.*

*Achazius kommt durchs Tor.*

ACHAZIUS

Der leibhaftige Gottseibeius geht um in Wittenberg! Ist Paulus schon im Haus, Bohnenmilch?

BOHNENMILCH

Geh zum Brunnen, wasch dich ab! Es tropft dir ja schwarz von der Stirn herunter.

ACHAZIUS

*faßt nach der Stirn:*

Wirklich? So hätt' ich also doch bei dem Zahlaus was abgekriegt. Macht nichts, hab' ja ein leidliches Kranium. Immerhin ist etwas geschehen, was noch ein Weilchen die Stadt in Atem halten wird: der prinzliche Schulfuchs aus Dänemark hat einen spanischen Sollicitator beim hiesigen Hof kaltgemacht.

BOHNENMILCH

Hopsa! Seitensprünge ist man von ihm gewöhnt, dieser muß ihm viele Freunde machen. Ich fürchte nur, der Kurfürst wird ihn nicht halten können in Wittenberg.

ACHAZIUS

Paulus ist also noch nicht herein?

BOHNENMILCH

Ich wünschte, er bliebe für immer draußen.

ACHAZIUS

Das könnte sein, wenn er, was sehr wohl möglich ist, irgendwo steif und starr auf der Straße liegt. Eine

hübsche Zahl Leichen ist heute nacht fabriziert worden.  
*Paulus stößt Hamida vor sich durch das halb geöffnete Tor herein.*

HAMIDA

Laß mich! Geh nicht weiter mit dir! Will nicht! Mag nicht!

PAULUS

Willst du mucksen, Diebin, verfluchte, so liefre ich dich den Stadtknechten aus, und du kannst, noch bevor es Tag wird, deine Gaillarde am Galgen tanzen!

HAMIDA

Lieber am Galgen als mit dir!

PAULUS

Lieb, lieber, am liebsten: das ist mir gleichgültig. Weißt du nicht: du bist vogelfrei! Man kann mit euch machen, was man will, mit euch Aasverschlingern, Igelfressern und Menschenfleischeinpöklern! Ungestraft kann man euch totschiagen, wo ihr einem auch immer von ungefähr in die Quere kommt. Notate hoc oraculum! Wenn mir so um die Mütze ist, mache ich dich zu meinem Fußboden, meiner Fußbritsche, meinem Spucknapf, meiner Sitzbank, meiner Matratze, meiner Schindmähre — oder ich mache dich zur Leiche!

HAMIDA

Helft! helft! Mensch ist verrückt! Mensch ist böse Teufel besessen!

BOHNENMILCH

Was ist? Was gibt's?

PAULUS

Da ist ein Gassenmensch, das ich den Stadtknechten aus den Klauen gerissen habe, mit Gefahr meines Lebens, Penneboß! Aus dem Folterkeller, unterm Beil, unterm Rad hab' ich das Unflat hervorgeholt. Dafür schreit sie nun: Hilfe, Hilfe!

HAMIDA

Ist nicht wahr! Ist mich nachgeschlichen, hat mich im



Finstern aufgelauert, hervorgezogen, mit Fäusten gepufft ärger wie Stadtknechte! Mich gestoßen an Wand und vor sich her.

BOHNENMILCH

Was willst du mit ihr anstellen, Paulus?

PAULUS

Frag nicht, was du weißt und wofür du dein Geld bekommst und womit du deinen Schmerbauch bezahlst! Halt's Maul! Hier ist ein Dukate, alter Kochlöffel!

BOHNENMILCH

Paulus, und ein Dukate? Wo hast du ihn her?

ACHAZIUS

Aus einem königlich dänischen Geldbeutel.

HAMIDA

Du Untier, verdammtiges, mach mich tot, oder mach' ich dich tot! Beiß' dir die Gurgel durch... Ungeheuer!

BOHNENMILCH

*zu Paulus:*

Genug, oder ich schick' aufs Rathaus und lasse dich festnehmen!

PAULUS

Geschwätz, Geschwätz! Steck deine Nase in deine Knoblauchbrühe, deine Schweinekutteln, deine Tonnen voll gepökeltem Pferdefleisch, alter Sudelkoch! Miste deine eignen Ställe aus, elender Roßtäuscher!

ACHAZIUS

*zu Bohnenmilch:*

An dieser Geschichte bin ich unschuldig.

BOHNENMILCH

Mach dich von diesem schlechten Halunken los, Achazius! Auf die Hostie schwör' ich's dir: er ist ein fertiges Fressen für den Scharfrichter.

HAMIDA

*schreit:*

Lischka, Lischka! Er will mich umbringen! Hilfe, Hilfe, schwarze Prinz!

PAULUS

Hilfe, Herr Kaiser! Herr Kurfürst! Herr Prinz! Herr Rotzlöffel! Wer kann mir was? Gott und der Teufel nicht, wenn ich dich aufs Stroh werfen will! Da! da! *Er traktiert sie mit Tritten.* Willst du nicht, daß ich dich auf meine honette Art kitzle? — Da! da! — Da hast du ein Hufeisen zwischen die Beine!

*Hamida schlägt ohnmächtig nieder.*

*Ohne daß es jemand der auf dem Hofe Anwesenden bemerkt hat, ist Lischka hereingeschlichen. Er hat alles versucht, um von rückwärts an Paulus heranzukommen. Er ist nun in seinem Rücken und holt eben mit dem Dolch zum Stoße aus. Da hat ihn Achazius bemerkt und fällt ihm in den Arm.*

ACHAZIUS

Paulus, Paulus! Nimm dich in acht, Paulus!

PAULUS

Wovor sollte sich Grand-diable in acht nehmen?

*Achazius hat mit beiden Fäusten den Arm Lischkas geschüttelt, und dieser hat den Dolch willig ins Dunkel fliegen und verschwinden lassen.*

ACHAZIUS

*zu Paulus:*

Mensch, du bist blind wie ein Hirsch in der Brunst! Du siehst den Wald vor Bäumen nicht! Ein Haar, und du wärst nicht mehr am Leben.

PAULUS

Ah, bah! Der Stahl ist noch nicht geschmiedet, der Grand-diable den Tod geben kann.

LISCHKA

Nicht wahr! Ist Lüge! Hab' nichts in der Hand.

ACHAZIUS

Das ist deine Rechte, zeig deine Linke.

LISCHKA

Linke steif, gebrochen Gelenk.

ACHAZIUS

Er hat einen Dolch in der Hand gehabt, oder ich will nicht selig werden.

PAULUS

zu *Lischka*:

Wolltest du stechen?! Bezahl' dir's Gott, kleine Stechmücke!

*Er haut ihm eine Maulschelle, so daß er umfliegt. Bohnenmilch hat der betäubten Hamida aufgeholfen.*

BOHNENMILCH

Zeit, Paulus, daß du nüchtern wirst!

ACHAZIUS

Du hast den Koller. Geh unter den Brunnen!

PAULUS

Wer seid ihr? Wo bin ich? Was hab' ich getan? — Ich hab' einen teuren Ablaßzettel! *Er nimmt ihn heraus und küßt ihn.* — Komm, Kleine, du sollst es bei mir gut haben!

*Paulus führt die betäubte Hamida ins Haus.*

ACHAZIUS

Kannst du sie ihm nicht aus den Klauen schmuggeln, Bohnenmilch?

BOHNENMILCH

Getraue mir's nicht. Könnte von neuem zu rasen anfangen.

ACHAZIUS

Und, Bohnenmilch, der Kerl, der hier liegt?

BOHNENMILCH

*in Betrachtung des wie tot daliegenden Lischka:*

Der Bursche darf nicht hier liegenbleiben.

ACHAZIUS

Wo Paulus zuschlägt, da wächst kein Gras. Einstweilen ist's fraglich, ob er noch atmet.

BOHNENMILCH

Ist er tot, kriegen wir Schererei.

ACHAZIUS

Der Bursche lebt, Vater Bohnenmilch. Sollen wir ihn dem Amte ausliefern? *Er hat umhergesucht und findet plötzlich den Dolch.* Hatte ich recht, oder ist es kein Dolch? *Er weist die Waffe und tritt mit Bohnenmilch ins Dunkel.* Er zielte gut, er hatte gut angesetzt. Ohne mich läge Paulus in seinem Blute.

BOHNENMILCH

Wär' kein Schade, Achazius.

*Ganz leise hatte sich Lischka gerührt, ein wenig gelauert und tut dann einen gewaltigen Sprung gegen das halb offene Tor, durch das er blitzschnell verschwindet.*

BOHNENMILCH

Was war das?

ACHAZIUS

Fort wie ein Licht! — Zigeuner können mehr als Brot essen!

## DRITTER AKT

### ERSTER SZENE

*Gewölbter Saal auf der Fachusburg.*

*Balthasar von Fachus und Horatio.*

HORATIO

Es ist hier schön. Man lebt gut in dem alten festen Gemäuer. Die Vögel singen in deinem Burggarten. Aber ich fürchte, wir werden Proteus nicht mehr lange festhalten.

FACHUS

Meine Bemühungen beim Stadtrat wie beim Senat der Universität sind, Gott sei Dank, erfolgreich gewesen. Der Staub, den sein blutiger Handel mit dem spanischen Abenteurer aufgewirbelt hat, hat sich mittlerweile gelegt. Dieser Juan Pedro de León ist eine Art von Mensch, die schwer zu durchschauen ist. Er weiß an allen Höfen, auch dem dänischen Hof, Bescheid und hegt für den Prinzen eine Art Haßliebe.

HORATIO

In deine Seele wie in ein Grab: Seid gewarnt vor diesem Spanier! schreibt mir ein dänischer Freund. Er ist eine gedungene Kreatur von Hamlets Vaterbruder Claudius und soll den Prinzen womöglich beiseiteschaffen.

FACHUS

Es wäre an sich bei den Praktiken der regierenden Häuser nicht verwunderlich. Aber ich bin nicht der Meinung des Briefschreibers. Ich habe nämlich Don Pedro besucht. Er wird ja am Ende von der Rauferei nur eine steife Schulter zurückbehalten. Ich fand ihn bettlägerig. Und kannst du's glauben: er wollte nicht von Hamlet verwundet sein. Die Wunden, die er sich lecke, habe er einem Lizienten aus Vigo zu verdanken, den er dafür schon am Ohr zupfen werde. Aber was er dann sagte, beweist mir, daß er kein gedungenes

Werkzeug ist. Legt dem Prinzen nahe, befahl er mir, daß er so schnell wie möglich heimreise und mit allen irgend verfügbaren Degen eine Leibwache um seinen Vater, den König, bilde!

HORATIO

Hast du Hamlet davon gesprochen?

FACHUS

Nein! Er ist von der Übermacht seines reckenhaften Vaters und der Jämmerlichkeit seines Oheims so überzeugt, daß er mich auslachen würde. Übrigens, nicht der Spruch eines Gottes, wie du so gut weißt wie ich, risse ihn jetzt aus dem Umkreis von Wittenberg. Die Verzauberung heißt noch immer Hamida. Zweimal ist sie wie ein Schatten vor ihm aufgetaucht und ebenso wie ein Schatten verschwunden. Aber der Schatten hat Gewalt, weit mehr als die Wirklichkeit. Er trinkt dem Prinzen das Blut aus den Adern.

HORATIO

Ich sah zuletzt in dem großen Durcheinander der Schlägerei, wie Paulus, der versoffene Bacchant, boxend und um sich hauend, sie gegen den Pöbel verteidigte.

*Wilhelm tritt ein, schiebt den kleinen Thomas vor sich her.*

WILHELM

Das ist nicht wahr! Dieser Paulus ist ein grauer Wolf von der scheußlichsten Art, schlimmer als jeder, der jemals auf dem Schindanger Aas gefressen hat. Laßt euch von diesem Buben Bescheid geben!

FACHUS

Wie heißt du? Du kommst mir bekannt vor, Bub.

THOMAS

Ich heiße Thomas.

WILHELM

Es ist der Bub, der den Rappel bekam in der Herberge Zum Pilgerstab.

FACHUS

Richtig, und wie kommt er hierher?

WILHELM

Nun, doch wohl per pedes apostolorum.

FACHUS

Und was will er von uns?

WILHELM

Das ist nicht aus ihm herauszubringen, da seine Botschaft, wie er sagt, durchaus und nur für den Prinzen ist. Doch er weiß von wilden Geschichten. Paulus, sagt er, habe den Zigeunerburschen Lischka kaltgemacht. Er ziehe auf Wochenmärkten herum und lasse eine Zigeunerin statt eines Bären am Strick tanzen.

FACHUS

Gebt ihm zu essen! Wir sprechen später davon. Es sind eben Gäste eingeritten. *Man führt Thomas hinaus. Rosenkranz und Gölldenstern treten ein.* Oh, welche Ehre, welches Glück! Seid auf meiner Stammburg willkommen!

ROSENKRANZ

Ein schöner Besitz, fast königlich. Eure Verdienste um den Prinzen Hamlet werden zu Helsingör nie vergessen werden. — Können wir den Prinzen sprechen?

FACHUS

Er lebt augenblicklich sehr zurückgezogen, fast scheu verborgen, wie ihr wißt.

GÜLDENSTERN

Nun, wir bringen wichtige Nachrichten.

HORATIO

Darf ich annehmen, werteste Herren, solche, die für den Prinzen angenehm zu hören sind?

ROSENKRANZ

Das ist im Augenblick nicht zu entscheiden.

FACHUS

Ich bitte euch, mir zu folgen, meine Herren. Immerhin

habt ihr keinen ganz kurzen Ritt hinter euch. Ihr werdet euch etwas erfrischen wollen.

*Fachus mit Rosenkranz und Güldenstern ab. Horatio und Wilhelm sind allein.*

WILHELM

Was haben wir von diesen beiden zu halten, Horatio?

HORATIO

Es sind hübsche geschniegelte Puppen, die nur der Draht, an dem sie gezogen werden, lebendig macht.

WILHELM

Dann wären sie ohne den Draht zu nichts, mit ihm zu allem zu gebrauchen.

HORATIO

Und das wäre das, was bei ihnen aufs Haar zutreffend ist und weshalb sie Karriere machen.

WILHELM

Und wer würde der Drahtzieher sein, Horatio?

HORATIO

In diesem Falle ist es die Königin Gertrud und Claudius.

WILHELM

Liebst du die beiden dänischen Gecken, Horatio?

HORATIO

Wie Ipecacuana und Mäusedreck. Ich hasse sie und fürchte sie noch viel mehr. Sie führen gewiß nichts Gutes im Schilde.

*Fachus kommt zurück.*

FACHUS

Wenn diese beiden Zierbengel auftauchen mit ihrem Getue in Ernsthaftigkeit, ist es mir immer, als seien mir zwei Wanzen in die Suppe gefallen. Sie deuteten an, sie hätten Aufträge von Helsingör.

HORATIO

Hole der Teufel den Teil von Helsingör, der sich mit diesen Burschen befaßt!

FACHUS

Ich stehe zu Proteus, was immer auch komme.



WILHELM

Das ist auch bei mir eine Selbstverständlichkeit.

FACHUS

Ich bin ein Deutscher, beinahe hätt' ich gesagt: wie Hamlet auch. Denn, er sei Däne oder nicht, er ist trotzdem deutsch in jeder Faser. Und weil er somit auf miraculöse Weise mein Landsmann ist, liebe ich ihn wie einen Bruder. Wehe, wer ihm zu nahe tritt!

HORATIO

Kommilitonen, was immer auch kommen möge, und sollten es Dinge sein, die den großen Schicksalen angehören: wie wäre es, wenn wir einen Schwur leisteten, jederzeit und immer, mit allem, was wir sind und haben, ihm beizustehn?

WILHELM

Ich weiß, was ich tue, wenn ich sage: Leisten wir diesen Schwur!

HORATIO

So legt eure Fingerspitzen auf meine Degenklinge und schwört! *Es geschieht.* Schwört auf mein Schwert!

ECHO

Schwört auf mein Schwert!

*Alle drei fahren auseinander.*

FACHUS

Was ist geschehen? Warum fahren wir auseinander?

WILHELM

Ganz einfach: das Echo hat uns geneckt, das in den alten Gewölben sitzt.

HORATIO

Richtig, es ist das Echo gewesen. Aber ich habe es nie so gehört. Ganz deutlich und laut, und mit einer tieferen Stimme als meine, schollen die Worte: Schwört auf mein Schwert!

WILHELM

Also nochmals: was sollen wir schwören?

HORATIO

Eins mit dem Prinzen Hamlet zu sein, heut, morgen und allezeit!

WILHELM und FACHUS

*gleichzeitig:*

Wir sind eins mit ihm, heut, morgen und allezeit!

HORATIO

Hier, dort und überall! In Wittenberg wie in Helsingör!  
Im Himmel so gut wie in der Hölle! In Streit und Sieg!  
In Not und Tod!

HORATIO, FACHUS und WILHELM

*gleichzeitig:*

Hier, dort und überall! In Wittenberg wie in Helsingör!  
Im Himmel so gut wie in der Hölle! In Streit und Sieg!  
In Not und Tod!

*Tief atmend und bewegt treten sie auseinander. Horatio steckt den Degen in die Scheide.*

HORATIO

Der Prinz!

*Hamlet tritt ein.*

HAMLET

Gäste sind eingeritten. Ist es richtig, was Felix sagt?

FACHUS

Ich wünschte, ich könnte dir liebere anmelden: Rosenkranz und Gùldenstern.

HAMLET

Es sind harmlose Burschen. — Störe ich euch?

ALLE DREI

Um Gottes und Christi willen, niemals, Proteus!

HAMLET

Eure ernstesten Mienen haben mich stutzig gemacht: als ob ihr über Gnade und gute Werke, das Problem der Dreieinigkeit oder die Erbsünde diskutiert hättet. — Ihr wißt, ich möchte nun gern wieder zurück nach Wittenberg. Die Schulbänke der Hörsäle entwickeln eine immer stärkere Anziehungskraft. Ich möchte Melanchthon wie-

der hören über die Sentenzen der heidnischen Klassiker, die Doktor Martin Luther seine lieben, teuren Meister nennt. Ich sehne mich nach Plautus und Terenz, nach Cicero, Ovid, Catull und Tibull. Und du, Wilhelm, sollst uns sozusagen als Vorgericht heute abend mit deiner wunderbaren Kunst, welche selbst die der meisten Schauspieler übertrifft, den „Hercules“ des Seneca zu Gehör bringen.

WILHELM

Wenn ich meine Kehle mit Malvasier geschmeidig machen kann, warum nicht?

HAMLET

Und dann: die Hochschule feiert am kommenden Sonntage ein Jubiläumsfest. Ein Umzug soll stattfinden in Gewändern aus alter Zeit. Man könnte einmal seinen schwarzen Mantel mit einem bunten vertauschen. Meint ihr nicht? — Habt ihr übrigens immer noch nichts von der kleinen Ägypterin, der kleinen Kleopatra, in Erfahrung gebracht? Ich finde mich selber lächerlich, aber wenn ich an sie denke, begreife ich den Antonius. Ich könnte das Weltreich Alexanders von Mazedonien für sie hergeben.

FACHUS

Es steht nichts im Wege, Proteus, daß du dich mitten in den Festestrubel hineinstürzest. Du wirst nicht nur über die Begeisterung der Studentenschaft zu quittieren haben, sondern von der ganzen, dich ja schließlich vergötternden Stadt.

HAMLET

Und mein blutiger Zwist ist vergessen?

FACHUS

Man hat nichts daraus gemacht, da ja schließlich niemand auf dem Platz geblieben ist.

HAMLET

Übrigens pfusche ich dir ins Handwerk, Wilhelm. Ich habe hier oben in dem oberen Turmzimmer allerlei zusammengeschrieben und werde dir demnächst einen

König Kophetua einreichen. Du weißt: König Kophetua und das Bettelmädchen. Wir werden uns eine Truppe suchen, und wenn ich auch alle Kosten tragen muß.

WILHELM

Du brauchst durchaus nicht die Kosten zu tragen. Ich sehe in dir einen Dichter vom höchsten Range heranreifen, Proteus.

*Rosenkranz und Güldenstern treten ein, sie verbeugen sich tief und offiziell vor Hamlet.*

HAMLET

Willkommen, Rosenkranz und Güldenstern! — Gut, daß wir Mitschüler alle uns wieder zusammenfinden, so können wir unsere kurzweiligen Disputationen und sonstigen studentischen Divertissements wiederaufnehmen. Wie ihr wißt, liebe ich Wittenberg, seine Dozenten und seine Studenten. Mein Geist hat hier seine Heimat gefunden. — Wenn es angängig wäre und Dänemark nichts dawider hätte, ich würde auf den Magister und Doktor hinarbeiten, um mein Leben hier, etwa als Lektor für Poetik, zu beschließen.

ROSENKRANZ

Eurer Königlichen Hoheit müssen wir leider, und zwar zu unserem tiefsten Leidwesen, mitteilen, daß Brief und Auftrag vom dänischen Hofe dieser Eurer Neigung nicht gerade günstig lauten.

HAMLET

Was bedeutet das? — Laßt uns allein, Freunde!

*Fachus, Horatio und Wilhelm ab.*

GÜLDENSTERN

Hier ist, durch einen Kurier uns eingehändigt, für Euch ein verschlossener Brief der Königin.

*Er übergibt den Brief.*

ROSENKRANZ

Die Königin wünscht dringend, Ihr möchtet, sofern Ihr sie noch als Mutter ehrt und liebhabt, sogleich nach Helsingör zurückkehren.

HAMLET

Und was sagt mein Oheim Claudius?

GÜLDENSTERN

Er scheint sich diesmal den Gründen Eurer hohen Frau Mutter nicht zu verschließen.

HAMLET

Habt ihr eine Ahnung davon, wer diese Verschwörung gegen mich am Hofe zu Helsingör angezettelt hat?

ROSENKRANZ

Euer blutiger Handel mit dem Spanier könnte an die Königin, Eure Frau Mutter, berichtet worden sein. Vielleicht, weil der Kurfürst für die Gefahren, in die Ihr Euch begeben, und das, was Euch darin zustoßen könnte, die Verantwortung nicht tragen will.

HAMLET

Mütter, die nur einen Sohn haben, wollen ihn meist überhaupt nicht losgeben von der Nabelschnur. Nun, wer ein Mann ist, wird sie zerreißen.

Ich würde sofort heimkehren, wenn es meines Vaters, des Königs, Wunsch wäre. Ist er mit dieser Sache befaßt worden?

ROSENKRANZ

Er lehnte es ab, wie stets, sich einzumischen.

HAMLET

Ich bin ihm nicht wert, einen Gedanken an mich zu verschwenden, wie mir scheint. — Ich werde die Sache überlegen.

*Er winkt ihnen gebieterisch ab, und nach abermaliger tiefer Verbeugung entfernen sie sich.*

*Hamlet öffnet den Brief seiner Mutter und vertieft sich in ihn.*

*Mit einem Luftsprung, mit dem er den Brief zerknüllt und in die Brusttasche steckt:*

Ha, heiße, Jungens! Kommt! Vögelchen, kommt!

*Horatio, Fachus und Wilhelm eilig herein.*

HORATIO

Wie steht's, mein gnäd'ger Herr?

FACHUS

Was gibt's, mein Prinz?

HAMLET

Nichts jetzt von „gnäd'ger Herr und gnäd'ger Prinz“!  
Ihr, meine Lieben, herzennahe Burschen,  
nun heißt es eilen und nicht rückwärtsblicken,  
will man zu Stein nicht werden wie Lots Weib.  
Auf, auf, nach Wittenberg! Es drängt die Zeit.

WILHELM

Was haben die Zierpuppen uns gebracht,  
mein Proteus?

HAMLET

Ich soll heim nach Helsingör!  
Soll unter Weiberröcken mich verkriechen!  
Eh dies geschieht, spring' ich mit beiden Füßen  
ins Reich der Namenlosen und verschwinde  
auf immer!

WILHELM

Nichts von Weiberröcken, Proteus,  
außer von solchen, die der Liebe Hauch  
hinweg wie Schleier bläst! Du bist ein Mann,  
und wir nicht minder, Proteus, sind drei Männer,  
auf die der vierte sich verlassen kann.  
Willst du, so werfen wir die Unglücksboten  
zwei Stock hoch aus dem Fenster in den Schloßhof.

HAMLET

Im Gegenteil, holt sie zurück! Sie sollen  
mit uns hohnsprechen ihrem eignen Auftrag. —  
Wollt ihr es glauben...?

HORATIO

Was?

HAMLET

Die Königin

liest mir den Text und fleht hernach mich an,  
inbrünstig und inständig, heimzukehren.  
Beginn ein neues Leben, schreibt sie mir,  
doch schlägst du meine Worte in den Wind,  
so werd' ich selbst die Müh' der weiten Reise  
nicht scheuen und dem Vorschlag Seiner Liebden  
Kurfürsten folgen, der entbieten läßt,  
er wäre glücklich, wenn wir ihn besuchten.

FACHUS

Für unser Land, mein Prinz, das höchste Fest!

HAMLET

Nur nicht für mich! Nichts da: das Lied ist aus,  
wenn Eltern sich vermessen, Kinderruten  
zu schwingen über einen bärtigen Sohn.  
Und dann: die Liebe? Was denn würde wohl  
mit ihr, der Liebe?

WILHELM

*öffnet eine Tür und ruft hinaus:*

Thomas, komm herein!

*Thomas erscheint, ängstlich.*

HAMLET

*stutzt, faßt sich an den Kopf:*

Knirps, unvergeßlicher, wo sahn wir uns  
das letzte Mal?

THOMAS

Das war im Pilgerstab.

HAMLET

Ganz recht! Du kamst herein mit den Bacchanten  
Paulus und — wie der andre immer hieß.

Mir ist nur Branntweinduft erinnerlich,  
Bartwuchs und blaue Nasen. Nun, was willst du?  
Unnütze Frage; hier, ein Groschen Geld!

*Er will ihm Geld geben.*

THOMAS

Ich bin nicht um zu betteln hier, Herr Prinz.

WILHELM

Der Anschein trägt für diesmal in der Tat,  
mein Proteus.

HAMLET

*blickt scharf und befremdet von einem zum andern:*

Darf man fragen, was ihr treibt  
und was ihr etwa wohl im Schilde führt  
mit diesem Büblein, dem der Rotz ins Maul läuft?

WILHELM

Wir nichts, wir führen nichts im Schilde, nein.  
Doch, wie, wenn dieses Bürschchen plötzlich sich  
mit Flügeln schmückte und am Ende gar  
ein Götterknäblein sich aus ihm entpuppte?

HAMLET

Du sprichst in Rätseln.

WILHELM

Rätsel sind es, ja,  
die uns, gleichwie im Herbst die Sommerfäden,  
von überall anhaften und umschwimmen.  
Doch scheint's, hier ist uns eine Lösung nah.

HAMLET

Macht ihr euch lustig über mich?

THOMAS

Ich nicht,  
Herr Prinz! Mich schickt ein armes Bettelkind,  
das unter Grausamkeiten seufzt und Schlägen  
von ebenjenen beiden Peinigern —  
sie heißen Paulus und Achazius —,  
die mir, auch mir, die Welt zur Hölle machen.  
Ich weiß es: was ich tue, kann mein Tod sein.

HAMLET

Wenn du was Guts im Sinn hast, nimmermehr.

THOMAS

Herr, Ihr seid gut! Ich hab' es gleich gespürt,  
als Ihr so freundlich Euch zu mir herabließt.  
Und darum faßt' ich Mut, Euch aufzusuchen.



*Er beginnt heftig zu weinen und küßt Hamlet die Hand.*  
Als Eure Finger mein verlaustes Haar  
berührten, war's, als streichle mich der Heiland.

HAMLET

Komm zu dir, kleiner Tintenklecks des Herrgotts!  
Und wenn's dir dann beliebt, sag deine Botschaft!  
Wo stammst du her?

THOMAS

*schluchzend:*

Aus Wallis.

FACHUS

*erklärend zu Hamlet:*

In der Schweiz.

HAMLET

Und warum streichst du in der Welt herum?

THOMAS

Drum, wil i äppis rächts da wele werde.  
I wollt nid ewig hungre wie als Geißhirt.

HAMLET

Und was denn willst du also werden?

THOMAS

Weiß nid.

*Er hat sich gefaßt, wischt sich die Nase am Ärmel.*

HAMLET

Nun sage, was ich hören soll! Mach's kurz!  
Mein Gaul, gesattelt, wiehert schon im Hof.

THOMAS

Was ich zu sagen hab', ischt nid für die da.

*Hamlet winkt. — Fachus, Horatio und Wilhelm schicken sich unter herzlichem Lachen an, den Raum zu verlassen.*

WILHELM

Ich rat' Euch, Prinz, faßt nur mit beiden Händen  
den Sandsteinfeiler, neben dem Ihr steht,  
und klammert dran Euch fest! Im Mund des Thomas  
ist eine Zunge; kommt dazu der Hauch

aus seiner platten Brust, so können Zung' und Hauch,  
glaubt mir, Euch einen solchen Sturm erregen,  
daß Ihr, aufrecht zu bleiben, Eure Not habt.

HAMLET

Das wird sich zeigen. Laßt uns nun allein!

*Fachus, Horatio und Wilhelm ab.*

Nun dein Geheimnis in mein Ohr! Was willst du?

THOMAS

Ich komme von Hamida, und ich bringe  
Euch eine schwarze Locke ihres Haars.

*Er übergibt die eingewickelte Locke.*

*Hamlet wankt, stützt sich an die Säule.*

HAMLET

Wilhelm hat recht, fürwahr, mehr, als er ahnt.

Geduld! Nur einen Augenblick! Schon gut!

Nun rede. Und ich bin jetzt so gefaßt,

daß ich dich bitte, kleiner Abc-Schütz,

mir vom geringsten Punkte deines Auftrags

auch nicht ein Tüttelchen zu unterschlagen.

Komm her!

*Er faßt Thomas bei beiden Schultern.*

So! Nicht nur durch das Ohr

soll mich durchdringen, was du in dir birgst,

aus deinem Körper zieh' ich goldne Ströme,

Ströme des Lebens, in den meinen! Schütte

den Goldschatz aus, o kleiner Abc-Schütz!

Doch hurtig, denn du könntest sterben, eh

du es getan hast, Ziegenhirt aus Wallis!

Hast du's vollbracht, sollst du Magister werden

auf Dänmarks Kosten: das verbürg' ich dir.

THOMAS

Hamida fleht um Rettung! Morgen ist

Paulus mit ihr beim Wirte Bohnenmilch

am Großen Tor zu Wittenberg. Er will

beim Hochschulfest sie tanzen lassen und

Geld aus ihr schlagen. Und ich bin bereit,

zur rechten Zeit zum rechten Ort Euch  
hinzugeleiten.

HAMLET

Zur rechten Zeit? Sofort! Im Augenblick!  
Horatio! Wilhelm! Balthasar! Der Himmel  
erinnert sich, daß Proteus-Hamlet lebt!

*Fachus, Horatio und Wilhelm kommen herein.*

Erinnert sich, wozu ein Hamlet da ist,  
weshalb Gott Hamlet in die Welt gesetzt!  
Was ist er wert, wenn nicht getretnes Recht  
sich an ihn klammern könnte? Schönheit nicht  
auf ihn als Ritter sich verlassen könnte,  
als Ritter und als Retter, wo es sein muß?  
Hört ihn: ein Kind, Geschöpf der höchsten Liebe  
des Allgestalters, in den seligen Himmeln  
gebildet und auf Paradieses Grund  
zu einer überirdisch schönen Blüte,  
kämpft in der Jauchenbulge dieser Welt,  
und wo wir sie nicht aus dem Unflat ziehn,  
muß Gottes Ebenbild darin ertrinken.

THOMAS

*schluchzend:*

Jawohl, so ist's, so ist es, edler Herr.

HAMLET

Dies war der Tag, dem ich gelebt! Dies ist er,  
und keinen andern wünsch' ich fürder mir  
mit einem hellren Blitz aus hellrem Himmel.  
Und also: Auf zur Rettung! Auf zum Fest!  
Die Degen wollen wir mit Rosen kränzen,  
wir Rosenbündler! Und auf meiner Brust  
brennt hundertfach ein Zauber Salomos:  
er schenkt mir alle Macht der Pharaonen  
in einer einzigen Locke schwarzen Haars.  
Und Glück! Ich fühl's! Und Glück! Er schenkt mir Glück!  
Ich schwör's, ich fühl's: er schenkt mir Macht, die  
Glück ist!

WILHELM

Und wo ein Tropfen dieses Glücks im Becher  
zurückbleibt, treffe jeden Trinker Tod,  
der es verschuldet!

HAMLET

*im Abgehen:*

Und, Freunde, unser Feldgeschrei?

ALLE

Hamida!

ZWEITE SZENE

*Wittenberg. Herberge Zum Strohsackl. Garküche und anstoßende Trinkgewölbe. Alles ist überfüllt von zusammengewürfeltem Gesindel, Kehrlicht der Landstraße.*

*Eine Art Chorus wird in bald anschwellendem, bald abschwellendem Ton durch die ganze Szene hin festgehalten.*

*Es ist vormittags gegen zwölf Uhr.*

*An einem der Tische Paulus und Achazius. Neben ihnen, die Arme auf der Tischplatte, den Kopf darauf gelegt, schläft Hamida.*

*Bohnenmilch geht von Tisch zu Tisch.*

CHORUS

*bald hier, bald dort, bald einzelne, bald viele Stimmen:*

Ich war noch jung und war doch arm,  
kein Geld hatt' ich gar nicht, daß Gott sich erbarm'.  
Da nahm ich meinen Stab und meinen Bettelsack  
und piff das Vaterunser den lieben langen Tag.

ERSTER GAST

Das Geschäft blüht, Bohnenmilch.

BOHNENMILCH

Markttag. Aber was kommt dabei heraus? Ihr freßt viel, wollt die Fässer leer saufen und zahlt nichts.

ACHAZIUS

zu Paulus:

Du hättest nicht sollen wieder durchs Wittenberger Tor hereingehen. Es schlug wie eine Falle hinter uns zu. Und nun gar deine Kebse mit dem braunen Gesicht, die wir mit Müh und Not aus der Stadt gebracht haben.

PAULUS

Das Mensch muß Geld bringen, was beschlepp' ich mich sonst mit ihr. Soll ich sie draußen vor den Hühnern und Gänsen auf den Händen laufen und kopfstehen lassen?

BOHNENMILCH

Ist's möglich? Der Paulus und der Achazius! Was habt ihr verloren zu Wittenberg, daß ihr so schnell zurückfindet? Und immer noch die Herumstreunerdirne an der Hand?

PAULUS

Ach was, schaff mir Käufer, ich geb' sie um einen leidlichen Preis.

BOHNENMILCH

Nehmt die Beine unter den Arm, so schnell ihr könnt! Dort hinterm Stückfaß sitzen zwei Scharfrichter.

PAULUS

Wir stehen alle in Gottes Hand.

ACHAZIUS

Er hat recht, Paulus, wir müssen fort.

PAULUS

Was hätt' ich getan, außer was sich ableugnen läßt?

ACHAZIUS

Um ihretwillen — *er weist auf Hamida* — haben der dänische Prinz und der spanische Teufel ihre Degen gekreuzt. Von beiden hast du nichts Guts zu gewärtigen.

CHORUS

*wie vorher:*

Und als ich kam den Heidelberg hinan,  
da packten mich die Bettelvögt'  
gleich hinten und vorne an.

Der eine packt' mich hinten,  
der andre packt' mich vorn:  
Ei, ihr verfluchten Bettelvögt',  
so laßt mich ungeschorn!

PAULUS

Bettelvogt hin, Bettelvogt her: was geht's mich an, das  
vertrackte Geheule! Gäb's keine Bettler, woher nähmen  
die Bettelvögte das Brot?

CHORUS

Da packten mich die Bettelvögt'  
gleich hinten und vorne an.

PAULUS

Mögen sie mich hinten und vorne, oben und unten an-  
packen! Sind für mich nur bezahltes Lumpenpack.  
Bohnenmilch, eine Kanne Wein!

BOHNENMILCH

Bist noch mit drei Gulden vom letzten Mal in der Kreide.

PAULUS

Thomas bringt Geld, er muß gleich hereinkommen.

*Brakka taucht plötzlich aus der Menge auf.*

BRAKKA

*zu Paulus:*

Behüt' dich Gott, schöner junger Herr! Hast rundes  
Auge, stieren Blick. Träumst schlecht. Zeig Finger!  
O weh! Viel schlechte Handwerk! viel schuldlos Blut!  
Von Grenoble Venedig, Venedig Paris, Paris Straßburg  
Wittenberg: lange Straß, viel Versteck, Viel blutige  
Hohlweg. Grand-diable kann nicht nur Büch lesen und  
Büch schreiben. Hast Angst vor Gebein, das hinter dir  
her klappert. Gib Gulden, gib Gulden halb! Hier Salbe,  
nimm! Verjagt die Satane, Brandwunden, Hautflechten,  
Krätze, Beulen. Kaufst Mandragore: Gulden zehn. Klein,  
klein Galgenmann: kein Messer, kein Richtbeil, kein  
Strick kann dich schaden. Totenbeine klappert nicht

mehr. *In bezug auf Hamida: Schläft Kind? Ist Kind krank? Ist eine von unsre Leit'?*

PAULUS

Mach, daß du fortkommst, oder ich haue dir über den Kopf!

*Nach einem langen scharfen Blick auf Paulus und Achazius verschwindet Brakka in der Menge.*

ACHAZIUS

Sie hat uns erkannt, Paulus! Es ist das alte Weib aus dem Pilgerstab, das sich als Hamidas Mutter aufspielte. Wieder wimmelt es hier herum von Zigeunervolk. Wenn wir nicht achtgeben, fallen sie bei nächster Gelegenheit über uns her.

PAULUS

Geziefer! Sie werden mir trotzdem die Dirne nicht abjagen. Denn was ich auch sage — Hamidchen, wach auf! *Er pufft sie wach* —, ich werde dich nie und an niemand abtreten. Notate hoc oraculum!

CHORUS

*wie vorher:*

Sie führten mich ins Zuchthaus nein,  
da drinnen sollt' ich sitzen und dabei lustig sein!  
Da drinnen sollt' ich sitzen bei Wasser und bei Brot:  
Ach, du verdammter Bettelvogt, krieg du die schock-  
schwere Not!

PAULUS

Was für Scheißlieder singt das Bettelpack?!

*Thomas taucht aus der Menge auf.*

ACHAZIUS

Da ist Thomas.

PAULUS

Wo bist du so lange gewesen, Thomas? Komm her, schütt aus, was du ergattert hast!

THOMAS

Drei faule Eier und einen madigen Käse. Aber dafür

fünf Heller an Geld und Schock ihrer dreizehn Beulen und Bisse.

ACHAZIUS

Tagedieb, du nichtsnutziger du! Du sollst noch beliebige Dresche dazu haben.

HAMIDA

*fährt auf:*

Ist Thomas? Thomas, Thomas! Komm her!

*Thomas drückt Hamida etwas in die Hand. Paulus hat es bemerkt und nimmt es ihr weg.*

PAULUS

Was ist das? Ein rheinischer Gulden? Was?!

HAMIDA

*sich wehrend:*

Nein, nicht! Schurke! Nicht! Dieb! Ich kratze dir Augen aus dem Kopf!

*Thomas verschwindet in der Menge.*

*Mit verlarvten Gesichtern, Kränze von Rosen um die Studentenbarett und die Griffe der Rapiere, in reichen Phantasietrachten, erscheinen Hamlet, Horatio, Fachus, Wilhelm, Rosenkranz und Gildenstern, drei Knaben, als Narren verkleidet, mit Schellenkappen, und ein zahlreiches Gefolge junger Studenten.*

*Man ist still geworden, weiß nicht, was man von dem Aufzug halten soll. Viele springen auf, einige laufen, da sie Häscher vermuten, Hals über Kopf davon.*

HORATIO

Es scheint hier das Bettelmannsparadies zu sein, wo die Blinden ihr Gesicht, die Einäugigen ihr zweites Auge, die Einarmigen ihren zweiten Arm wiederbekommen, die Stummen ihre Rede, die Tauben ihr Gehör. Von allen Gebresten hält sich keines, wie mir scheint, an diesem ältesten Wallfahrtsort. In dieser beliebtesten aller Kirchen werden die Schiefen gerade, die Lahmen werfen ihre Krücken, die Buckligen ihre Buckel weg.



HAMLET

*zu Bohnenmilch, der herangetreten ist:*

Wir werden euch nicht stören. Unsre Absicht geht nur auf einen Becher Weins.

BOHNENMILCH

Ihr Herrn,  
wenn ihr vorlieb nehmt, 's ist ein Kellerloch,  
das arg nach Rinderfett und Weingeist duftet  
und Schweiß der Arbeit. Meine Gäste sind  
so, wie sie sind. Ich such' sie mir nicht aus.

ROSENKRANZ

So tief hat wohl der Dienst am Prinzen uns  
noch nie zur Unterwelt hinabgeführt.

GÜLDENSTERN

Seltsame Neigung bei so hohem Herrn,  
für Gossenabhub, Ausguß und Latrine;  
denn Weingeist ist der Däfte edelster,  
die unsre armen Nasen hier umbrodeln.

ROSENKRANZ

Ein Lasterwirbel, gurges vitiorum.

ERSTER GAST

Nur mehr Latein, ihr Herrn, wir können's auch!

GÜLDENSTERN

Zu Wittenberg spricht's jeder Ziegelstein.

ROSENKRANZ

Es bellt's der Hund, und es miaut's die Katze.

GÜLDENSTERN

Die edle Sprache, rücksichtslos geschleift  
durch jeden Kot, sie wurde übelduftig,  
man nimmt sie widerwillig in den Mund.

ROSENKRANZ

Es kommt einem vor, als ob man ihr die Flöhe absuchen  
und sie entlausen müßte.

ZWEITER GAST

Man muß den Hund mit den Flöhen hinnehmen.

ACHAZIUS

*zu Paulus:*

Es wäre nicht uneben zu wissen, was diese Kommilitonen im Schilde führen und wer sie sein mögen.

DRITTER GAST

*am Nachbartisch:*

Die Hohe Schule ist heut wie ein schwärmender Bienenstock. Ich wette, es ist die Kumpanei um den dänischen Prinzen.

PAULUS

Komm, Bruder, ich denke, wir werden das Feld räumen!

ERSTE SCHELLENKAPPE

*zu Paulus, der sich halb erhoben hat:*

Der Argwohn riecht den Braten, eh noch das Kalb gestochen ist. Bleib hier!

*Schlägt ihm mit der Pritsche über den Kopf.*

PAULUS

Komm mir beileibe nicht zu nah: ich heiße Paul mit der Hellebarde!

ZWEITE SCHELLENKAPPE

Wer einen bösen Namen hat, der ist schon halb gehangen! Bleib hier, bleib hier!

*Er schlägt ihm mit der Pritsche auf den Kopf.*

PAULUS

Und wer ein loses Maul hat, zieht Maulschellen an!

DRITTE SCHELLENKAPPE

Büchsen, die nicht krachen,

Jungfern, die nicht lachen,

Vögel, die nicht singen,

wer hat Lust zu solchen Dingen?

*Er klopft mit der Pritsche leicht Hamidas Scheitel.*

PAULUS

Laß meine Tochter in Ruh', verfluchter Hanswurst!

Komm, Hamida, wir wollen nach Hause! *Alle drei*

*Schellenkappen klopfen jede mit den Worten „Bleib hier!“ mit ihren Pritschen Paulus auf den Kopf. Es sind genug andre da, wenn ihr eure Narrenspossen an den Mann bringen wollt. Er schreit: Bohnenmilch, wirf diese Wickelkinder aus deiner Kaschemme!*

ERSTE SCHELLENKAPPE

Das schlechteste Rad am Wagen macht den meisten Lärm!

ZWEITE SCHELLENKAPPE

Pillen muß man schlucken, nicht kauen, Bacchant!

WILHELM

*halblaut zu Hamlet:*

Bei Gott, da ist, was wir suchen, Proteus!

FACHUS

Die Hunde haben den Keiler gestellt, Proteus!

HORATIO

Die Banderillos haben dem Stier bereits einige Haken ins Fleisch gesetzt.

BOHNENMILCH

*zu Hamlet:*

Wollt Ihr nun nicht gefälligst Platz nehmen, gnädiger Herr Mummenschanz?

HAMLET

Sag deinen Spruch, Wilhelm!

WILHELM

Wir sind Schauspieler, gute Leute, und möchten euch gern alle hiermit zu unsrer Vorstellung eingeladen haben. Sie findet auf unsrer Bühne auf dem Platz vor dem Rathaus statt. Wir werden ein Stück von Proteus aufführen, das den Titel trägt: Kophetua und das Bettelmädchen. Die Rollen sind alle wohl besetzt, durchaus vollzählig, nur nicht die stumme Rolle des Bettelmädchens. Proteus, der Dichter, hat es sich in den Kopf gesetzt, diese Rolle von keinem Manne, sondern von einem echten Bettlerskinde gegen Gold und gute Worte agieren zu lassen. Es ist eine Neuerung, aber was wäre zu Witten-



berg keine Neuerung?! Das Bettelmädchen nun suchen wir. Man hat uns hierhergewiesen als in ein Königreich der fahrenden Leute, wo gelegentlich Großwürdenträger der Zunft sich Rendezvous geben.

*Allgemeines Schweigen.*

FACHUS

Der hohe Protektor, der hinter den Schauspielern steht, hat mir den Auftrag gegeben, euch zu einem Gelage auf dem Markt einzuladen. Es wird ein Ochse gebraten und auf Brettertischen, an denen die Zimmerleute bereits sägen, hämmern und hobeln, von euch mit beliebigen Mengen von Wittenberger Kuckucksbier verzehrt werden. Berühmte Lehrer der Universität haben ihre Gegenwart zugesagt.

ALLGEMEINER RUF

Hoch Kophetua und das Bettelmädchen!

*Hamlet und die Seinen nehmen die Masken ab.*

WILHELM

*zu Paulus:*

Ich schenkte dir einmal etwas, was einem Almosen zum Verwechseln ähnlich sah. Und was noch mehr ist: ich schenkte dir meinen zweiten Degen.

PAULUS

Ich hab' ihn Bohnenmilch gegeben. Er bringt seine Hühner damit um.

WILHELM

Das ist noch immer ehrenvoller für meine Klinge, als wenn er dich damit abtäte.

*Man hat Hamlet erkannt, und viele Stimmen rufen: Der schwarze Prinz! Der schwarze Prinz! Hamida erkennt den Mann, dem sie schon zweimal zu Füßen gelegen, zerteilt die Menge und umfaßt zum drittenmal seine Knie.*

HAMIDA

Herr! Heiliger! Engel! Gottesgesandter! Wenn du nicht Schemen, Schatten, Spiegeltrug, boshafter schaden-

froher Geist bist, die letzen sich an Folterqualen des arme Menschen, so nimm mich endlich unter deine Schutz!

HAMLET

Ich will es tun und mehr noch tun als das!

ACHAZIUS

Ich will zehn Kannen Bier ohne Aufstoßen auf einmal hinuntergießen, wenn ich nicht gewußt habe, von wem und warum die Maskerade ausgeheckt worden ist.

PAULUS

Ich habe mit der krätzigen Hure nichts zu tun. Was geht sie mich an. Aber wenn jemand, sei's, wer es sei, mit mir anbinden will, der bedenke: Wer wider den Wind brunzt, macht nasse Hosen!

BOHNENMILCH

Vergebt ihm, er ist seit drei Jahren nicht nüchtern geworden.

WILHELM

Halte die Nase zu, Proteus!

*Zu Paulus:*

Und du deinen Mund! —

Und ihr, ihr alle: Die, die wir gesucht,  
die schöne Bettlerin für unser Spiel,  
sie ist bereits gefunden. Proteus, Prinz,  
auch aus Genieland, hebe nun sie auf,  
die Blume, die in unsren Träumen lebte  
und nun Kophetua entgegenweint!

Der Schlammfuhl, drin sie wurzelt, heiß und feucht,  
er brodelt um sie her mit scharfem Duft,  
er gärt und pufft Gewölke aus des Abgrunds.  
Mag sein, auch sie betäubt, die Blume selbst.

Wer sich dem Purpur ihres Kelches naht,  
der fühle die Gefahr: aus fremden Welten  
stammt sie, vielleicht von einem fremden Stern.

Betörend ist ihr Duft. Ein König schenkte  
dem Alexander eine Buhle, die  
im Kusse Tod bringt. Doch der Herrliche,

zu stark für diesen Kuß, starb nicht an ihm. --  
Und nun, mein Prinz,  
befiehlt, daß sich Musik um uns ergieße,  
die unsre Füße von der Erde löst  
und aller Erdschwere uns entledigt! —

*Wachsende Musik begleitet alles Weitere.*

HAMLET

*zu Hamida:*

Du bist es, die ich suchte. Diese Locke,  
die heilige, Mädchen, stammt von deinem Haar,  
das selig nun die Finger mir durchrinnt.  
Gib mir die Hand! Kophetua, ein König,  
der tausend Jahre tot ist und doch lebt  
in mir, Hamida, dieser König wollte  
kein Weib ansehen, bis er eines fand,  
das vor der Pforte des Palastes stand  
und bettelte, Hamida. Doch ich bin  
nicht Hamlet, war sie keine Königin:  
verhüllten Lumpen kaum den süßen Leib,  
nun, um so hehrer strahlte sie als Weib.  
Geschwärzt vom Elend nach dem äußren Schein,  
war sie in Wahrheit weiß wie Elfenbein.  
Horatio, Wilhelm, Paladine, kommt!  
Geleitet sie, wie's einer Königin frommt!  
Rapiere blank! Tritt jemand ins Geheg,  
dem zeigt mit ihrer Schärfe seinen Weg!  
Baut auf dem Marktplatz einen goldnen Thron,  
dort wollen wir die Holde hingeleiten.  
Sie soll auf einem weißen Zelter reiten:  
er ahnt die Last und wiehert draußen schon.  
Ihr alle folgt uns nach in frohem Zug!  
Es mag die Stadt die neuste Lehr' erfahren:  
Verlogne Prozessionen gibt's genug,  
die unsre nun gehöret zu den wahren,  
wo alle Menschheit sich als eine zeigt  
und aller Hader, aller Hochmut schweigt.

## WILHELM

Und eine Puppe wird vorangetragen,  
groß wie ein Goliath, mit Stroh gestopft,  
sie wird mit Bengeln immerzu geschlagen:  
des Tiefsinns Stickluft wird ihr ausgeklopft.  
Die böse Vettel heißt Melancholie,  
und auf dem Rathausplatz verbrennt man sie.

*Hamlet voran, gefolgt von Hamida, inmitten der Kavaliere mit bloßen Degen, entfernt sich die Studentens eskorte in Prozession. Dem Zuge folgt die große Mehrzahl der Gäste.*

*Zurückgeblieben sind unter andern Paulus und Achazius.*

## BOHNENMILCH

*zu Paulus, unwillkürlich stark belustigt:*

Bah, bah, du großer Held!

## PAULUS

Hund, geh zum Teufel!

*Er wirft einen Krug nach Bohnenmilch, der über ihn hinwegfliegt, weil er sich rechtzeitig bückt.*

## VIERTER AKT

### ERSTE SZENE

*Hohes Schlafgemach in der Fachusburg. Prunkbett mit rosenbekränzten Säulen.*

*Abenddämmerung.*

*Fachus, Rosenkranz und GÜLDENSTERN, noch in den Festkostümen mit den Rosenabzeichen und festlich erregt.*

#### ROSENKRANZ

Wär' dies, was sich ereignet, menschenmöglich anders als mit dem Prinzen, der sich auslebt in völlig unberechenbaren Launen?

Man glaubt, es geht nach Nord — er schwenkt nach Süd.

Er will sich töten — und durchsticht den andern.

Er mag kein Weib sehn — und er hängt an eines sich plötzlich an wie ein Ertrinkender...

#### GÜLDENSTERN

Erstaunlich, wie sich alles dies gefügt zum heitren Krönungsfest der Bettlerin und der gespielten Hochzeit auf dem Markt.

Ein königliches Paar, man darf es sagen, wie Wittenberg noch selten eins geschaut.

Man muß gestehen, Hamlet ist beliebt; denn bei der Trauung ging der gute Wilhelm im nachgeahmten Ritual der Kirche, der alten freilich, scheint mir, etwas weit.

#### FACHUS

Fast an ein Wunder grenzt mir dieser Tag.

Wie alles wurde, scheint mir unbegreiflich.

Niemand befahl, und dennoch jedermann schien heimlichen Befehlen zu gehorchen.

Wo kam der weiße Zelter her, auf dem Hamida ritt? Und wer entband ihr Haar, daß es sie, die fast nackt war, ganz umhüllte?

Aus welcher Kirche kam der Baldachin,



von Mesnerjungen über ihr gehalten,  
als sie zum Thron emporstieg? Wer denn hieß  
das Volk die Gärten plündern, bis ihr Pferd  
und sie hernach auf einem Teppich schritt  
von Blumen? Und weshalb befreite sich  
kein einziger Ruf des Hohnes aus der Menge,  
die teils in feierlicher Stille still  
verharrte, teils zu Chorgesängen sich  
lieblich, als ob man einer Heiligen folgte,  
zusammenschloß?

ROSENKRANZ

So weit ist alles gut.

Hier dies Beilager scheint mir fast bedenklich.

FACHUS

Uns keineswegs. Die Kur geht ihren Lauf.  
Sofern man Liebe eine Krankheit nennt  
und sie die Heilung selber in die Hand nimmt,  
wird man den Arzt Natur nicht unterbrechen!

ROSENKRANZ

Nun, was geschah, wir konnten es nicht hindern.  
Den möcht' ich sehn, der einen Geist wie Hamlet  
zäumen und zügeln kann. Doch darf nach Helsingör  
nicht ein Bericht gelangen, der vielleicht  
im üblen Sinne auszulegen wäre:  
als offner Ungehorsam oder gar  
aufsässige Verhöhnung mütterlicher  
Verwarnung oder väterlichen Machtspruchs.  
Wir stellen's dar als heitren Mummenschanz,  
als wär's des Prinzen Dank an Wittenberg  
vor seinem Abschied.

FACHUS

Tut ganz, wie ihr wollt!

Nur macht den Eltern, bitt' ich, keine Hoffnung,  
daß Hamlet sich vor Ablauf eines Jahres  
von unsrer Hohen Schule lösen könnte.  
Dazu vermag ihn nichts, es sei denn, daß man ihn

aufnehmen und entführen ließe mit  
Gewalt, was Gott verhüte!

ROSENKRANZ

Wir befürchten  
zunächst nicht diesen Ausweg, sind indessen  
nicht sicher, daß man ihn nicht wählen würde  
bei offenkundiger Widersetzlichkeit.

FACHUS

Wir wollen nicht von übermorgen reden,  
sondern vom Heut. Und dieses Heut ist schön.  
War schön und ist's, wie selten in der Welt  
ein Frühlingstag. Ein seliger Taumel fiel  
wie Blumenregen über Wittenberg —  
oder es war, als wenn ein Engel sich  
verflogen von dem Stern der ewigen Freude,  
die Welt gestreift und weißen Federflaum  
verloren, duftigen Schnee, der Wittenberg,  
die neue Gottesstadt, in Glück gehüllt.  
Ihr Herren, dieser Tag war ein Geschenk,  
ein Vorschmack jenes Tausendjährigen Reichs  
König Kophetuas, alias Jesu Christi,  
das nach dem offenbarten Gotteswort  
der Heiland noch auf Erden will errichten.  
Der Menschen Füße schritten wie beschwingt,  
Patrizier und Bettler reichten sich  
bewegt die Hände. Freudentränen weinend,  
lag arm und reich einander an der Brust.  
Und wer nicht alles, Freunde, drängte sich  
herzu, der Bettlerin den Fuß zu küssen:  
weißköpfige Dozenten unter Mönchen  
und Nonnen, Edelleute, wohlbekannt  
an Namen, mitten unter schlechtem Volk,  
Leute von Stand inmitten ekler Krüppel.  
Es war, als sei die Armut selbst vom Himmel  
herabgestiegen und die Menschen hätten  
begriffen, daß sie ihre Mutter sei

und ihrer aller einziger Besitz.  
Und darum sah man sie nun hoch zu Roß  
als Königin, als wahre Kaiserin,  
als höchsten Erdenreichtum: nämlich Armut! —  
Als Göttin! — Daß man ihr nicht stets gedient,  
und ihr allein, dies war's, was man bestürzt  
begriff und nicht begriff im jähen Licht  
glückseliger Offenbarung. Alles rang,  
Versäumtes gutzumachen, sich den Fuß  
der großen Mutter auf das Haupt zu setzen,  
ihn zu berühren wenigstens und fort  
und fort mit heißen Tränen ihn zu waschen.  
Niemals vergess' ich diesen Augenblick,  
wo sich des Menschenloses reiner Kern  
mit einem Male Tausenden enthüllte.

ROSENKRANZ

Und was war Hamlets Teil?

FACHUS

Er hielt die Zügel  
des weißen Zelters, der die Armut trug,  
erhabnen Haupts wie ein gefallner Engel,  
im Auftrag Gottes. Feierlichen Schritts,  
doch düster mehr als heitren Angesichts,  
bewegte sich der Prinz. Die Lippen zuckten,  
und in den Augen glomm ein Tränenbrand.  
Die Menge wich zurück an seiner Seite,  
voll Furcht und auch voll Ehrfurcht. Ihn umgab,  
wo immer, überall, ein freier Raum.

GÜLDENSTERN

Wer mag dem königlichen Schwärmer folgen,  
wenn diese schwere Fremdheit ihn umschließt  
und in sich selber kehrt?

FACHUS

Ich sage: niemand,  
dieweil die Saiten unsrer toten Seelen  
wie Stricke sind, verglichen mit den goldnen

und silbernen, die Gold und Silber rauschen  
in ihm, wenn sie Apoll berührt, und Nacht  
dem Hades schauerlich entströmen lassen  
in Tönen, wenn sie Hades selber streift.

*Horatio tritt ein.*

HORATIO

Sie kommen! Halb Wittenberg hinter ihnen her! Meine  
studentische Leibgarde hält das Paar umringt. Man kann  
die Zugbrücke herablassen. Es ist Fürsorge getroffen,  
daß niemand über sie geht außer denen, die von uns  
dazu berufen sind. Licht und Schatten der Fackeln,  
die dem königlichen Brautpaar geleuchtet haben, hu-  
schen bereits über die Schloßmauern. Sir William geht  
dem König Kophetua überall an die Hand.

*Flügeltüren öffnen sich. König Kophetua-Hamlet und  
Königin Hamida, diese tief verschleiert, werden sichtbar,  
umgeben und geleitet von Wilhelm, bekränzten Schau-  
spielern und Studenten.*

FACHUS

Willkommen, hohes Paar, in meiner Burg,  
die nunmehr eurer Liebe ganz gehört!  
Es ist kein Ziegelstein in sie verbaut,  
den nicht der Wunsch beseelte, euch zu dienen.

HAMLET

Hab Dank, mein Balthasar, und du, mein Wilhelm,  
ihr Lieben, Rosenkranz und GÜldenstern!

*Mit einem Wink entläßt er sie.*

*Die Türen werden geschlossen. Hamlet und Hamida  
sind allein.*

Nun laß mich dich aus deinem Schleier schälen,  
du dunkles Rätsel!

*Er tut es mit Ehrfurcht, wie wenn er ein Götterbild  
entschleierte.*

Köstliches Gebild!

Nicht Erde ist, nicht Lehm, nicht Ton der Stoff,  
aus dem du wurdest! Nein, nicht Erde ist's,

aus der sich eine Göttin bilden läßt  
wie du! Dein schwarzes Haar gebar die Urnacht:  
die alte Mutter Nacht! Dein Meeresauge  
die See, aus der Frau Venus selbst hervorging:  
Opal, Opal, den ewige Dämonie  
beseelt, entschleir' ich unter reinen Bögen  
der beiden dunklen Brauen, die sich treffen.  
Und nun erscheint die Muschel deines Ohrs,  
des rechten. Ist es Schmuck für sich allein:  
soll's ein Gehänge von Rubinen tragen  
trotzdem! Und so das andre, linke, auch! —  
Oh, Wunder über Wunder! Nun erblickt das Licht  
zwei Wangen, mattes Gold, und Flügelchen  
der feinen Nase, die im Abendschein  
wie einer bunten Motte Flügelpaar  
erzittern! — Fremder Gast, wo kommst du her?  
Uralter wird mit ewiger Jugend eins  
in dir und feiert himmlische Vermählung. —  
Noch jüngst umwarben dich die Kinder Gottes,  
sooft sie niederstiegen unter Menschen.  
Du warst Briseis, als Achill dich sah  
und dir verfiel. Du warst Kleopatra,  
die Mark Anton das wahre Leben gab,  
als er erstickt war in gemeinem Machtrausch:  
doch dies ist nichts, denn hier ist Gegenwart! —  
Du schenkst mir deinen Hals und deine Schultern  
unter dem vollen runden Kinn, des Grübchen  
ich mit den Lippen bebend nun berühre. —  
Oh, hab Geduld: in diesem Augenblick  
bin ich der Geiz in eigenster Person.  
Nie könnt' ich mir verzeihen, ließe ich  
von allen diesen Reizen ungenossen  
den winzigsten. Du siehst mich weinen. Oh,  
Hamida! Denke nicht gering von mir,  
wenn meine Tränen unaufhaltsam fließen —  
ich weine oft, doch freilich nicht wie heut.

Kein Lot ermißt des Brunnens Tiefe, dem  
das Feuer meiner Tränen heut entquillt. —  
Du bist ein Kind! Das Kind! Du bist das Volkslied!  
der Völker allergrößtes Wunder! bist  
zugleich die Laute! der Gesang! der Dichter!  
Verstehst du mich? Doch nein, versteh mich nicht  
und laß dich, Heilige, knieend nur verehren!

*Er sinkt an ihr nieder und verbirgt sein Gesicht zwischen  
ihre Knie.*

HAMIDA

Bin ganz wie Nebel, Herr! Bin ganz wie Traum!  
Aus finstre Loch, wo Henkersknecht mich quälte,  
stieg, wie aus Grab und wie aus Puppe steigt,  
mit bunte Flügel schlagend, Schmetterling.  
Noch ist Haupt dumpf. Ich glaub' nicht, was ich seh',  
mit mich geschieht. So viel begreift Hamida,  
daß du ihr frei gemacht hast. Hast gerettet.  
So nimm mich! Ewig, ewig bin dir Sklavin!

HAMLET

Nichts da von Sklavin! Du bist frei gemacht,  
damit du frei seist, meine Königin!  
Wenn hier ein Sklave ist, so bin ich deiner.

HAMIDA

Oh, du nicht Sklav'! Bist Prinz! bist Königssohn!  
Ich Sklavin immer: aller immer Sklavin.  
Leg mich in Ketten: mehr gebunden bin  
auch dann nicht, Prinz, als jetzt schon.

HAMLET

Kein Gedanke  
darf dich beschleichen an Gefangenschaft!  
Ein jedes Schloß und jede Tür springt auf,  
wo du nur immer mit der Braue winkst!  
Wir trugen zwar dich aus der Unterwelt  
zum Licht, doch war's der erst' und letzte Zwang.  
Entlaß das Wort nun selbst aus deinem Geiste!

HAMIDA

Nicht gar so leicht das ist, als mancher denkt.  
Ob lange flattern kann ein Schmetterling,  
hat Blei im Flügel? Ich nicht weiß. Zu schwer  
ist manches. Kann nicht einmal schwimmen  
in klare Wasser, sonst was Sumpf bewohnt.

HAMLET

Du hast ihn bald vergessen, Kind, den Sumpf.

HAMIDA

Nicht leicht ist das, wenn Stille wiederkommt  
nach Lärm. Mag sein, daß gut war: heut nicht rein!  
Zu sehr beschmutzt von Schurke. Glaub mir, Prinz,  
bin schlecht für dich. Nicht gut! Viel schlecht! viel  
schlecht!

Gut für ein Fastnacht, sonst nicht. Tust mir leid.

HAMLET

Schmutz rinnt von Schönheit ab, er haftet nicht.  
Auch ich bin durch so manchen Schmutz geschritten  
und ohne schweren Schaden an der Seele,  
so hoff' ich. Denke, daß ich alles weiß  
und du mir dennoch eine Heilige bist  
und meine Königin, Hamida! Denke,  
ich hätte dich erkannt in deiner Reinheit,  
in jener, die nichts trübt, wo einmal sie  
vorhanden ist. Du warst ein Raub. Was man  
geraubt, es war nicht, was du wahrhaft bist  
und was ich in dir liebe. Unversehrt  
ist das. Es ist für ewig unversehrbar!  
Ich weiß, was dich betroffen, was du leiden  
und dulden mußtest. Leiden ist das Los  
alles Erschaffenen, das Los der Schöpfung,  
schon darum, weil sie eine Schöpfung ist.  
Hamida, littest du bis jetzt allein,  
so leid' ich nun mit dir. Denn unerfahren,  
wahrhaftig, Kind, bin ich im Leiden nicht.

HAMIDA

Du hast von wilde Tier mich frei gemacht,  
 wie Lischka mich von andre wilde Tier.  
 Was früher, laß im Dunkel! Doch du kennst nicht  
 Zigeuner! Nicht verfluchte Nation  
 und was im Blute hat: verfluchte Erbschaft.  
 Fürcht' mich' vor mich!

HAMLET

Sprich ohne Scheu, Hamida!  
 Dein bloßes Sprechen klingt mir wie Musik.  
 Die Sprache, die du ehrst mit deinen Lippen,  
 tönt einer Laute gleich! Vergiß es nicht,  
 was ich dir immer wieder zugeraunt:  
 aus welchen Höllen deine Hände mich  
 emporgeleitet: mehr mir Retter als  
 die meinen dir! Dein Dasein, deine Stimme  
 sind nun die neue Welt, in der ich lebe.  
 Denn daß du mir gehörst, dich gern mir schenkst,  
 dafür hab' ich die Zeugen deiner Küsse  
 und deiner Finger inniges Liebesspiel.

*Hamlet, niedersitzend, zieht sie sanft auf sein Knie.*

HAMIDA

Du bist ein hübscher, süßer Knabe, Prinz!  
 Ich hab' als Kind geträumt von dir!

HAMLET

Siehst du,  
 die Liebe macht gelehrig. Leichter schon  
 fließt dir die fremde Sprache von der Zunge.

HAMIDA

So schön und fremd und wundersam wie dich  
 sah ich noch keinen.

HAMLET

Wenn ich diese Worte  
 nur mit geringer Ändrung wiederhole,  
 so passen sie auf dich so gut wie mich. —  
 O wundervolle Nacht, die jetzt sich naht!



Wäret ihr Kerzen nicht so matt und fügsam,  
so traulich-willig und zugleich voll Ohnmacht,  
müßt' ich in einem Sinn euch hassen! — Jetzt,  
Hamida, hasse ich den Tag! — Allein  
trieb' ich den Haß so weit, euch auszulöschen,  
wär's Raub an meinen Augen: Sehn und Fühlen  
bekämpfen qualvoll sich in Eifersucht.  
Wir wollen in der Flämmchen seligem Dämmer  
den Frieden stiften zwischen Sehn und Fühlen  
und beidem unser Glück gerecht verteilen.

## ZWEITE SZENE

*Im Wirtshaus Zum Pilgerstab. Die Räumlichkeiten wie  
in der ersten Szene.*

*Es ist um die Mittagszeit.*

*Don Pedro sitzt ungefähr wie in der ersten Szene an  
einem der Tische. Sein rechter Arm bis über die Schulter  
herauf ist noch bandagiert. Der Penneboß bringt ihm  
Wein.*

PENNEBOSS

Es freut mich, Euch wohlauf zu sehn, Don Pedro!

DON PEDRO

Mensch, deine Freude wird mir wenig nützen,  
sie ändert meinen schlechten Zustand nicht.  
Als Schadenfreude mag sie höchstens gelten.  
Ich bin wohlauf, wie ein verprügelter  
und lendenlahmer Hund es immer sein kann.  
Wohlauf wie einer, den man ausgeraubt  
am Straßenrande liegenließ. Wohlauf  
wie einer, den der Zahnschmerz plagt und so  
in seinen beiden Kieferknochen wütet,  
daß ihn Charakter nur und Religion  
davor bewahren, in den Tod zu flüchten.

PENNEBOSS

Was Tausend! Ist's Don Pedro, der so spricht,  
der kühnste Mann und stolzeste der Spanier?  
Was hat Euch so ins Gegenteil verkehrt?

DON PEDRO

Stell dich nicht dümmer, Schurke, als du bist!  
Du weißt, wonach du fragst, so gut wie ich  
und willst, um dich an meiner Qual zu weiden,  
daß ich an deinem Satansbeichtstuhl mich  
besonders noch entblöße.

PENNEBOSS

Meint Euer Gnaden  
den Zweikampf mit dem schwarzen Prinzen? Gott,  
das Waffenglück ist eine Metze, die  
bald dem, bald dem sich hingibt! Damit wird  
ein ausgekochter Kämpe, wie Ihr's seid,  
wohl ohne viel Verwundern immer rechnen.

DON PEDRO

Jawohl, allein wo bleibt mein rechter Arm?  
Ich bin um meinen rechten Arm geprellt  
durch einen Stümper: an ihn muß ich denken,  
den Stümper, wenn ich wie ein kleiner Schütz  
mit meiner linken Hand das Schreiben übe,  
mich quäle, mit der linken Hand zu fechten,  
linksseitig auf den Klepper mich zu schwingen  
versuche, und in infinitum fort.

Die Metze war hier nicht das Waffenglück,  
die mich zur Strecke brachte. Nein, sie stand  
vielmehr als übler Kampfpfeis neben ihm,  
dem stadtbekanntem königlichen Milchbart.  
Und so versah ich's. Ich versah es, weil ich  
statt in des Gegners Aug' in ihres sah.

PENNEBOSS

Das war nicht klug.

DON PEDRO

Du triffst es auf den Punkt.

Du Schurke hast an Weisheit zugenommen,  
seit wir uns nicht gesehn. Ich kranker Esel  
dagegen, den der leidige Satan reitet,  
bin mehr als je mit Narrheit aufgezümt.  
Denk', daß mir schon ein wenig besser wird,  
wenn ich im Hof das Lärmen wieder höre  
von dem Zigeunerpack.

PENNEBOSS

Nun ja, auch ich.

Wißt Ihr, daß es dieselbe Bande ist,  
die damals hier Gericht hielt? Sonderbar  
genug, daß Ihr mit ihr zusammentrefft!  
Ja, selbst der Anlaß des, was heut geschieht,  
ist noch der gleiche. Jener junge Kerl,  
der mit Hamida sich vergangen hatte  
und deshalb mit zerschlagenem linkem Arm  
bestraft und aus dem Stamm gestoßen wurde,  
ihn nimmt man heut in Gnaden wieder auf.

DON PEDRO

Du faselst, Penneboß, du träumst, du lügst! —  
Und mich ergreift ein Schwindel. Gib mir Branntwein!  
Das Einst und Heut scheint wieder eins zu sein. —  
Doch nehm' er sich in acht, der Bursch, vor mir,  
dem ich mein ganzes Unglück ja verdanke!

PENNEBOSS

Wieso? wieso? Erzählt, ich weiß von nichts!  
Man ist hier fern vom Schuß und wie im Grabe.  
So kennt Ihr Lischka? Habt zu tun mit ihm?

DON PEDRO

Du Neugeborner, gib dir selbst die Antwort!  
Nahm ich den angebißnen Apfel nicht  
aus seiner Hand? Und hat er ebenden  
mir nicht gestohlen, als sie auf der Leiter,  
die er ihr heimlich zu beschaffen wußte,  
zu ihm herunter in die Gosse stieg?  
Kam nicht hernach der Zweikampf, nicht die Wunde,

die blut'ge so wie die unblutige  
in meinem Innern, die noch schlimmer brennt?

PENNEBOSS

Je nun, 's ist erste Liebe! Wenn zwei Kinder  
wie Lischka und Hamida sich gefunden,  
zwei Herzen, rauchend von Zigeunerblut,  
vermag sie keine Macht der Welt zu trennen.  
Das ist der Punkt!

DON PEDRO

Ein Punkt, der mich nichts angeht.  
Ich muß sie wiederhaben, sag' ich dir,  
und nähm' ich sie dem Teufel aus dem Rachen!

PENNEBOSS

Der kleine Lischka weiß es, wo sie ist.

DON PEDRO

Gerücht, Gerede, Unsinn, weiter nichts!  
Er kann nicht wissen, wie auch ich nichts weiß  
im Augenblick. Doch meine Hunde suchen.  
Glaub mir, und gingen Jahre hin, ich lasse  
nicht nach; denn ich bin zäh!

PENNEBOSS

Wollt Ihr ihn sprechen?

DON PEDRO

Wenn er nicht fürchtet, daß ein Prankenschlag  
ihn rächend niederstreckt, so soll er kommen.  
So viel vermag mein linker Arm schon jetzt.

PENNEBOSS

Tut's nicht! Der Bursche schwelgt in Seligkeit,  
weil man ihn heute wieder ehrlich macht:  
er darf aus seines Häuptlings Becher trinken.

*Ein großes Beifallsrufen der Zigeuner erschallt unten  
im Hof.*

Und eben ist's geschehn. — Wenn Ihr die Wut  
wirklich noch immer in den Gliedern habt,

versöhnt Euch mit dem Jungen und benutzt ihn!  
Er kommt.

*Lischka tritt ein.*

LISCHKA

Boß, ich bin ehrlich: gib mir Branntwein!

*Er bemerkt Don Pedro und erstarrt.*

DON PEDRO

*lacht laut, böse und hämisch:*

Ja, Lümmel, du bist ehrlich! Sieh mich an

und sage nochmals, daß du ehrlich bist!

Elender Lumpenkerl, sag: „Ich bin ehrlich!“

Gehenkter Hammeldieb, sag: „Ich bin ehrlich!“

Einbrecher, Mädchenräuber, Malnacido,

so wie du zwei gesunde Arme hast,

Bube: so ehrlich bist du!

LISCHKA

*nunmehr trotzig:*

Und Ihr seid

so ehrlich, wie Euer rechter Arm beweglich.

DON PEDRO

*wild lachend:*

Nun setz dich zu mir, habe keine Furcht!

Wir sind am Ende Brüder irgendwie,

zum mindesten sind dein linker Arm und mein  
gelähmter steifer rechter Arm Verwandte.

Wenn's dir genehm ist, schicken wir die beiden  
mit einem Dankesbriefchen an Hamida.

LISCHKA

Ich leide gern um ihretwillen, Herr.

DON PEDRO

Ich keineswegs. Allein sie wird dereinst  
mit Zins und Zinseszinsen wiederzahlen,  
was ich um ihretwillen litt.

LISCHKA

Nicht wiederzahlen, was sie Euch nicht schuldet.

Sie will von Euch nichts wissen, liebt Euch nicht.

DON PEDRO

Das grade, Schuft, macht sie mir liebenswert,  
sonst würd' ich sie aus meinem Munde speien  
wie faden Kindsbrei. Eine Kätzin, die  
nicht faucht und kratzt und mit den Tatzen schlägt,  
nicht Feuer sprüht aus grünen Höllentrichtern,  
ist mir so lieb, als hing' sie abgebälgt  
im Rauchfang. Weißt du, wo mein Liebchen ist?

LISCHKA

Wo deins ist, weiß ich nicht. Wo meins ist, weiß ich.  
Wo meins ist, hab' ich niemals nicht gewußt!  
Zigeuner, wenn sie wollen, wissen alles.

DON PEDRO

Was ich an ihr genoß, war mir genug.  
Wer wird um Namen sich mit Kindern raufen?  
Doch wenn du weißt, wo sie geblieben ist,  
wieviel verlangst du, um es zu verraten?

LISCHKA

Verraten? Dir? Nicht einmal auf der Folter!

PENNEBOSS

Ihr habt mit goldnen Füchsen nicht gegeizt;  
drum sag' ich Euch, was von Gerüchten sich  
in meinem Wirtshaus an den Tisch gesetzt.  
Der Dänenprinz, der hier zu Wittenberg  
ein Wesen treibt und seine Jugend austobt  
im Kreis der Zechgenossen, spielt nunmehr  
die Rolle eines sagenhaften Königs  
Kophetua, der ein Bettelmädchen freite.  
Und dieses Mädchen soll Hamida sein.  
Das Paar wohnt auf dem Schlosse eines Freundes.  
Was daran wahr, was falsch ist, weiß ich nicht.

DON PEDRO

Ihm wird begegnen, was noch jedem zustieß:  
sie zahlt es jedem heim, der je sie liebte.  
Doch dieser rare Vogel, den sie fing,  
hat weniger zu befahren als wir andern.

Es warten seiner andre Vogelsteller,  
die schon am Werk sind. Ihrer einen kenn' ich,  
der schon den Käfig für ihn scheuern läßt,  
das Richtbeil schärfen, das den Lockenkopf  
ihm vor die Füße legen soll — im Hui  
und ohne Richtspruch. Der Scholar,  
der mit dem Stift die Schiefertafel kratzt,  
statt den Verrätern auf den Dienst zu passen,  
die seinen Vater schon getötet haben,  
verdient's nicht besser!

PENNEBOSS

Seid Ihr denn allwissend?

DON PEDRO

Nicht grade! Nein! Allein mir steht das Ohr  
des Dionys von Syrakus zu Diensten.  
Ich hör' das Gras in Höfen und Palästen  
der Großen wachsen. Wenn Ihr Hamlet seht,  
grüßt ihn von Juan Pedro de León —  
Hasta la vista! Damit Gott befohlen! —  
und fügt hinzu: von seinem besten Freunde.

*Er geht sporenklirrend ab.*

LISCHKA

*zeigt seinen Dolch:*

Ich habe Not, an mich zu halten, Boß.  
Krieg' keine Ruhe, glaub mir, ehe nicht  
sein Blut von meinem Dolche tropfen sehe.

PENNEBOSS

Verschon mein Haus, sonst tue, was du mußt!

*Beide nach verschiedenen Seiten ab. — Paulus und  
Achazius mit Rucksäcken treten ein.*

PAULUS

*wirft seinen Packen ab:*

Ach, ach, ach! Weh, weh, weh! Das hieße soviel wie  
Ach und Weh! Ach und Weh ist das A und O meines  
Lebens. Ich bin fertig mit meinem Latein.

ACHAZIUS

Das kennt man. Bist du fertig, bedeutet das immer einen dummen Streich.

PAULUS

Wenn wir nur tausend Meilen weit von hier fort wären!

ACHAZIUS

Wenn und Aber sind immer beisammen, wie Paulus und Achazius. Du bist mein Aber, ich bin dein Wenn. Aber ist drauf und dran, das Wenn zu verschlingen. — Hier sind wir schon einmal gewesen, Paulus.

PAULUS

Zeig mir eine Lasterhöhle, in der ich noch nicht gewesen bin, eine Pfütze, in die ich noch nicht getreten bin. Ich habe den rechten Weg verfehlt, ich bin durch die falsche Tür gegangen. Statt in die Alma mater Dei geriet ich in des Satans Hochschule. Ein Leben lang habe ich den Ausgang gesucht, aber der Rector magnificus hat ihn vermauert. Es hat keine Art mit der Reformation; ich brauche zweihundert Beichtstühle. Ich will beichten! Hätte der Alte auf seinem Grauchen mir das Almosen nicht verweigert, er ritte jetzt heil und gesund durchs Tor von Wittenberg.

ACHAZIUS

Leb wohl, Paulus! Ich will sehen, ob der Zimmermann in deiner Hochschule für mich nicht doch ein Loch gelassen hat. Es ist wohl der letzte Augenblick, bevor man es mir mit eisernen Stäben verschließt. — Weißt du übrigens, wo wir sind, Paulus? Wir sind im Gasthaus Zum Pilgerstab, wo wir das Abenteuer mit den dänischen Gecken gehabt haben.

PAULUS

Oh, du verdammter, verteufelter Pilgerstab! Hätt' ich dich nie in die Hand genommen! Wer zählt die Tritte und Schritte, die ich gemacht habe. Ach hieß immer der eine, der andre Weh. Ach und Weh heißen meine Beine. Ade, Vater! Ade, Mutter! Übermorgen komm' ich zu-



rück, achtspännig, wie der Kaiser einfährt am Krönungstage. Da, Vater, hast du Säcke voll Gold! Mutter, Perlen und Diamanten! Euer Sohn ist... Euer Sohn hat... Wenn er ex cathedra doziert, horcht die Welt. Und so fort, und so fort. Jawohl: Pferdekutteln und Sägespäne! Jawohl! Das ist der Humor davon.

*Der Boß kommt wieder.*

PENNEBOSS

Wo kommt ihr her?

ACHAZIUS

Das geht Euch nichts an.

PENNEBOSS

Ein Handelsmann auf einem Esel ist zu Schaden gekommen. Sagt's kurz: Habt ihr die Sache gedreht?

PAULUS

Zerberus, heißt es, hat drei Reiche: Sünde, Gesetz und Tod!

PENNEBOSS

Es steht auf deiner Fratze zu lesen. Wann hab' ich dich schon gesehn, Kerl?

ACHAZIUS

In der Gewitternacht mit den Kavalieren.

PENNEBOSS

Du nanntest dich Paulus, erinnere ich mich, Paulus mit der zerschlagenen Nase.

PAULUS

Der Zierat an meinem Giebel ist neu. Ich nannte mich Paul mit der Hellebarde.

PENNEBOSS

Dann gnade dir Gott! Alle Sbirren von ganz Kur-sachsen sind hinter dir her!

ACHAZIUS

Leb wohl, Paulus! Es muß geschieden sein!

*Achazius schnell ab.*

PAULUS

Monachus — ein Teufel! Diabolus — ein Mönch: er ist

ein Ausgelaufener und hat mich in alles Unheil hineingeritten.

PENNEBOSS

Ein anderer natürlich! Nicht du selbst! Beileibe nicht! Das behaupten am Schluß alle Erzgauner, Paulus.

PAULUS

Hier ist Geld! Gib mir dafür eine Kanne Wein, einen Kanten Brot und ein halb Dutzend Knackwürste.

PENNEBOSS

Lauf, was du kannst! Mit und ohne Wein! Ich befahre sonst Dinge, die mir den Hals kosten.

PAULUS

*breit hingelümmelt:*

Laß mich in Ruh', ich bin lebensmüde. Ich hänge am Galgen oder nicht, schließlich hat der Henker die Arbeit davon. Oder hast du nicht eine Falltüre, Penneboß, auf die man freiwillig treten kann?

PENNEBOSS

Es kommen Menschen! Jawohl, Falltür! Hinten ist ein Kellerloch, dort verstecke ich dich, dorthin bringe ich dir Wein und Bratwürste.

*Er jagt Paulus auf und zieht den Stolpernden mit sich.*

PAULUS

Branntwein, Branntwein! Gib mir Branntwein, soviel du hast, Penneboß! Wenn mich der Teufel in Fetzen reißt, will ich's nicht spüren.

*Einen Augenblick bleibt der Raum leer. Dann erscheint Brakka, die den wilderregten Lischka bei den Händen hält.*

BRAKKA

Nein! Nicht! Ist nicht wahr, ist nicht Paulus! Ist nicht Paulus Bacchant mit Hellebarde! Laß dich nicht freil! Machst dich zweitemal unglücklich! Laß dich nicht los! Laß dich nicht frei! *Sie drückt ihn auf ein Lager und setzt sich auf ihn.* Schwör, daß Frieden hältst! Lischka,

schwör! Schwör deine alte Zigeunermutter! *Lischka schüttelt sie ab und springt auf. Er hat seinen Dolch in der Hand.* Gib Dolch her! Gib Dolch her! Stich mich! Laß dich nicht! *Er reißt sich los, springt gegen die Geheimtür, die eben der Boß von innen aufmacht.* Halt ihn! *Sie droht: Will Rache nehmen an Paulus Bacchant!* Nimmt Rache! Bringt Unglück über uns!

#### PENNEBOSS

Junge, du bist eben ehrlich geworden! Willst du die Galgenleiter hinaufrasen?! *Lischka schlüpft wie eine Schlange an dem Boß vorbei durch die Tür.* Hier mag sich dazwischenstellen, Alte, wer sein Leben über hat. *Man hört Geschrei, Trampeln, Ringen und zuletzt ein schwächer werdendes Gebrüll. Der Boß verschwindet, um irgendwie noch dazwischenzutreten. Die Zigeunerin Brakka, allein im Raum, schleicht an die Tür, um zu horchen.*

#### BRAKKA

Hat sein Fett! Ist nicht mehr gutzumachen. Ist aus! — *Der Boß kommt wieder, hält seine beiden Fäuste stumm vor die Stirn.* Ist was Beeses geschehn dortdrin?

#### PENNEBOSS

Paulus ist tot. — Mag immerhin noch leidlich ausgehn für mich: Lischka hat dem Scharfrichter vorgegriffen.

### DRITTE SZENE

*Studierzimmer des Philipp Melanchthon.*

*Melanchthon an seinem Schreibpult, Hamlet steht vor ihm.*

#### HAMLET

Jung oder alt, was will das heißen? Nichts!  
Ich zähle, meines Wissens, neunzehn Jahr',  
bin also nach der Menschen Meinung jung.  
Und dennoch, wenn der Gram mich überkommt,

der Gram ob dieser ganzen Schmerzenswelt,  
so ist ein kranker, lebensmüder Greis  
nicht lebensmüder. Alt ist einer, der  
den Tod nicht nur berührt, sondern ihn  
ersehnt. Uralt, wer ihn herbeiruft. Und  
der Ruf ist oft schon meiner Brust entflohn,  
obgleich die Welt behauptet, ich sei jung.  
Es kommt mir vor, nicht nur, wenn mich der Geist  
der Finsternis in dunklen Stunden knechtet,  
als wär' ich mit der Menschheit eingefangen  
in Netzen, in des Lebens Reusen, gleichsam  
wie Fische. Satan wäre dann, nicht Gott,  
der Fischer: das ist alte, ewige Weisheit,  
so kommt's mir vor. Sei heiter, heißt es dann,  
und dies gelingt mir manchmal. Doch was ist  
denn Heiterkeit? Was anders als Vergessen?  
Mitunter träumt man, daß man feine Schnüre  
von seinen Gliedern streife, Bindungen.  
Doch ist man eine los, so schnüren einen  
zwei andre ein. Sind diese losgelöst,  
sieht man den Zwang von sechsen, achten andern,  
und immer dichter wird das Fesselnetz,  
je mehr ein Armer sich dagegen müht. —  
Wenn Ihr gestatten mögt, Hochwürdiger,  
beweg' ich mich ein wenig hin und her;  
es redet sich so besser.

MELANCHTHON

Wie's beliebt, Prinz.

HAMLET

Der wunderliche Mummenschanz, der jüngst  
im Schauspiel einer Trauung gipfelte,  
hierorts auf offnem Markt, ist Euch bekannt.

MELANCHTHON

Gewißlich, junger Herr, und wem wohl nicht?  
Das Spiel war recht manierlich ausgeführt  
und hat im großen ganzen mehr gefallen

als Widerspruch erregt. Der Gottesmann  
sogar, der Doktor und mein Freund  
hier gegenüber, hat vom Fenster aus  
mit Wohlgefallen Euren Zug verfolgt.

HAMLET

Man hat's mir hinterbracht. Er wäre wohl  
der Mann, so gut wie Ihr, mich zu beraten.  
Allein wer bin ich, daß ich diesem Berge  
mich sollte nahen, der sein Feuer schleudert  
über Europa und es beben macht  
in seinen Tiefen. Mein geringer Fall  
ist nur für mich ein Fall von Wichtigkeit,  
und Eure Wesensart, Hochwürdigster,  
in ihrer Milde gab mir das Vertrauen,  
mich Euch zu nahen mit einer Nichtigkeit.

MELANCHTHON

Niemand ist nichtig! Ihr seid Götter, sagt  
sogar der heilige Paulus zu den Seinen.

HAMLET

Es könnte meine Beichte mir erleichtern,  
wenn Ihr mir sagtet, was Ihr von mir wißt.

MELANCHTHON

Ihr seid ein Königssohn und seid der Erbe  
von Dänemarks Krone.

HAMLET

Damit habt Ihr nur  
den Marterpfahl genannt, an dem ich stehe,  
den Pranger, der mich allem Pöbel preisgibt.  
Doch freilich geb' ich zu: dies ist nicht wenig.  
Was immer kommen mag, es bleibt mein Schicksal.  
Doch hoff' ich's zu entkräften.

MELANCHTHON

Warum das?

HAMLET

Ließ Kaiser Karl in allen Kirchen nicht

für die Befreiung eines Papstes beten,  
den er, er selbst, gefangenhielt?

MELANCHTHON

Nun ja,  
dergleichen Finten kennt die hohe Staatskunst.

HAMLET

Und darum hass' ich sie und schaudere,  
wohl gar ein Meister dieser Kunst zu werden,  
wie ich als Königssohn verpflichtet bin.

MELANCHTHON

Nun aber lebt Ihr doch auf eine Art,  
die, wunderlich genug, Euch keineswegs  
im andern Lager zeigt, wie dem der Tugend.  
Ihr werdet's besser wissen, als ich's weiß,  
ob man mich recht berichtet, wenn man sagt,  
es gäbe keine Lasterhöhle hier  
um Wittenberg und innerhalb der Mauern,  
wo Ihr nicht heimisch seid. Es sei kein Pfuhl  
zu tief für Euch, um nicht hindurchzuwaten.

HAMLET

So? Sagt man dies, Hochwürdigster? Nun wohl,  
Euch scheint, und vielen scheint, es seien  
nur goldne Bande meiner würdig, solche,  
die glorreich uns zur Höhe reißen, nicht,  
die mich, so meint Ihr, binden an den Sumpf.  
Nun, kommt das Gold denn aus der Erde nicht?  
Demant, Rubin, Beryll nicht aus der Erde?  
Bricht nicht der lautre Quell aus ihr hervor,  
bald kühl, bald glühend und erfüllt von Heilkraft?  
Steigt nicht der Baum, das Gras aus ihr ans Licht,  
der Weizenhalm und jede holde Blume?  
Und gingen wir nicht selbst zu guter Letzt  
aus ihr hervor, der Erde? Sind wir selber  
aus Wasser und aus Erde nicht gemacht?  
Und dies ist Sumpf! Nein, geht mir, geht!  
Und sprecht mir nicht von üblem Schmutz und Schlamm,

es sei denn, daß ihr ihm die hohe Würde  
des Mutterleibes zuerkennt, ihr Herrn!

MELANCHTHON

Ihr wolltet wissen, was ich von Euch weiß.  
Nur was man von Euch sagt, konnt' ich Euch sagen.  
Auch Euer Wort hat mich nur halb belehrt:  
schon das jedoch bedeutet viel. Sprecht weiter!

HAMLET

Verzeiht, Hochwürdigster, ich bin voll Unart,  
ein Wildwachs, eine wilde Wucherung,  
die sich zu zähmen trachtet zwar, allein  
bis jetzt vergeblich. Sagt mir mehr von mir!

MELANCHTHON

Ihr selber, scheint mir, habt genug gesagt.  
Wenn Ihr Euch nachts betrinkt und mit Gesindel  
herumlärmt, mit verkommenen Lotterbuben  
auf du und du steht, Euch in Schlägereien  
verwickelt, einen Menschen niederstecht,  
der Unzucht Opfer bringt, nun ja, Ihr sagt  
es selbst: Ihr seid ein Wildwachs, seid ein Wildling ...

HAMLET

... der sich bisher noch nicht gezähmt, nunmehr  
mit sich und dieser Zählung vollen Ernst macht.  
Und darum kam ich zu Euch. Einstmals hab' ich  
mich einem Klosterabte anvertraut,  
um Mönch zu werden. Heut ist meine Frage:  
Wie werd' ich Mensch, ein schlichter Mensch und Mann,  
der, im Genusse seines stillen Glücks  
umfriedet, weltfern lebt und sonst nichts will?

MELANCHTHON

Nun ja — und seid gesegnet! Oder meint Ihr,  
ich könnte mehr zu Eurem Zwecke tun?

HAMLET

Gebt uns zusammen, traut uns, heiliger Mann!  
Macht mit so wenigem uns zu Mann und Weib  
wie Doktor Luther einst und seine Hausfrau!

MELANCHTHON

*erhebt sich:*

Und Euer Weib?

HAMLET

Ihr kennt sie.

MELANCHTHON

Wie?

HAMLET

Hamida!

MELANCHTHON

Meint Ihr die Zigeunerin?

Um Gottes willen, was verlangt Ihr, Prinz,  
von einem unbescholtnen alten Mann!  
Ich soll das Ärgernis, das Ihr seit Wochen  
der Gegend gebt, mit meinem Segen krönen?  
Denn der an sich erlaubte Mummenschanz,  
von Euch und andern auf dem Markt agiert,  
ist, wie es heißt, in Unfug ausgeartet,  
der ihn in einem nahen Waldschloß fortsetzt.  
Dort reihet sich Gelage an Gelage,  
kaum unterbrochen mehr durch kurzen Schlaf,  
wie man erzählt. Man metzget, bäckt und brät  
für Hundert' von Schmarotzern, schlechtes Volk  
aus allen Ständen beiderlei Geschlechts.  
Und solche Völlerei, die nicht mehr abreißt,  
vielleicht den jungen Fachus ruiniert,  
nennt sich noch immer King Kophetuas Hochzeit.  
So meint Ihr nun, daß ich, nach einem Bad  
im Schwefelpfuhl der Hölle und bekleidet  
mit Satans Priesterrock, die Narrenkappe  
des Gottesleugners, Sakramentsverächters  
auf dem entehrten Haupt, euch beide traue:  
dich und den Sukkubus, der dich im Bann hält?  
die Dirne, die bereits als Hexe gilt?  
Nach der bereits, wie's heißt, die Häscher fahnden?  
Ein solcher Wunsch ist eitel Wahnwitz, Prinz!



HAMLET

Was ist an diesem meinem Willen Wahnwitz?

MELANCHTHON

Alles, so kommt mir vor.

HAMLET

Beweist mir das!

MELANCHTHON

Beweis ist lächerlich in diesem Fall,  
der ganz Beweis ist: eine große Torheit!

HAMLET

Beweist mir das!

MELANCHTHON

Wir sind nicht im Kolleg,  
mein Werter, sind im ungeheuren Leben,  
das der Beweise spottet so wie Ihr.

HAMLET

Nun ja, das läßt sich hören. Aber seht,  
dies ungeheure Leben grade ist es,  
in dem ich stehe und das mich bewegt  
von Grund aus.

MELANCHTHON

Wirklich, Prinz? Beweist mir das!

HAMLET

Beweis ist lächerlich in diesem Fall,  
der ganz Beweis ist!

MELANCHTHON

Freund, so kommen wir nicht weiter!

HAMLET

Nein, und so geht es leider Euch wie mir.

MELANCHTHON

Hatte ich Euren Rat gewünscht?

HAMLET

Nein, leider

sonst hätt' ich Euch in meinem Fall gesagt:  
Rette die Heidin, ziehe diese Seele,  
die Gottes ist, zum Himmel aus dem Abgrund:

und deines Lebens Sinn ist voll erfüllt!

MELANCHTHON

Tut, Prinz, was Ihr vermögt, und fragt mich nicht  
um Rat deswegen: unberaten war  
von je und soll sie sein, die echte Tat!

HAMLET

Ich danke Euch! *Er geht.*

MELANCHTHON

Ein sonderbarer Fremdling: heilige Fremde  
vielleicht in dieser sonderbaren Welt  
ist seine junge Größe, die ich fühle.

## FÜNFTER AKT

### ERSTE SZENE

*Das hohe Schlafgemach mit Prunkbett in der Fachusburg  
wie in der ersten Szene des vierten Aktes.*

*Musik schallt zu den offenen Fenstern herein.*

*Eine schwüle Mondnacht.*

*Fachus, Wilhelm und Horatio.*

#### WILHELM

Keine Angst, meine Freunde! Es ist nicht zu befürchten, daß Hamida uns überrascht. Sie ist mit Felix bei der Musik und den Tänzen unten im Garten. Die Wendeltreppe zählt hundertfünfzig und mehr Stufen bis herauf.

#### FACHUS

Ich kann mir nicht helfen, ich bin unruhig. Nicht wegen der Sommerlust, die nicht enden will; nicht wegen des ungeheuren Verbrauchs an Wachskerzen, der die Fachusburg Nacht für Nacht wie das Schloß eines Zauberers aus allen Fenstern und nach allen Himmelsrichtungen strahlen macht; auch nicht wegen des fahrenden Volks und der ab- und zuströmenden Wittenberger Studentenschaft, die mit Gesang pokuliert und mit ihren Eintagsbräuten im Tanz den Rasen zertritt: sondern aus vielen andern Gründen. Weder ist das Befinden des Prinzen danach, diese Unruhe zu beschwichtigen, noch das Verhalten dieser Zigeunerbraut noch der Ausgang, der bei diesem allem zu fürchten ist. Denn, so unglaublich es ist: Hamlet denkt, das Mädchen zu heiraten.

#### HORATIO

Ich kann euch sogar noch mehr sagen. Wenn Hamlet nach wenigen Augenblicken — von Wittenberg zurückgekehrt — das Schloß betritt, ist er bei Philipp Melanchthon gewesen, *horribile dictu*, um ihn zu seiner Trauung mit Hamida zu bewegen.

WILHELM

Erinnern wir uns an den Schwur, den wir auf Horatios Schwert geleistet haben!

FACHUS

Ja, erinnern wir uns, es tut not! Wer eine Witterung hat und übrigens auf das Verhalten von Rosenkranz und Gldenstern in einem tieferen Sinne zu achten fähig ist, der verhehlt sich nicht, daß der Prinz bald genug in die Lage kommen kann, einige achtsame Köpfe und entschlossene Degen zu brauchen.

WILHELM

Die Königin, wie man sagt, sei im Anzuge, begleitet von dem Bruder des Königs, Claudius.

HORATIO

Ich möchte einstweilen nicht glauben, daß es so ist. Wenn Rosenkranz davon spricht und die Ankunft von Hamlets Mutter in nahe Aussicht stellt, so bietet jedesmal Gldenstern heimlich beliebigen Zuschuß an Münzen an, damit wir nicht etwa gehindert werden, das wüste Treiben fortzusetzen. Ich weiß leider zu genau, es gibt Leute am Hofe zu Helsingör, die hoffen, Prinz Hamlet gehe daran zugrunde.

WILHELM

Darum: „Bis hierher und nicht weiter!“ soll unser Wahlspruch sein.

FACHUS

Ich habe zu allem die Hand geboten: aber bis hierher und nicht weiter, jawohl!

HORATIO

Etwas ist übrigens faul im Staate Dänemark.

WILHELM

Etwas ist faul, so dort wie hier. Laßt uns zunächst mit dem rücksichtslosen Messer des Feldschers die faule Stelle aus unsrer Gemeinschaft herauschneiden! Unsere Gesundheit und Hamlets Leben hängt davon ab.

FACHUS

Kophetua und das Bettelmädchen; vergeßt nicht, daß er noch immer in diesem Märchentraume befangen ist, und nicht die Gefahren des jähen Erwachens!

WILHELM

Träume muß man in der Gewalt haben, weil sie ohne das Krankheit sind. Wir müssen Proteus durchaus gesund machen. Und dazu gehört, wie gesagt, der Schnitt des Wundarztes. Es ist nicht zu ändern, wer, wenn hier der Prinz und dort die Ägypterin in Frage steht, zunächst bluten muß. Ich wette, daß sie Kophetua schmähhlich betrügt.

FACHUS

Ich bezweifle es zwar, aber gib deine Anhalte!

WILHELM

Soll ich euch eine Empfindung mitteilen? Nicht erst seit gestern kommt es mir vor, als ob unsre erdenferne, traum- und weinselige, liebestaumelige Fachusburg von bösen Teufelsaugen belauert würde und als mischten sich gelegentlich Diebspiffe in die Unkenrufe des Schloßteiches. In der Stille machte ich diesen und jenen unsrer Diener darauf aufmerksam, aber sie konnten nichts herausbringen. Einmal—Proteus war nicht im Haus—sah ich etwas Körperloses im Gange vor mir vorbeihuschen. Als ich's aufs Korn nehmen wollte, war es nicht mehr.

FACHUS

Demnach wäre es spurlos verschwunden?

WILHELM

Spurlos wäre zuviel gesagt. Ein seltsamer Duft war zurückgeblieben, dem ähnlich, der einer Wolke gleich uns entgegenschlug, als — ihr erinnert euch — damals im Wirtshaus Zum Pilgerstab Zigeuner in die Gaststube eindringen.

FACHUS

Du behauptest also wie manche, es gäbe einen besonderen Zigeunerduft? Es ist aber außer Hamida nie und

von niemand ein Mitglied dieser Nation in der Burg gesehen worden.

WILHELM

Außer in einem unklaren Fall, der in jüngstvergangenen Tagen nach Mitternacht sich ereignet hat. Ein Wachtmann will eine Erscheinung gesehen haben, die hinter einem niederen Notpförtchen im hintern Wachturm verschwand. Als er ihr nachdrang, schlüpfte ihm etwas aalglatt zwischen den Beinen ins Freie. *Er beugt sich hinter das Kopfende des Prunkbettes und zieht eine seidene Strickleiter hervor.* Und was ist dies? Wie soll man es ausdeuten?

FACHUS

Ich kann dich beruhigen, lieber Freund. Dies ist eine seit fünfzig und mehr Jahren zum Schlosse gehörende seidne Strickleiter, die mein Vater verfertigen ließ. Er dachte an Schloßbrand und ähnliche Zufälle, bei denen nur noch die Flucht durch das Fenster möglich ist. Er schief nicht, wenn er das Ding nicht bei der Hand hatte. *Man hört Stimmen.* Hamida! Legen wir das Gerät zurück!

WILHELM

Ja, aber laßt uns die Ohren steif halten!

*Alle drei ab.*

*Hamida und Felix kommen. Hamida, prunkvoll gekleidet, sinkt auf einen Stuhl, hält die Hände vors Gesicht und weint.*

FELIX

Weinst du vor Glück, du Glückichste der Menschen?

HAMIDA

Nicht! Weder Glück noch Unglück ist mein Los, nur Gram.

FELIX

Was gäb' ich nicht für deinen Gram, für deine Schwermut, die des Prinzen Liebe nur immer mehr entflammt!

HAMIDA

Oh, arme Felix!

Gern gäb' ich meine Reichtum ab an dir  
mitsamt der edle Prinz. Was bin ich? Nichts!  
Gefangne bin, ist auch voll Lärm mein Kerker.  
Was geht mich Lärm an, der die Ohren wehtut?

*Sie klopft mit dem Fingerknöchel an die Mauer.*  
Klopf hier, klopf da: huh! dick die Mauer ist,  
als wär' ganz Welt nur Mauer, Mauer, Mauer.

FELIX

Der Prinz hat dir geschworen, wie er sagt,  
du könntest gehn und kommen, wie du willst.

HAMIDA

Sind Worte, Felix. Doch wo sollte hingehn?  
Bin ausgestoßen von dem „Eisernen“  
und werde angespieen von mein Volk.  
Mag's doch! Wär' lieber mir zehntausendmal,  
als Kavalier mir Hand küßt.

FELIX

Armes Ding!

HAMIDA

Wer ist, mit reden kann in diese Burg?  
Spricht Stein? Spricht Holz? Spricht garstig bärt'ges  
Maulwerk!

Versteh' nix! Wenn versteh', so gut wie Bellen  
von Hund. — O weh, wie schmerzt die samtne Sohle mich!  
Und wieder dann ich froh bin, daß sie schmerzt:  
denn nackte Füße lechzt nach spitzer Stein.  
Und Straß, die nirgend endet, zieht mich, reißt mich  
in Sonnenbrand, nach heiße Staub, nach Guß.  
Macht schmutzig mich Natur und wascht mich rein:  
wie's kommt. Kein Ziel nicht! Ziel nur hinter Ziel.  
Wo sind, sind fort; was hält, nur Stock und Galgen:  
bei Karren bin ich auf die Welt gekommen,  
und unter Karren will ich sterben, Felix.

## FELIX

Du weckst Erinnerungen in mir auf.  
Auch ich lief meinen Eltern fort bei Nacht  
und Nebel. Unbezwänglich war der Trieb  
ins Weite und nach Deutschland, wo die Sterne,  
die neuen, winkten und der große Stern  
sich überm neuen Bethlehem erhob.  
Zu Cordoba, wo ich geboren bin,  
hat in der Vorstadt eine alte Frau  
für Geld zu einem Mann mich umgezaubert.  
Sie gab mir Hose, Hemd und Überrock,  
färbte mir Haar und Antlitz schwarz und gelb,  
bis ich für einen Spielmann gelten konnte  
von eurem Volk. Und mit der Fiedel, die  
ich leidlich strich, half ich mir leidlich fort.  
Spricht man mit dir, so ist es fast, als zucke  
einem die tote Wanderlust im Blut  
und wolle wieder aufbegehren. Proteus  
hat mir's bestätigt. Denn so geht's auch ihm:  
es ist, als riss' ihn etwas mit sich fort  
ins unsichtbare Flußbett deines Volkes.

## HAMIDA

O arme junge Prinz! Denn Prinz ist jung,  
ich alt. Ich tausend Jahre alt und mehr,  
oder ganz ohne Jahre, ohne Zeit.  
Er spei' mich aus wie wurmzerfreßne Frucht! *Unruhig:*  
Was bellt die Hunde, Felix, sag, im Schloßhof?

## FELIX

Es mag der Prinz sein, der von Wittenberg  
zurückkehrt.

## HAMIDA

Nicht die Prinz! Ist nicht die Prinz!  
Er schwur mich: habe wichtige Geschäfte  
und soll bis morgen mich gedulden.  
Oh, liebste Felix, wie bin ich allein!



FELIX

Sei ruhig, Freundin, denn ich bleibe bei dir,  
solange dein Geliebter nicht erscheint.

Doch man erwartet ihn bestimmt, weil heut  
der Namenstag des Königs Hamlet ist,  
des Vaters unsres Prinzen, und mit einem  
Bankett gefeiert werden soll im Remter.

HAMIDA

Will nicht kein Ende finden das Gelag.  
Ich schließe Tür. Tu mir die Liebe, Felix,  
und halte schwarze Prinz heut von mir weg!  
Halt von mir weg die Prinz: will schlaf, bin müde.

FELIX

Wer müßt' ich sein, sollt' ich die Macht besitzen,  
es zu versprechen nicht nur — es zu tun.

HAMIDA

So tu zum mind'sten, was du kannst, mein Felix.

FELIX

Vielleicht, daß seine eigne Neigung, Mädchen,  
dem Wunsche, den du hast, entgegenkommt.  
Es ist mir so, als wäre Hamlets Sinn  
in letzter Zeit ein wenig abgewendet  
und mehr dem großen Weltlauf zugekehrt.

HAMIDA

Hör, wie die Kauz revieren um der Burg:  
bringt Unglück. Gestern brummte Schmetterling,  
heißt Totenkopf, mir in das Haar:  
bringt Unglück. Warf ihn weg durchs Fenster: brummt  
heut morgen wieder böß auf meine Hand.  
Huh! Schüttle ab, war abend wieder da.  
Bringt Unglück. Fing in Nacht drei Fledermaus:  
bringt Unglück. —  
Ich will nicht sehen Mond! Macht wild, macht krank.  
Zieh Vorhang zu!

*Felix tut es.*

FELIX

Der Mond hat einen Hof,  
wie seltsam. — Liebst du Hamlet?

HAMIDA

Glaube schon.

*Sie fällt plötzlich Felix zu Füßen und umklammert  
seine Knie.*

Nur heut nicht, Felix! Felix, nein! Nur heut nicht!

FELIX

Was ist mit dir, du zitterst, fliegst, Hamida?  
Dein ganzer Körper schluchzt.

HAMIDA

Weil elend bin,  
bin elend, elend, elend!

FELIX

Wie denn das?

Weil dich der edelste der Männer liebt,  
ein Königssohn, ein Jüngling ohnegleichen?

HAMIDA

*faßt sich, beinahe trocken:*

Hast recht! Nicht wert bin! Nur Zigeunerin,  
nicht Vater hat, nicht Mutter, auch nicht Volk,  
Geliebte nicht: warum? Weil nicht verdient.  
Verdien' nur Schläge, Krallengriff und Rachen  
von Raubtier. Gut! Laß mich allein!

FELIX

Bleischweren Herzens, wenn es sein muß.  
Doch schwör mir...

HAMIDA

Was?

FELIX

Nun, daß du nichts dir antust.

HAMIDA

*hebt die Hand:*

Ich schwör'!

FELIX

Du schwörst! Und so hab gute Nacht! *Felix geht. Hamida ist allein, sie schließt sämtliche Türen und horcht an ihnen. Dann tritt sie in die Mitte des Zimmers, lockert ihre Kleider und dehnt sich. Dabei spricht sie, halb singend:*

HAMIDA

Leute stehen hinter Tür,  
zu sehen, was wir tun.  
Ich hass' dich nicht,  
gelt's gleich den Tod.  
Und sind auch sieben Kavalier'  
und tanzt auf sieben Schwertern auch  
mein blutend Herze, siebenmal  
durchstochen, bleibt's doch dein.

*Man hört ganz nahe vor dem Fenster den gewaltigen Schrei eines Uhus. Hamida schrickt zusammen.*

Er ist!

*Hastig und scheu zieht Hamida die Strickleiter hervor, macht sie fest und wirft das Ende aus dem Fenster. Sie selbst beugt sich darüber hinaus.*

Lischka! — Er hat gelogen, ist feig!

Leiter ich zieh' zurück! Es ist sein Tod! —

Nein, nein! — Was Tod! Bloß diese Nacht, dann tot! —

Die Nacht bloß! — Mag uns beide miteinander

Fachus ermorden oder Wilhelm! — Ich

hab' Furcht! Geh' Bett. Mag kommen, was da will!

*Sie legt sich zu Bett und zieht die Decke über sich.*

*Lischka, schattenhaft, steigt durchs Fenster ein. Er führt einen Dolch, nähert sich vorsichtig dem Bett.*

Nein! Schatten! Nichts! Nein, nichts, du bist nicht

Lischka!

LISCHKA

Ich bin's! Bin stumme Schatten, doch lebendig!  
Allein?

HAMIDA

Ich bin allein.

*Sie springt aus dem Bett.*

Ist abgeriegelt!

Sind sicher!

*Lischka und Hamida liegen einander in den Armen.*

LISCHKA

*danach aufatmend:*

Wir überrascht, tot mach' ich dich und mich!

*Zeigt seinen Dolch:*

Doch sonst heißt fliehn!

HAMIDA

Ich kann noch immer nicht!

LISCHKA

So vor fünf Tag gesagt, so vor drei Tag.

Heut oder nie! Ich muß aus Gegend fort,

weit fort, weit fort! Paulus hab' kaltgemacht,

tut Paulus dir nichts mehr. Ist schwarz von Fliegen  
und stinkt im Straßengraben Galgenhund.

HAMIDA

Hast mich erkauft, bin dein! Hast mich erkauft  
mit Rachewort an Schurke. Komm zu Bett jetzt,  
zu Bett, zu Bett! Lieb' niemand so wie dich!

LISCHKA

Hab' Plachenwagen, Mida, komm!, und Pferd,  
hübsch Gaul, hat Mutter Brakka mir vermacht,  
viel Federbett, viel Kleid, viel schöne Schmuck!

Wird wohl sein, wenn du Räder knarren hörst.

Komm mit! Bin rein! Bin wieder Glied von Stamm,  
und du mit mich, wenn endlich meine Frau!

HAMIDA

Greif hier hinein! Nimm Hände voll Dukaten,  
dann geh — und übermorgen komm' mit dir.

LISCHKA

Jetzt, jetzt, Hamida, oder...

HAMIDA

Nein, noch nicht! *Es wird heftig gepocht.*

Was wollt ihr? Hier ist Fraungemach, geht weiter!

FACHUS' STIMME

Schätzchen Hamida, hast du wohl Besuch?

Schätzchen Hamida, schwarze Rosenbraut,  
es wünscht der Prinz, du mögest uns beim Mahl  
die Ehre geben und Fandango tanzen.

HAMIDA

*laut:*

Ist bei Verstande Prinz? Ich glaube, nein.

Bin todmüd, und ist Mitternacht vorüber.

FACHUS' STIMME

Mach auf!

HAMIDA

Ich rufen Hilfe, eh ich aufmach'!

Laßt mir mit Frieden! Ihr seid trunken, geht!

FACHUS' STIMME

Mach auf! Ich hab' mir's in den Kopf gesetzt,  
dein Elsternnest einmal zu inspizieren.

WILHELMS STIMME

Was tust du, Fachus? Rosenkönigin,

uns hat der Wein ein wenig toll gemacht!

Schlaf unbesorgt und ungestört! Gut Nacht!

FACHUS' STIMME

Zigeunerin, mach auf und schlaf dann weiter!

Die Rosenzeiten zwischen uns sind aus!

Ich bin der Burgherr! In den Gängen schnüffeln

die Rüden. 's ist nicht Alexanderduft,

den sie aufnehmen, sondern der von deinem

verfluchten Diebsvolk. Auch ich habe Wind

von ihm bekommen, und ich wittre Unheil.

HAMIDA

Ruf mich die Prinz! Er wird dich zeigen, Junker,

ob du mich so behandeln darf!

FACHUS' STIMME

Der Prinz,  
das ist es eben, ist mein Schutzbefehlner.  
Es darf ihn niemand kränken. Wer ihn kränkt,  
beleidigt zehnfach mich. Kein Ungeziefer  
leid' ich im Haus, solange er es beehrt  
mit seiner Gegenwart. Wer seinen Glauben  
wer sein Vertrauen, seine Liebe täuscht,  
der muß es büßen. Also öffne! Zeig,  
daß deine Kammer rein wie deine Seele  
und deine Seele wie die Kammer ist.

HAMIDA

Ruf Hilfe Hamlet, wenn du nicht davongehst!

FACHUS' STIMME

Und aus den Angeln hebe ich die Tür,  
wo du nicht aufmachst und nicht kommst und tanzt,  
Proteus willfahrend, dessen Düsternis  
nach deiner Freude lechzt!

HAMIDA

Ich werde kommen,  
doch schweig jetzt still und geh!

FACHUS' STIMME

Nicht ohne dich!

WILHELMS STIMME

Ich rate dir, tu auf, mein schönes Kind!  
Denn eigensinnig macht ein guter Trunk,  
hartnäckig bis zum Wahnsinn.

FACHUS' STIMME

Und ich schlage  
die Tür zu Splittern vor Hartnäckigkeit,  
gebrauche Worte, Bübin, dich zu treffen,  
ganz wie der Gottesmann in Wittenberg,  
ob sie mich morgen reuen oder nicht!

*Er schlägt gegen die Tür. Lischka blitzschnell durch  
das Fenster über die Strickleiter ab. Hamida beugt sich  
hinaus und wirft ihm, nachdem sie weiß, daß er den*

*Boden erreicht hat, die Strickleiter nach. Es wird fortgesetzt hartnäckig gepocht, und nun entriegelt Hamida die Thür.*

*Fachus und Wilhelm treten ein. Sie blicken sich überall um, dann knien sie galant mit entblößten Degen.*

FACHUS

Nun, hohe Rosenkönigin, verzeiht,  
denn unsre Furcht war Torheit. Narrheit war,  
was an Verdacht sich in mir regte: Roheit  
die Art, wie ich in Euren Schlummer eindrang  
und Euch mit Wort und Tat begegnet bin.  
Verzeiht und tut dem Prinzen seinen Willen!

HAMIDA

Ich komme, geht voran!

*Fachus und Wilhelm erheben sich.*

WILHELM

*halblaut:*

Was sagst du, Fachus,  
zu diesem Duft, der das Gemach erfüllt?  
Als hätt' ein wildes Tier sich eingeschlichen  
und ebenerst vor uns davongemacht.

FACHUS

Dich reiten Einbildungen, bester Wilhelm.

*Wilhelm beugt sich zum Fenster hinaus.*

WILHELM

Wir wollen sehn!

*Er ruft in die Tiefe:*

Ist es im Lot?

STIMMEN

*von unten:*

Jawohl!

WILHELM

Der Fuchs im Garn?

STIMMEN

*von unten:*

Der Fuchs im Garn, jawohl!

WILHELM

Wer ihn entwischen läßt, den holt der Tod!

HAMIDA

Was soll das alles heißen? Ruft der Prinz!  
Ich will beklag mich vor die edle Herr  
und mein Geliebter, was Ihr an mich legt  
Hand an und mich besudelt mit Gemeinheit.

WILHELM

Reich deine langen braunen Finger, Bübin,  
und hier, zwei kühle Reifen, breit, von Eisen,  
verbunden durch ein Kettlein, sollen dich  
dem holden Brautbett des Verlieses sichern,  
wo man dich schuldig findet des Verrats.

HAMIDA

*läßt sich fesseln:*

Kein Wort mehr über meine Lippen geht,  
wenn Lumpenpack von Ritter, was sich Mann nennt,  
an einem schwachen Weibe sich vergreift.

WILHELM

Es wird sich alles wenden, Königin,  
wenn dennoch deine Unschuld sich erweist.

## ZWEITE SZENE

*Der Remter der Fachusburg.*

*Eine Hufeisentafel ist gedeckt, nur an der äußeren Seite  
mit Gedecken belegt. Vom Inneren der Hufeisentafel aus  
wird später bedient.*

*Vor einem großen Kamin steht Hamlet. Er hält lange Holz-  
splitter ins Feuer und schärft dann mit dem Messer ihre  
verkohnten Spitzen. Nachdem er dies eine Weile fortgesetzt  
hat, erscheint Horatio.*

HORATIO

Welcher sonderbaren Beschäftigung unterziehst du



dich da, mein Proteus? Schneidest du Kienspäne?

HAMLET

Nein, Speere für meine Myrmidonen.

HORATIO

Mit wem willst du denn Krieg führen, Proteus?

HAMLET

Mit allen meinen zukünftigen Feinden. Ich werde deren genug haben!

HORATIO

Komm zu dir, Proteus! Proteus, du träumst!

HAMLET

Mag sein! — Höre, Horatio! Mir ist eine große Ehre zuteil geworden: mein König und Vater sieht sich zum erstenmal nach mir um.

HORATIO

Wie wäre das wohl zu verstehen, Prinz?

HAMLET

Nicht leicht. Es ist äußerst schwer zu verstehen. Meine Mutter wollte mich besuchen. Erinner dich! Heut tat es dafür überraschenderweise mein Vater.

HORATIO

Bei meinem Eid! Ich versteh' Euch wirklich nicht

HAMLET

Freund, deine Hand! — Wir wollen dieser Spieße im rechten Augenblicke uns erinnern!

Einstweilen mögen sie verlodern, zwecklos.

*Er wirft sie ins Feuer.*

Sei nicht erschreckt, wenn ich ein wenig wirr und sprunghaft rede! Es tut wohl, des Freundes Schulter sich im Arm zu fühlen.

*Sie gehen Arm in Arm auf und ab.*

Gewähr mir diese Wohltat: und noch mehr! Ich muß dich sprechen, muß mich stützen können auf dich, mit dem beladen, was wie Blei sich meiner Seele auflud und sie fast erdrückt. Seltsame Wandlung, wie der Sprung

von einem unsichtbaren Raubtier fast  
so jäh. Man hört und riecht der Bestie Atem  
und sieht und hört doch wiederum auch nichts.  
Hör, Bruder, wie mein eigener Atem geht...  
Und kurz, mir war noch nie so übel, nie  
so anders als sonst, wie heut. —  
Es traf mich auf der Straße, als ich mich  
besprochen hatte mit dem Gottesmann  
Melanchthon, traf mich, wie ich dir gesagt,  
so daß ich bebend auf der Gasse stand  
und weder vor- noch rückwärts einen Schritt  
zu machen mir getraute. — Still! Wer kommt?  
Niemand. Nun gut! Was war geschehn? Ich weiß nicht.  
Die Gassen Wittenbergs erschienen mir  
Ruinen einer ausgegrabnen Stadt,  
seit tausend Jahren tot: die Fensterhöhlen  
wie Wohnungen von Wesen andrer Art —  
lemurisch faulend —, die in Gräbern leben.  
Auch selbst dies Schloß, als ich's von ferne sah  
mit seinen Fenstern in die Gegend leuchten,  
schien mir Bewahrer einer Feuersbrunst  
des Abgrunds, Freund. Was ist mit mir? Ich weiß nicht.  
Zurück nach Wittenberg! Ich stieg aufs Pferd,  
ich sprach zu meinen Dienern wirres Zeug.  
Wo sind wir? fragt' ich. Habt ihr das gesehen?  
und das? und das? Es waren alles Dinge,  
die meine Phantasie mir vorgetäuscht.  
Sie sagten: Nein! Ich schalt sie, schalt sie blind  
und taub und töricht. Denke dir: mir war,  
als wäre meine Jugend ein Paket,  
ein Ballen Ware, den ein Schnapphahn mir  
entwendet, ein behufter und geschwänzt.  
Ich hörte seinen Karren in der Ferne  
noch rumpeln, wo er gegen eine Wand  
von schwarzen Wolken schwarze Pferde peitschte.  
Oh, dies Geräusch! Ein Grausen packte mich.

Seit wann sind denn die Lüfte so voll Rauch?  
fragt' ich ein Bäuerlein, das uns begegnet.  
Ihr seid und Euer Kopf mag wohl voll Rauch sein!  
gab er zur Antwort. Doch der Schatten um mich  
ward tiefer nur und tiefer. Und ich wußte,  
Horatio, wer dieser Schatten war!  
Und wenn er kommt, so ist er da und ist  
dann unentrinnbar. Denn er ist das Schicksal!  
Nun ja, wie du mich siehst, ich bin gehüllt  
in meines Schicksals Schatten, bin beschattet  
von einem Dämon, der das Leid erzeugt  
und Tode in die Welt setzt. Sieh mich an:  
ich scheine dir wie sonst und habe doch —  
geschworen bei Sankt Patricks Glöckchen, das  
man aufbewahrt zu Dublin — nichts mehr in mir,  
was ihr Geliebten einst in mir geliebt.  
Denn was ich denk' und fühle, ist Verderben,  
ist Nacht, ist Tod. Nun aber höre, Freund,  
bevor sich des Bankettes Taumel regt  
zum Namenstage meines fernen Vaters:  
Ich sah ihn zweimal auf dem Weg hierher!  
Geharnischt ritt der König mir entgegen,  
bis er, auf Schwerteslänge nah, verschwand.  
Doch willst du glauben: in der stillen Luft  
hing wie ein Spinnweb jedesmal ein Wort  
sich an mich und mit leis gehauchtem Klang,  
so etwa wie: Ade, ade, ade,  
gedenke mein!

HORATIO

Mein Proteus, du bist krank!  
Verschieben wir das Gastmahl!

HAMLET

Dieses nicht!  
Noch nicht. Es nehme seinen Gang, es ist  
der Leichenschmaus für irgendwen, für mich,  
für meinen Vater oder meine Jugend.

Denn denk, Horatio, der geschiente Heros,  
des Blick mich traf aus offenem Visier —  
mir war, als tropft' ihm von den Schläfen Blut.

*Er klatscht in die Hände.*

Musik, Musik! Beginne das Gelag!

*Die Bankettmusik setzt ein, der Saal füllt sich mit  
Gästen, die Platz nehmen.*

*Das erste Gericht ist aufgetragen, als ein junger Bakka-  
laureus im Talar sich erhebt.*

BAKKALAUREUS

Mein Wort gilt Proteus! Proteus ist ein Prinz,  
und was noch mehr, viel mehr ist, mehr als das:  
es weht um ihn der Hauch aus einer Welt,  
die da und noch nicht da ist. Die er atmet,  
ist eine andre Luft aus reinrer Sphäre  
als jener, die uns nährt. Schwer ruht der Geist,  
dick und gewitterschwül, auf Wittenberg  
wie einst der Gottesgeist auf den Gewässern,  
die annoch lichtlos waren. Doch dies Bild,  
es fahre hin! Ich sehe eine Flut —  
hat Gott sie aus den Himmeln ausgeschüttet?  
stieg sie grundwasserartig, von den Mächten  
der Nacht emporgetrieben, aus der Erde? —  
sei's, wie es sei: sie wächst, sie überschwemmt uns.  
Ist es ein Strafgericht wie einst die Sintflut?  
Doch da steht Hamlet! Hamlet, unser Proteus,  
der unter einer neuen Flagge segelt  
nach einem neuen, unbekanntem Ziel.

HAMLET

*springt auf:*

Oh, dieses Ziel ist nicht so unbekannt!  
Der magische Dampf, der aus den Häuptern dringt,  
der Geist der Geister, die sich widerfahren,  
wird in ein Haßgespenst mit blutigen Haaren  
sich schwebend bilden, mit der Fratze Krieg,  
der schreiend huldigen die blutigen Scharen:

Der zahme Zauber wird zu Blitz und Schlag;  
den Brand wird der Verzweiflung Regen löschen  
und Nacht bebrüten jeden Sonnentag. —  
Nur brandigen Weizen wird man dann noch dreschen.  
Die Trauer bin ich der verweinten Welt,  
der schwarze Mantel überm Himmelszelt.

HORATIO

*der neben Hamlet sitzt:*

Was ist Euch, Prinz? Kommt zu Euch! Ihr seid krank.  
Ich sagt' es schon. Verlassen wir das Gastmahl!  
Bringt einen Trunk auf Euren Vater aus,  
und dann... wir wollen gehn!

HAMLET

*erhebt den Pokal:*

Es gilt dem König!

Es gilt dem König, meinem hohen Vater,  
den hier zu sehen wir das hohe Glück  
genießen.

HORATIO

Proteus, wo denn starrst du hin?

HAMLET

Auf ihn! Auf ihn! Wen sonst? Den hohen Gast  
aus einer fremden Welt!

HORATIO

Du siehst Gespenster!

HAMLET

Ich glaub' es selbst. Ruf mir...

HORATIO

Hamida?

HAMLET

Nein,

ruft Felix, meinen Famulus! Ruft Felix,  
daß er mit seiner Seele Taubenschwinge  
mich fächle und sein weißes Federkleid,  
wie oft geschah, die bösen Geister bant.

*Schnell herbeigeeilt, steht Felix neben ihm.*

FELIX

Hier bin ich, Proteus!

HAMLET

Und der Spuk ist fort.

Ich fürchte, daß ein schweres Fieber mich  
befallen wird, wenn's nicht schon in mir glüht.  
Wein! Wein!

*Er stürzt mehrere Becher.*

Das labt! — Wer ist der brave Mann,  
der Redner, der mich eben laut gelobt?  
Er sei bedankt! Und schließt den tiefen Brunnen,  
schließt die Zisterne unten in der Burg,  
durch die geballt die Nacht des Todes aufquillt!  
Stopft sie, wenn ihr nicht wollt, daß ich ersticke! —  
Da ist es wieder!

HORATIO

Was?

HAMLET

Das leere Bild,

und doch nicht leer: der Schemen meines Vaters!  
Nein, mehr! So, ganz so, wie er leibt und lebt.  
Du kommst mich endlich zu besuchen, statt  
der Mutter! Sage, Vater, was du irgend  
von mir begehrt! Dein Wort wie mein Gehorsam  
und meine Tat sind eins.

HORATIO

*zu Felix:*

Er redet irre.

Das beste ist, wir bringen ihn zu Bett.

FELIX

Ruht Euch ein wenig, kommt, kommt mit, mein Prinz!  
*Horatio, Wilhelm, Fachus und Felix leiten den Prinzen  
hinaus.*

*Unter den Tafelnden entsteht Unruhe. Viele erheben  
sich und bilden Gruppen, andere bleiben sitzen.*

ERSTER GAST

In Wittenberg geht das Gerücht, der Vater  
des Prinzen, König Hamlet, sei gestorben.

*Rosenkranz und Gölldenstern treten ein.*

ZWEITER GAST

Dort kommen Rosenkranz und Gölldenstern,  
in Kurialien Allwissende.

Ihr Ja und Nein ist Evangelium.

DRITTER GAST

Könnst ihr uns sagen, ehrenwerte Männer —  
wir sind Mitschüler des gelehrten Prinzen —,  
ob das Gerücht nicht lügt, wonach sein Vater  
nicht mehr am Leben ist?

ROSENKRANZ

Wir wissen's nicht.

GÖLDDENSTERN

Mag sein, mag nicht sein. — Doch wo ist der Prinz?

ERSTER GAST

Ihm war nicht gut, und sein Betragen schien  
recht fremd. Er hat sich nun zurückgezogen.

*Horatio erscheint wieder.*

HORATIO

Der Prinz ist wieder ganz der Alte, Freunde!

Er hat sich überanstrengt, weiter nichts.

Ah, da sind Rosenkranz und Gölldenstern.

ROSENKRANZ

Wir würden gern den Prinzen Hamlet sprechen.

HORATIO

Was bringt ihr?

ROSENKRANZ

Euch allein ins Ohr geraunt  
wie in ein Grab: Zu Helsingör ist Trauer.

Der Tod hat König Hamlet hingerafft,  
ganz plötzlich, und die Königin trägt bereits  
den Witwenschleier.

HORATIO

Nicht möglich! Dieser Fall ist ungeheuer! —  
Wieso, erfahrt ihr zu gelegner Zeit.

Er wächst ins Unbegreifliche hinüber  
wie nichts, was ich erlebte. — Hört mich an...

*Hamlet, zum Kraftvollen verändert, kehrt mit Begleitung  
wieder.*

Zu spät! Dort eben kommt der Prinz zurück  
und nimmt auf seinem alten Sitze Platz.  
Schon hat er euch entdeckt, er winkt, er ruft euch!

HAMLET

Habt ihr an euren Kleidern schwarze Flöre?  
Willkommen, Rosenkranz und Gùldenstern!

ROSENKRANZ

Nein, noch verrät kein äußres Zeichen, Prinz,  
die Trauer, welche unser Herz verdüstert.

HAMLET

Da irrt ihr euch, ich sehe mehr als ihr!

*Fachus und Wilhelm treten ein, gefolgt von Soldaten,  
die Lischka gebunden hereinführen.*

Was bringt ihr da?

ERSTER SOLDAT

's ist ein Zigeunerbursch,  
den wir am Fuß des großen Turms gegriffen.  
Er stieg aus einem Fenster, und hier sind  
die Stricke, die man ihm von dorthier nachwarf.

HAMLET

Aus Spiel wird Ernst, aus Narretei wird Schicksal!  
Wo sah ich, Knabe, dich zum erstenmal?

LISCHKA

Du sahst mich niemals, und nie sah ich dich.

WILHELM

Es ist der Lischka, dem im Pilgerstab  
das Armgelenk zerschlagen wurde, der,  
den von den Stadtsoldaten du befreitest.



LISCHKA

Er lügt! Der bin ich nicht!

WILHELM

Du sagtest, Prinz,  
der Ernst beginne: mög' es dir gefallen,  
König Kophetua, die Königin  
zu fragen, ob der Bursche Lischka ist!

HAMLET

Nein, mordet ihren Schlaf nicht! Wenn wir wachen,  
so tun wir's, weil im Schoß der schwarzen Nacht  
der Geist Gestalt gewinnt mehr als am Tage.

WILHELM

Dann frag' ich dich: Kennst du Hamida?

LISCHKA

Nein!

WILHELM

Nein? Hast sie nie gesehen?

LISCHKA

Nie und niemals!

FACHUS

Und legt man einen Strick dir um den Hals  
und sagt: Wenn du die Wahrheit sprichst, so lauf,  
sonst baumle! Was wird deine Antwort sein?

LISCHKA

Ich werde lügen, um zu leben, und  
gestehn: Ich kenne sie.

WILHELM

Durchtriebner Schuft,  
du wirst trotzdem dem Stricke nicht entlaufen.

HAMLET

Genug! Vernehmt ihn zu gelegner Zeit!

WILHELM

Nein, jetzt! Ich will, daß unserm edlen Proteus  
die Schuppen von den Augen fallen und  
er selbst dem Mummenschanz ein Ende macht.

HAMLET

Dem Mummenschanz ein Ende machen? Dies geht über Menschenkraft und über meine. Allein ich bin in einen andren Bann geraten und in einen andern Block, im ungeheuren, blutigen Faschingstreiben der wirren Menschenwelt, in der wir atmen.

FACHUS

Wir pflegen schnell zu richten auf der Burg in solchen Fällen: und so werft den Gaudieb dort, wo er eingestiegen, aus dem Fenster!

*Hamida stürzt herein und steht plötzlich neben Lischka.*

HAMIDA

Ja, tut das! Tut das! Doch nicht ohne mich! Nicht wahr ist! Lischka kennt mich, und ich kenn' ihn! Wir sterb gemeinsam! Besser ist, als leben in goldne Käfig die Gefangenschaft.

*Trompetenstoß.*

*Der Schloßhauptmann tritt ein.*

SCHLOSSHAUPTMANN

Der Wächter ruft vom Turm. Es kommen Reiter. *Ab.*

HAMLET

Ich wette: Boten sind's von Dänemark.

FACHUS

Vor allem sprich: Wie dünkt dich hier mein Richtspruch?

HAMLET

Wenn du das Fenster öffnest, Balthasar, um beide in die Nacht hinauszustürzen, so werden sie auf Flügeln dir entgleiten, auf denen sie der Liebesgott entführt. — Löscht dieses Bild von meiner Tafel aus, die Leere schreckt mich nicht! Der aber zöge sich meinen wilden Haß auf ewig zu, der mich wortbrüchig machte und den Weg Hamidas in die Freiheit ihr verlegte, den meiner Liebe Jugend ihr verbürgt.

*Hamlet bemerkt ihre Fesseln, geht zu Hamida, schließt die Handschellen auf und schleudert sie fort, ohne das Mädchen anzublicken.*

Geht! Seid dem Raum, der Nacht, dem Nichts geschenkt, ihr beiden, und lebt wohl auf ewig!

HAMIDA

Willst

du letzten Blick nicht schenken, schwarze Prinz?

*Hamlet, im Weggehen, wendet sich nicht um.*

FACHUS

Hinaus mit euch! Und laßt euch nicht mehr blicken!

*Hamida und Lischka flüchten, die Soldaten verlassen den Saal.*

HORATIO

Gebt auf den Prinzen acht, mir bangt um ihn!

*Der Schloßhauptmann tritt ein.*

SCHLOSSHAUPTMANN

Boten aus Dänemark! Sie haben Nachricht, Herr, für euch, Rosenkranz und Gùldenstern.

*Beide erheben sich und gehen mit dem Schloßhauptmann hinaus.*

HAMLET

Die Kerzen sind herabgebrannt. Es riecht versengt, und so entlass' ich euch nun alle.

Ihr kamt und bleibt und hieltet aus — ich dank'

es euch, inwährend ich den Becher

der Jugendtorheit bis zur Neige leerte. —

Wär' süßer Wermut nicht ein Unding — bitteren Honig gibt's freilich in dem Haushalt der Natur —,

so würd' ich sagen: es war süßer Wermut!

Und schon steht mir ein neuer Kelch gefüllt

mit einem schwarzen Trank, der gärt und raucht,

und muß getrunken sein.

ALLE

Prinz, Gott beschütz' Euch!

*Die meisten außer Horatio, Fachus und Wilhelm verlassen den Raum.*

HAMLET

Nun wohl, im Sieb zurückgeblieben seid,  
im traurigen Goldwäschersieb des Hamlet,  
ihr goldnen Drei! Bleibt bei mir! Und vernehmt:  
Mein Vater lebt nicht mehr. Nein. Er ist tot.

*Rosenkranz und Güldenstern, sehr bleich, treten ein.*  
Ein schnellrer Bote hat mich unterrichtet.  
Macht's kurz! Bestätigt mir, was ich schon weiß!

ROSENKRANZ

Was wißt Ihr, Prinz?

HAMLET

Nun, daß mein Vater tot ist.

GÜLDENSTERN

Es ist so. Euer Vater lebt nicht mehr.

HAMLET

*wankt:*

Er war ein Mann, nehmt alles nur in allem!  
Ich werde seinesgleichen nimmer sehn.

WILHELM

Nicht schwach, Prinz Hamlet, in dem Augenblick,  
der alle, alle Eure Kraft verlangt!

HAMLET

Seltsam! Ich wußte, und ich wußte nicht.  
Nun weiß ich. Und ich glaubte nur zu wissen.

FACHUS

Größres als Trauer ziemt dir jetzt, Prinz Hamlet!

HAMLET

Mir das zu sagen, Freunde, tut nicht not.  
Ich wollte andres, als mir Ahnung kündet.  
Nicht Fäulnis schneiden aus des Staates Körper,  
aufräumen nicht den Wust von Schuld und Blut,  
vielmehr errichten einen neuen Bau:  
mag sein, wie Romulus mit Schwert und Kelle,

doch mit dem Cherub Gottes an der Seite,  
der seiner tiefsten Liebe Vollmacht trägt.

FACHUS

Löst die Geschütze, denn die Fachusburg  
beherbergt einen König! Dänenkönig,  
wir grüßen knieend als die ersten dich!  
Verfüge über unser Schwert und Blut!  
Zum Ruhme Dänemarks lebe König Hamlet!  
Es lebe Hamlet! König Hamlet! Hoch!

# M A R Y

...so daß wir den Göttern in nichts  
nachstehen als in der Unsterblichkeit, die  
zum seligen Leben nicht wesentlich ist.

Stoischer Lehrsatz

Begonnen am 29. Oktober 1923 in Bozen-Gries, fortgeführt im  
Winter 1924/25 in Rapallo, Juni 1929 in Agnetendorf und  
Anfang 1936 in Rapallo, dort beendet am 14. März 1936.

Erstveröffentlichung in der „Ährenlese“ 1939.

Copyright 1939 bij S. Fischer Verlag in Berlin.

Lange steh' ich am Tor und horche, ob nahende Schritte  
nicht die Hoffnung erwecken, das stumme Reich  
zu gewinnen.

Ist es gleich ein Reich der Vergessenheit, wo  
auf dem Kiesweg  
Gräser wuchern, mich lockt's, dieses Reich.

Unter gilbenden Wipfeln  
langsam wandelnd, auch ruhend auf goldenem Teppich  
des Herbsttags,  
sinnen möcht' ich, dem Heute entrückt, und dem Damals  
gehören.

Damals! Köstliches Wort! — Doch wahrhaftig, jetzt  
naht sich der alte  
Gärtner. Er, der ergraut, doch als Letzter zurückblieb  
von damals,  
als noch Mary und ihre drei Schwestern den Garten  
belebten,  
lichte Blüten der Jugend, vier wandelnde Blumen.

Und solche  
zwar, die silbern zu lachen vermochten und gleichsam  
mit Lachen  
dieses liebliche Reich von Wiesen und Hainen regierten.

„Ach, ist's möglich? Ihr seid's!“, sprach mit mäßigem  
Staunen der Gärtner.

„Nun, ich wage etwas, sofern ich den Weg in den Park  
Euch  
nicht verwehre. Doch tretet nur ein! Und ich nehme es  
auf mich;

denn ich kenne Euch ja. Meine Herrschaft ist  
Gott sei Dank auswärts.“ —

„Bester“, sprach ich, „wie waren die Zeiten doch schön,  
als das Kleeblatt  
hier noch herrschte!“ — Er drauf: „Ja, da waren wir jung,  
Herr, das ist es.“

Und er wandte sich ab. „Verzeiht, mich erwartet  
 die Arbeit.  
 Zwar, ich sollte Euch führen. So will's bei Besuchen  
 der Brotherr.  
 Aber geht nur allein! Ich verantworte das.  
 Und Ihr kennt ja  
 das Gelände genugsam und werdet Euch schwerlich  
 verlaufen.“ —  
 „Hört!“ begann ich. „Vielleicht, ich suche wohl etwa  
 das Weite  
 irgendwo an der Mauer, die vielfach ja niedrig  
 und morsch ist,  
 und dann würdet Ihr mich vergeblich am Tore erwarten:  
 deshalb nehmt meinen Obolos jetzt!“ — Er empfing ihn  
 mit Sträuben.  
 Danach seufzte er auf: „Es sind vierzig Jahre  
 vergangen,  
 seit Ihr hier, guter Herr, Eure glücklichen Tage  
 verlebtet.  
 Ich bin immer noch hier. Ihr, was habt Ihr erlebt!  
 Ich dagegen  
 wurzle hier wie ein Baum. Und sooft ich auch  
 über die Mauer  
 recht verlänglich geblickt, guter Herr, niemand wollte  
 mir helfen  
 in die Welt, in das Leben hinaus. Nun, so lassen wir's  
 gut sein.“  
 Und er ging. — Also blickt' ich ihm nach, bis ich endlich  
 allein war  
 und die große Magie des geheiligten Ortes mich einspann.  
 Freilich seltsam, so dacht' ich, was über dir stand  
 die Jahrzehnte,  
 einer seligen Insel vergleichbar im himmlischen  
 Goldlicht,  
 ein Gefängnis nur war es für ihn. — Und es rauschten  
 die Wipfel. —





Und warum dieses alles? Warum? Oh, dies ist  
ein Geheimnis  
allerartester Art. So gärt in der Knospe der Nektar,  
eh sie springt, und erfüllt mit vorahnender Süße  
die Seele.  
So bereitet in purpurnem Dunkel sein Bette sich Eros;  
bald wird drüber aus lauterem Gold sich sein Tempel  
erheben.

Herrlich prunkte der Herbst mit der Glut seines Laubes  
und mehr noch  
seiner köstlichen Frucht, als ich damals zum Tore  
hereintrat  
und, von Mary begrüßt, mit ihr diesen Kiesweg  
hinanschritt.  
Vor uns wandelten her ihre Schwestern und meine  
zwo Brüder.  
Heinz, der Älteste, hatte am Arme die Braut,  
die Vermählung  
stand bevor und der Hochzeitstag auf dem lieblichen  
Landsitz.  
Auch der zweite der Brüder, Erasmus, er hatte  
sein Liebchen  
schon gewählt insgeheim und sie ihn. Das Geheimnis  
bestand nur  
für die Alten, nicht aber für uns, die durch Jugend  
Verschwornen.  
Und so lachten wir denn, als nach kurzem  
im Dickicht des Weges  
Melanie und Erasmus im Laube des Parks sich verloren.

Horch! Gelächter! Ich lege die Hand an die Muschel  
des Ohres —  
eben ist es verhallt. Verhallt: wie lastet dies Wort doch  
schwer auf mir. Oder nicht? Nein, verhallen wird nimmer  
das Echo

dieses Lachens in mir, und es ist nicht verhallt  
bis zur Stunde.  
Oh, verleumde mir keiner das Glück, wenn es wahrhaft  
uns anblickt,  
unverminderten Glanzes bewahrt es der Spiegel  
der Seele!  
Erst wenn diesen der Tod zerschlägt, ist sein Schatten  
verloschen.  
Leicht, viel leichter als Glück, o ihr Freunde, vergißt sich  
das Unglück.

Zeit! Was ist denn die Zeit? Es ticket die Uhr  
deines Pulses  
sechzigmal, und du achtest es nicht. Fünf mal sechzig  
der Schläge  
tut sie kaum, und du hast schon die Stufen erreicht  
vor der Haustür,  
bist vom Tore des Gartens herauf schon bis hierher  
gelanget.  
Ahntest du auf der Schwelle, mein Freund, was soeben  
geschehn war,  
was die kurze Minute enthielt, was die wenigen Tritte,  
die du eben getan, im Bereich deines Lebens bedeuten?  
Schon, Freund, bist du am Ziel, und nie wirst du je  
wieder im Leben  
gleichen Pulses und gleichen Schrittes den nämlichen  
Weg gehn.  
Hungern wird deine Seele nach ihm, und es wird  
deine Sehnsucht  
ungezählte Male ihn schreiten im Geist, wie du's heut tust.  
Du? Wen meinst du mit „Du“, meine raunende Seele?  
Du meinst ihn  
selber, jenen, der hier seiner eigenen Fährte sich  
nachschiebt  
und der Fährte des Mädchens, das damals zur Rechten  
ihm hinschritt.

Mary! — Wußten wir nicht sogleich und sofort,  
wer wir waren,  
ob wir niemals uns auch bis dahin im Leben  
begeget?  
War es nötig, auch nur ein Wort des Erkennens  
zu äußern?  
Nein! Seit Ewigkeit war uns gefallen das Los, und  
wir wußten's  
ohne Wort, ohne Blick. Und zitternd im Hauch  
der Bestimmung,  
die uns wieder emporgeführt aus dem Dunkel  
der Urnacht,  
unverbrüchlich getreu dem Gesetz, schritten beide wir  
aufwärts  
ganz vereinigt und eins, still schwelgend im seligsten  
Einklang.

Freund, daß niemand es merk', wer wir sind! also  
schien sie zu sagen,  
schwarzer Wimper, den Blick zu Boden gerichtet.  
Geliebter,  
sei behutsam, verrate mich nicht, und verrate auch  
dich nicht,  
daß unheiliger Blick nicht entehre das sel'ge Geheimnis,  
nicht entweihe das Wunder der Wunder, in dem  
wir jetzt beben  
und erschauern, wie unter dem Taue des Morgens  
der Grashalm.  
Er erschrickt, so wie wir, weil er plötzlich  
ein Lichtdiadem trägt. —  
Sonne gleichsam der sprühenden Glut —, der noch eben  
in Nacht lag.  
Freund, verbirg ihn, verbirg mir den Schrecken!  
Wir sind ja doch fremd hier  
unter Fremden erwacht, die nichts ahnen von dem,  
was geschehn ist

an uns beiden und welcherlei Stunde uns eben  
beschert war. —  
Nun? Und ich? Mich umkreiste die Welt, und ich schien  
mir erblindet.

Wer dich damals erblickt, o Geliebte, ihn hätte  
ein leichtes  
Schaudern etwa gestreift; denn es lag eine wächserne  
Blässe  
in dem süßen Oval des Gesichts, so als hättest du lange  
unterirdisch gelebt in dem Reiche der Nacht  
bei den Toten.  
Und getaucht in dieselbige Nacht schien  
dein düsteres Haupthaar.  
Schwarz umspannte das Kleid deine Glieder,  
in zartester Fülle  
blühend, doch ohne Blut, wie es schien. Trotzdem schritt  
keine Tote  
neben mir, nein, leicht wiegenden Ganges des holdesten  
Lebens  
heiter lachendes Bild. Heute nenn' ich dich Persephoneia,  
nun du wieder dort weilst, dort unten, von wannen  
du herkamst.  
Denn sie gaben dich nie ganz frei, jene unteren  
Mächte,  
auch solange du hier und im Lichte der Sonne  
gewohnt hast.

Wieder bin ich allein im verwilderten Park.  
Meine Seele  
sinnt und mühet sich ab an dem dunklen Geheimnis  
des Daseins.  
Warum ist denn, dem Damals so nah, dieses Heute  
kein Damals?  
Und ich schreite den köstlichen Weg: heut erscheint er  
mir spukhaft,

Stimmen flüstern um mich. Es sind nicht die Stimmen  
Lebend'ger.  
Längst schon sind sie dahin, welche damals hier oben  
sich fanden.

Vor mir ragt nun das Haus mit den wuchtigen Wänden,  
des hohen  
Daches Ziegel geschwärzt. Das ganze ein  
mächtiger Steinblock,  
drohend fast, mit geschlossenen Läden, geschlagen  
mit Blindheit.  
Damals lachte das Haus, drang Freude aus jeglichem  
Fenster,  
unschuldsvolle Musik des Glückes. Es luden zur Freude  
ein die Rufe des Spechts und die fliegenden Sprünge  
des Eichhorns  
und die Stufen im goldig brennenden Teppich  
des Weinlaubs  
und die Traube, blauschwarz, am Spalier der Mauer,  
die nun so  
kerkerhaft und verödet und kahl meinen sinnenden Blick  
hemmt.

Plötzlich bin ich versetzt in die oberste Kammer  
des Hauses,  
die mein älterer Bruder bewohnt und ich.  
Durch das Fenster  
flutet leuchtenden Dämmers die Nacht und auf  
unsre zwei Betten,  
drin wir liegen und, schlaflos vor Glück, uns im stillen  
beraten.

„Lebrecht“, spricht eine Stimme zu mir, „es bleibt leider  
bestehen,  
hat es mir meine Liebste doch heute aufs klarste  
bestätigt:

Mary liebt, und sie wird geliebt, und den Glücklichen  
kennt man,  
den sie liebt, und du hast es ganz richtig bemerkt,  
wie die Schwestern  
ihre Gläser bei Tisch erhoben und ihres berührten,  
ohne Worte. Allein wem es galt, war nicht schwer  
zu erraten.“ —  
Der so sprach, war Erasmus. Ich seufzte. Ich seufzte  
gewaltig.  
Schrecklich war, was ich da erfuhr und in Wahrheit  
schon wußte.  
Doch was wurde aus mir, wenn es nicht mehr erlaubt war  
zu zweifeln  
am Verlust eines Dings, das ich freilich auch niemals  
besessen.  
Wühlst du noch in der nagenden Wunde und drückest  
den Stachel,  
o Erasmus, noch tiefer hinein? Ja wahrhaftig, du tust es:  
„Köstlich ist dies Geschöpf! Und der Selige, welchem  
sie zufällt“,  
spricht der Bruder, „er ahnet noch nicht, welcher Schatz  
ihm zuteil wird.  
O wie schön, o wie schön ist dies Mädchen, wie selten,  
wie seltsam,  
einer Blume vergleichbar, gebrochen auf fremdem  
Planeten!  
Und wie gut, o wie gut ist dies Mädchen! Wie fest  
ist ihr Wille,  
nur das Gute zu tun, nur dem Großen und Guten zu  
leben.“  
Leinwand zwischen die Lippen gepreßt, in den Knoten  
verbissen,  
ächz' ich auf. Und: „Wie? Sagtest du was?“ also fragt  
mich mein Bruder.  
Keine Antwort erfolgt. Und so schwärmet er fort,  
zur Verzückerung

fast sich steigernd. Mir ist, als ringe im Herzen  
 des Bruders  
 das Beschloßne und schon Entschiedne, als wär' es  
 noch immer  
 unentschieden, mit einer Neigung, die lange besiegt  
 schien.  
 Haß erhebt sich in mir im Gedanken, es habe Erasmus  
 seine Blicke zu heben gewagt, noch bevor Melanie ihn  
 band, zu Mary. Ich hasse den Bruder und möchte  
 ihn würgen  
 wiederum, wenn ich denke, er habe sie können  
 verschmähen.  
 Ich verbeiße den Haß und die Wut  
 und die nackte Verzweiflung,  
 und so findet der Schlaf mich und macht meine Seele  
 bewußtlos.  
 Naß von Tränen ist morgens mein Kissen,  
 doch lacht meine Seele  
 wiederum wie die Sonne des lustig erbrausenden Elbtals.  
 Und sie hebt sich und springt mit dem Körper zugleich  
 in das Dasein.  
 Heiter, heiterer wahrlich als Tage des blühenden  
 Frühlings,  
 reihte Tag sich an Tag in dieser goldleuchtenden  
 Herbstzeit.  
 Niemals trank so viel Gold meine goldene Jugend  
 wie damals,  
 lautes Gold, in sich ein. Und nimmermehr kann  
 eine Goldfracht,  
 acht Provinzen zu kaufen genug, mir den Goldtrunk  
 von damals,  
 dargeboten dafür, erneuern. Und dürft' ich den Becher  
 nochmals heben zum Rand der Lippen —  
 gern hätte wohl damals  
 in der Tasche mein Gröschlein geklimpert: nur daß es  
 allein war! —



und es böte mir wer den Goldschatz der alten und neuen  
Welt, es würde der Trunk, dieser köstlichste Trunk,  
mir nicht feil sein.

Es durchwandelten wohl gemeinsam die alten und jungen  
Hochzeitsgäste den Park, seine ebenen und steilen Gebiete.  
Neidisch sah ich es an, wenn Erasmus der klopfenden  
Herzens  
langsam schreitenden Mary ergeben und hilfreich  
den Arm bot.

Warum durfte er denn das tun? Und ich durfte es nicht tun  
oder hatte den Mut nicht dazu. Oh, wie feig

macht die Liebe!  
Wut ergriff mich und Gram dieserhalb: denn so war denn  
ein anderer

so von Liebe verzehrt und im Grunde so eins  
mit der bleichen,

lilienhaften Gestalt. — O du chthonische Lilie  
des Abgrunds,

Mary! War es nicht so, als hätte dich nur wider Willen  
Aides aus der Nacht entlassen und gönne das Leben  
dir im Lichte durchaus nicht und habe dich deshalb

mit dunklen,  
schweren Schleiern gebleicht und mit chthonischem Gifte  
vergiftet?

Nicht ein Tropfen schien in dir zu rollen, lebendigen  
Purpurs.

So als ob um das Herz der entlassenen Persephoneia  
sich die Hand des Gemahls gekrallet, gleichwie  
um ein Vöglein

die des Voglers, so zuckte dein Herz und bemühte sich  
fruchtlos

aufbegehrend, sein Haus und sein kaltes Gefängnis  
zu sprengen.

Dennoch: Mut! Obgleich heute noch feig, schon erfühl' ich  
die Allmacht

sich entwinden dem Schoß meiner Liebe. Es soll dich  
kein Gott mehr  
martern dürfen. Ich will's und ich kann's ihm, ich weiß es,  
verwehren.

Doppelt strömen die Kräfte der Liebe, wo das  
in Gefahr ist,  
was wir lieben, und leidet und ist eines Retters bedürftig.

Trotzdem, ob auch dein Herz mit ringenden Schlägen  
um Freiheit  
kämpfte, Mary, doch wandeltest du durch den Himmel  
der Jugend.

Was ist Jugend? Sie ist, was die Götter sich ewig  
bewahren.

Wenig sag' ich damit: was bewahren die Götter sich  
ewig?

Etwa Freude? Gewiß! Also Freude ist Jugend,  
und Jugend

Freude! Wiederum stock' ich. Was ist denn nun Freude?  
Ein Schwelgen

ist's in Schönheit! Da haben wir Jugend und Freude  
und Schönheit,

die, dreieinig, das Herz des erwachenden Menschen  
umflechten.

Jugend kennt keine Last, und es trägt nicht an Jahren  
die Freude.

Schönheit blüht, und sie weiß von der kommenden  
Schwere der Frucht nichts.

All ihr Hoffen ist süß wie der Staub, den von Blüte  
zu Blüte

Lufthauch trägt, es ersehnet, ob noch so süß, nicht  
das Fruchtfleisch,

sondern höheres, höchstes Erblühn in glückseligster  
Fernheit.

Unschuld: plötzlich wie kommt mir das Wort?

Es umfasset die Dreiheit

scheint mir. Schuld ist das Wort, ist die Schrift,  
das Erinnern an gestern,  
ist das Wissen von gestern und heut und noch mehr  
das von morgen,  
das Begehren, das Wollen, die Gier: und dawider  
die Unschuld  
ist das Sein, das Vertrauen zum Sein, ist die Freude,  
die Wonne  
nur zu sein und im Sein. Wievielmals sie verloren,  
die Dreiheit,  
Liebe schenkt sie zurück, und nun gar, was tut Liebe,  
sofern sie  
da ist und übers Sein des Augenblicks treibt jene Blume,  
ohne deren erblitzenden Tau selbst die Engel  
verschmachten!

Einsam bin ich. Um mich ist Stille. Nur manchmal  
ein Rascheln,  
das mein sinnender Schritt im Golde gefallener Blätter,  
das sonst lautlos ihn macht, hervorbringt. Erblickte  
mich jemand  
hier, was sähe er mehr als ein Bildnis vertrockneten Alters,  
das die eigene Jugend vergaß, von der Jugend vergessen?  
Und doch würde er irren, der Späher. Zwar zeigt mir  
der Spiegel  
weißes Haar und ein altes Gesicht: ein Gesicht,  
das mir fremd ist.  
Ohne Spiegel indes noch bin ich der Knabe von einstmal,  
so nur freilich erkannt von den Schatten der einstigen  
Dinge.  
Diese blieben mir treu, die Schatten, was sonst auch  
dahinschwand.  
Und so wart' ich auf dich, holde Mary. Es springt  
bis zum Halse  
mir das Herz; denn es fällt das Portal jetzt ins Schloß,  
und der Sand knirscht.

Mary naht, und es knirschen die rötlichen Körnchen  
des Sandes  
unterm schwebenden Gang der Geliebten: es löst sich  
die Ferse  
jedesmal wie befreit von der Erde, es schwebt  
auf dem Ballen  
leicht und frei einen Augenblick lang die Gestalt,  
und es scheint fast  
so bei jeglichem Schritt, als sei er ein Anlauf zum  
Fluge.  
Lautlos lächelt der Mund, und das lächelnde Grübchen  
Giocondas,  
es verwirrt mir den Sinn. Aus welcherlei Stoffen  
bestehst du?  
Ganz vergeblich durchforschet mein Geist nach dem  
Worte den Sprachschatz,  
das den himmlischen Stoff deines Körpers mir möchte  
bezeichnen.  
Götter essen ambrosische Speise und trinken den Nektar,  
und ich denke, es gibt eine Sprache der seligen Götter  
und in ihr dann ein Wort, um das selige Fleisch ihrer  
Leiber  
zu benennen. O wüßt' ich dies Wort, um den Leib  
der Gelieben,  
den olympischen Stoff, daraus er bestehet, zu zeichnen.  
Alle Zauber der Allmacht enthält er. Allmächtige  
Schönheit  
schlägt aus ihm, und sie macht deine staunende Seele  
erzittern.  
Er umschließt, ganz Magie, was dein frühestes Lächeln  
geahnt hat,  
als du, kaum erst geboren, den Mund im Erinnern  
verzogest  
an die himmlischen Quellen und Gärten  
olympischer Herkunft.  
Jede Süße von jeglicher Frucht und von jeglicher Sonne,

die jemalen und je und wo immer auch Früchte  
gereift hat,  
ist in ihm. Er ist Träger des Glückes auf jeglichem  
Erdball,  
Inbegriff aller Wonnen der Welt und jedweder  
Verzückung.

„Lebrecht“, sagt sie, „du hast dies Gedichtchen geschrieben.  
Ich soll es  
memorieren, so hast du's gewollt. Polterabend ist  
morgen.

Also dränget am Ende die Zeit. Muß ich es deklamieren?  
Wie du meinst: wenn es übel gelingt, lieber Schwager,  
bist du schuld.

Doch wir wollen das mögliche tun, und so nimm ins Gebet  
mich

bitte, höre mich ab, korrigiere mich, springe gehörig  
mit mir um, bis ich alles so spreche, wie du dir's  
gedacht hast!“ —

Ein Gewölbe ist eingebaut in das Innre des Berges,  
durch ein niedriges Pförtchen mit farbigen Scheiben  
betretbar.

Der musivische Grund zeigt geflügelte Knäblein, Eroten.  
Solche finden sich auch gemalt überm Simse der Kuppel,  
feiste Puttos in rosigem Fleisch, sowohl Knäblein  
als Mägdlein.

Sie verrichten ringsum die Geschäfte des Winzers.  
Der Weinstock  
wird der Trauben beraubt, diese werden gekeltert;

es reichen  
dir die lüsternen Kinder zuletzt im Pokale den Trunk dar,  
glühend rot. Und hier ist's, im Verborgnen, im Innern  
der Erde,

wo die liebliche Mary, errötend zu Purpur, den Mantel  
abwirft und sich als Genius zeigt, der sie morgen  
zu sein hat.

Griechisch über dem Scheitel geknotet das herrliche  
Haupthaar,  
frei die Schultern und frei der Hals, so steht Mary nun  
vor mir.  
Dünn umgibt sie und florhafter Weiße  
die kurze Gewandung,  
die, von goldenem Gürtel gerafft, an die Hüften sich  
anschließt.  
Frei beinahe das Knie, die atlassenen Schuhe mit  
Bändern  
aus dem nämlichen Stoff und weiß bis zum Knie  
gebunden.  
Also steht sie vor mir, die Geliebte, halb Knabe,  
halb Mädchen,  
breite Reife von Gold um den Oberarm; um die Gelenke  
blitzen Reife von dunklen Rubinen, es blitzen Brillanten  
an den Fingern der zärtlichen Hand. Oh, wie warst du  
berückend,  
Mary, und wie so schwül und gefährlich ward plötzlich  
die Grotte,  
Muschelgrotte genannt, von dem Kreise gewaltiger  
Muscheln,  
die am Fuße der Rundwand den Mosaikgrund umgaben,  
rosenfarbenen Fleisches, verschwiegener Inbrunst  
sich öffnend.

Nun, ich lache. Die Vision, das Gesicht ist verschwunden,  
und ich finde mich wieder als den, der sein einstiges  
Selbst sucht.

Ach! Wo bin ich? Hier ist ein verwahrloster Weg,  
ganz vergraset,  
fast zerbröckelt die niedrigen Pfeiler, die einstmals  
Girlanden  
von Jelängerjelierer und Wein und von Rosen getragen.  
Alles wüst und verwüstet, verwachsen und regellos  
wuchernd.



deren einer den Mantel getragen, den Mary einst abwarf.  
Leise nehme ich Platz und fast furchtsam.

Es haben im Winkel  
dicke Hummeln — ich höre ihr Brummen —  
wahrscheinlich das Schlupfloch.  
Tropfen wandern die Wölbung herab oder fallen  
herunter,  
auch wohl mir auf die Hand. Warum denk' ich an Tränen?  
Ich weiß nicht.  
Und ich harre. Wo ist sie geblieben, die Zeit,  
seit den Tagen  
Marys? Gilt sie mir jetzt doch nicht mehr, als der Traum  
einer Nacht gilt.  
Und ich schwör's, daß sogleich Mary selbst durch  
die Glastür hereintritt.  
Denn wir haben uns ja am gestrigen Abend versprochen,  
fortzusetzen die Einstudierung des harmlosen  
Festspiels.  
Horch, sie naht sich! Doch nein. Aufatm' ich beklommen.  
Wo bin ich?  
Keine Frage. Sie muß erscheinen. Ich schwöre!  
Wo bleibt sie?  
Alles ist hier bereit zum Empfang und ich selbst.  
Wer bestreitet's?  
Wirklich ist dieser Raum, und er duldet es nicht,  
daß man zweifelt  
an der Wahrheit der wirklichen Dinge, die mit ihm  
verquickt sind.  
Und du weißt ja den Weg, o Geliebte. Du kannst ja nicht  
fehlgehn.  
Plötzlich stößt mir die Brust mit Gewalt, und Entsetzen  
ergreift mich.  
Denn da ist sie, unmerklich genaht, und umhalst mich  
von rückwärts.  
Aufgesprungen um werf' ich den Stuhl — und der Spuk  
ist verschwunden. — —



„Herr“, so spricht eine Stimme, „wer ließ Euch  
in dieses Bereich ein,  
das, geflohen von Menschen, nur seligen Geistern  
bestimmt ist?“ —

„Und wer Euch?“ Also gab ich zur Antwort dem fragenden  
Winzer,  
„denn du bist doch kein seliger Geist, bist

ein derber Geselle,  
der den Weinberg betreut und die strotzende Traube  
vom Stock nimmt.“ —

„Das ist wahr“, spricht der bärtige Mensch,  
der mit funkelnden Augen  
mich durchleuchtet. Sie schillern zwei grünen Opalen  
vergleichbar.

„Das ist wahr. Doch ich stehe mich gut mit dem Herrn  
dieses Gartens,  
der den Tempel bewohnt im verwilderten oberen  
Buschwerk.

Denn dies alles ist heil'ger Bezirk eines freundlichen  
Halbgotts,

der, unsterblich, trotzdem Mutter Erde zu lieben  
nicht aufhört,  
sich der irdischen Haine erfreut und die Traube  
des Weinstocks

lieber sieht als die goldenen Schalen olympischen  
Nektars.“

Seltsam horchte ich auf. Und es schien mir,  
ich sei unversehens

durch ein lautlos geöffnetes Tor in Bezirke getreten,  
unbekannt der gewöhnlichen Welt und doch ebenso  
wirklich.

„Was du denkst“, spricht der Winzer, „beweist mir  
das Recht deines Hierseins,

und ich sehe daraus, daß der selige Heros dir wohl will.“ —

„Freund, du liesest Gedanken“, so sagt' ich, und jener  
gab Antwort:

„Schon, Herr, las ich Euch ganz, und ich weiß auch  
 den Grund Eures Hierseins.  
 Dahin mußtet Ihr kommen, heut nur zu Besuch, doch  
 inskünftig  
 als ein Bürger des Reichs unsres erdnah göttlichen  
 Gastfreunds.“ —

„Und du nennst ihn? Wie nennst du ihn, Winzer?“ —  
 „Er hat keinen Namen,  
 nennt sich nie, wie er sagt, weil die Sprache der Menschen  
 zu arm ist!“ —

„Und vermag man den Heros zu sehn?“ — „Eben kannst  
 du ihn hören:  
 singend tritt er mit lungengewaltigem Basse die Kelter,  
 nackten Fußes bis über die Knie in der Maische  
 versinkend.“ —

Dies war mehr, als ich unten erwartet am Gitter  
 des Tores,  
 das aus eisernen Speeren bestand mit vergoldeten  
 Spitzen:  
 jetzt erschien es als Tor beinah mir vom Diesseits  
 zum Jenseits.  
 Des Mysteriums voll mir bewußt, so betrat ich  
 den Garten.  
 Doch ich trug es im Geiste allein, und die dichtende Seele  
 war es, welche mit seligen Schatten das Diesseits  
 bevölkert.  
 Anders war es nunmehr. Das Erscheinen des bärtigen  
 Winzers,  
 der Bericht, den er gab, es versetzte mich ganz in ein  
 Jenseits,  
 das nicht weniger wirklich sich gab als die Welt  
 vor dem Tore.  
 Wodurch war mir wohl alles auf einmal so gründlich  
 verändert,  
 als ich, den Platz vor der Grotte betretend, ins Freie  
 zurückkam,

wo der Winzer noch neben mir stand, in der Rechten  
die Hippe?  
War's das farbige Glas wohl, durch welches  
nach Weise der Kindheit  
ich auch wiederum hatte geblickt, das Gewölbe  
des Himmels  
bald des Lichtes beraubend durch Schwarz, bald  
in Feuer entflammend  
durch der winzigen Scheibe Rot, ihn zum Weltbrand  
entzündend?

„Nein“, so sagte der Winzer, der wiederum  
meine Gedanken,  
so als hätt' ich sie laut ihm verkündet, vernommen,  
„es ist hier  
schlecht und recht, wie bei Euch jedes Ding, und das  
sollst du mir glauben.  
Komm und laß dich von mir zu dem Tempel des seligen  
Halbgotts  
führen, daß du ihn fühlst und ihm huldigst, bevor du  
ihn selbst siehst.“  
Friedenstal hieß der Aufstieg, den ich an der Seite  
des Winzers  
nahm, mir innig vertraut, als stillheimlicher Liebe  
Begängnis.  
O wie raschelte hier alles Buschwerk und raunte  
mit Zungen!  
Grüße waren's von alten Vertrauten, Geraun von  
Verschwornen,  
dieso beflissen dereinst das Geheimnis der Liebe bewahrten.  
O wie lachte mein Herz! Und nun sagte der Gärtner:  
„Der Tempel  
liegt in Trümmern. Allein so in Trümmern liebt ihn  
der Halbgott.  
Doch der heilige Hain, der ihn flüsternd umgibt,  
es sind Ulmen,

die der Heros als Knabe gepflanzt, in gewaltigen Wipfeln.  
Um so mächtiger hebt er sich auf. Sein prophetisches  
Rauschen  
reget Atem des höchsten Olymp und des schwärzesten  
Abgrunds“.  
Von der Kelter herauf drang noch immer die Stimme  
des Keltres.  
„Freund, beschreibe mir doch diesen irdisch ländlichen  
Gottmann!“ —  
„Wird er sichtbar, so ist's ein Ephebe, ein blühender  
Jüngling,  
blondgelockt, über schwellenden Lippen kaum  
merklichen Bartflaum.  
Meistens hörst du ihn nur oder fühlst seine Hand  
in der deinen,  
streifst wohl etwa sein lockiges Haar oder spürst  
in den Nüstern  
seines Nackens ambrosischen Duft.  
Alles blühet an ihm, sofern dich sein Anblick begnadet.  
Süße Anmut des Knaben vor Staunen fast preßt dir  
das Herz ab.  
Ist er ernst und gespannt, so wird furchtbar sein Blick  
und gewaltig:  
du erbebst, denn du ahnest den Gott und das Graun  
der Vernichtung.“  
Endlich stand das Gemäuer nun da: zwar ich kannt' es  
von einstmals,  
doch es hatte ein Gott sich's zu eigenem Gebrauche  
verändert.  
Spielerisch ward es dereinstens erbaut in romantischen  
Zeiten  
als Ruine, doch nunmehr bedeckt es ein Mantel von Efeu.  
Grünlich schwarz war das Vlies, das es einte  
zur raunenden Ganzheit.  
Und wer kennt nicht den Gott, dem die Ranke des Efeus  
geweiht ist?

Einst war Einst, und das Einst war noch da. Doch  
das Andere, Neue  
hauchte kühl wie aus Tiefen mich an aus dem Innern  
der Erde  
und verband sich zugleich auch mit heiterer Wonne  
des Daseins.

Heiligtümer sind Rätsel, in ihnen und um sie verdichtet  
Unsichtbares zu schweigendem Dasein jenseitiges  
Wirken.

Körperloseres trägt als sich selber die Luft: nämlich  
Seele,  
die, noch nahe dem Tod und dem Leben, von beiden  
befreit ist.

Warum hatte der Genius wohl diesen Ort sich erwählt,  
seine göttliche Welt in der irdischen Welt sich zu bilden?  
Fragend blickt' ich dem Winzer ins Antlitz. Der nickte  
und sagte:

„Gib dir selber die Antwort, mein Freund!“ Und ich tat,  
was er sagte.

Hier im kühlen Gewölb des Getrümmers — ein halbes  
Jahrhundert  
ist verronnen seitdem — vereinten zwei schuldlose Kinder  
schüchtern sich in dem ersten unsterblichen Kusse  
der Liebe.

Unverdorben und rein und den Augen der Menschen  
verborgen,  
nur von Göttern belauscht, geschah dieses süßeste  
Wunder.

Ihm, ihm selber, dem Herrn aller Wunder: nur selten  
gelingt's ihm,  
und er betet es an, wie die Himmlischen alle die  
Reinheit,  
mit der Liebe verbunden, zum höchsten verehren.

„So ist es!“

sprach der Winzer, und dies ist die rauchlose Flamme  
des Altars  
auf dem heiligen Herd, die den Heros erwärmet und  
festhält.

„Ahnungslose, ihr beiden von damals“ so wieder  
der Winzer,  
„wußtet nicht, daß die oberen wie auch die unteren  
Herrscher  
Neid erfüllte und Schreck und Entzücken, sobald  
sie erkannten,  
was die Parze in eures Lebens, des sterblichen, Faden  
vom elysischen Flachse unsterblicher Wonnen  
hineinspann?“

O wie selten gelingt ihrer Spindel der himmlische  
Einschlag!  
Und noch weniger war euch gegeben, zu wissen vom ewig  
weihrauchduftenden Haine und Hause und Altar  
hier oben,  
eurer ewigen Wohnstatt, allwo euch ein Heros verehrend  
dient und reichliche Opfer von Blumen und Kräutern  
euch darbringt.“ —

„Du hast recht, braver Mann, und in einem Betrachte  
auch unrecht.

Denn ich fühlte schon damals die namenlos hohe  
Begnadung,  
die das nimmer Vergängliche gab unserer heiligsten  
Stunde.

Jetzt nun rede, du Wächter des Weinbergs und so auch  
des Heiltums!

Welcher Art ist der Kult, den der Heros hier treibt?  
Wie verdichtet

sich die Seele des einstigen Seins im Gewölbe  
des Denkmals,

das jetzt Kühle des Grabmales haucht und jetzt  
Atem des Lebens?“ —

„Folge mir!“ Und ich tat's. Wir betraten das Innre  
der Trümmer,  
von den Strahlen der Sonne gefolgt, bis ein Dämmer  
sich auftat,  
formlos unterm Gewölb einer feierlich schweigenden Tiefe.  
Nicht durchdrang ihn das Auge sogleich, das vergeblich  
sich mühte,  
suchend schmerzlicher Lust nach dem fremden,  
dem eignen Geheimnis.  
Da, aus nächtlichem Schatten enthob sich ein tieferer:  
Formung,  
mensenähnlich, entkleidete jetzt sich des Mantels der  
Dämmerung  
mehr und mehr. Was ich sah: war es Persephoneia,  
gebildet  
von der Hand eines griechischen Künstlers in Erz  
oder Marmor?  
Nein, nicht Erz und nicht Marmor war sie, diese Blume  
des Abgrunds,  
diese Doppelgeburt aus dem Schoße des Lichts  
und der Urnacht.

Elfenbein schien mir Antlitz und Brust der Gestalt.  
Dieses Kultbild  
schien im Fleische ein Tod im Tod. Bis herab zu  
den Füßen,  
aufrecht stehend und schlank, schien es welk, so als hätte  
der Körper  
Helios vergeblich gesucht durch das Dunkel der Zeiten.  
Wie verdichtete Nacht schien darüber die Fülle  
des Haupthaars.  
Doch da glühten Rubinen hervor aus den Höhlen  
der Augen,  
speiend gleichsam verzehrendes Feuer, so innere Gluten  
göttlich furchtbarer Brunst dämonischen Blickes  
verratend.

Plötzlich wieder erstarb sie, die Glut, aus den Winkeln  
 der Augen.  
 Sie erschienen erblindet. Nunmehr flossen blutende  
 Tränen.  
 Ich erbebte, ich wandte mich um, und ich suchte  
 das Freie.  
 „Winzer!“ sprach ich, „ich bin nur ein Mensch, dem  
 Geheimnis der Götter  
 nachzutrachten gelüstet mich nicht! Denn sie lieben  
 das Grauen,  
 das den Menschen, sofern er es spüret, mit Wahnsinn  
 umnachtet!“  
 Danach war's so, als ob ich erwachte. Ich fand mich  
 im Freien,  
 nah dem Hause. Der Winzer war fort, das Gemäuer  
 das alte.  
 Doch da wurde es Nacht, eine andre als die, die ich kannte,  
 und mir war, als umhüllte mich ein schwarzfaltiges  
 Grabtuch.  
 O wer hat mich verführt an die Schwelle des Hades?  
 Wer hieß mich  
 ungewarnt das Geheimnis berühren der Mächte des  
 Abgrunds?  
 Also dacht' ich, indes Entsetzen mich anfiel und eisig  
 mich umklammernd dem rächenden Biß der Erinnyen  
 preisgab.  
 Schrie ich auf? Nun, gewiß ist, daß düstre Feuchte  
 heraufdrang  
 wie aus Schächten, von Erzen und rostigem Eisen  
 geschwängert,  
 Hauch vom Rachen des höllischen Hundes, vom Atem  
 des Charon,  
 der mir seltsamerweise die tödliche Spannung hinweg-  
 nahm.  
 Aus dem dichtesten Schwarz über mir fiel indessen  
 ein Rumpeln



wie von Wagen, von Rossen ein Wiehern, ein Fluchen  
von Knechten,  
Schüsse blitzten, des Donners beraubt, und es rief  
eine Stimme:  
„Du Verstiegner! Noch lebe du fort auf die Art, wie du  
jetzt lebst!  
Doch den Tod, den du starbest dereinstens, und auch  
deinen Leichnam  
sollst du sehen! Nichts macht ihn lebendig, solange  
du atmest!  
Doch verhülle dein Haupt und stopfe dir Wachs  
in die Ohren!  
denn hier gibt es von klagenden Vetteln Geheul und  
Gegille!  
Klageweiber zerrauen ihr Haar und zerschlagen  
die Brüste!“  
Nun, ich stand und ließ es geschehen, was allbereits  
anfang.  
Schwacher Rauch wie von Phosphor umleuchtete sie,  
die den Thyrsos  
kreischend schwangen umflort, er umdämmerte  
heilige Jungfrau,  
Nonnen, die sich in heiß aufwimmernde Tränen ergossen.  
Schluchzend kam ein Gesang hinterdrein wie von  
Frierenden. Mägdlein  
in melodischen Chören ertönten mit Ach  
und mit Wehlaut:  
„Kehre wieder! o kehre doch wieder!“ so konnt' ich  
verstehen,  
„Kehre wieder! o kehre doch wieder!“ schwoll immer  
das gleiche.  
Schließlich sang es die ganze Natur, sang es Himmel  
und Erde.  
Und dann kam, auf die Bahre gelegt, ein Bild,  
das ich kannte.  
Klagetöne von Flöten umgaben es. War es ein Toter?

Nein: ein lebender Knabe, ein Jüngling mit wallendem  
Blondhaar.  
Milch und Blut seine Wangen, ein Grübchen in jeder,  
ein drittes  
in der weichlichen Rundung des Kinns — nun, ich rede  
nicht weiter.  
Kalt und starr nahm ich auf, was ich sah, bis ein Ton  
aus der Höhle  
leise drang, der zu hilflosem Schluchzen und Weinen  
mich hinriß.  
„Kehre wieder, Geliebter, o kehre mir wieder! Zu deiner  
Schwester kehre zurück, deiner Mutter, zu deiner  
Geliebten!  
Mag auch kurz wiederum das Glück uns gewährt sein:  
kehr wieder!“

Nun, ich lache. Die Vision, das Gesicht ist verschwunden,  
und ich finde mich wieder, als den, der sein einstiges  
Selbst sucht.  
Horch, ein Flüstern am Ohr! Wärme hauchet ein Mund!  
Was erschreck' ich?  
Kalt, als würde zu Marmor mein Leib, überfällt mich  
Erstarrung.  
Nichts erblick' ich. Und dennoch: es liegt mir ein Arm  
um die Schultern,  
eine Hand mir im Haar, und es raunet: „Ich bin es,  
mein Liebling!“  
Ist's der Heros, der so nach den Worten des Winzers  
sich kundgibt?  
Ruhig, ruhig mein Herz! Und versuche, durchdringenden  
Sinnes,  
klar zu bleiben, mein Geist! Du erwecktest die Dinge  
des Jenseits,  
und nun stunden sie auf in dir selber und wurden lebendig.  
Nimm sie hin nun mit klarem Verstande, so wie sie  
dir nahen! — —

So gedacht, so getan. Und nun hauchet es wieder:  
 „Mein Liebling!  
 Du hast recht, und ich bin es wahrhaftig, der Halbgott,  
 der Heros,  
 dem die Kraft zur Verwandlung gegeben  
 die Geister des Weltplans.  
 Eben hab' ich die Kelter getreten. Doch sähest du jetzt  
 mich,  
 gäbst du mir noch nicht siebzehn der Jahre  
 des irdischen Daseins.“  
 Sah ich ihn, oder sah ich ihn nicht, jenen blühenden  
 Jüngling?  
 Oder war es ein Knabe? Er schien mir nicht dieses,  
 nicht jenes,  
 aber zwischen dem einen und andern ein blühendes  
 Drittes,  
 unbekleidet — und so übergossen von göttlicher  
 Schönheit,  
 daß sich gleichsam ein schweigender Schrei mir entrang,  
 weil so Hohes  
 auch zugleich das Vergängliche sei und zum Welken  
 verdammt ist.  
 Wer erlitt ihn wohl je, jenen Schmerz, den unnennbarer  
 Adel  
 höchster Schöne dem Blinden, nun plötzlich  
 Sehenden antut,  
 seinem verzauberten Auge, der Seele, dem Geiste,  
 dem Herzen,  
 wenn sein Wesen, sein Alles, nach Zeugen des Wunders  
 umherblickt  
 und kein Rufen, kein Zwang es vermag, nicht Befehl,  
 nicht Gewalttat,  
 stumpfes Menschengetier solchen Wunders teilhaftig  
 zu machen?  
 „Bin ich du? Bist du ich?“ So erschallte nun deutlich  
 die Stimme

dessen, der seinen Arm mir gelegt um die Schultern.

Er zog ihn  
nun zurück, und ich fühlte nichts mehr, hörte weiter  
kein Wort mehr,  
und verschwunden zugleich war das Bild aus dem Reiche  
der Schönheit.

Grübelnd schritt ich dahin durch das Grün  
des verwilderten Parkes,  
unter Blättern versteckt oder frei und am Weitblick  
mich labend:  
sieben Male aufblitzte die Flut des geschlängelten Stromes  
fern im Tal, des Eridanos, welcher dereinst  
zu den Städten der Alten  
Bernsteinfrachten geführt. Heute nennt man ihn Elbe,  
er mündet  
in die nordische See! Wie beschenktest du damals  
den freilich  
von der Muse berühreten Knaben mit Glück!  
Und du stelltest den Kömmling  
in den begnadeten Kreis der Wenigen, denen gewährt  
ward,  
zu erkennen das Glück und was wirklich das Glück  
in der Welt ist. —  
Horch, hier plätschert ein Brunnlein. Das Löwenmaul  
spritzt einen Strahl aus  
in das Becken, von Efeu umbuscht. Mein weißhaariges  
Alter  
beugt sich nieder und spiegelt sich sinnend im Wasser  
des Jungbrunns:  
blond ist wieder mein Haar, ein Oval mein Gesicht,  
mich befremdet  
nicht das Grübchen am Kinn und das andere nicht  
in der Wange.  
Jugend blicket mich an: nun was weiter? Es spiegelt  
die Quelle

meine Seele und nicht meinen Körper. Sie spiegelt  
die Seele,  
welche ewiger Jugend und ewiger Schönheit sich freuet.  
Was ist ewig? Nur das, was der Mensch bei dem Worte  
empfindet.  
Und nun schwinden nicht fünfzig der Jahre, nein,  
ihrer zweitausend.  
Am Eridanos unten ruht wohligh sich sonnend  
der Flußgott,  
hebt den Dreizack und lauscht dem Getöse  
der lesenden Winzer. —  
Mittlerweile erregt sich der Quell, überflutend die Schale,  
die ihn faßt, ihm entsteiget laut lachend ein winziges  
Knäblein,  
prustend, niesend, ganz nackt, goldenlockig,  
mit gurgelndem Singsang,  
Liebesliedchen, so wie sie im Volke wohl umgehn,  
verspottend.  
Sonderbarer Geselle! So denk' ich bei mir,  
als das Bübchen,  
tropfend noch von dem seligen Bad, mich nicht weiter  
beachtend,  
in das Liliputgärtlein vom Rande des Beckens  
hinabspringt.  
Und er klettert am Pfirsichspalier in die Höh',  
oder fliegt er,  
wie die grüne Phaläne es tut, mit den klirrenden  
Flüglein?  
Und nun pocht er ans Fenster ganz laut, bis es leise  
sich auftut  
und das süßeste Haupt eines Mädchens — ist's Mary? —  
herabblickt.  
Nein, du liebst nicht das Tote, mein Knäblein! Man weiß  
es, man kennt dich.  
Früchtenascher! Genießer der Traube! Im Gärtlein der  
Liebe

Blumenräuber! Du Plünderer der Kelche, der Blüten,  
des Honigs!  
Dieb der Unschuld! Du goldene Hummel  
der Göttin von Knidos,  
deren Stachel schon mancher gefühlt unter Göttern  
und Menschen!  
Und er klettert hinein oder flattert hinein in das  
Fenster,  
auf den Arm, an die Brust, an das Herz  
der erschrockenen Jungfrau.  
Hilferufe verbietet sogleich ihr sein schwellendes  
Münderlein,  
das mit rosigem Schloß ihr die zuckenden Lippen  
verschließt.  
Beide weichen zurück und verschwinden im Dunkeln  
des Hauses.  
Doch sogleich wiederum kommt der Kleine  
durch Blumen gestolpert,  
bricht sie, knickt sie, wirft sie umher. Er verschont nicht  
den Lorbeer,  
der mit rundlich geschnittenem Wipfel in Kübeln  
umhersteht.  
„So wie du es betreibst, kommst du schwerlich hier  
weiter!“ so winkt er  
mit den funkelnden Augen, den göttlichen, „zimperlich  
darf man  
in der Liebe nicht sein! Sie ist da, und sie soll  
dich erquicken!“

Und wahrhaftig, sie kam, um die Schultern ein wolliges  
Jäckchen,  
es war weiß und schwärzlich gestreift, und wir nannten es  
Zebra.  
Mary trug in der Hand eine köstliche gläserne Schale,  
bot sie hin dem kristallinen Strahl, der zur Hälfte  
sie füllte,

hob alsdann mit der Rechten ein zweites Gefäß  
wie das erste,  
kostbar, köstlichen Wein mit dem Quelltrunk der Jugend  
vermischend.  
Mary bot ihn mir dar, und ich trank ihn — so heut  
wie vor Zeiten  
oftmals, selig, mit Dank an die Götter, auch heut  
bis zum Grund aus.

Viele haben den Eros gescholten, sogar seine Mutter  
Kypris, die ihn den Lungerer nennet auf Straßen  
und Plätzen.  
„Bringt mir“, ruft sie, „den Jungen zurück, der mir  
immerfort durchbrennt!  
Zu erkennen das Früchtchen, ich meine, es kann wohl  
nicht schwer sein!  
Freilich lügt er gewandt. Des Züngleins hymettischer  
Honig —  
o wie leicht wird der süße zu bitterer Galle! Wie boshaft  
ist mitunter das Kind und voll Kniffe! Frech blickt er  
ins Antlitz  
selbst dem Zeus und dem Bruder des Zeus,  
der im Aides herrschet.  
Zeigt er nackt sich, so plant er nichts Arges. Doch nichts  
ist auf Erden  
und im Himmel, worein er sich nicht zu verstecken  
die Macht hat.  
All sein Denken ist List. Dem furchtbaren Schützen  
entgeht nichts,  
was da kreuchet und fleucht in den Lüften, im Meer,  
auf der Erde.  
Artemis, die gewaltige Jägerin, stümpert, verglichen  
mit dem Burschen, in Wäldern und Feldern herum.  
Ja sie selber  
wird dem Göttlein zum Wild, und er trifft sie,  
sooft es ihm Spaß macht.

Greifst du ihn, bring ihn gefesselt, und laß  
 kein Erbarmen dich rühren!  
 Weint er, sei auf der Hut, und lacht er, erst recht!  
 Seinem Kusse  
 weiche aus, er ist Gift, und du fällst in gefährliche  
 Krankheit!  
 Auch vor Blut schreckt der Wicht nicht zurück,  
 er verwickelt in Mordtat!  
 Brände, welche die Städte vernichten, sind oftmals  
 sein Werk nur!“  
 Also Kypris die Göttliche selber, die Mutter vom Sohne.

O wie schwer wird das Scheiden mir sein  
 aus dem heil'gen Bezirke,  
 dessengleichen kein zweiter besteht auf dem Runde  
 der Erde:  
 Scheinbar nur übereint er sich diesem, in Wahrheit  
 umhegt ihn  
 ein Gemäuer aus gleichem Gestein und aus selbigem  
 Mörtel,  
 aufgebaut wie die selige Wohnstatt unsterblicher Götter.  
 Draußen raset und tobet die Welt, doch die Schreie  
 des Jammers  
 der in grauser Verstrickung des Kampfes  
 verknäuelten Menschheit  
 wandeln hier sich zum goldenen Flug eines schweigenden  
 Falters,  
 der, hintaumelnd von Blume zu Blume, aus Kelchen  
 von Ocker,  
 unersättlich, berausenden Nektar der Wonnen  
 genießt.

Als die Pforte dereinst sich dem werdenden Jüngling  
 geöffnet,  
 kam er wund und verstaubt, mit zerschließnem Gewand,  
 in der Tasche  
 abgegriffene kupferne Heller: ihn hatte der Regen,



hatte eisiger Sturmwind gepeitscht, und die Höhlen  
des Lasters,  
die den frierenden Bettler gelockt, sie ergossen den Inhalt  
über ihn ihrer Beulen und sonstigen grausigen Unflats.  
Ihm zur Seite jedoch war gewandelt ein himmlischer  
Schutzgeist,  
unsichtbar, der die fressenden Gifte der Lüste  
allstündlich  
von ihm wusch mit der läuternden Hand und den  
Wassern der Reinheit.  
Und er war es, wer sonst, dieser göttliche Mentor,  
der jetzt ihn  
vor die Pforte geführt und hindurch in den Garten  
der Schönheit.  
Kaum im Innern, was tatest du damals? Du hobest  
vom Tor dir  
aus der Reihe der eisernen Speere vergoldeter Spitze  
einen, der dir gefiel, und durchliefest die Haine  
wie Hylas,  
nackt, als ein troischer Held mit kaum schon sichtbarem  
Bartflaum.  
Und es sauste dein Speer durch die Lüfte,  
glücklich erblitzend.  
Und Diana, sie sandte dir Hirsche mit goldnen Geweihen,  
die von deinem Geschosse durchbohrt, Duftgewölke,  
entschwanden.  
Marmorrein warst du da und von göttlich hinstürmender  
Spannkraft.  
Hylas! Hylas! Wo bist du? Kein Herakles ruft dich,  
ein Greis nur,  
der dich kannte, dich sah und dich heute voll Wehmut  
bewundert,  
ja dich liebt, so als wärst du sein anderes Ich:  
oder bist du's  
etwa wirklich? Des Einst, das auf eigenen Spuren  
ich suche?

Lebe wohl! Lebet wohl! Ihr Gestorbnen in Gräbern!  
Lebt wohl auch  
ihr, die lebend Gestorbnen, die einst diesem Grund  
sich vermählten.  
Und auch du lebe wohl, der du bist und nicht bist  
und trotzdem erst  
sterben wirst, wenn der tödliche Pfeil der Diana mich  
hinstreckt.

„Nun, mein Herr, wie gefällt Euch die Wildnis?“ So fragt  
mich der Gärtner.  
„Nichts ist hier, wie dereinst es gewesen, verwachsen  
ist alles  
und verwuchert: ich dringe nicht durch, alldieweil  
ich allein bin.  
Altersschwach ist mein Weib. Unsre Wiesen verwüstet  
das Unkraut,  
unsere Wege dagegen das Gras, das Wasser,  
der Maulwurf.  
Oh, es gäbe für Hunderte fleißiger Hände hier Arbeit,  
doch die Herrschaft bezahlt nur die beiden von mir,  
die, schon zittrig,  
wenig oder fast nichts mehr vermögen — und diese  
recht kärglich.“  
Damit stieß er den Schlüssel ins Schloß des erklirrenden  
Speertors,  
um den Weg in die Welt mir zu öffnen, die nun mir  
fast fremd war.  
„Freund“, so sprach ich, „wie kommt's, daß ich  
oben im Garten den Winzer  
traf von einst? Und wie stimmt das, mein Werter,  
zu Eurer Behauptung?“ —  
„Also habt Ihr den Burschen gesehn, der da oben  
im Holz spukt

und als Winzer sich gibt: hahaha! Und wo ist denn  
sein Weinberg?“  
So der Gärtner. „Nun ja“, fährt er fort, „allerlei wohl  
begibt sich  
hier herum und besonders dort oben im Berg und  
am Wartturm.  
Auch im Haus, und beinahe schon sind wir  
im Volksmund verrufen.  
Habt Ihr wohl die vier Pappeln gesehn, manche sagen,  
die Schwestern,  
alle viere, sie stünden dort oben, in Pappeln  
verwandelt?“ —  
„Mann! Ihr habt sie gesehn, so laßt mich noch einmal  
im Brunnen  
Eurer eigenen Augen sie finden, wie Bilder im Spiegel!“  
„Blickt hinein“, sprach der Gärtner, „dort leben sie immer,  
dort sind sie!  
Und nicht selten auch treff' ich das Vierblatt leibhaftig  
auch heut noch.“

O wie schlug mir das Herz, als ich außen die Mauer  
entlangschritt.  
Wer denn bog sich herüber und winkte  
mit bläulichem Schleier  
mir zum Abschied? Nun, Mary im seidenwolligen Zebra,  
jenem Jäckchen, das grauschwarz gestreift von uns also  
genannt ward.  
Und ich rief ihren Namen und schritt auf sie zu,  
immer näher;  
deutlich lächelte sie, immer winkend, dann war sie  
verschwunden.  
Und ich schritt meinen Weg wiederum. Als ich,  
fern schon, mich umsah,  
fielen eisige Schauer mich an; denn nun wiederum  
winkte  
Mary ganz wie zuvor, ihren bläulichen Schleier bewegend.

Du Unsterbliche, rief meine Seele, gleich Kore begnadet,  
war dir ewige Jugend im Licht und die Herrschaft  
in Nachtglut,  
wo der zweite, der nächtliche Zeus, deiner Schönheit  
genießet.

Walte weiter am heiligen Born mit der göttlichen Schale,  
am Kastalischen Quell, wo das Wasser so wenig versieget  
als der Durst, und erquicke mein Herz  
mit dem köstlichen Mischtrank,  
der nur jenem gebührt, der olympische Erde berührt hat!

# IM WIRBEL DER BERUFUNG

ROMAN

Entworfen im August 1924 in Bad Liebenstein, begonnen August und September 1926 in Bad Liebenstein, fortgeführt September 1928 in Agnetendorf, Januar bis Februar 1929, Januar 1931 und Winter 1933/34 in Rapallo, Frühjahr und Sommer 1934 in Agnetendorf und Kloster auf Hiddensee, November 1934 bis Januar 1935 in Agnetendorf und Rapallo, beendet im Sommer 1935 in Kloster auf Hiddensee.  
Erstveröffentlichung: Buchausgabe 1936.

Copyright 1936 by S. Fischer Verlag AG. in Berlin.



Unser Ausgangspunkt ist der vom einzigen bleibenden und für uns möglichen Zentrum, vom duldenden, strebenden und handelnden Menschen, wie er ist und immer war und sein wird; daher unsere Betrachtung gewissermaßen pathologisch sein wird.

Jacob Burckhardt,  
„Weltgeschichtliche Betrachtungen“

„O ja“, sagte gedehnt der bleiche Mensch. Er hatte das dreiundzwanzigste Jahr kaum überschritten.

„Sie haben es gut“, rief der andere, ein glattrasierter, feuriger Römerkopf. „Ich muß ‚Ja‘ sagen, Sie können, wenn Sie wollen, ‚O ja‘ sagen. Sie können aber ebensogut ‚O nein‘ sagen. Das ist der Vorteil, wenn man eine auskömmliche Rente hat. Ich habe dafür eine große Familie.“

„Ich habe ebenfalls eine Tochter und einen Sohn“, sagte der junge Mann. — Der Römer sprach: „Das ist viel für Ihr Alter. Wenn Sie es nicht so weit wie ich bringen wollen — das halbe Dutzend ist bei mir nahezu voll —, müssen Sie ganz gehörig aufpassen. Oder aber, vielleicht ist Ihr Vermögen grenzenlos.“

Sonst muß man die Ohren gehörig steif halten. Im allgemeinen bin ich nicht so leicht aus der Fassung gebracht. Als ich aber die Pacht eines Theaters in Potsdam glücklicherweise antreten konnte, war es allerhöchste Zeit für mich.“

„Nehmen Sie noch ein Bier, Herr Direktor?“ Die Frage kam von einem schmierigen Jungen, der im Gärtchen des „Felsenkellers“ bediente.

„Fritz, Fridericus magnus, holdes ganymedisches Wesen, gewiß!“

Ich liebe das Felsenkellerbier, weil es leicht und bekömmlich ist. Dazu kommt dieser Aufenthalt. Perlen, wahre Perlen im Golde sind diese kleinen Fürstensitze auf deutschem Grund. Es sind Juwelen, feinste und edelste Blüten der Kunst und Kultur. Wie das Schloß, ein Bau ganz aus karrarischem Marmor, aus der smaragdnen Tiefe des Parks hervorleuchtet! Dort die gewaltigen Sechzehner im Wildgatter, prächtige Hirsche, gefleckte Hinden. Und dann die Kühle hier unter den hundertjährigen Laubbäumen bei voller Juliglut!

Das Geschmetter der Vögel, das Bienengesumm! Um alle viere von sich zu strecken! Glaubt man nicht wahr und wahrhaftig im Paradies zu sein?! — Ich erlaube mir: also Prosit, Herr Doktor!“

„Prosit!“ sagte der junge Mann, und beide gossen mit Hochgenuß den kalten, goldgelben Trank hinunter.

„Es kommt bei dem Sommertheaterbetrieb nichts Besonderes heraus. Städtchen und Fürstentum Granitz stellen kein großes Publikum, aber Potsdam ist sommers geschlossen, und so habe ich wenigstens immerhin so ziemlich gratis den angenehmsten Sommeraufenthalt und kann meine Familie und meine Mitglieder, wenn auch mit einer geringen Gage, über den Sommer durchfüttern.

Übrigens residiert hier ein Fürst, der die Freundlichkeit und die Herzengüte selber ist. Er hat uns das Häuschen im Park eingeräumt, in dem meine Frau mit ihren fünf Bamsen und dem sechsten unterm Herzen geradezu übergücklich ist. Wir leben da unter Bäumen und Blumen.

Wovon sprachen wir doch, Herr Doktor?“

„Sie fragten mich, ob ich für das Theater Interesse hätte. Ich habe mit einem ‚O ja‘ geantwortet. Sie können das schließlich daran sehen, daß ich mit Ihrem Shylock befreundet bin.“

„Mit Armin Jetro? O weh, o weh! Dem armen Kerl sitzt der Tod im Busen. Ich fürchte, er macht es nicht mehr allzulange.“

„Ich bin mit Jetro seit einem Jahre bekannt. Er hat mir so viel von seinen Kollegen und Kolleginnen, von dem kleinen Theaterchen hier, von Schloß und Park, von der nahen See und — der Wahrheit die Ehre! — auch von Ihnen vorgeschwärmt, daß ich sogleich zur Reise hierher entschlossen war, als sich mir eine Erholung unbedingt notwendig machte.“

Der Direktor fragte, auf eigentümliche Art vor sich hinblickend: „Haben Sie mit den Nerven zu tun?“



„Ich kann mich durchaus nicht als einen standfesten Burschen einschätzen. Ich habe in Florenz einen Typhus zu überstehen gehabt. Die Ärzte hatten mich aufgegeben. Nun sind allerlei Folgen, Migräneanfälle, Magenschmerzen und weiß der Teufel was alles, zurückgeblieben. — Aber lassen wir das! Hypochonder bin ich nicht, und Krankheitsberichte sind für die Ärzte.“

„Sie haben recht. Ich möchte Sie aber doch beruhigen. Sehen Sie, was für ein Kerl ich bin. Ich reiße die dicksten Bäume aus. Ich fordere den Satan selber auf Knackwürste, und doch war ich in Ihrem Alter der schlimmste Schlappjeh, der sich denken läßt. Mein Herz war krank, meine Nieren krank. Meine Lungen konnten mit Jetro konkurrieren, und was sich an Krankheit nicht nachweisen ließ, das hab' ich mir wenigstens eingebildet. Ich hoffe, Sie werden mit sechzig Jahren an meinem Begräbnis — ich sterbe mit achtzig — teilnehmen.“

Sie waren also bereits in Italien. Wenn ich an Ihre Kinder denke und höre, daß Sie in Florenz gewesen sind, so schließe ich, Sie haben sich schon ziemlich gerührt und bewegt in der Welt. Bei Ihrer Jugend recht ungewöhnlich.“

Der junge Mensch holte eine Visitenkarte heraus, mit der Aufschrift Dr. Erasmus Gotter. Sie war sehr groß und wurde mit einer gewissen Umständlichkeit auf den Tisch gelegt, die den Direktor aufmerken ließ: „Schreibtafel her, ich muß mir's niederschreiben!“ witzelte er. — „Ich habe diese Gewohnheit, jawohl“, sagte Erasmus, indem er, und zwar durchaus unbeirrt, das Blättchen mit Notizen bedeckte: „Dreiundzwanzig Lebensjahre bedeuten eine lange Zeit. Sie enthalten außerdem die beiden ausschlaggebenden, nicht zu überbietenden Jahrzehnte der Entwicklung.“

Eben stiegen zwei sommerliche Gestalten, ein junger Mensch und ein junges Mädchen, die drei Stufen zum „Felsenkeller“ hinauf. Sie grüßten und wollten an einem der Nebentische Platz nehmen.

Der Direktor rief: „Kinder, wir sind keine Menschenfresser!“

„Und eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit! — Man kann doch nicht wissen als niederer Sterblicher, in welcher Laune unser Jupiter tonans gerade sind.“

Es war Armin Jetro, der mit diesen theatralisch gesprochenen Worten einen Stuhl für seine Begleiterin an den Tisch setzte.

„Die Laune ist bestens, da wir heut keine Probe haben, lieber Jetro, und zum heutigen Abend ein Billett für noch so viel Geld und gute Worte nicht mehr zu kaufen ist.“

„Meine Kondolation, Herr Direktor.“

Die Tafelrunde erweiterte sich.

So entstand ein ausgedehnter Frühschoppen, nicht verwerflich, insofern es Sonntag war und der Ort mit seinem smaragdenen Blatthimmel an Wohligkeit wirklich nichts zu wünschen übrigließ.

Erasmus Gotter besaß, was sich sehr bald zeigte, einen großen Verehrer in Jetro, dem Schauspieler. Dunkel, schwarzäugig und von ausgeprägten Gesichtszügen, hatte er jenes Auftreten, das seinen Beruf sofort erkennen ließ. Er rollte das Zungen-R, sein Organ war tief und voll, nur daß es mitunter in einen hohlen Klang verfiel und von Husten gestört wurde.

„Gratulieren wir uns“, sagte er plötzlich zu seinem Direktor, „gratulieren wir dem Fürstentum Granitz, und gratulieren Sie sich selbst dazu, daß ein Dichter von Gottes Gnaden unter uns ist.“

Nach diesen Worten zeigte der Schauspieldirektor eine leichte Betretenheit, dann huschte ein Lächeln über seine Gesichtszüge.

„Seien Sie doch nicht so grob, bester Arminius, Jetro mit Zunamen, Sie treten einem ja auf die Leichdörner,

Teufel noch mal! Doktor Gotter ist viel zu einsichtsvoll, als daß ihm diese Beleidigung Spaß machen sollte. Prosit, Herr Gotter, trinken wir auf eine ganz einfache behagliche Bürgerlichkeit!“

Zu Jetro gewendet fuhr er dann fort: „Verderben Sie mir meine Sonntagvormittags-Ausgehlaune nicht! Unsereriner muß auch einmal ausspannen. Die ganze Woche hat man mit nichts als übergeschnapptem Gesindel zu tun, und nun reklamieren Sie dafür auch noch diesen jungen Herrn, mit dem man sich einmal auf gesunde Weise unterhalten hat.“

„Keine Furcht, ich werde Sie keinesfalls etwa mit einem dramatischen Manuskript belästigen. Meine sogenannte Entwicklung ist an diesem Punkt noch nicht angelangt. Was Sie eben gesagt haben, Herr Direktor, und womit Sie auf gewisse unumgängliche Exaltationen des Theaters hinweisen, hat mich seit Jahren von diesem Milieu beinahe abgeschreckt.“

Jetro indessen ließ sich nicht abspeisen.

„Herr Direktor Georgi, wenn Sie diesen unsterblichen Dichter aus der Taufe heben und auf ihn ein Theater in Berlin gründen, sind Sie ein gemachter Mann.“

Georgi brach in ein stilles Gelächter aus, in das unwillkürlich die andern laut einstimmten. „Warum nicht“, sagte er, „wenn Herr Gotter das Geschäft finanzieren will.“

Aber Jetro vertrat mit Zähigkeit seine These.

„So kommen Sie mir nicht aus, Herr Direktor. Ich verfall in diesen Ton auf die Gefahr einer Kündigung.“ Damit überließ er sich jener Form von Begeisterung, die in seinen Kreisen gewöhnlich war und die unter einem Schwall von Superlativen alles, was auf dem Gebiete der Dichtkunst bisher als groß gegolten hatte, begrub.

Nach der Art zu urteilen, wie der Direktor nun auf den Tisch trommelte, war er ganz gewiß ein guter

Klavierspieler. Er trommelte ziemlich lange Zeit. „Ah, das ist Sultan“, sagte er dann wie erlöst, als das laute Röhren eines Hirsches vom Wildpark herüberscholl. Sultan war ein prächtiger Sechzehnder, der seine hauptsächlichsten Kämpfe weniger mit seinesgleichen als mit Fliegen und Bremsen auszufechten hatte.

„Es liegt mir fern, und es würde mir gar nicht anstehen“, fuhr er fort, „in die Talente des Herrn Doktor Gotter irgendwelche Zweifel zu setzen. Auch an Ihrer Wahrhaftigkeit, lieber Arminius Jetro, zweifle ich nicht. Die Art Ihres Lobes, die Verve Ihrer Anerkennung bleibt auch nicht ohne Eindruck auf mich. Aber erstens, verzeihen Sie, ist der deutsche Boden auf lange Zeit hinaus erschöpft, und solange wir und unsre nächsten Nachkommen leben, wird er keine Weimarer Literaturblüte wieder hervorbringen. Das wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Darum allein schon muß ich, gelinde gesagt, bezweifeln, daß irgendein Werk von heute, vom „Faust“ nicht zu reden, einen ‚Egmont‘, einen ‚Clavigo‘, einen ‚Fiesko‘ oder ‚Wallenstein‘ auch nur erreichen kann. Gervinus — Sie kennen Gervinus? — hat in apodiktischer Form erklärt, die Poesie sei in Deutschland mit Goethe ein für allemal abgeschlossen.“

Als Irina Bell, der jungen Schauspielerin, die trockene Bemerkung „So bleed!“ entschlüpfte, hatte Georgi die Lacher gegen sich.

Bei diesen Gesprächen herrschte eine harmlose Heiterkeit. Erasmus Gotter selbst blickte meist auf den Tisch, nur einige Male, durch das wachsende Interesse an der kleinen Schauspielerin verleitet, ihr flüchtig ins Gesicht.

Er schätzte sie heimlich auf siebzehn Jahre und bestand sich dabei, daß er selten ein so reizendes Kind gesehen habe. Er dachte bei sich: Wie einfach ist es, in seinen vier Pfählen mit seiner Frau zu leben und Versuchungen nicht zu erliegen, die nicht an einen heran-

treten! Ich hatte das wirklich ganz vergessen, wieviel verführerische Frauenzimmer es in der Welt gibt.

Dem Direktor gab er zur Antwort: „Ich glaube nicht, daß sich ein neuer Kleist, ein neuer Calderon oder Shakespeare, kurz eine neue Sonne der Dichtung durch Herrn Gervinus am Aufgehen würde hindern lassen.“

„Und auch“, sagte mit heiterer Emphase Armin Jetro, „ein Erasmus Gotter nicht.“

Das verlegene Schweigen infolge dieser Bemerkung war noch nicht überwunden, als sich plötzlich die ganze Gesellschaft erhob und nach einer bestimmten Richtung verbeugte. Erasmus, der die Bewegung mitmachte, erblickte nun eine Prozession, die sich auf einem Parkwege vorwärts bewegte. Sie wurde von einem Pagen mit zwei mächtigen Bernhardinerhunden angeführt. Es folgte ein Rollstuhl, in dem ein dunkelbärtiger, bleicher Herr lehnte, der mit einem gütigen Jesushaupt lebenswürdig Antwort nickte. Neben ihm schritt ein junger Apoll in heller weiblicher Kleidung dahin. Es folgten zwei ältere Damen, die einen gebügelten und geschniegelten, vornehmen Mann zur Seite hatten. Ein anderer, in dem man einen Gelehrten vermuten mochte, schloß sich auf der freien Seite dem Rollstuhl an. Im Abstand beschlossen den Aufzug Lakaien.

Erasmus Gotter erriet natürlich sogleich, daß man den regierenden Fürsten und seinen Kreis vor sich hatte.

Er fragte Georgi, wer insonderheit dieser göttliche Jüngling, dieser Apoll wäre, der neben dem Rollstuhl herwandle.

„Dieser Gott ist Prinzessin Ditta“, erklärte Georgi, „eine Erscheinung, wie man sie in hundert Jahren kaum einmal zu sehen bekommt. Sie stammt aus einem regierenden Haus und ist hier am Hofe zu Besuch. Sie treibt mit dem Fürsten, den sie verehrt, einen förmlichen Kult. Geschworen beim Styx: ein königliches, ein herrliches Mädchen!“

Erasmus Gotter war in der fürstlichen Gärtnerei untergekommen bei der Witwe des Garteninspektors Herbst, der vor wenigen Jahren gestorben war. Das Gärtnerhaus lag in einem Versteck, wenn man es von Granitz aus finden wollte. Der Ort selbst nämlich ist auf dem Gipfel einer flachen Geländewelle angelegt, die sich zum Greifswalder Bodden senkt. Das Gärtnerhaus und die umgebenden Nutzgärten lagen gleichsam außerhalb der Stadtmauer, obgleich es eine solche nicht gab. Man erreichte sie von dem hellen, mit einem Obeliskengeschmückten Zirkusplatz auf einem Buschweg, der sich senkte und durch das grüne Gewölbe einer gewaltigen Buchenhecke in die Gärtnerei mündete.

Einen seiner augenblicklichen Gemütsverfassung mehr zusagenden Aufenthalt als diesen hätte Erasmus Gotter nicht finden können. Er fühlte sich denn auch über Erwarten geborgen hier. Im Innern des alten Hauses, das nur noch mühsam mit kleinen Fenstern aus dicken Wänden von Efeu, Jelängerjelieber und Kletterrosen hervorblinzelte, hatte man ihm das Giebelzimmer eingeräumt, dessen Fenster den weitesten Ausblick über Gelände und Bodden gestattete. Der Raum hatte jene altertümlich bürgerliche Einfachheit, die so wohltuend anmutet und dem Gemüt des Bewohners ihre Prägung zu geben imstande ist. Vielleicht war dieser Umstand das, was Erasmus dunkel erstrebt hatte. Mit stiller Wollust sog er die heilsamen Kräfte ein, die aus dieser Umgebung auf ihn eindrangen.

Nach der Morgensitzung im „Felsenkeller“ erreichte er sein Quartier um drei Uhr nachmittags. Er hatte Jetro, den seine Gage nur grade über Wasser hielt, in den Gasthof am Zirkusplatz mitgenommen und wie öfters bei der Table d’hôte als Gast gehabt. Zwei angeregte Stunden vergingen den jungen Männern, von einem guten Mosel gewürzt, in sorgenloser Heiterkeit.

In seinem Zimmer fand Erasmus einen Brief seiner

Gattin Kitty vor. Sie war mit den Kindern glücklich in Klotzsche, auf dem Landsitz der Schwester, angelangt. Sie sei wohlgeborgen, schrieb sie, und er möge sich's ebenfalls wohl sein lassen, sich gründlich seiner Erholung widmen.

Dieser Brief erhöhte Erasmus Gotters Geruhsamkeit. Er genoß es doppelt, sich beim Gesumm der Bienen, die das offene Fenster umschwelgten, zum Mittagsschlaf, entkleidet, zwischen kühle und saubere Linnen hinzustrecken.

Er war allein. Der junge Mensch empfand das als beseligend. Drei Ehejahre, Jahre des Glücks, des gemeinsamen Schlafzimmers, der Sorgen, die mit der Aussicht auf Kindersegen, mit dem Wachstum der Kinder im Mutterschoß, mit den Geburtswehen und Lebensgefahren der geliebten Frau, bei den schweren Ereignissen der Geburten, verbunden waren, lagen hinter ihm. Es lagen eigene Geburtswehen hinter ihm, die dem Geburtsprozeß seines Geistes vorausgingen, krampfhaft Zustände, die ihn quälten und Tag und Nacht nicht losließen. Wenn auch dieser Prozeß sein Ende noch nicht erreicht hatte und kaum je im Leben erreichen konnte, so war er doch in dem Sommerglück der Granitzer Tage fast stillgelegt.

Die Gärtnerswitwe liebte bereits ihren Sommergast. Und mit der Tochter, die ein unscheinbares Mädchen war, hatte es die gleiche Bewandtnis. Der Kaffeetisch für den bleichen jungen Herrn wartete schon in der Gartenlaube aufs akkurateste hergerichtet, bevor die Erschütterung der Zimmerdecke über ihrem Scheitel Paulinen verriet, daß er sich vom Mittagsschlaf erhoben hatte. Die beiden Menschen, Mutter und Tochter, vertieften in Erasmus die Empfindung seelenfriedlicher Ruhe noch, die ihm den Aufenthalt in dem alten Gartengebäude so wohltätig machte. Sie stand beinahe zu allem,

was er als Kind im Elternhause, was er in der eigenen Familie, ja was er überhaupt erlebt hatte, im allernachsten Gegensatz: solcher Friede war das, was er immer vergeblich ersehnt hatte. Zwar, außer dem Gesumm der Insekten, dem Finkenschlag und Drosselruf durchs Fenster herein durchdrang Geschmetter eines Kanarienvogels das Haus: so unermüdlich indessen der kleine Vogel seine unerschöpfliche Seele ausströmte, die weltferne Stille des Ortes trat dadurch nur noch tiefer hervor.

Mit dem vergilbten Bändchen einer alten Shakespeare-Ausgabe hatte Erasmus in aller Bequemlichkeit die Gartenlaube erreicht, wohin ihm Fräulein Herbst die übliche Kanne dampfenden Kaffees nachbrachte. Er pflegte sich öfter mit ihr, noch lieber mit der Witwe zu unterhalten, was ihn denn bald mit dem einfachen Schicksal der nun des Hauptes beraubten Familie bekannt machte. Die Trauer der Witwe um ihren Mann war unzweifelhaft. Der Ernst ihres Wesens, das eingezogene Leben, das ihr merkbar Bedürfnis geworden war, legten von der Echtheit dieser Trauer Zeugnis ab.

Jetro trat in die Gartenlaube. Er hatte sich mit Erasmus verabredet.

Jetro, dessen Kopf zu groß für seinen Körper war, mußte noch überdies wohl oder übel eine gewaltige, wieder für diesen viel zu große unverkennbare Haken-nase zur Schau tragen. Ein menschenfreundlicher Schneider hatte ihn im übrigen mit einem eleganten Sommerkostüm versehen, so daß die Erinnerung an den Buchstaben O, welche seine Beine hervorrufen konnten, nur gelegentlich auftauchte.

Er spielte, bevor er und als er die Laube betrat, gleichermaßen Hütchen und Stock schwingend, den Bonvivant. Ohne es zu wollen, schlug er dabei in eine köstliche Draperie tiefblauer Klematis mitten hinein.



„Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage!“ sagte er dann mit einem Blick auf das Shakespeare-Bändchen.

Der Angeredete blickte auf, schnell erblassend und schnell errötend, wie wenn er eine leichte Bestürzung zu überwinden hätte. Er hatte sich diese Frage in den Wirren seines Inneren mehr als einmal in allem Ernst vorgelegt. Irgendwie empfand er sein Dasein immer schicksalhaft und war geneigt, Zufallsworten einen geheimen Sinn zu geben.

„Ich bin sehr froh, daß ich dieses Hamlet-Bändchen unter meinen mitgenommenen Sachen gefunden habe. Es verläßt mich ja eigentlich nie. Meine Abreise ist diesmal jedoch ein bißchen überstürzt vor sich gegangen.“

Jetro nahm das Büchelchen in die Hand.

„Ich habe es in Venedig entdeckt. Ich meine natürlich die ganze komplette Shakespeare-Ausgabe. Als ich durch eines der kleinen Gäßchen schlenderte, die vom Markusplatz abzweigen, sah ich die Ausgabe durch die offene Tür eines Büchertrödlers von der Straße aus. Sie wissen ja, ich sehe in die Weite und in der Nähe gleich gut.“

„Was nicht alles haben Sie erlebt und gesehen! Ich bin grade einmal von Schneidemühl nach Berlin und von Berlin bis Granitz gereist.“ Der Schauspieler lachte, schwieg und hustete.

„Bitte, bedienen Sie sich zunächst, lieber Jetro!“

Jetro tat es mit Heiterkeit. Er ließ sich außerdem gern gefallen, daß Erasmus, als Frau Herbst erschien und freundlich etwaige Wünsche der Herren zu wissen verlangte, eine recht große Menge Butter nachbringen ließ.

Der junge, aus einem Schnittwarenladen kommende Mensch hatte sich in unermüdlicher Selbstzucht um gute Formen bemüht, die er auch strengstens bei Tisch beobachtete. Er strich seine Brötchen, er trank, er aß, ohne daß je die Unterhaltung ins Stocken geriet und ohne daß er mit vollgestopftem Munde zu reden brauchte.

Plötzlich sagte er: „Irina hat etwas Feuer gefangen.“

„Irina? Bitte, wer ist denn das?“

„Irina Bell. Sie kam doch mit mir. Ich habe sie Ihnen doch im ‚Felsenkeller‘ vorgestellt.“

„Ich überhöre meistens die Namen.“

„Ist Ihnen das Frauenzimmer nicht aufgefallen?“

Erasmus sagte: „Sie ist ziemlich zart. Ich habe eigentlich nur gesehen, daß sie einen Schwall goldbrauner Haare auf dem Haupte hat.“

„Schade, daß er gefärbt und daß sie ein solcher Racker ist.“

Erasmus lachte: „Wieso ist sie ein Racker?“ Eine solche Frage wird unter Männern nie ausbleiben, weil man weiß, was man zu hören verlangt.

„Nun: so und so, und so und so. Sie kommt aus Wien und hat geradezu horrende Ansichten.“

„Inwiefern horrend?“

Der Schauspieler sagte: „Allem, was gang und gäbe ist, diametral entgegengesetzt.“

„Geben Sie doch mal einige Beispiele!“

„Eine Frau hat zum Beispiel ihren Mann vergiftet, weil er ihren Umgang mit einem andern nicht gelten ließ. Nennen Sie das, gelinde gesagt, eine Schurkerei, Irina wird Sie mit einem ‚Wieso?‘ verblüffen. Dann werden Sie Himmel und Hölle aufbieten, um ihr zu beweisen, was für eine niedrige Verbrecherin dieses Weibstück ist, und wenn Sie sich eine halbe Stunde lang den Mund fusselig gesprochen haben, erklärt sie Ihnen ganz einfach, sie würde es ebenso machen wie das Weib und fände das eben richtig und gut.“

Erasmus sagte: „Teufel nochmal! Und dazu der goldene Heiligenschein! Schickt sich da eigentlich eins zum andern? — Was werden Sie spielen beim Benefiz des Ersten Liebhabers?“

„Die Ophelia, wenn wir den ‚Hamlet‘ aufführen sollten“, schmunzelte Jetro.

„Warum nicht? Die Sache ist gar nicht so uneben. Bei der Premiere ist sie ganz gewiß von einem jungen Manne gespielt worden. Da, ich brauche bloß mein Büchelchen aufschlagen: zweiter Akt, zweiter Auftritt. ‚Ei, meine schöne junge Dame!‘ sagt Hamlet zu einem jungen Mann bei der bekannten Begrüßungs- und Wiedererkennungsszene mit den Schauspielern. ‚Bei unsrer Frauen, Fräulein, Ihr seid dem Himmel um die Höhe eines Stiefelabsatzes nähergerückt, seit ich Euch zuletzt sah. Gebe Gott, daß Eure Stimme nicht den hellen Klang verloren habe...‘, und so weiter.“

„Und, Doktor Gotter, wenn ich Sie ansehe, nicht immer, aber mitunter“, sagte Arminius Jetro, „kommt mir eine solche Besetzung recht plausibel vor. Manchmal sehen Sie wirklich ebenfalls aus wie ein junges Mädchen.“

Von dieser Bemerkung selbst ein wenig betroffen, ging er schnell über sie hinweg: die Rolle des Claudius sei ihm angeboten, ebenso der Polonius.

„Wenn ich wie Sie wäre“, sagte Erasmus, „ich würde mich an den Claudius machen. Sie sind für die Rolle natürlich zu jung, gerade darum sollten Sie zugreifen. Außer hier in Granitz wird man Ihnen diese Partie vor Ablauf von zehn bis fünfzehn Jahren kaum wieder anbieten.“

„Aber, wissen Sie, dieser König, der immer lächelt“, sagte Jetro, „ich habe verschiedene Größen in der Rolle gesehen, und es war schließlich immer langweilig, und außerdem interessiert sich der Alte, der Direktor, dafür.“

„Übergeben Sie mir die Spielleitung! Sagen Sie Ihrem Direktor Georgi, daß ich ihm den ‚Hamlet‘ inszenieren will! Es darf mir aber niemand hineinschwätzen. — Das Drama spielt sich ja nur zwischen drei Personen, dem König Claudius, der Königin Gertrud und Hamlet ab. Letzten Endes nur zwischen zwei Personen. Da eine dieser zwei Personen Hamlet, die andere Claudius ist, hat man nicht nötig, auf die Wichtigkeit und die

Bedeutung dieser Gestalt und ihrer Stellung in der Ökonomie des Ganzen hinzuweisen. Und dieser Kerl ist ein höchst gerissener, durchgeteufelter, großformatiger Bösewicht.“

„Nun, da bin ich ja für die Rolle geschaffen“, sagte Jetro. „Ich höre noch meinen Vater sagen, wenn mich wieder einmal meine Schulkameraden in bezug auf Pfennige, Butterbrote, Äpfel etcetera rein ausgeplündert hatten: ‚Lieber Armin, du hast eine selbst für einen Schöps ungewöhnliche Gutmütigkeit.‘ Aber ich werde die Sache schon machen. — Übrigens will ich alles tun, um den Alten für den Gedanken Ihrer Regie breitzuschlagen. Der Alte ist freilich selber ehrgeizig. Er wird, wenn er den ‚Hamlet‘ einstudiert, selbst einmal zeigen wollen, was er kann und daß er außer ‚Kyritz-Pyritz‘ noch andere Nummern auf der Walze hat. Dann wird er sagen, Sie hätten keine Erfahrung. Der Alte kennt Sie ja leider nicht. Überhaupt, ich werde ihm dies und das sagen. Allmählich wird ihm schon trotz seiner Hornhaut klarwerden, was es mit Ihnen auf sich hat.“

„Wie stellen Sie sich eigentlich den Hamlet äußerlich vor, lieber Jetro?“

„Ihnen wie aus dem Gesicht geschnitten, ja, auf ein Haar im Äußeren so wie Sie, Doktor Gotter“, war die Antwort.

„Hamlet hat mit recht vielen jungen Deutschen Ähnlichkeit, mit den meisten dagegen um so weniger. Was mich angeht, so kann ich von seinen Tugenden wenige in mir ausfinden, von seinen Schwächen um so mehr.“

Hier unterbrach sich Gotter und rief einen hübschen Knaben an, der sich nahe der Laube zu schaffen machte. „Komm näher, Walter, komm doch herein!“

Der schlanke und blasse Knabe machte mit zusammengezogenen Augenlidern einen linkischen Knix, als er in die Jelängerjeliererumrahmung trat und seine Hand in die Gotters legte.

Er war der einzige Sohn von Frau Herbst, wohnte aber im Alumnat der fürstlichen Schule am Zirkusplatz.

„Ich will dir erzählen, wovon wir reden“, sagte Erasmus. „Oder kennst du den ‚Hamlet‘ bereits?“

Walter verneinte mit schweigendem Kopfschütteln.

„Also wir reden von einem seltsamen jungen Mann, einem jungen Prinzen von Dänemark. Er hat in Wittenberg studiert. Er wurde als einziger Sohn zurückgerufen, als sein Vater gestorben war, und er glaubte natürlich, er solle den Thron besteigen, denn sein dahingegangener Vater war König von Dänemark.“

Er kam zurück und mußte erleben, daß sein Onkel, der Bruder seines Vaters, den Thron bestieg, nachdem ihn seine Mutter geheiratet. So verlor er die Mutter und den Thron.

Kannst du dich in ihn hineindenken, Walter, und begreifen, wieso er auch die Mutter verlor?“

Der blasse Knabe verfärbte sich. Ein bitteres Zucken um seinen Mund und eine Feuchtigkeit, die in den Winkeln seiner schwarzen Augen sichtbar ward, verrieten ein beinahe krankhaft-sympathisches Einfühlen. Der Leibarzt des Fürsten hielt den nervösen Jungen unter Beobachtung und hatte ihm unter anderm den Besuch des Theaters untersagt.

„Nun denke dir, Walter“, fuhr Gotter fort, „dem Prinzen erschien der Geist seines Vaters und eröffnete ihm, sein Bruder, Hamlets Onkel und jetziger Stiefvater, habe ihn heimlich umgebracht.“

In diesem Falle, was würdest du tun?“

Der Knabe fragte: „Wußte die Mutter davon?“

„Sie ahnte wohl mehr, als daß sie wußte.“

„So würde ich meine Mutter anspeien und meinen Stiefvater umbringen“, sagte das Kind.

„Das hat er am Ende auch getan, Walter. Aber bis es dazu gekommen ist, hat er vielfach geschwankt und mancherlei durchgemacht.“

Walter sagte: „Das wäre bei mir puffpardauz gegangen.“

Erasmus lachte mit kindlicher Herzlichkeit und schob eine Haarlocke von den Augen.

Jetro hatte dem Honig von Frau Herbst mit Behagen zugesprochen. Als nun die würdige Dame erschien, um festzustellen, ob auch ihr Sohn den Herren nicht irgendwie lästig falle, lobte er ihren Honig in allen Tonarten.

„Walter, und lästig fallen?“ sagte Gotter. „Wo denken Sie hin!“ Er fuhr fort: „Komm, Walter, streiche dir auch eine Honigsemmel.“ Der Knabe tastete nur auf dem Tisch herum.

„Laß, ich werde dir alles zurechtmachen“, sagte Frau Herbst mit einer gewissen Verlegenheit. — Warum setzt du übrigens nicht deine Brille auf?“

„Du weißt ja, Mutter, ich hasse Brillen. Lieber greife ich einmal in die Butter oder die Marmelade hinein.“

Aber eigentlich habe ich gar keinen Hunger.“

Jetro fragte: „Was hast du dort Schönes auf dem Schlips, Walter?“

„Es ist ein Geschenk von Fürst Aloysius.“

„Eine Busennadel mit einer antiken Goldmünze“, bemerkte Erasmus, dem der Knabe das Schmuckstück gereicht hatte. „Sie stellt den römischen Kaiser Antoninus Pius dar, den Vorgänger Marc Aurels, des berühmten Weltweisen.“

„Marc Aurel“, ergänzte Frau Herbst, „den der Fürst eigentlich immer im Munde führt.“

„Ich bin dein Antoninus Pius, sagt der Fürst manchmal zu mir, und du werde mein Marc Aurel!“

Bei diesen Worten ergriff Walter das Hamlet-Büchlein, das er vorher unversehens berührt hatte. „Darf ich einmal in das Buch vom Dänenprinzen hineingucken?“ Es wurde bejaht, und der Knabe zog sich mit seinem Raub zurück.

„Wie gesagt, der Honig, der Honig, Frau Herbst!“  
schwelgte Jetro.

„Die armen Bienen sind nun verwaist. Mein seliger Mann war im ganzen Bezirk der bekannteste Bienen-  
vater. Der Fürst und die Fürstin zogen unsern Honig  
jedem andern vor. Was mein Mann zeidelte, ging aufs  
Schloß. Nur bevorzugte Gäste durften an dem Genuß  
teilnehmen.“

„Wie alt ist wohl eigentlich der Fürst?“ fragte Gotter.

„Er wird am achtundzwanzigsten Juli vierzig Jahr’, und  
man hört, der Geburtstag soll diesmal besonders gefeiert  
werden. Man erwartet wohl hohe und höchste Herrschaf-  
ten, sogar, wie es heißt, aus England den Prinzen von  
Wales.“

Diese Mitteilung von Frau Herbst schien bei Jetro  
einen Fieberfrost zu verursachen. „Brrr!“ sagte er, „was  
wird aus mir?!“

Frau Herbst mußte lächeln, Erasmus lachen.

„Übrigens hat mir mein Chef Georgi schon allerlei  
Möglichkeiten angedeutet; denn natürlich wirken wir  
fürstlichen Gaukler doch zur Verherrlichung und Be-  
lustigung des Tages an erster Stelle mit.

Wie wär’s, lieber Doktor, zäumen Sie nach Art Ihres  
Oberkollegen in Weimar Ihren Pegasus! Es ist die  
schönste Gelegenheit, sich oben beliebt zu machen.“

„Wenn ich Sie, Herr Gotter, ansehe“, bemerkte, eine  
Ranke wilden Weins in den Fingern drehend, Frau  
Herbst, „und mir den Fürsten Aloysius vorstelle, so ist  
mir, als könnte es Ihnen nicht schwer fallen, dem leiden-  
den Mann so oder so eine Freude zu machen. Alberne  
Reimeleien zum Geburtstag schätzt er nicht. Um so  
mehr aber würde ihn etwas beglücken, wie ich es Ihnen  
zutraue, eine Gelegenheitsdichtung, die Hand und Fuß  
hätte. Ich kenne ihn, ich bin des gewiß.“

„Ihr Sohn ist ein ernster und lieber Junge, Frau  
Herbst“, bemerkte Erasmus, um abzulenken.

„Walter ist ein schwieriges Kind. Er scheint überall weich und schmiegsam zu sein und verbirgt doch eine gewisse Unbeugsamkeit. Ich tue alles, um seinen Träumereien entgegenzuwirken, denen er nur zu leicht verfällt. Wollen Sie glauben: er hat eine seltsame Liebe zu Kirchhöfen. Wenn der Totengräber alte Gräber aus-schaufelt, steht er dabei und grübelt und spintisiert über den zutage kommenden Knochen. Jeden Sonn-abend sucht er das Grab seines Vaters auf, und ich fürchte, er verfiere in Krämpfe, wenn man ihn davon abhielte.“

Man hörte die Schloßuhr in der Ferne fünfmal anschla-gen. Erasmus meinte, man sollte die Zeit vor Theater-beginn zu einem Gang hinunter ans Meer ausnützen.

Kaum hatten die Herren sich aus den dichten Hecken der Gärtnerei auf den Zirkusplatz hinausgewunden, als ihnen Irina Bell in die Arme lief. Sie war, wie gesagt, ein kleines preziöses Ding. In ihrer schlanken Gebrech-lichkeit konnte sie wohl als Backfisch genommen wer-den, solange man ihr nicht ins Auge gesehen oder mit ihr gesprochen hatte.

„Unsere Naive“, sagte Jetro, „mit dem schönen Namen Irina Bell. Natürlich nur der Theatername. Wie sie als Stubenmädl geheißen hat, weiß ich nicht. Sie wissen doch, Doktor, daß unser Georgi eigentlich Schulze heißt. Theaterdirektor Schulze mag angehen. Schulze als Othello, Macbeth, Tell oder Wallenstein ist eine Un-möglichkeit. Nun gar denken Sie sich einen Hamlet von einem Schauspieler Schulze gespielt!“

Erasmus war eigentlich indigniert von diesem Ver-suche Jetros auf dem Gebiet eines Bühnenjargons, für den der Schauspieler sich wenig eignete. Überhaupt, der Ton in Gegenwart dieser immerhin holden Erschei-nung verletzte ihn. Seine Rüge indessen verschluckte er, da sich Irina, ohne auf Jetro zu achten, ihm zuwendete.

„Haben Sie etwas gegen mich?“ fragte sie. „Ich wurde



ja heut morgen im ‚Felsenkeller‘ von Ihnen nicht eines Blickes gewürdigt.“

„Um Gottes willen, ich war höchstens durch das Gespräch mit dem Bühnengewaltigen abgelenkt.“

Sie schloß sich gern dem Spaziergang an.

„Der Direktor ist wie ein Wasserfall; wenn er begonnen hat, kann er nicht aufhören. Er redet, redet, redet, bis einem schwarz vor den Augen und schwindlig wird. Was ein anderer sagt, interessiert ihn nicht.“

So plauderte sie eine Weile fort, bis man einen freieren Blick hatte, das grüne Gewoge des Greifswalder Bodens unter sich sah, das Inselchen Vilm in nächster Nähe und am Strande einen Tempelbau, der mit seinem weißen griechischen Giebel und dorischen Säulen aus Eichen- und Buchenwipfeln hervorleuchtete.

Erasmus fühlte in der Nähe der kleinen Naiven eine gewisse Befangenheit. Es war irgend etwas in ihn geschlagen, wovon er sich beunruhigt fand, worüber er aber noch nicht Bescheid wußte.

Der himmelblaue leichte Wollstoff, blaue Strümpfe und blaue Schühchen mit hohen Absätzen sowie ein Käppi von gleicher Farbe kleideten das Persönchen recht gut, eigneten sich jedoch nicht für die Landstraße. Ihr herrlichster Schmuck war das goldbraune offene Haar.

Als die Herren sich über den Reiz der Landschaft verbreiteten, bewahrte Irina Schweigsamkeit. Nach einiger Zeit, da die Freunde sich immer noch nicht von ihren Betrachtungen losrissen, schien ihr plötzlich einzufallen, daß sie nicht hätte mitgehen sollen und besser getan hätte, etwas zu arbeiten. Ihre eigenen Beiträge zur Naturfreude waren dürftiger Art. Einmal sagte sie: ‚Die Sonne!‘ und wiederholte ebendieses Substantiv, als man hundert Schritte weitergekommen war. In der Nähe des weißen Tempels, einem Ausflugsort mit einigen Logierzimmern und Restaurant, sagte sie wiederum

nur ‚Der Mond!‘ Der Mond hing blaß überm Horizonte des Boddens.

Während man zwischen den weißen dorischen Säulen sich durch Tee erfrischte, gab es Gespräche anderer Art, in denen die Kleine mit ‚Das mag ich nicht! — das lieb ich nicht! — ich will das nicht! — ich will jenes nicht!‘ ihre Willensstärke oder auch ihren Eigensinn kundmachte.

Man erblickte im Duft der äußersten Ferne die Türme einer Stadt. Es war Greifswald. Erasmus erinnerte sich, als ihm Jetro diesen Namen nannte, an einen jungen Mann, der dort auf der Universität studiert und mit dem er später Freundschaft geschlossen hatte. „Es war ein überaus braver, einfacher Mensch“, sagte er, „von Geburt ein Pommer, der Reimann hieß und den ich leider aus dem Gesicht verloren habe.“

Heimkehrend, brachte man Irina bis an die Tür der Orangerie am Zirkusplatz, wo sie mit ihrer Mutter wohnte. Sie hatte sich eben verabschiedet, als Jetro den Vorschlag machte, einen gewissen Maler von Cramm zu besuchen, der in nächster Nähe eine leere Wagenremise zum Atelier umgestaltet hatte. Er arbeitete an einem Porträt des Fürsten Aloysius, das ihm zu seinem Geburtstag dargebracht werden sollte.

Der Freiherr stand vor der Staffelei. Er schien erfreut, als Jetro ihn mit Gotter bekannt machte. Er behauptete, daß er schon viel von ihm gehört habe. Er führte dann seine Besucher mit der ihm eigenen heiter-lebhaften Art in seine Arbeitsweise ein. „Hier“, sagte er, „ist das Porträt des Fürsten, an dem ich bei den Sitzungen male. Und hier das gleiche Porträt, wie ich es frei aus dem Kopf dreimal auf die Leinwand gebracht habe. Erst auf diese Weise kommt ungequältes Leben hinein.“

In dem Knabengesicht des Malers leuchteten zwei forschende Augen, die einen starren Ausdruck annahmen, wenn gleichsam der Widerschein seiner werdenden Werke auf ihnen ruhte.

Als Erasmus sein Zimmer wieder betrat, um sich für das Theater zu kleiden, beschäftigte ihn die Frage, warum er sich der kleinen Irina in einem so wenig günstigen Licht gezeigt habe; denn es hatte sich eine an Langweile grenzende Spannung zwischen ihm und ihr unangenehm bemerkbar gemacht. Nun, alles Verfehlete ließ sich nachholen.

Im Theater überkam ihn wie immer eine seltsame Wohligkeit.

Sie beruhte darauf, daß schmerzhaft überlastete Nervenbahnen stillgelegt und ausgeruhte in Schwingungen versetzt wurden. Sie leitete einen Vorgang des Vergessens, des sich selbst Verlierens ein, der ihn merklich entlastete.

Von seiner Häuslichkeit, ihren Geburts- und Nahrungsängsten, ihren Windeln, Abführ- und Stopfmitteln, Gummipfropfen und Milchflaschen, ihrem Kamillentee und Fencheltee, ihren Kochtöpfen und Nachttöpfen, ihren Besen, Hadern, Wischlappen und Flederwischen fand sich Erasmus hier losgelöst. Abwasch, Spülicht ging ihn nichts an, Dienstbotenärger gab es nicht. Freilich, ohne die Gewißheit des einsamen Schlafzimmers nach dem Theater würde dieses freie Behagen nicht angekommen sein. Oh, diese ehelichen Aussprachen, die einem den Schlaf raubten und meist Versöhnungen nach sich zogen, durch die einem das Mark ausgesogen wurde!

Wenige Tage später schrieb Erasmus an seine Frau diesen Brief:

Geliebte Kitty!

Es ist nun wohl Zeit, Dir einmal die unerwarteten, recht überraschenden Umstände darzulegen, in die ich hier geraten bin. Ich ging, wie Du weißt, hierher auf Einladung meines Freundes Jetro, der sich am Fürstlich Granitzschen Sommertheater bei Direktor Georgi im

Engagement befindet. Ich war mit den Nerven sehr herunter, wie Du weißt, und erhoffte Erholung.

Kitty, ich war sehr mitgenommen. Ich habe Dich in Deinen Depressionen immer nach bestem Vermögen zu trösten gesucht. Du hast es aber mehr als einmal erlebt, daß ich, wenn dies erreicht war, nun selbst Deiner Hilfe und Deines Trostes bedurfte. Warum sollte ich lügen, der ich Dir von Anfang an Wahrheit gelobt habe? Die ersten Tage in der Gärtnerei, im altväterischen, grünen Dämmer meines Giebelzimmerchens, in der stillen, von wildem Wein, Jelängerjelierer und Geißblatt dick verhüllten Sommerlaube waren ein tiefes Ausruhen für mich. Ein solches Sichfinden, ein solches Geborgenheitsgefühl ist mir selten zuteil geworden. Der Gedanke berückte mich, Mönch zu werden: mein Zustand war so verführerisch.

Kitty, Du weißt, ich hab' Dich lieb. Ich vermag mir ein Leben ohne Dich und die Kinder nicht vorzustellen. Trennungen aber von Zeit zu Zeit sind notwendig. Erstens weil sie Proben auf das Exempel sind, dann aber auch, weil sie Gewährleistung jener Freiheit und Unabhängigkeit bedeuten, welche notwendig ist, wenn die Verbindung zweier Menschen den Charakter des Freiwilligen behalten und nicht am Druck und Zwange gemeiner Kerkerfesseln zu schwersten Leiden entarten soll.

Der erste Besuch Jetros verursachte mir vielleicht Unbehagen, so berauscht und beseligt war ich von meiner Einsamkeit. Theater, Bildung, Kunst, Literatur und aller Ehrgeiz auf diesen Gebieten muteten mich wie der öde, hölzerne Lärm einer Klappermühle an. Dagegen war alles schlichte und reine Musik, was die schwarzgekleidete, nur noch ihrem stillen Schmerz und dem nahen Jenseits nonnenhaft lebende Gärtnerswitwe mir anvertraute. Auch Pauline, die Tochter, hat diese schlichte und leise Art. Dreizehn Jahre alt ist Walter,

der Sohn, ein Knabe, der mich an meine eigene Jugend erinnert. Pauline ist etwa achtzehn und die resignierte Frau Herbst nicht über siebenunddreißig alt. Man merkt von diesen drei Menschen nichts: so wird auf das Ruhebedürfnis des Gastes Rücksicht genommen. Es steht ganz allein bei mir, ob ich sie sehen und sprechen will oder nicht.

Und denke Dir, gestern ließ mich Fürst Aloysius fragen, ob es mich nicht allzusehr stören würde, wenn er seinen Nachmittagstee in der Gärtnerei einnähme. Ist es glaublich, Frau Herbst errötete leicht, als sie mit diesem fürstlichen Anliegen vor mich trat. Der Fürst wurde im Rollstuhl durch den engen Heckenweg in den Garten gefahren, wobei er — ich sah es vom Fenster aus — sich die zusammengewachsenen grünen Büsche mit beiden Armen vom Gesicht halten mußte.

Den Teetisch hatte Frau Herbst nach der Gewohnheit des Fürsten mitten zwischen den Gemüse- und Blumenbeeten aufgebaut. Das Lachen des Knaben, das Lachen des Fürsten schallte zu mir herauf.

Plötzlich trat ein klug aussehender, älterer Mann, der Diener des Fürsten, bei mir ein. Seine Durchlaucht bedaure, seines Gesundheitszustandes wegen nicht in der Lage zu sein, mir seinen Besuch abzustatten. Es würde den Fürsten daher besonders freuen, wenn ich herunterkommen und mit ihm eine Tasse Tee nehmen würde.

Ich war dem Fürsten einige Tage früher bereits vorgestellt worden. Die Stunde mit ihm und dem kleinen Walter, allein zwischen den Erdbeer-, Kohl- und Salatplantagen, verlief überaus angenehm. Du weißt, mein Wesen ist bürgerlich. Zwar habe ich keinen Bürgerstolz, sondern nur ein Bürgerbewußtsein; das aber läßt mich Adelsüberhebung, Adelsdünkel, selbst Adelsstolz, wo sie mir immer begegnen, aufreizend empfinden. Überall liebe ich das Menschliche. Was ich ganz allein und überall

hasse, ist das Unmenschliche. Allgemein steht im Menschlichen ein Arbeiter meist höher als ein Bürger, Aristokrat oder Fürst. Dort, im Arbeiter- und Handwerkerstand, findet man auch die Ritterlichkeit. Das zeigt jeder Unglücksfall auf offener Straße, bei dem sich alles, was gut angezogen ist, des Gebotes: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ meist entschlägt und es den hilfreichen Arbeiterhänden überläßt, diesen Grundsatz in Tat umzusetzen. Dieser Fürst Aloysius aber ist wirklich edel, hilfreich und gut.

Ich wußte es ja bereits durch Frau Herbst, die zuweilen mit Tränen in den Augen sein Verhalten bei verschiedenen Vorfällen schilderte, wo es sich darum gehandelt hatte, Verfehlungen zu verzeihen, die Schulden ungeratener Söhne alter Beamter zu begleichen, allerlei Leuten, oft solchen, die es gar nicht verdienten, unter die Arme zu greifen, Notstände aller Art zu lindern und schließlich künstlerische und wissenschaftliche Bestrebungen zu fördern. Aber wes Geistes Kind in Wahrheit Fürst Aloysius ist, und daß dies eben so und nicht anders sein muß bei ihm, dahinter kam ich erst während der Teestunde.

Liebe Kitty, ich bin in den Fürsten verliebt. Hättest Du Dir wohl je gedacht, daß ich mit meinem Hange zur Demokratie jemals in einen Fürsten verliebt sein könnte? Eigentlich bin ich ja freilich auch nicht in den Fürsten, sondern in den Menschen verliebt. Er ist sehr lang, hat, es ist nicht zu leugnen, mit seinem dunklen Haar und Bart etwas, das an Christusbilder erinnert. Er ist übrigens noch nicht vierzig Jahr'. Sein Leiden ist schwer, aber wie er es trägt, ist bewunderungswürdig. Er lacht wie ein Kind, und mehr noch: er fragt und fragt, wie ein wißbegieriges Kind. Was habe ich ihm nicht alles von meinen literarischen Plänen, Hoffnungen, Wünschen, Zielen und von Dir und den Kindern erzählen müssen!

Alle diese Umstände atmen bis jetzt nur eine tiefe

Geruhsamkeit. Ich lebe halkyonische Tage. Du weißt, Halkyone war die Tochter des griechischen Gottes der Winde. Aus Gründen verwandelte Zeus ihren Gatten und sie in Wasservogel. Kein Wind durfte wehen in deren Brütezeit. Es weht sozusagen auch hier kein störender Wind, ohne daß sich, so will ich hoffen, irgend etwas hier ausbrütet.

Ich habe allerdings jüngst im Gespräch mit Jetro einen kleinen Fehler gemacht. Es fuhr mir unwillkürlich und fast gegen meinen Willen heraus, daß ich den „Hamlet“ im hiesigen Sommertheater zu inszenieren nicht übel Lust hätte. Ich erschrak, als ich das geäußert hatte; denn mich in etwas dergleichen verwickeln zu lassen — ich denke nicht daran!

Ich bitte Dich, halte den Daumen, Kitty! Geht alles so weiter, dann komme ich erholt, erfrischt, ja wie neugeboren zu Dir zurück.

Wiederum an einem halkyonischen Morgen saß Doktor Erasmus Gotter umgeben von einer muntren Gesellschaft im „Felsenkeller“ beim Frühschoppen. Zugegen waren außer Direktor Georgi und Jetro noch Mario Syrowatky, ein Schauspieler, sowie der Maler Freiherr von Cramm und der Bibliothekar des Fürsten, Doktor Ollantag.

Der überaus angeregte Kreis wurde gerade durch ein lustiges Wortgefecht zwischen Syrowatky und seinem Direktor in Anspruch genommen.

Dieser reiche junge Mensch war ein spielwütiger Volontär, der nicht nur keine Gage bezog, sondern, wie gemunkelt wurde, jede seiner Rollen teuer bezahlen mußte. Er liebte den Schmuck, zeigte blitzende Ringe und goldne Armbänder und trug sich mit ausgesuchtem Geschmack.

„Ich bleibe dabei“, so sagte er, „binnen vier Wochen muß ich bei Ihnen den Hamlet gespielt haben.“

„Syrowatky, was fängt man mit Ihnen an?“ sagte Georgi. „Sie sind wie ein Rabe, der nach allen glänzenden Dingen hascht, aber er kann damit nichts anfangen. Lassen Sie sich doch nicht immerwährend durch das Theater beunruhigen, und beunruhigen Sie Ihrerseits das Theater nicht! Vielleicht hätten Sie mehr Talent, wenn Sie weniger Geld hätten. Welcher Teufel reitet Sie denn? Ihr Vater ist tot, Ihre Mama wünscht innig, Sie möchten sich dem Riesengeschäft widmen, das Ihr Vater hinterlassen hat. Nun, warum denn tun Sie das nicht? Ob es allerdings von Vorteil für diese Unternehmungen wäre, wenn Sie an ihre Spitze träten, weiß ich nicht. Für mein Unternehmen sicherlich nicht.“

„Sie sind wie immer sehr gradezu, Herr Direktor. Was Sie über mein Talent denken, ist ebenso falsch, als wenn ich etwa Sie einen großen Schauspieler nennen würde. Das wäre absurd im höchsten Maß.“

Georgi quittierte mit dröhnendem Lachen, in das die ganze Gesellschaft einstimmte.

Eigentlich war Syrowatky ein imposanter junger Mensch, dessen ovales Antlitz, mit Wangenrübchen und einem starken runden Kinn, bei einem zarten, weiblichen Inkarnat, man schön nennen konnte.

„Sie Kiekindiewelt!“ rief Georgi, nachdem er sich einigermaßen gesammelt hatte. „Bevor Sie den Mund auf tun in Sachen Theater und Schauspielkunst, sehen Sie sich Ihre Leute an! Befolgen Sie doch, zum Donnerwetter, Sie Pavian, endlich einmal meinen gutgemeinten Rat, und fangen Sie bei der kleinsten Schmiere als Zettelträger an!“

„Noch einer kleineren, Herr Direktor?“

„Was heißt das? Ich verstehe Sie nicht.“

Der liebenswürdige Knabekopf des Malerbarons ging fast auseinander vor unwiderstehlicher Heiterkeit, während Doktor Ollantag nur schmunzelte. Der Direktor führte den Gegenstoß:



„Wenn wir den ‚Hamlet‘ wirklich machen, Herr Marius Größenwahn von Gernegroß, so gebe ich Ihnen die Rolle des Hamlet in Wittenberg, da können Sie sich nach Vermögen austoben.“

Wenn Hamlet in der Tragödie Shakespeares zum erstenmal erscheint, ist er eben aus dem deutschen Wittenberg nach dem dänischen Helsingör zurückgekehrt. Seine Bitte, man möge ihn wieder dorthin entlassen, wird von seinem Onkel und neuen Stiefvater sowie von seiner Mutter abgelehnt.“

„Das ist gar nicht so uneben, Herr Direktor“, warf Jetro ein, „nur muß Syrowatky ein Weilchen warten, bis Doktor Gotter seine Tragikomödie ‚Hamlet in Wittenberg‘ fertig geschrieben hat.“

„Jetro, lassen Sie mich aus dem Spiel!“

„O weh, o weh, was muß ich hören! Was für ein Unsinn überhaupt: ‚Hamlet in Wittenberg‘?! Erinnern Sie sich, Doktor Ollantag, was mein Kollege Serlo in ‚Wilhelm Meisters Lehrjahren‘ von der Bearbeitung des ‚Hamlet‘ durch den jungen Wilhelm-Meister-Goethe sagt, der die Wittenberggeschichte gestrichen hat: ‚Gott sei Dank!‘ ruft er aus, ‚so werden wir auch Wittenberg und die Hohe Schule los, die immer ein leidiger Anstoß gewesen ist.““

Diese Erklärung des Direktors löste bei Erasmus die Bemerkung aus, daß er trotz Wilhelm-Meister-Goethe hier nicht der gleichen Ansicht wäre.

„Gutzkow hat sich“, sagte Doktor Ollantag, „einmal an das heikle Thema herangewagt, aber er hat nicht genug herausholen können.“

„Ich kenne diesen Versuch“, so Erasmus. „Ein Versuch aber besagt mir nichts. Man müßte es eben anders anfangen. Die Dialektik Hamlets und ihr Ideengehalt sprechen jedenfalls nicht gegen Wittenberg.“

„Ich wiederhole“, erklärte Syrowatky mit Eigensinn, „daß ich binnen vier Wochen den Hamlet in Helsingör,

nicht den in Wittenberg, auf der Bühne von Granitz gespielt habe, oder aber..." Er schwieg und pochte bedeutsam mit dem Knöchel auf die Tischplatte.

Bei Georgi zeigte sich unverkennbar leichte Betretenheit.

Das Hamlet-Gespräch wurde abgebrochen, und bald darauf der Frühschoppen überhaupt.

Erasmus Gotter speiste zu Mittag wie immer im Hotel Bellevue, diesmal mit Doktor Ollantag. Man hatte im Park Gedanken über Literatur ausgetauscht. Nun war man bei den lokalen Verhältnissen.

„Der Fürst ist ein leidenschaftlicher Bücherfreund“, sagte Ollantag, „allein die hiesige Bibliothek, die ich verwalte, geht über fünfundzwanzigtausend Bände hinaus. Eine volle Stunde am Morgen läßt sich der Fürst von seinem Pfleger, Goldmesser, die Regale entlang fahren, und ich muß ihm im allgemeinen und über die Neueingänge Bericht erstatten.“

Übrigens sind es auch meistens Bücher, wenn der Fürst Geschenke macht. Er hat sogar, wie Sie ja wohl wissen, da Sie in der Gärtnerei wohnen, seinem Liebling, dem kleinen Walter Herbst, im Alumnat eine besondere Bibliothek eingerichtet. Die fünfhundert Bände sind vielfach auf meinen Rat zusammengestellt.“

Wenn der Leibarzt Doktor Thurneyßer dem kleinen Walter das Theater verboten hatte, das Lesen hatte er ihm erlaubt. Es beschäftige seine Phantasie und binde sie, sagte er. Die Kurzsichtigkeit des Jungen aber sei kein Grund, das Auge stillzulegen, im Gegenteil könne Übung des Gesichtssinnes nur von Vorteil sein.

Erasmus wußte noch nichts von der Bibliothek und war nun gespannt, sie zu besichtigen.

Er brauchte nicht lange darauf zu warten; denn der Knabe Walter war stolz auf sie und drängte dahin, seine Schätze dem Gast seiner Mutter zu zeigen.

Merkwürdig war die bei ihm wie beim Fürsten vorhandene Liebe zum Buch, die in seinem knabenhaften Gemüt zu einer zärtlichen Idolatrie ausartete.

Die Frage lag nahe, wieso der Fürst ein so großes Interesse an Walter nahm.

„Erklärungen aller Art, auch sehr törichte, sind darüber im Schwange“, sagte Ollantag. „Sie werden von dieser und jener gehört haben. Wenn Ihnen eines Tages die einzig wahre zu Ohren kommt oder Sie diese ahnungsweise vorwegnehmen sollten, wird Ihre engste Umgebung im Gärtnerhause wohl die Ursache sein.“

„Ist es richtig, was man sagt: der einflußreichste Mann in Granitz sei Bourtier, der Oberhofmeister?“

„Der unverschämteste jedenfalls. Er übt seinen Einfluß, der keineswegs unfehlbar ist, auf dem Wege über die Fürstin aus. Der Fürst dagegen mag ihn nicht, darf man ohne zu übertreiben behaupten. Unbeliebt ist er überall.“

Aber, wie gesagt, er nimmt sich Dinge heraus, die einem andern den Hals brechen würden. Die Fürstin, selbst eine gütige Dame, die immer den Prediger um sich hat, blickt über seine Extravaganzen hinweg.“

„Extravaganzen? Und welcher Art wohl können diese Extravaganzen sein?“

„Ach Gott, man ist ja im Grunde selber kein Tugendbold“, sagte Doktor Ollantag. „Aber wenn er diese kleine Schauspielerin mit ihrer Mutter, diese Irina, oder wie sie heißt, in der Orangerie am Zirkusplatz unterbringt, so ist das immerhin etwas weitgehend.“

Bei diesen Worten erblaßte Erasmus. Er hätte jetzt nicht zu reden vermocht, so warf sich das Herz ihm gegen die Halsgrube.

Die beiden Herren waren die letzten an der Table d'hôte. Das kleine freundliche Eßsälehen, in dem, der Mittagshitze wegen, die Rouleaus heruntergelassen waren, erwies sich als ein so angenehmer Ort, daß man

sich eben zu einer neuen Flasche entschlossen hatte, die der Kellner auf den Tisch stellte. Aber man trank sie nicht mehr aus. Alle Versuche Erasmus Gotters, sich von einem Übelbefinden zu befreien, machten, so schien es, dies nur schlimmer. Und so hob man die Sitzung auf.

In der Gärtnerei und in seinem dämmrig-kühlen, lavendelduftenden Zimmer angelangt, schloß Erasmus sich ein. Um Gottes willen, was ist mit dir? fragte er sich, bist du doch kränker, als du gemeint? Ist deine Ruhe, deine Herzensheiterkeit, wie sie dich hier zu deinem tiefen inneren Trost überkommen hat, trügerisch und ein böser Vorbote? Noch immer ringend in diesem Selbstgespräch, kämpfte er vergeblich gegen Hilflosigkeit, die sich in einen Weinkrampf verwandelte.

Haben Sie mit den Nerven zu tun? Warum hat Georgi mich so gefragt? Hat er mir diesen innerlich haltlosen Zustand angesehen, dessen Symptome mich jetzt so erbärmlich demütigen?

Oder wirkt die Beschäftigung und das Hineinsinnen in den Hamlet, dessen Tränen so locker sitzen, ansteckend?

Oder handelt es sich um eine äußere Macht, die mich unversehens beschlichen hat?

Gegen sie müßte man dann mit allen Kräften angehen.

Was konnte ein solcher Paroxysmus bedeuten, der den jungen Menschen mit Schluchzen und unaufhalt-samen Tränen heimsuchte, so daß er, um nur nicht im Hause gehört zu werden, das Taschentuch in den Mund stopfen mußte?

Was ging ihn diese Irina an?

Sie ging ihn in Wahrheit gar nichts an. Was dich dermaßen überkommt, sagte er weiter zu sich, ist eigentlich nur der Zusammenbruch einer falschen Voraussetzung. Zwar weißt du nicht, wie du dazu kommst, aber du hast dies Kind, trotz allem Gerede über sie, gleichsam als einen reinen Engel, als unberührtes Gebilde aus

Gottes Händen angesehen. Und nun unterm Schlage Ollantags zerbricht diese Illusion.

Und ein mefitisches Schlangengewimmel, das sein geliebtes Asyl erfüllte, machte Erasmus die friedliche Kammer zur Hölle, aus der er flüchten mußte.

Auf dem Wege zum Bodden hinunter, wo er sich durch ein Bad gesund machen wollte, fragte er sich, ob er nach dieser Erfahrung nicht gut tue, alle Brücken nach rückwärts abzurechen und einen anderen, stilleren Winkel zu suchen, um von der Ehe auszuruhn.

Nach dem Bade im Salzwasser stellte sich bei Erasmus die alte männliche Fassung ein. Er fing an, sich über sich selber, und zwar ganz gehörig, lustig zu machen. Eine gewisse Unstetheit aber veranlaßte ihn trotzdem, Jetro in seiner Wohnung aufzusuchen. Er fand ihn gestiefelt und gespornt für eine Landpartie.

„Wir wollen ein bißchen über Land kutschen. Kolleginnen haben es angeregt. Unsere Absicht war, bei Ihnen mit dem geschmückten Erntewagen vorzufahren, um Sie zu zwingen, von der Partie zu sein.“

Erasmus Gotter wollte nicht nein sagen, obgleich er die neuen Schlingen deutlich empfand, die ihm bei einer solchen Lustfahrt gelegt werden konnten. Wir spielen nun einmal gern mit dem Feuer, dachte er.

Irina Bell hatte abgesagt. Als Erasmus das erfuhr, mußte er eine Enttäuschung herunterschlucken. Er wäre am liebsten abgesprungen, da der Leiterwagen, als er den Umstand erfuhr, mit ihm und der Schauspielergesellschaft bereits in Bewegung war. Bald aber wurde er von der guten Laune des Völkchens angesteckt. Mario Syrowatky war von Beginn der Fahrt, wie oft, für die Necklust aller Zielscheibe: mit seinen drei Zimmern im „Fürstenhof“, seinem vollendeten Dandytum, seinen kostbaren Anzügen, Schlipsen und Busennadeln schien er allerdings kein Passagier für das Bauern-

geschirr. Das Stoßen und Rumpeln des Wagens, das auf vornehme Haltung keine Rücksicht nahm, den jungen Herrn bald der Sprache beraubte, bald fußhoch von der Bank emporschnellte, gab dauernd Anlaß zu schadenfroher Heiterkeit.

Er rächte sich dadurch, daß er seinen rechten Arm um Elisas, eines schönen Mädchens, Schultern legte, das dawider nichts zu erinnern fand. Sie war eine „Sentimentale“ mit dunklen Augen, die verführerisch unter langen, schwarzen Wimpern hervorglühen konnten. Sie hatte nicht nur auf Syrowatky, sondern auch auf andre männliche Mitglieder des Theaters Eindruck gemacht, so auf den Ersten Liebhaber Erich Sündermann, der, ein dem Pflug entlaufener Bauernsohn, seltsamerweise mit einer gewissen Vollendung und großer Frische französische Salonrollen spielte.

Er lachte viel, er war allbeliebt und schien bei Elisa das Rennen nicht aufzugeben.

Er markierte Gleichgültigkeit, seine Worte dagegen waren zuweilen recht anzüglich, aber, um wirklich zu beleidigen, zu sehr in die gesunde Frische heiteren Gelächters eingehüllt. Vor einem mit Gold bepackten Esel, hieß es, öffne sich das festeste Schloß, und so fort.

„Ihr werdet mir meinen vergötterten Marius nicht verekeln“, sagte Elisa etwa darauf und legte in der Pose der Anbetung zwei Arme um den Hals des Geliebten. Wenn dabei sich ihr dunkles Haar löste und frei herniederrann, so wußte sie wohl, daß sie damit die Boshaftigkeit des jungen Kollegen am wirksamsten strafte.

Auch auf andre Weise als durch gegenseitige Neckereien und Hänseleien verkürzte man sich die Zeit, so durch Chorgesänge und Sologesang.

Es war gegen fünf Uhr nachmittags, ohne daß die brennende Hitze nachlassen wollte: die Feuerlilien vor den Anwesen der Kätner und Fischer, die man erblickte,

wenn der Wagen singend und klingend durch die Dörfer zog, schienen ihr sichtbarer Ausdruck zu sein.

Endlich war man am Ziel: in der Kühle eines verlassenen Tanzsählchens.

Erasmus hatte während der Fahrt seinen weittragenden Blick überall hingewandt und sich an der schönen, vom kommenden Erntesegeu belasteten Landschaft erfreut. Überall in der Ferne zeigten sich Flecke von Meeresblau, woran man erkannte, daß man sich auf einem von tiefen Buchten zerrissenen Inselbereich bewegte.

Unterdessen hatte er nicht versäumt, seine Augen auch in der Nähe offen zu halten, wodurch er denn auch gewisser Sturmzeichen in den Augen Lenas, der Schwester Elisas, innegeworden war.

Bei Tisch saß die Kleine an seiner Seite.

Ich kann nicht begreifen, sagte Erasmus zu sich, warum man sich nicht in sie bis über die Ohren ver-gucken sollte.

Lena, als ob sie Gedanken läse, sagte plötzlich: „Versuchen Sie's doch!“ Um aber das Wunder voll zu machen, rief der Komiker und Heldenvater Leopold Miller im gleichen Augenblick über den Tisch: „Eigentlich weiß ich nicht, kleine Kröte, warum man sich nicht in dich verlieben sollte.“

Die Antwort war: „Das hat Zeit, überleg dir's noch!“

Nach dem Essen ging man zum Tanze über. Syrowatky setzte sich ans Klavier. Der Dandy erwies sich als guter Klavierspieler.

Man ließ es im Hinblick auf Erasmus geschehen, daß er, anstatt sogleich mit Tanzmusik zu beginnen, einiges von Chopin zu Gehör brachte. Die Musik entsprach seiner weichen Natur.

Erasmus erklärte, er könne nicht tanzen, wurde aber trotz seines Protestes von Lena in den Kreis der Tänzer hineingerissen. Er tanzte tatsächlich zum erstenmal.

Man trank, man tanzte, man tanzte, man trank, bis man im Saal die Lichter ansteckte. Die Kerzen waren heruntergebrannt, als man noch immer trank, sang, in Gesprächen sich austobte und herumhüpfte.

Bei Vollmond trat man die Heimfahrt an. Lena hatte ihr Köpfchen an der Brust Erasmus Gotters gebettet, sobald das Gefährt in Bewegung kam. Unter dem Geratter der eisenbeschlagenen Räder und schwärmerischen Gesängen, wie „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten...“, Am Brennen vor dem Tore...“ und andern, wurde der Weg zurückgelegt. Dabei geigten die ersten Grillen.

In die dämmrige Stube der Gärtnerei zurückgekehrt, wußte der junge Mensch eigentlich nicht, wie er sich von Lena losgemacht oder wer ihn von ihr befreit hatte.

Die magische Aussicht durch das Giebelfenster auf den Bodden, dessen glitzernde Fläche den Vollmond im silbrigen Abglanz spiegelte, erfüllte ihn zwar mit Bewunderung, aber es war ihm doch, als ob er nicht sowohl seinen Körper als seine Seele waschen und wieder waschen müßte.

Ich bin nicht der Mann für dergleichen, dachte er.

Wie Zahnschmerz, durch eine heftig brennende Tinktur betäubt, sich wiederum meldet, wenn ihre Wirkung vorüber ist, so fing auch wieder zu bohren an, was durch die Erzählung Ollantags in Erasmus geweckt worden war.

Als er bemerkte, daß es keineswegs aus ihm herausgespült sei, mußte er unwillkürlich den Kopf schütteln. Noch stand er aufrecht, und ebenso unwillkürlich faltete er seine Hände.

So war die Erholung nicht gemeint. Sein brennender Kopf, sein pochendes Herz, die quälende Fremdheit seiner selbst vor sich selbst, das waren keineswegs die Erfolge, die der Frieden des Gärtnerhauses versprochen hatte.



Plötzlich hörte er einen Schlag auf den Tisch und erkannte, daß er ihn selbst geführt hatte. Beim leise werdenden Morgen mit seinem träumerischen Vogelgepieps hatte er sich das Tagelied aus dem „Romeo“ und zugleich Irina in den Armen des Oberhofmeisters vorgestellt.

Aber nein, er wollte davon nichts wissen.

Erst jetzt in der wachsenden Helle des Morgens bemerkte Erasmus einen Brief, der auf dem Nachttischchen lag und den er sogleich als von Kitty kommend erkannte.

Er enthielt Nachrichten, durch die der junge Mann in dem ersehnten Gleichgewicht seines Wesens noch tiefer gestört wurde.

Die Schwester Kittys war schwer erkrankt, ein winziges Bologneser Hündchen gestorben, das Kitty mit in die Ehe gebracht hatte. Dieser Schlag war für Erasmus nicht der geringste; hatte man doch das kleine Geschöpf, äußerlich und im Herzen, an Kindes Statt angenommen.

Die Schreiberin klagte weiter nicht, sie meinte, man müsse sich eben zurechtfinden, und keinesfalls dürfe Erasmus seine Kur abbrechen und ihren Erfolg zunichte machen.

Das Morgenlicht hatte sich wieder verdüstert, was Erasmus kaum bemerkte. Nun fiel mit Donner und Blitz, Blitz und Donner Sturm und Regen ein, was die Stimmung des jungen Gotter nicht gerade verbesserte. Er war entzückt, als ihm Pauline, die ruhig dienende Gärtnerstochter, in das schwefelgelbe Grubenlicht das duftende, wohlbestellte Kaffeebrett hereinbrachte.

Sie zündete einige Kerzen an, Porzellan und Löffelchen machten Geräusche, vom Fenster wuchs wieder die Helligkeit, und als sich Erasmus mit Zucker, Sahne, Kaffee, Butter, Honig und Gebäck zu bedienen begann, wischte Pauline sich etwas aus den Augen.

War sie älter als achtzehn Jahr'? Sie konnte für achtundzwanzig gelten.

Erasmus kam auf die Krankheit seiner Schwägerin. Er beklagte die stetige Gefährdung des sterblichen Menschen durch den Tod. Und plötzlich, er wußte selbst nicht warum, entglitt ihm die Frage: „Woran ist eigentlich Ihr Vater gestorben?“

„Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Gotter.“

Bei diesen Worten, die beinahe trotzig herauskamen, hatte Pauline eine kurze Wendung abseits gemacht.

Unter seltsamem Zwange fuhr er fort: „Warum sind Sie immer so ernst, Fräulein Pauline? Ich habe Sie niemals lachen sehen. Wie kommt denn das?“

„Mir hilft weder Lachen, noch hilft mir Weinen“, war die Antwort der Gärtnerstochter, als sie lautlos auf ihren Filzschuhen aus dem Zimmer ging.

Selten war Erasmus im Leben so überrascht wie durch die Nachricht, mit der ihn Fräulein Pauline, morgens etwa um elf Uhr, aufweckte. Eine junge Dame sei da. Es stand auf dem Kärtchen: Irina Bell.

In fünf Minuten war Doktor Gotter angezogen, und Fräulein Pauline hatte alles im Zimmer so weit in Ordnung gebracht, daß man die Dame empfangen konnte.

Es lag wohl an dem Beruf, den sie ausübte: die kleine Schauspielerin trat in das Zimmer des jungen Mannes ohne alle Verlegenheit. Sie sagte ein wenig zerstreut „Guten Tag!“, als ob sie bei einem alten Bekannten wäre, bat, eine kleine Mappe, ihren Hut, ja ihr Jackett ablegen zu dürfen, weil die Hitze schon jetzt am Morgen wiederum unerträglich sei. Sie sagte, sie komme mit einem Anliegen, aber das hätte bis später Zeit. Es habe ihr leid getan, sich gestern von der Partie ausschließen zu müssen: sie möge aber solche Ausflüge in großer Gesellschaft nicht, kröche auch weder auf Leiterwagen, noch vertrüge sie es, wenn dreißig Leute gleichzeitig

durcheinanderschrien oder gar Gesänge anstimmten. Menschen in großer Menge essen zu sehen, sei ihr außerdem unappetitlich, noch viel mehr, wenn die Männer nach Bier oder Wein röchen. Und schließlich noch tanzen!

Sie tanze selbst nicht und liebe das Tanzen nicht. Und was solle dabei herauskommen? Man ermüde sich ganz ohne Zweck, und von schwitzenden Leibern würde ihr übel.

Erasmus, ein wenig betreten, mußte innerlich lächeln über so viel Offenherzigkeit. Er brauchte aber nur kurze Zeit, um sich in das Betragen des Mädchens hineinzufinden, das sich in aller Unschuld mit Lage und Einrichtung des altväterischen Zimmers bekannt machte. Seltsamerweise sagte sie: es dufte nach abgeschiedenen Seelen.

Es war eine Viertelstunde vergangen, ohne daß Irina Bell sich veranlaßt sah, mit dem Zweck ihres Kommens herauszurücken. Aber auch Doktor Gotter fragte kaum noch in Gedanken danach: „Sie sind verheiratet? Dieser Brief ist an Ihre Frau? Ist Ihre Frau schön? Wie alt ist Ihre Frau? Ich liebe junge und schöne Frauen. Ich gebe gern alle Männer dafür her. Sie haben die Nacht schlecht geschlafen, gelt? Große Ringe haben Sie um die Augen. Sie machen den Eindruck, als hätten Sie heute nacht einen großen Ärger gehabt, als wären Sie mit sich unzufrieden.“ — So plauderte sie, als ob sie allein wäre.

„Der alte Fürst hat mir gestern wiederum Blumen geschickt. Das häßliche Mädchen hat sie gebracht, das mich bei Ihnen anmeldete.“

„Finden Sie Fräulein Pauline häßlich?“

„Meinetwegen, im Finstern sieht man's ja nicht.“

Erasmus dachte: Was soll das heißen?

„Der Fürst ist zu alt und zu leidend für mich. Eigentlich ist er ja nicht zu alt, vielleicht nur zu leidend. Ich

finde, daß er unter allen Männern, die hier in Betracht kommen, weitaus der schönste ist. Doch er kann ja nichts unternehmen.“

Irina Bell verschwand, ehe noch eine halbe Stunde verflossen war. Als Erasmus auf ihr Anliegen hindeutete, sagte sie nur: das habe Zeit, man könne ein andermal darauf zurückkommen. Erasmus wünschte, sie zu begleiten; sie hatte sich aber schon versäumt und mußte eilen, wie sie sagte, um noch rechtzeitig für ihre Szene auf der Probe zu sein.

## ZWEITES BUCH

Einige Tage nach den zuletzt berichteten Vorgängen war Erasmus mit einem ausgewählten Kreise von Theatermitgliedern zum Tee bei Mario Syrowatky im „Fürstenhof“. Der reiche Volontär wollte für seine fixe Idee, eine Hamletvorstellung mit ihm selbst in der Hauptrolle, werben. In zwei etwas verstaubten Prunkräumchen des Hotels wurden Kaffee, Tee, Schokolade, Konditorgebäck, belegte Brötchen und Liköre serviert, wobei die Hamletfrage erörtert wurde. Es war ersichtlich, daß Syrowatky seine Kollegen für den Plan willig gestimmt hatte. Man brauchte über die Mittel sich den Kopf nicht zerbrechen, durch die das Wunder gelungen war. Man durfte es wohl als Wunder ansehen, wenn ein junger talentvoller Bursche wie Erich Sündermann, der auf die Rolle des Hamlet als erster Liebhaber Anspruch hatte, sich mit Laertes begnügte.

Mario Syrowatky litt, außer in einer Beziehung, an Geiz, und die Ausnahme davon trat überall dort in Wirklichkeit, wo seine Spielwut in Frage kam. Hier warf er das Geld unbesehen hinaus. Nicht nur dem Direktor, auch den Schauspielern kaufte er Rollen und Abende ab, die er trotzdem erbetteln mußte. Für zwanzig Mark stellte der Darsteller des Karl Moor sich krank und ließ ihn als Ersatz einspringen. So schmartzte er um das Theater herum und das Theater um ihn desgleichen.

Aber schließlich waren sie ja etwas Rührendes, diese Liebe zur Schauspielkunst und dieser unermüdliche Sturmflug gegen die Pforten des Tempels Thaliens. Und Erasmus fragte sich oft, warum man es Syrowatky so schwer mache, dessen Talent seiner Ansicht nach nicht geringer als das irgendeines der Mitglieder war.

In dieser Meinung vereinigten sich übrigens Erasmus, Armin Jetro, Baron von Cramm und der Bibliothekar des Fürsten, Doktor Ollantag. Oft hatten sie unterein-

ander darüber gesprochen. Und da Jetro, Cramm und Ollantag auch zugegen waren, konnte man den Tee im „Fürstenhof“ als eine Art Komplott hinter dem Rücken Georgis ansprechen.

Der Bibliothekar, ein überaus feines und kluges Männchen mit Brille und Zwicker, erzählte, den Zucker in der Teetasse umrührend, er habe beim Fürsten vorgefühlt und ihn der Idee einer Vorstellung des Shakespearischen Stückes an seinem Geburtstag geneigt gefunden. Man müsse ihn nunmehr so weit bringen, daß er die Besetzung der Rolle des Hamlet mit Syrowatky Direktor Georgi unter die Hand gebe. Auch das würde zu erreichen sein.

Jetro redete nun in einem beinah offiziellen Ton Erasmus an und fragte ihn, ob er, gemäß seiner vor etwa einer Woche geäußerten Idee, die Proben leiten, das Stück also inszenieren würde.

Leopold Miller, der Komiker, ein älterer Schauspieler, lachte nach diesen Worten in sich hinein. „Wenn schon der Hamlet kein Berufsschauspieler ist“, platzte er gleichsam heraus, „so wird man doch wohl um so mehr einen zünftigen Regisseur brauchen. Sonst stehen wir schließlich in Gefahr, uns bis auf die Knochen zu blamieren.“

Sie entschuldigen freundlichst, Doktor Gotter, aber ohne Erfahrung, ohne erprobtes Können geht es nun einmal beim Theater nicht.“

„Ich gebe Ihnen das gern zu, Herr Miller, und ich habe auch keineswegs bis jetzt auf die Frage meines Freundes Jetro mit Ja geantwortet. Immerhin muß man zugeben, daß Talente mitunter angeboren sind.“

„Nach den Gesprächen, die wir geführt haben“, sagte Ollantag, „hätte ich volles Vertrauen zu Doktor Gotter. Man könnte ja aber die Sache so aufziehen, daß man sie vom Berufstheater als eine freie Huldigung für den Fürsten gänzlich loslöste, Georgi und seine Truppe blieben dann ohne alle Verantwortung.“

Das würde dem Fürsten übrigens weit mehr schmeicheln und eine viel größere Freude sein als eine reguläre Theatervorstellung unter vielen.“

Vater Miller zuckte die Achseln.

Zwischen Erasmus und Jetro, Jetro und Syrowatky, Erasmus, Syrowatky und Ollantag hatten, wie man spürte, bereits Besprechungen stattgefunden.

„Selbst auf die Gefahr hin, Sie noch mehr zu erschrecken, lieber Miller, bitte ich jetzt Herrn Doktor Gotter, uns über seinen eigenen verbesserten Hamlettext zu berichten, den er, falls er die Vorstellung wirklich leiten sollte, zugrunde legen will.“

„Ich hab's ja immer gesagt“, rief etwas gezwungen lachend der Komiker, „daß dieser verdammte Pfuscher Shakespeare nun doch endlich einmal zurechtgerückt und verbessert werden muß.“

„Na! na! na! na!“ sagte Syrowatky und klopfte ihm auf die Schulter, „seien Sie friedlich, wir werden uns einigen! Sollten auch alle Stränge reißen, ein realer Gewinn muß immer zurückbleiben.“

„Nun, wozu ist man denn Lustigmacher, Bajazzo, Hanswurst? Eine Hanswurstiade kann ich schon mitmachen.“

Ohne daß er durch das Verhalten Millers berührt erschien, erklärte Erasmus: „Es gibt eine Shakespeareforschung, wie man wissen muß, und man muß auch sozusagen ihr Abc kennen. Originale Texte von Shakespeares eigener Hand gibt es nicht, die vorhandenen sind vielleicht ein Jahrzehnt nach Entstehung der Stücke vom Zuschauerraum aus nach Möglichkeit textlich notiert worden und übrigens untereinander verschieden. Aber ich will Sie weiter nicht langweilen.“

Wenn Sie dagegen mir fünf Minuten Gehör schenken wollen, so werde ich Ihnen ein Hamletszenarium vorlesen:

Der Student Hamlet ist zum Begräbnis seines Vaters,

König Hamlets, von Wittenberg nach Helsingör in Dänemark zurückberufen.

Seine Mutter verheiratet sich mit dem Bruder seines Vaters, Claudius, und macht diesen zum König.

Das Recht des Thronfolgers auf den Thron wird dadurch unter die Füße getreten und der Thron usurpiert.

Der Thronfolger und Student will nach Wittenberg zurück. Der Wunsch wird ihm versagt.

Der Geist des verstorbenen Königs Hamlet erscheint einigen Studienfreunden des Kronprinzen und dann dem Thronfolger Hamlet selbst. Er, der einstige König, sei von Claudius, seinem Bruder, ermordet worden und fordere den betrogenen Thronfolger zur Rache auf.

Hamlet sagt sie zu.

Da er noch immer leisen Zweifel an der Realität der Geistererscheinung hegt, macht er bei dem vermutlichen Mörder und Thronräuber den Detektiv.

Der Mörder und Thronräuber Claudius glaubt das zu spüren: er wird mißtrauisch gegen den Stiefsohn und übervorteilten Thronfolger.

Der Thronfolger läßt ein Schauspiel vorstellen, bei dem sein Stiefvater, König Claudius, als Zuschauer gegenwärtig ist. Es wird ‚Die Ermordung Gonzagos‘ gespielt, die im Garten vor sich geht, genau so, wie König Hamlet als Geist die eigene Ermordung durch seinen Bruder geschildert hat. König Claudius kann sein böses Gewissen nicht verbergen, halb ohnmächtig verläßt er das Schauspiel: für die Wissenden überführt.

Nun ist er zum tödlichen Gegner Hamlets gemacht, und Hamlet wird sein tödlicher Gegner.

Aber Claudius hat die Macht, er verbannt den Thronfolger und gibt ihm zwei Erzhalunken, zwei Mörder, als Begleiter mit. Sie heißen Rosenkranz und Güldenstern. Ehe Hamlet mit ihnen das Schiff betritt, sagt er unter anderm, er werde seine Gegenmaßregeln treffen und seine Minen tiefer graben als der Throndieb Claudius.



Die Schiffsmannschaft tritt auf Hamlets Seite, sie landet wieder in Dänemark, nicht in England, dem Bestimmungsort.

Kronprinz Hamlet verbindet sich vorübergehend mit einem bewaffneten Feinde Dänemarks, sendet einen Matrosen an König Claudius, als ob er schiffbrüchig und hilflos gelandet wäre, steht aber am folgenden Tage an der Spitze eines dänischen Aufstandes und stellt den Thronräuber, bis an die Zähne bewaffnet, mit bewaffneter Macht im Schloß zu Helsingör: ‚Du schnöder König, gib mir meinen Vater!‘

Es gelingt seiner Mutter, gelingt dem Thronräuber, ihn zu beschwatzen, er sei am Morde des Vaters unschuldig. Claudius schlägt einen Gerichtshof vor, bis zu dem die Waffen ruhen sollen und der über seine Schuld oder Unschuld entscheiden soll. ‚Ich trete zurück, und dein ist der Thron, wenn auch nur ein Schatten von Schuld auf mir zurückbleiben sollte.‘

Hamlet hat aus Versehen einen alten Kämmerer namens Polonius umgebracht. In der Zwischenzeit wird nun von Claudius der Sohn dieses Kämmerers zur Blutrache am Thronfolger angestiftet.

Es kommt zu einem Scheinduell, das ein wirkliches ist, und in diesem wird der Thronfolgerprinz durch Laertes, Polonius' Sohn, umgebracht, Claudius und Laertes durch den Thronfolger, während die Ehebrecherin, Königin und Mutter Hamlets, durch ein Versehen sich selbst den Tod bereitet.

Hier haben Sie das rein präparierte Skelett des Stückes, sein Fleisch und Blut ist eine Sache für sich.“

Erasmus schwieg, ein wenig nervös und außer Atem gebracht, und Jetro ergänzte mit folgenden Worten:

„Da wir Grund haben anzunehmen, daß die hier gegenwärtigen Künstler mit der kommenden Besetzung des Werkes zusammenhängen, haben wir Kopien dieses Knochengerüstes angefertigt, und ich gebe hiermit“ —

er tat es — „jedem unserer Freunde eine zum näheren Studium in die Hand. Damit beginnt, da der offizielle Teil vorüber ist, wie es im Jargon des Studenten heißt, die ‚Fidelitas‘. Diskussionen werden ja schließlich, bevor wir am Ziel sind, öfter stattfinden.“

In diesem Augenblick sauste ein Tennisball durchs offene Fenster herein und riß, vom Spiegel zurückprallend, einen Sahnengießer und eine Teetasse um. Man war verstummt, und in die Stille rief eine wohlklingende weibliche Lausbubenstimme:

„Ihr Bande amüsiert euch dort oben! Warum ladet ihr uns nicht ein?“

„Es ist die junge, burschikose Prinzessin Ditta“, sagte halblaut und mit allen Zeichen des Respektes Doktor Ollantag, „der schönste und amüsanteste Gast, den die Residenz je beherbergt hat.“

Schon wirbelte Mario Syrowatky im Treppenhaus über die Stufen hinunter. Bald darauf führte er die junge Dame und ihren Begleiter, Oberhofmeister Bourtier, herauf.

Man hörte die Herrschaften lachen und lachen, bevor sie eintraten. Als sie erschienen, lachten sie noch.

Der Grund war ein seltsames Holzgebilde, dunkel poliert, das die junge Prinzessin Ditta über sich hielt: zwei häßliche Wilde, nackt, mit dickem Nabelknopf, die, kniend, einander fast mit gespitzten Mündern berührten. Diese Negerplastik hatte der Wirt des Hotels, ein früherer Schiffskapitän, mit vielen anderen aus Afrika heimgebrachten im Treppenhaus aufgehängt und aufgestellt, und hier war sie der Dame aufgefallen und hatte bei ihr einen Sturm von Heiterkeit ausgelöst.

Ditta war, wie Erasmus erkannte, der Apoll, den er im Park an der Seite des fürstlichen Rollstuhls erblickt hatte. Er gestand sich, sie sei sehr schön, obgleich sie ihn nicht tiefer entzündete. Mit dem Blick unwillkürlich zu Irina abirrend, fand er deren Haupt dagegen so be-

strickend wie nie. Sie hatte, Gott weiß warum, ihr Antlitz gesenkt. In langen Wellen hing ihr das offene Haar von den Schultern: die Sünderin war das edelste Bild einer büßenden Magdalena, das irgend aus der Hand und dem Pinsel eines begnadeten Meisters hervorgehen konnte.

Den davon hingenommenen Erasmus Gotter trafen die Worte des Oberhofmeisters Bourtier wie ein unsichtbarer Peitschenschlag: „Ah, da ist auch die Perle im Golde unseres Theaters, zugleich die schönste Blume der fürstlichen Orangerie am Zirkusplatz, Mademoiselle Irina Bell.“

Erasmus war über sich selbst bestürzt, da er sich seit dem Besuch Irinas im Gärtnerhaus, der ihn durchaus ernüchtert hatte, von seiner Schwäche für sie befreit glaubte: nun aber strömten Wut, Verzweiflung, Eifersucht ganz unerwartet und mit der Macht eines Schleusenbruchs wiederum auf ihn ein. Jetro wurde besorgt um ihn, er sah ihn abwechselnd rot und blaß werden.

Es wurden Liköre, es wurde Champagner gebracht und Süßigkeiten aufgetragen. Die Ehre war groß, die dem Volontär Syrowatky durch den Besuch der Prinzessin-Durchlaucht und des Oberhofmeisters widerfuhr.

Durch Doktor Ollantag wurde Erasmus trotz seines inneren Sträubens der apollinischen Prinzessin und dem Oberhofmeister vorgestellt, die ihn bisher nur vom Sehen und Hören kannten. Bourtier wünschte freundlich zu sein, wirkte jedoch auf das junge Genie durch Herablassung aufreizend. Prinzessin Ditta erübrigte keinen Blick und kein Wort für ihn.

Ob durch seine eigne Einsilbigkeit oder durch das Betragen der anderen gestört, er machte sich sehr bald ohne Abschied davon.

Auf dem Heimwege schwur er sich, dem byzantinischen Treiben des Hofes fernzubleiben und sich von jetzt ab auch dem Hamletprojekt in jeder Beziehung

fernzuhalten. Sowohl der latente Hochmut der Leute nach Art des eben erlebten Bourtier als auch der Ohrwurmwetlauf seiner neugewonnenen Freunde bestärkten ihn wieder in dem Entschluß, Unabhängigkeit im härenen Kittel als ein weit höheres Gut zu achten als das prunkvollste, mit goldenen Tressen bestickte Sklaventum.

An ein älteres Fräulein, Freundin seiner Familie, richtete Erasmus diesen Brief:

Granitz, den 11. Juli

Liebe Tante Mathilde!

Du hast, so freundlich wie immer, nach meinem Befinden gefragt. Dieser Brief enthält meine Antwort. Wenn Du ein „gut“ oder „schlecht“ zu hören verlangst, mußt Du selbst sehen, ob das eine oder das andere aus ihm herauszuholen ist.

Mancherlei Unerwartetes dringt in diesem sommergrünen, an Buchen- und Lindenblättern reichen, kleinen Ort auf mich ein. Das hast Du bereits von Kitty erfahren. Du wirst nicht erwarten, daß ich meine Briefe an Kitty mit Briefen an Dich fortsetze. Es wäre mir kein Bedürfnis, an Dich zu schreiben, wenn ich Dir nur von dem sprechen dürfte, wovon ich ebenso gut zu Kitty sprechen kann.

Du kennst mich, liebe Tante, von Kindheit an. Immer hast Du gegen jedermann, auch gegen Vater und Mutter, meine Partei genommen. Du weißt, wie unverwüstlich temperamentvoll, gläubig und fröhlich ich als Knabe gewesen bin. Ich bin noch immer unverwüstlich gläubig und fröhlich. Und doch muß ich jetzt, öfter als mir lieb ist, an Heinrich von Kleist und den Selbstmörderfriedhof bei Schildhorn denken. Ich kenne Dich, und Du kennst mich hinreichend. Du erschrickst über solche Gedanken nicht.

An seine Braut Wilhelmine von Zenge schreibt einmal Heinrich von Kleist:

„Eine Reihe von Jahren, in welchen ich über die Welt im Großen frei denken konnte, hat mich dem, was die Menschen Welt nennen, sehr unähnlich gemacht. Manches, was die Menschen ehrwürdig nennen, ist es mir nicht. Vieles, was ihnen verächtlich scheint, ist es mir nicht. Ich trage eine innere Vorschrift in meiner Brust gegen welche alle äußeren, und wenn sie ein König unterschrieben hätte, nichtswürdig sind. Daher fühle ich mich ganz unfähig, mich in irgendein konventionelles Verhältnis zu passen.“

Bedenke, welch ein Zärtling, wenn nicht ein Schwächling ich bin. Die gleichen Gedanken erzeugt mir schon die kleine konventionelle Gesellschaft von Granitz, der ich eigentlich doch zu Danke verpflichtet bin.

„Wir, unsererseits, wollen nichts von den Freuden dieser Welt wissen und träumen lauter himmlische Fluren und Sonnen, in deren Schimmer wir, mit langen Flügeln an den Schultern, umherwandeln werden. Adieu!“ So Kleist, kurz vor seinem Scheiden aus der Welt, in einem Brief an eine Freundin.

Über dieses „Adieu!“ ließen sich ein Leben lang Bücher schreiben, obgleich es so aussieht wie jedes andere.

Einige Verse aus dem „Prinz von Homburg“ zum Schluß, der ja doch ein entfernter Vetter Hamlets, des Dänenprinzen, ist, mit dem ich mich hier ein wenig beschäftige. Der Prinz sitzt mit verbundenen Augen, er denkt und spricht:

Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein!  
Du strahlst mir, durch die Binde meiner Augen,  
mit Glanz der tausendfachen Sonne zu!  
Es wachsen Flügel mir an beiden Schultern,  
durch stille Ätherräume schwingt mein Geist . . .

Warum erwähne, warum wiederhole ich alles das?

Mir ist, als ob ich mit dem ersten Schritt in die unendliche Verstrickung des konventionellen Weltwesens hingingetreten sei. Aber indem ich außen ihr derbes Willkommen vernehme, höre ich innerlich mein Adieu. Überaus merkwürdig außerdem, daß mich gerade der Vetter Homburgs, der Dänenprinz — „wie ekel, schal und flach und unersprießlich scheint mir das ganze Treiben dieser Welt“ — mit ebendieser Welt verknüpfen soll.

Wie seltsam, von zahllosen Widersprüchen durchwühlt mein Zustand ist! Ich schreibe bei Vollmond ohne Licht, während die Nacht und der Raum des Zimmers vom lauten Gezirpe der Grillen flimmern. Lieberes als eine solche Einsamkeit weiß ich mir nicht, besonders wenn Dein treugütiges, Dein verehrtes Gesicht horchend vor meiner Seele schwebt. Und doch bin ich mitten in diesem Frieden friedlos, in dieser Geborgenheit allen Stürmen des Daseins preisgegeben.

Geliebter Schutzgeist, beste Tante Mathilde, schließe doch Deine Tür ein bißchen zu, und lasse mich meine Seele in Deine ausschütten! In diesem Augenblick flüchtet meine Lebensscheu zu Dir. Aber ich werde ruhig schlafen, wenn das Quälende ausgesprochen ist und von Deiner Seele, des bin ich gewiß, verstanden.

Du hast zu meiner Verlobung mitgewirkt. Sehr jung schon habe ich mich verheiratet; Du weißt es, und Gott weiß es, wie ich mit Weib und Kindern eins, ein Wesen, eine physische Einheit bin. Heute frage ich mich, wie ich mich nie bisher gefragt habe, ob dies immer so bleiben wird und kann?

Leider nein, es kann nicht so bleiben.

Ich denke dabei an das Leben, nicht an den Tod. Nicht an alle die Gefahren denke ich, die meine Morbidität mit sich bringt und die mich manchmal in einen Zustand brachten, in dem ich irgendeine Arbeit zu beginnen mich nicht entschließen konnte, weil ich an die acht oder vierzehn Tage Leben nicht mehr glaubte, die

dazu nötig waren. Ist mir doch mein jüngerer Freund, ein eben mit dem Staatsexamen fertig gewordener Arzt, der ein wenig Blut spuckte wie ich und mich deshalb lachend zu trösten pflegte, jüngst weggestorben. Er wollte sich übrigens, wenn es ging, aus dem Jenseits bemerkbar machen. Bis jetzt aber hat sich nichts gerührt.

Wenn ich mich frage, ob es mit mir, Kitty und den Kindern ewig so bleiben soll, und es verneine, so sehe ich ein langes, unabwendbares Leben voraus, das mit einem quietistischen Glück nicht vereinbar ist. Man kann diesem Leben aber auf keine andere Weise als die Kleistische adieu sagen.

Meine liebe Freundin Mathilde! Im Dämmer der Nacht, im leichten Modergeruch eines vergangenen Zeitalters, der mein Zimmerchen parfümiert, überkommt mich eine schmerzende Hellsichtigkeit. Ich sehe mein Leben vor mir wie einen weiten Erdteil, den ich zu einem unbekanntem Ziele durchwandern muß. Alles, was mir dabei begegnet — Tier, Mensch, Weib, Mann, Baum, Strauch, Blume, Gras, Fluß, See, Acker, Wüste, Tal, Berg, Gebirge, Regen, Schnee, Eis, Land, Meer, Landsturm, Seesturm, Tag, Nacht —, ist Geschenk, Gabe, Gesuchtes, Erlangtes und zugleich Hindernis. Nach allen diesen Dingen hungre ich. Ich zittre, einem Rennpferd am Start ähnlich, mich selber auf diese wirre und schweigende Welt rätselhaften Erlebens loszulassen, und — ich habe sie heut bereits angetreten, diese verhängnisvolle Wanderung. Der Schritt ist getan. Ein Zurück aber gibt es nicht.

Und doch! Und doch! Wie sagt er, Hamlet, Prinz von Dänemark?

Pfui, pfui darüber! 's ist ein wüster Garten,  
der auf in Samen schießt: verworfnes Unkraut  
erfüllt ihn gänzlich.

Er meint damit diese meine Welt, durch die ich nun, wie eine Art Ewiger Jude, wandern muß.

Folge ich einem Ariadnefaden durch dieses Labyrinth? Im Gegenteil. Jeder Schritt nach vorwärts macht dies Labyrinth nur labyrinthischer. Tausende, hunderttausende Fädenenden bieten sich mir, die ich höchstens als einen unentwirrbar schnell zusammengerafften Knäuel lastend mitschleppen werde, bis ich ihn irgendwo ins Feuer werfe. Aber nur, um einen neuen Ballen Wirrwarr aufzuraffen.

Liebe Freundin Mathilde! Ich unterliege meinem Verhängnis. Und ich kämpfe mit einem Verhängnis, das über Kitty und den Kindern hängt.

Es ist nämlich hier eine kleine Schauspielerin...

Du kennst meine Grundsätze. Eine unmittelbare Sorge wirst Du darum nicht haben, wenn ich Dir sage, daß ich gestern, als ich im Feld einsam wandernd die Bimmelbahn kommen sah, bis dicht an die Gleise trat und, auf eine bestürzende Art willensstark oder willenlos, mich, um dem Unmöglichen zu entgehen, jeden Konflikt hinwegzuräumen, vor die Maschine legen wollte.

Ehe ich aber etwas dergleichen wirklich tue, tue ich es jedesmal in der Vorstellung, und das wird mich stets vor der Tat bewahren.

Der vorige Wirt vom Hotel Bellevue, wo ich speise, war ein äußerst respektabler Mann. Aus einer alteingesessenen Rügener Patrizierfamilie stammend, genoß er das allgemeine Vertrauen. Er war mit Ehrenämtern beladen und wurde nicht selten sogar vom Fürsten zu Rat und Tafel zugezogen. Vergangenes Jahr sprach er zu dem und jenem davon, daß alle Guten demnächst auf dem Planeten Venus versammelt würden. Und plötzlich hieß es, er habe sich aus einer Dachkammer des Hotels hinabgestürzt.

„Freunde, nicht diese Töne! Lasset uns heitere anstimmen!“ Glaube nur nicht, liebe Tante Mathilde, daß dieses Nocturno auf mein Gesamtfinden und Gesamtverhalten hier in Granitz schließen läßt! Wahrscheinlich



werde ich es nicht absenden. Aber kämest Du her und sähest mich etwa von ungefähr, wenn ich mit den Schauspielern im Felsenkellergärtchen unter den allerheitersten Gesprächen meinen Frühschoppen trinke, wo manchmal gelacht wird, daß die Pferde scheu werden — sähest mich mittags bei der Table d'hôte, wo meist die Schauspieler Syrowatky und Jetro und manchmal der Schauspieldirektor Georgi meine Gäste sind, Du würdest am Ende glauben, ich beabsichtige, Dir mit dieser Schwarzmalerei gleichsam ein X für ein U zu machen. Das ist es nun freilich nicht, was ich beabsichtige. Schon aber geht über meinem Nocturno, obgleich es noch tiefe Nacht ist, die Sonne auf. Ich verdanke das neue Licht allen Deinen gütigen, treulichen, lieben Einwüfen, Deinen klugen Beschwörungen, die ich während des Schreibens fortwährend im Ohr gehabt habe. Mit diesem angezündeten Licht im Herzen, liebe Freundin, kann ich nun, indem ich mir nur noch Deinen Segen erbitte, schlafen. — —

Zwei Tage nach dem Tee bei Syrowatky wurde, wie es bei Vorsätzen immer ist, auch der Vorsatz Doktor Erasmus Gotters, sich nicht vom Hofe umgarnen zu lassen, ebensowenig von Syrowatkys Hamletplan, auf die schwerste Probe gestellt. Doktor Ollantag kam, vom Fürsten beauftragt, in die Gärtnerei und lud ihn ein, vor einer illustren Gesellschaft, im Marmorsaal des Schlosses, seine Hamlet-Thesen zu verteidigen.

„Sie müssen ein ungeheures Vertrauen zu mir haben, wenn Sie mir dergleichen aufbürden können, Doktor Ollantag.“

Erasmus war bei diesen Worten aufgesprungen. Er fuhr dann fort:

„Die Lockung ist groß. Die Gelegenheit, die mir gegeben wird, ist die überraschendste und zugleich die ehrenvollste, die sich denken läßt, aber wahrnehmen

kann ich sie nicht. Die Gründe dafür, lieber Doktor, sind vielfältig.

Sie mögen mich scheu nennen, furchtsam, feig, und hätten leider nicht unrecht damit. Bedenken Sie aber, ich bin beinah wie ein verwundetes Tier in diesem Versteck untergeschlupft! Die Verfassung, in der ich bin, ist nicht so, daß ich mich plötzlich in das grellste, bewegteste Leben hinausstellen könnte. Ich weiß, zum zweitenmal bietet sich ein so glanzvolles, aus gediegenem Golde bestehendes Sprungbrett nicht. Aber die Sache ist die: ich kann nicht springen.

Gut, Sie behaupten das Gegenteil. Kann ich springen, so will ich es nicht. Gelänge mir heute ein guter Sprung, man würde den zweiten, den besseren von mir verlangen, den dritten, den vierten, und so fort. Ich wäre nun einmal in der Manege drin, und der Ehrgeiz, die Peitsche, würde mich zwingen, endlos im Kreise herumzulaufen.

Sie sagen, ich fasse dies alles zu schwülstig auf, was wohl mit meinen übermüdeten Nerven zusammenhinge. Man müsse das Heut einfach hinnehmen, das Morgen, das Übermorgen hingegen Gott überlassen; denn es stehe ja doch in seiner Hand. Es ist gewiß etwas Wahres daran, Doktor Ollantag; deshalb wird aber kein Steuermann, ob er gleich vor dem Schiffbruch nie sicher ist, seine Hände vom Steuerrade lassen.“ —

„Das ist es ja gerade, was ich bei Ihnen beanstande. Sie sitzen in einem schönen Schiff, das reiche Küsten und glückliche Inseln zu entdecken fähig ist, und lassen es ohne Segel und Steuer still liegen. Mensch! Mann! Verkennen Sie Ihren Besitz, Ihren Reichtum nicht! Sie haben ihn mir nicht verbergen können. Aber werden Sie nicht an Ihrer Begabung zum Selbstmörder! Ich weiß ja freilich, ohne einen verborgenen starken Willen sind Sie nicht. Aber Sie fürchten sich fast vor dem eigenen Willen, und es scheint, als wollten Sie ihn begraben.

Lieber Erasmus Gotter, ich warne Sie auf Grund der zehn Jahre, die ich vor Ihnen voraushabe! Machen Sie sich für das Leben und nicht für den Tod zum Sachwalter! Einmal erreicht man womöglich, was man doch schließlich nicht erreichen will, und wenn man dann endlich den Scheffel vom Lichte hebt, ist die Kerze erstickt und erloschen.“

Am Schlusse dieser Unterredung war Erasmus gewonnen, nicht für die Inszenierung des „Hamlet“, aber für den Vortrag im Schloß.

„Wer hat mir eigentlich“, fragte er schließlich, „diese Geschichte eingebrockt?“

„Der Oberhofmeister ist nicht Ihr Freund, aber im übrigen haben Sie für sich eine allgemeine Welle von Sympathie. Insonderheit hat Sie Fürst Aloysius ins Herz geschlossen seit dem Zusammensein in der Gärtnerei. Sie werden bemerkt haben, daß er Ihre Wirtin, Frau Herbst, einfach Frau Gertrud nennt. Auch daß Walter, ihr Sohn, sein Liebling ist. Wir haben neulich davon gesprochen. Hier aber bei den Gärtnersleuten, Mutter, Tochter und Sohn, haben Sie nicht nur einen Stein im Brett: ein Umstand, der keineswegs wenig bedeutet, wenn man gut angeschrieben sein will im Granitzer Schloß.“

„Frau Herbst“, sagte Doktor Gotter, „ist eine erstaunlich kluge Frau.“

„Erstaunlich klug, das kann man wohl sagen.“

„Sie hat, sagen wir, Witwenreiz“, fuhr Erasmus fort, „der auch heute durchaus noch nicht ohne Wirkung ist. Wie lang ist wohl der Schloßgärtner tot? Sie hält schon, so sagt man, das dritte Trauerjahr. Die schlichten schwarzen Kostüme stehen ihr gut. Übrigens habe ich, wie Prinz Hamlet, dafür eine Vorliebe. Nach alledem hat doch wohl diese irgendwie bedeutsame Frau ihren Gatten mehr geliebt, als das durchschnittlich üblich ist.“

„Das hat sie. Sie hat ihn geliebt“, sagte Ollantag.

„Eine gewisse Tragik — er war eine Zeitlang im Irrenhaus — liegt über ihr und wird diese Liebe nach dem Tode verstärkt haben.“

„Die Gärtnerei“, erklärte Erasmus nun, „ist mir der liebste Aufenthalt, des ich mich erinnern kann. Er ist kühl versteckt und der brennenden Julisonne nicht zugänglich. Aber das ist nicht sein einziger Reiz und erst recht nicht sein tiefster.“

Es wurde geklopft, Pauline trat ein und fragte mit der ihr eigenen Sorglichkeit, ob sie den Kaffee ins Zimmer oder unten im Garten servieren solle.

„Ich habe nur noch eine Viertelstunde Zeit“, sagte Ollantag.

„Also“, ergänzte Erasmus, „wollen wir nicht erst den Platz wechseln, Fräulein Pauline, und den köstlichen Mokka der Herbstischen Küche im Zimmer trinken.“

Nachdem Pauline verschwunden war, kam Ollantag auf das unterbrochene Gespräch zurück mit den Worten: „Sie sprachen von dem besonderen Reiz Ihres Aufenthalts, ich würde sehr gern davon etwas hören.“

„Haben Sie diese Pauline gesehen?“ Erasmus begann seine Antwort damit. „Etwas Unbestimmbares, das überall im kühlen Dämmer dieses Hauses lebt, kommt und geht, so wie mit der Mutter, mit Walter und auch mit ihr. Man lebt zwar hier nicht im Schattenreich, aber in einem Zwischenreich — nicht oberirdisch, nicht unterirdisch —, wo aber doch dem gegen die Glut der Sonne aufgerichteten Hecken-, Wipfel- und Blätterschutz und dem wonnigen Schatten, den er gibt, ein zweiter seelischer Schatten entspricht, der die Witwe und die Kinder umschattet.“

„Haben Sie sich mit Walter gelegentlich etwas befaßt?“ fragte Ollantag.

„Ein überaus lieber Junge ist das. Er hat sich ganz an mich angeschlossen. Wer weiß, was endlich einmal aus ihm wird? Im Augenblick aber hat er neben einer

seltsamen Überreife, ich möchte sagen, das ganze Genie des Knabenalters. Wir gehen spazieren. Er bringt mir alle Augenblicke eine botanische Seltenheit. Ich diskutiere mit ihm den ‚Hamlet‘ durch, und er gibt mir, jugendlich rein und ganz unverdorben, geradezu überraschende Aufschlüsse. Neulich, da wir in der Nähe vorbeikamen, hat er mich auf den Kirchhof geführt. Kirchhöfe haben, wie es scheint, für ihn wie für mich und den Prinzen Hamlet eine vielleicht perverse Anziehungskraft. Hier aber freilich zog ihn das Grab seines Vaters.“

„Man ist besorgt darüber“, sagte Ollantag, „daß der Kleine den Verlust seines Vaters, wie es heißt, nicht zu verwinden vermag. Er besucht immer wieder das Grab und treibt einen förmlichen Gräberkult.“

„Ich kam mir beinahe seltsam vor, als ich den Jungen mit den Gedanken des Königs Claudius von dieser endlosen Trauer abbringen wollte.“ Dies sagte Erasmus und fügte an: „Man müßte ihn unbedingt davon abbringen, da er sich sonst sehr leicht in ein ernstes gemütliches Leiden hineinwirren könnte. Ich tue dawider bereits, was nur irgend möglich ist.“

Walter habe einen menschlichen Oberschenkelknochen und einen Schädel gelegentlich vom Totengräber erhalten und in seiner osteologischen Sammlung untergebracht. Daraus mache er, Erasmus, nichts; denn der Junge, der vielleicht manchmal zur Hysterie neige, sei merkwürdig nüchtern, wenn er sich wissenschaftlich befasse.

Pauline kam mit dem Kaffee herein. Man leerte die Tassen, Doktor Erasmus Gotter bestätigte noch einmal seufzend seine Zustimmung, im Schloß den gewünschten Vortrag zu halten, und die Herren trennten sich.

Das Gerücht von der Ehre, welche dem jungen Sommergast widerfahren war, war bald überallhin gedrungen. Alle Welt suchte Verbindung mit ihm. Daß Jetro

entzückt war und immer wiederholte: „Habe ich Ihnen von Granitz und seinem kleinen Fürstenhof zu viel gesagt?“, war selbstverständlich, ebenso daß Syrowatky erschien und den Erfolg Doktor Gotters als einen eigenen buchte im Sinne seines Hamletplans. Aber der Besuch des Theatergewaltigen selbst, des Direktors Georgi, war eine Überraschung von jener typischen Art, wie sie sich immer bei großen Erfolgen zeigt, deren Bedeutung sie erst ins volle Licht stellt.

„Sie müssen mir zugeben“, sagte er, mit gefährlicher Wucht auf der schwankenden Diele des Giebelzimmers auf und ab schreitend „Sie müssen mir zugeben, daß wir uns immer ganz leidlich verstanden haben. Vielleicht waren wir beide über Gebühr zurückhaltend, aber ich habe doch gefühlt, daß es mit Ihnen nicht so wie mit einem x-beliebigen andern beschaffen ist. Nun haben Sie mir den Beweis erbracht, und ich fühle mich, wenn auch im Grunde bestätigt, so doch umgangen und blamiert.

Doktor, wie haben Sie das gemacht, möcht' ich wissen? Der Hof ist spröde bis dahinaus. Und wenn auch der Fürst das Theater liebt, ist er im Geldgeben äußerst schwierig. An Extravergütungen schlug man bisher keinen Pfennig bei ihm heraus. Ihnen liegt plötzlich alles zu Füßen.

Am Montag steigt Ihr Vortrag im Marmorsaal. Halb Granitz und auch ich und meine Mitglieder sind dazu eingeladen: Ihr Werk! Es geschieht zum erstenmal. Wir haben zum erstenmal die Ehre, und wenn alles, was alle Welt munkelt, nur zum Teil richtig ist, so will der Fürst einen ‚Hamlet‘ durch Sie, nicht durch mich, inszenieren lassen und hat bereits, sagt der Malerbaron von Cramm, nach den Maßstäben meiner Wenigkeit, eine horrende Summe dafür bereitgestellt. Sie sind ein Glückspilz, Sie sind ein Glückspinsel!

Selbstverständlich spiele ich mit. Ich werde Ihnen einen brudermörderischen Schurken, einen gemeinen

Hurenkerl und Lächler hinlegen, der sich gewaschen hat. Diesen König Claudius werde ich hinschmettern, wie sich's gehört! Der Schuft ist für mich die gegebene Rolle. Wenn ich wirklich er gewesen wäre, hätte ich freilich mit diesem Bürschchen, diesem Dänenprinzchen, diesem kleinen übergeschnappten Neffen, eins-zwei-drei kurzen Prozeß gemacht. Nach der Hohen Schule hätt' ich ihn zurückgeschickt, oder darüber hinaus, hopp-hopp, ins ewige Leben.“

Erasmus sagte, er glaube an die Gerüchte, was die Vorstellung auf dem Theater angehe, einstweilen noch nicht und werde, selbst wenn etwas Wahres an ihnen sein sollte, sich höchstwahrscheinlich davon fernhalten.

„Das könnte die ganze Sache gefährden, das werden Sie mir und sich selbst nicht antun, mein Sohn! Mir nicht, weil meiner wackligen kleinen Rosinante von Schmiere ein neuer Blutstrom unterschlagen würde, eine Verjüngung durch Transfusion, und sich selbst nicht, weil, wenn überhaupt etwas los ist mit Ihnen, der Geburtstagsfez des Fürsten mit seinen Gästen ein Debüt ohnegleichen für Sie ist.“

Im schwarzen Gehrock mit hochgeschlossener Weste, wie ein feiner, wohlsituierter englischer Reverend, betrat am Abend des Vortrags Erasmus das Podium. Er hatte unter sich auf vergoldeten Plüschsesseln ungefähr sechzig Zuhörer. Er dachte bei sich, als er im Lichterglanz des großen venezianischen Kronleuchters, der Seitenarme und Kandelaber die Blicke umherschickte, wie doch diese Situation, in die er geraten war, weder seiner Ausreise noch ihrer gesuchten Heilswirkung noch auch dem scheinbar gesicherten Einsiedlertum der Gärtnerei entsprach, sondern etwas ganz anderes, dem allem völlig Entgegengesetztes darstellte, und fand, dies alles sei einem Mirakel nicht unähnlich.

Erasmus sprach. Die Gabe des ausdrucksvollen Vortrags war eine von denen, die er besaß. Hatte er mit dem Klang der Erregung angefangen, so gewann er bereits nach wenigen Sätzen, mehr und mehr vom Stoff interessiert, volle Sicherheit. Er sprach über Shakespeare, den englischen Dichter, der wie kein zweiter auch ein deutscher Besitz geworden sei. Er fand über sein Werk begeisterte Worte. Es sei eine Art Universum, sagte er.

Er ging alsdann auf sein eigentliches Thema, „Hamlet“, ein, ein Dichtwerk, dessen Existenz ein ewiges Rätsel bedeute.

Ein unsterbliches Rätsel, sagte er, stünde hier neben unserer sterblichen Existenz, trotzdem nur Trümmer des Werkes vorhanden wären. Aber das kleine Rätsel, dem er sich jetzt zuwende, nämlich die Frage, wie das Ganze gewesen sei, meine er mit dem ewigen Rätsel nicht. In diesem kleineren liege eine gewisse Lösbarkeit. Das Unlösbare sei in der Gestalt des Hamlet gegeben, die gerade darum ewig lebendig fortwirke.

Die Rede, die, gesprochen, alle Hörer in Spannung hielt, würde, vollständig wiedergegeben, hier den Gang der Erzählung aufhalten.

Folgendes war ihr Angelpunkt:

Hamlet, Prinz von Dänemark, dem Claudius, sein Onkel, den Vater ermordet und die Liebe seiner Mutter gestohlen hat und darüber hinaus den Thron, wünscht diesen durch einen Aufstand zurückzugewinnen. Durch Umstellung eines Namens wird dieser Aufstand im verderbten Text einem äußerst korrekten Hofmann namens Laertes zugeschrieben, was völlig ungereimt, was geradezu widersinnig ist. Und ganz besonders, wenn man erwägt, mit welchen Worten der Usurpatorkönig diesen Laertes am Anfang des Stückes bedenkt:

.....kannst du bitten,  
was ich nicht gern gewährt', eh du's verlangt?



Der Kopf ist nicht dem Herzen mehr verwandt,  
die Hand dem Munde dienstgefälliger nicht,  
als Dänmarks Thron es deinem Vater ist.

Wäre möglich, daß ein so in Gnaden entlassener junger Mensch, mit diesen Worten im Ohr und im Herzen, mit den Hofverhältnissen genau vertraut, weil er das unglückselige Ende seines Vaters erfährt, den König dafür sollte verantwortlich machen, der mit so viel Liebe und Güte eben von diesem Vater gesprochen hat? Und sollte es ihm nicht leicht geworden sein, herauszubekommen, daß sein Vater das Opfer einer blinden Fahrlässigkeit des Prinzen Hamlet geworden ist? Sollte er den Wohltäter seiner ganzen Familie, König Claudius, deshalb mit einer Riesenmeuterei überrennen wollen und ihn dabei mit den Worten anreden können: „Du schnöder König, gib mir meinen Vater!“? Wäre dieser Wirbelsäulenbruch zurechtgerückt, so sei damit das Stück, wie der Redner erklärte, mit gradem Rückgrat versehen und lebensfähig auf feste Füße gestellt. Andernfalls bleibe es ein absurdes Gebilde trotz aller unverwelklichen Schönheiten, die ihm im einzelnen anhafteten.

Der naturgemäße und allgemeine Beifall eines wohl-erzogenen Kreises belohnte Erasmus Gotter, als er geendet hatte. Es war Fürst Aloysius in seinem Rollstuhl, der immer wieder dazu das Zeichen gab. Als erster dankte er dann dem Redner, den er zu sich gewinkt hatte, und ermunterte die Fürstin dazu. Sie streichelte mütterlich seine Hände.

Armin Jetro schwamm in Glückseligkeit. Die allgemeine Anerkennung, die Erasmus zuteil wurde, hätte sie seiner eigenen Person gegolten, würde ihm weniger bedeutet haben. Die Sympathie und Bewunderung, die er von der ersten Begegnung an für den jungen Gotter empfand, hätte er selbst kaum begründen können. Er sagte nur manchmal, daß ihm ein Mensch dieser Art

noch nicht vorgekommen sei. Ähnlich war die Empfindung, die sich nach beendetem Vortrag im Kerzenschimmer des Marmorsaales verbreitete.

Eine Gruppe für sich bildeten dabei, außer dem Fürsten selbst und dem etwas abseits stehenden Jetro, der Malerbaron von Cramm und Doktor Ollantag, nicht zu vergessen Frau Herbst, die mit Walter unter den Geladenen war: sie wollten in Gotter das Genie sehen.

Die Gegenströmung, die sich wie überall auch hier meldete, vertraten Oberhofmeister Bourtier und bis jetzt noch Professor Trautvetter, Direktor des Pädagogiums: sie hielten sich abseits mit kühler Miene.

Liebe Kitty!

Sei Du die erste, die von der überraschenden Wendung, die mein Leben nehmen will und zu nehmen scheint, etwas erfährt. Ohne daß ich recht zur Besinnung gekommen wäre, wurde ich mitten in eine Welt hineingeworfen, die Du wie ich nur vom Hörensagen oder von fern gekannt haben. Die Zickzackkurve des Lebens ist unberechenbar, und ich will mich fortan über nichts mehr wundern.

Ich habe heute im Marmorsaal des Schlosses von Granitz einen Vortrag gehalten, der mir den Beifall des Fürstenpaares, des ganzen kleinen Hofes, vieler Künstler und der Prominenten von Granitz eingetragen hat.

Gut, dies alles möchte wohl hingehen. Aber was mir sonst widerfuhr, bedeutet mehr. Ich war bis heute ein freier Mann, nun bin ich gefesselt durch eine Aufgabe.

Zufall hat mich nach Granitz gebracht, Zufall, der Ehrgeiz eines gewissen Schauspielervolontärs, mich mitten ins höfische Leben hineingeworfen, Zufall, der nahe Geburtstag des Fürsten mit seinen geplanten Festlichkeiten, versetzte mich in die Zwangslage, an einer derselben mitzuwirken. Gott sei Dank nicht mit einem Geburtstagscarmen oder Huldigungspoem, sondern

durch die Inszenierung einer Theatervorstellung, des „Hamlet“ von Shakespeare, nach meinen Ideen! Noch während im Saale der Tanz im Gange war und der Champagner floß, wurde ich in aller Form darauf mündlich und schriftlich festgelegt.

Meinst Du, mir sei besonders wohl zumute? Nein! Doch ich fühle eine gebieterische Hand über mir, gegen die zu kämpfen ich weder den Mut noch die Kraft habe. Es könnte ein Frevel sein, sich zu widersetzen, wenn plötzlich eine scheinbar äußere Kraft unwiderruflich in Anspruch nimmt, was wir als heimliches Eigentum gehütet haben, einen Besitz, dessen Wesenheit sich aber doch eigentlich nur im offenen Wirken und Werden ausleben kann.

Nun also, gewissermaßen bin ich heute überraschenderweise ein Fürstlich Granitzscher Funktionär. Ich mußte ein Honorar für die kommende Leistung annehmen, erhalte zur Verrechnung für das Ganze ein Kapital, ein Maler, Baron von Cramm, wird mir für die Bühnenbilder zur Seite gestellt, das Schauspielensemble, inbegriffen Direktor Georgi, mir für den besonderen Fall untergeordnet, sein eventueller Ausfall an Theaterabenden und Einnahmen wird von der Kasse des Kameralamts ersetzt, und ich bin nun, solange es dauert, gleichsam allmächtig und darf mich als Intendant fühlen.

Liebe Kitty, meine Bedenken in dieser Sache hast Du nicht. Dir wird sie nur Freude machen. Aus diesem Grunde mußst zunächst Du davon wissen. Unausgesprochen und ausgesprochen wünschtest Du für mich eine in meiner Richtung liegende pflichtmäßige Tätigkeit. Kein gewöhnlicher, sondern ein glänzender Anfang ist gemacht worden.

Man hat mir allerdings eine Schlinge gelegt, aber ich bin nun einmal hineingetreten. Selbst die bedingte und begrenzte Aufgabe anzunehmen, schien mir noch vor

wenigen Tagen ein Ding der Unmöglichkeit. Da der erste Schritt geschehen ist, dessen magst Du gewiß sein, Kitty, werde ich mit Entschlossenheit die Bahn bis zu Ende durchschreiten.

Das Leben des jungen Erasmus Gotter erlitt jetzt eine gründliche Veränderung. An Stelle der immerhin genießerischen Kurortbequemlichkeit trat nun jenes emsige und verwickelte Treiben, wie es mit der Vorbereitung für ein öffentliches Schauspiel, besonders wenn auch Dilettanten beteiligt sind, immer verknüpft sein wird. Freilich, der Genius loci einer, man möchte sagen, wohligh umfriedeten, fürstlichen Bürgerlichkeit war Granitz treu geblieben, nur daß sich dieser zu heiter-ernstem Bunde mit dem Genius Shakespeare vereinigte.

Nach einigen vorbereitenden Sitzungen und Besprechungen, an denen meist nur Erasmus, Baron von Cramm, Direktor Georgi und Doktor Ollantag teilnahmen, war die Besetzung der Rollen des Hamletstückes durchgeführt. Offengeblieben war einstweilen die Partie der Ophelia. Ferner mußte das Personal ergänzt werden, und man erwog eine Weile mit einem Hin und Her der Meinungen, wie das am besten zu machen sei.

Diese Beratungen, bei denen Erasmus mit bemerkenswerter Ruhe und Bestimmtheit den Vorsitz führte, fanden meist in der Geißblattlaube statt, während die Besprechung von Einzelheiten bald da bald dort vor sich ging: der Bühnenentwürfe zum Beispiel in Cramms Atelier, der textlichen Streichungen etwa in Georgis Büro, der Kostüme und Dekorationen teils im Schloß, teils beim Hofschneider. Von früh bis abends gab es zu tun. Der junge Gotter mußte die Nacht zu Hilfe nehmen, um den vermeintlichen Hamlettorso zurechtzurücken und zu ergänzen. Er wagte es und dichtete die angeblich fehlenden Szenen hinein. Den dreiundzwanzig aus-

geprägten Männerrollen des Trauerspiels stehen nur zwei weibliche gegenüber. Eine Anzahl männlicher Darsteller — es kamen noch Offiziere, Soldaten, Matrosen, Boten vom Königshof dazu — konnte Georgi nicht stellen; hier half ein Vorschlag Doktor Ollantags, der Zuzug von der Greifswalder Universität aus einem literarischen Studentenverein, dessen Alter Herr er war, herbeizuschaffen sich anheischig machte.

Kaum eine halbe Stunde später hatte er durch ein Telegramm an seinen Vorsitzenden, Kandidaten Luckner, diesen Verein mobil gemacht, und einige weitere Stunden darauf konnte er eine Drahtantwort Erasmus vorlegen, die Luckners Vorschlag enthielt, die Reise nach Greifswald zu unternehmen, um einem literarischen Abend der Studentenverbindung mit darauffolgender Kneipe beizuwohnen.

Ohne jemand etwas zu sagen und in aller Stille reisten schon am nächsten Tage Erasmus und Doktor Ollantag mit dem Ziele Greifswald von Granitz ab. Es war bereits dunkel, als sie ankamen. Ziemlich verspätet fanden sie endlich das Lokal, das Luckner als das Heim der Verbindung bezeichnet hatte.

Seit Jahren hatte Erasmus keinen Kneipabend mehr mitgemacht. Schon als man einen finsternen, mit irisierenden Pfützen bedeckten, von Bretterwagen und Karren beengten Hof durchschritt, wo es nach Stall und süßlich nach Schlachthaus duftete, hörte man das Poltern der Bierseidel und das Kommando des Präsiden, nach dem ein Salamander gerieben wird.

„Ja, da müssen wir nun mit den Wölfen heulen, lieber Herr Erasmus“, sagte Doktor Ollantag. „Diese Jungens haben meine Depesche, scheint's, als eine ‚Aufforderung zum Tanz‘ aufgefaßt. Ich hatte mir die Sache stiller und weniger offiziell gedacht.“

Einen Augenblick, und man stand in dem zu einem Lokal des Vorderhauses gehörigen Raum, den die Ver-

bindung innehatte. Er mochte ehemals Stall gewesen sein. Aber da er in einem altertümlichen Gebäude lag und spinnwebenbehängene Kreuzgewölbe hatte, konnte man wohl an Auerbachs Keller erinnert werden.

Etwa dreißig junge Leute waren beim Eintritt der beiden Gäste aufgesprungen und standen gerade aufgerichtet um die einzige lange Tafel her, den Blick auf ihre Besucher gerichtet.

Herrlich, herrlich, dachte Erasmus, und die Rührung wollte ihm aufsteigen, als er beim spärlichen Licht der offenen Gasflammen alle die blitzenden, intelligenten Augen, mutig jungen Gesichter und dichten blonden, braunen oder dunklen Skalpe sah. — War er eigentlich alt genug, um so zu empfinden?

Kaum vorüber war die Begrüßung und Vorstellung, als der Präside zum ersten Salamander zu Ehren der Gekommenen aufforderte. *Exercitium salamandris incipit!* Die Studenten erhoben sich. Eins ist eins! — Zwei ist zwei! — Drei ist drei! — Beim ersten dieser Kommandos wird das Bierglas angefaßt, beim zweiten wird es zu halber Höhe gehoben, beim dritten bis zum Mund. Nachdem dies geschehen ist, heißt es: *Bibite!* Der schäumende Inhalt des Halblitermaßes wird mit einem Zug in den Magen gestürzt. Mit einem gewaltigen Schlag kommen alsdann die Gläser auf die Tischplatte, und nun beginnt jenes dumpfe Rumpelgeräusch, welches dadurch entsteht, daß man durch Wackeln mit dem dicken Boden des Bierseidels auf die Holzplatte trommelt. Der dumpfe Donner erlischt bei den Worten des Präsidens: *Salamandris exercitium ex est!*

Der Abend wurde auf ein anderes Gleis geschoben, als Ollantag sich erhob und in einer längeren Rede nun erst eigentlich Erasmus Gotter vorstellte, indem er auf launige Weise seine Granitzer Mission und den Zweck seines Kommens und auch der eigenen Gegenwart darlegte.

Ollantag hatte geschlossen: „Musensöhne! Vergessen wir nie, daß wir Musensöhne sind, und lasset uns heut unsere Mütter anrufen, und euer Getränk lasset mich weihen zum heiligen Naß des Kastalischen Quells! Es mag uns begeistern und verzücken! Gebt uns Proben, gebt uns Beweise, daß wir Geweihte und nahe dem Parnaß angesiedelt sind! Mit einem Wort: Wer ein Talent hat, zeige es! Jeder gebe zum besten, was er vermag. Szenen aus Dramen, Balladen, Lyrik, Eigenes und Fremdes, was ihm lieb ist und was er gegenwärtig hat! Und wer die besondere Eignung besitzt, sträube sich nicht, sich in den Dienst unserer Sache zu stellen und selbstlos behilflich zu sein, das Meisterwerk des großen Briten lebendig zu machen!“

Nachdem eine gewisse Schüchternheit überwunden war, entwickelte sich denn auch bald unter den jungen Leuten eine Art Sängerkrieg. Der Eifer wuchs, als das Eis einmal gebrochen war. Einer der Jünglinge trug mit beachtenswerter Kraft „Lenore“ von Bürger vor. Ein merkwürdiger, spitznasiger, blonder Student ließ sich vielleicht mehr als billig von dem Gespräch zwischen Carlos und Marquis Posa hinreißen und von der großen Rede Posas an König Philipp, welche unter anderem die Stelle „Sire, geben Sie Gedankenfreiheit!“ enthält. Ein dritter nahm zum Gegenstand seiner Deklamation „Die Braut von Korinth“. Kandidat Luckner, der Präside, schwang sich zum Vortrag des „Erlkönig“ auf. Und schließlich wurde Erasmus so lange und lebhaft bestürmt, daß er nicht anders konnte, als ebenfalls etwas vorzutragen.

Man war gespannt, was der seltsame junge Mensch mit dem Ehering an der rechten Hand vorbringen würde. Sicher war: er nötigte allen eine neue Art von Sympathie und Achtung ab. „Ich werde Ihnen“, sagte er ganz einfach, „den kurzen Monolog ‚Sein oder Nichtsein‘ aus ‚Hamlet‘ vorsprechen. Wo er jetzt steht,

nämlich in der ersten Szene des dritten Aktes, versteht man ihn nicht. Er ist dort höchstens aus der allgemeinen Gemütsverfassung des Dänenprinzen, aber nicht, was doch notwendig wäre, aus der Situation, aus der natürlichen Folge der Handlung zu erklären. Sagt doch Grillparzer über die Personen eines Dramas: ‚Was sie sagen, muß unmittelbar aus ihrer gegenwärtigen Lage, aus ihrer gegenwärtigen Leidenschaft hervorgehen.‘ Gegenwärtige Lage, gegenwärtige Leidenschaft, wobei das wiederholte Wort ‚gegenwärtig‘ besonders zu beachten ist. Hamlet ist plötzlich da, aus einer unklaren Ursache, allerdings durch Polonius und den König heimlich geschoben, was Hamlet nicht weiß, und zu dem Zwecke, Ophelien zu begegnen, wovon er ebenfalls nicht die geringste Ahnung hat. Wozu also der Beginn: ‚Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage!‘? Der große Schauspieler Ludwig Barnay trägt während dieses Monologes einen gezückten Dolch in der Hand, um sein Wort doch wenigstens auf eine Absicht, Handlung, Tat, nämlich den Selbstmord, beziehen zu können. Das ist begreiflich. Ein anderer Bezug ist an dieser Stelle nicht aufzufinden. In meiner Hamletbearbeitung beginnt die zweite Szene des fünften Aktes mit diesem Monolog, und Sie werden bei der Aufführung zu entscheiden haben, ob er an dieser Stelle einen natürlichen Bezug erhalten hat.“

Erasmus trug den Monolog auf eine erregte, gehetzte Weise vor, als ob wirklich die Erkenntnis einer furchtbaren, zur Entscheidung drängenden, lebensgefährlichen und kaum noch haltbaren Situation ihn überkommen habe: „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage. Ob's edler im Gemüt, die Pfeil' und Schleudern des wütenden Geschicks erdulden...?“ — des wütenden Geschicks: man fühlte wirklich, Hamlet wurde von einem wütenden Geschick gehetzt — „oder, sich wappend gegen eine See von Plagen, durch Widerstand sie enden?“ Also keine schmerzlich geruhssame Meditation! „Sterben —



schlafen! nichts weiter!“ Also unterliegen, der fast tödlichen Situation anheimfallen, und so fort und so fort. Erasmus sprach den Monolog eindrucksvoll und wurde durch großen Beifall belohnt.

Die Hamlet-Debatte war nun entfesselt. Da unter diesen Jünglingen und jungen Gelehrten nur ein einziger war, der das Stück nicht kannte und der dadurch geraume Weile den gutmütigen Spott aller auf sich zog, so wurden bald die bekannten Behauptungen, Hamlet sei Deutschland, Hamlet sei ein untätiger Schwächling, und manche andere wiederholt: er zerstöre seine Tatkraft durch Meditation und Reflexion und könne aus diesem Grunde weder aus voller Seele hassen noch lieben.

Doktor Ollantag sagte schließlich, er werde, bevor das Ereignis vonstatten gehe, noch einmal herüberkommen und den Kommilitonen einen kleinen Vortrag über die Vorgeschichte und die Quellen des Hamletdramas halten. Shakespeare solle zwischen 1587 und 1597 jenen roheren und lückenhaften „Hamlet“ geschrieben haben, der in einer Quartoausgabe gedruckt und 1603 herausgekommen sei. Sie werde eine „liederlich gedruckte, vielfach entstellte Raubausgabe“ genannt, deren Text vermutlich bei einer selbstverständlich schon höchst verstümmelten Aufführung nachgeschrieben worden sei. Veränderte Namen, veränderter und bereicherter Text, veränderte Szenenführung unterschieden eine andere Ausgabe von dieser, eine zweite, die 1604 erschien: Jämmerlich entstellt nenne man das Stück in beiden Ausgaben. Die dritte Ausgabe sei die Folio von 1623, doch nicht, wie es heiße, ohne Zusätze und Kürzungen und nicht ohne zahlreiche verschiedene Lesarten. Es erübrige sich also zu fragen, ob eine rekonstruktiv-intuitive Erneuerung des Stückes, oder wenigstens der Versuch dazu, erlaubt sei oder nicht.

Mit einer überraschenden Wendung schloß Doktor Ollantag, die Rechte dem jungen Hamlet-Erneuerer

auf die Schulter legend: „Hier haben wir nicht nur den rechten Mann dafür, sondern hier sitzt auch Hamlet selbst! Sie, Sie selbst, mein lieber Doktor Gotter, sollten uns einen Hamlet hinstellen, sollten uns einen Hamlet vorspielen! Das würde ein Genuß ohnegleichen, es würde die Krönung des Ereignisses sein.“

Jetzt trat die Fidelitas wieder in ihre ursprünglichen Rechte, und das „Ergo bibamus“ stieg. Der Abend verlief nun auf ebendie Art, wie es bei derlei kleinen Kommersen die Regel ist. Man trank, man bekundete einander durch Zutrinken von Halben und Ganzen seine größte Hochachtung, oder man „kam“ sich die üblichen Schlucke. Zugleich mit dem Rausch wuchs das Gefühl der Verbrüderung. Der Gesang wurde wilder und lärmender. „Wenn das Gewölbe widerhallt, fühlt man erst recht des Basses Grundgewalt.“ Natürlich, daß der Satz „Schön ist wüst, und wüst ist schön“ mit dem Fortschreiten der Nacht immer mehr Wahrheit wurde.

Bald danach traten eine Anzahl Studenten aus diesem Kreise, an der Spitze Luckner, der Präside, eine angenehme Sommerfrische, mit Tagegeldern gewürzt, in Granitz an, wo sie zunächst abermals geprüft und dann mit den ihnen zugeteilten Rollen betraut wurden.

Eine Leseprobe ward anberaumt, für welche der Fürst einen Saal im Schloß zur Verfügung stellte, mit der Bedingung, ihr beiwohnen zu dürfen. Georgi las den König Claudius, den er zu übernehmen sich angeboten hatte. Und es konnte ein stilles Vergnügen bereiten, zu beobachten, wie sich die üblichen Reibungen zwischen dem Direktor und Syrowatky, dem Volontär, nun in den gegenseitigen Haß von König Claudius und Prinz Hamlet verkleideten. Nicht selten brach dann ein allgemeines Gelächter aus, wenn Georgi aus der Rolle fiel und mit den Worten: „Sie schreien ja wie ein Zahnbrecher!“ seinen Volontär anbrüllte.

Als dies Wesen überhandnehmen wollte und Georgi ganz vergessen zu haben schien, daß er hier nur Schauspieler und nicht Direktor und Spielleiter war, gelang es Erasmus mit der Bitte um Sachlichkeit im Hinweis auf die beschränkte Zeit und durch eigenen Vortrag gewisser Hamletpartien seine Autorität durchzusetzen, so daß man am Schluß scheinbar allerseits befriedigt und gefördert auseinanderging. Fürst Aloysius drückte seine Befriedigung mit den Worten aus, daß er seit langem so heitere und interessante Stunden nicht mehr erlebt habe.

Unter den Schauspielern war nun aber die Befriedigung in Wahrheit nicht so allgemein. Auf dem Wege zum „Felsenkeller“ gab es das übliche Köpfezusammenstecken, Tuscheln und Kopfschütteln. Ganz besonders irritiert, ja beinahe verstimmt zeigte sich der erste Liebhaber Erich Sündermann. Er hatte den Hamlet an Syrowatky verkauft, und schon das wurmte ihn. Laertes war an ihm hängengeblieben, jener wohlgezogene Sohn des Oberkämmerers Polonius, den Hamlet mit einem blinden Stich durch die Falten eines Vorhangs vom Leben zum Tode befördert. Und diesem Laertes — neben Hamlet früher die wirksamste Rolle des Stücks! — war durch Erasmus Gotter seine effektvollste Szene genommen und auf Hamlet übertragen worden: die nämlich, wo er an der Spitze eines Meutererhaufens das Königsschloß in Helsingör überfällt, die Schweizer Wachen überwältigt und vom König mit bewaffneter Hand das Blut seines Vaters fordert. „Entweder die Szene wird wiederhergestellt“, erklärte einstweilen in der Stille, aber mit Bestimmtheit der Schauspieler, „oder er mag sich den Dummen suchen, der ihm diesen kastrierten Laertes spielt und der ich nicht bin.“

Noch immer war man sich nicht schlüssig geworden, wie man die Rolle Opheliens besetzen solle, jenes holdseligen Mädchens, dessen Vater ebenfalls der Ober-

kämmerer Polonius ist, der Schwester also dieses Laertes, den nach der Vorschrift Doktor Gotters zu spielen Sündermann sich nicht entschließen konnte. Irina Bell sprach in der Leseprobe die Rolle schlecht und recht, aber ohne daß selbst bei Erasmus Gotters günstigem Vorurteil der geringste Genieblitz ihre Eignung dazu verraten hätte. Was ist über diese Ophelia von Schauspielern, Dichtern, Shakespeareforschern und Theaterbesuchern nicht alles behauptet worden! Besonders die Gelehrten gehen in der Beurteilung dieses Charakters fast ausschließlich von den immanenten Poesien und äußeren Holdheiten der Wahnsinnsszenen aus, während sie die gesunde, fast trockene Dialektik des Mädchens im Gespräch mit ihrem Bruder unberücksichtigt lassen. Der Gedanke, diese Ophelia könnte sich körperlich mit dem Prinzen Hamlet vergangen haben, vernichtet in den Augen dieser zartfühlenden Seelen, da er ihrem Mädchenideal durchaus widerspricht, die ganze Figur. Und doch schien es Erasmus, als ob es den Ausbruch des Wahnsinns bei Ophelia tiefer begründen würde, wenn sie sich mit dem Geliebten vergangen hätte: sie empfand sich alsdann, die Tat des Prinzen, den Mord des Vaters, auf ihre Weise deutend, vielleicht als mitschuldig, wobei sie an die Strafpredigt denken konnte, mit der dieser ihr mögliches Verhältnis zu Hamlet ablehnte.

Für eine solche Erklärung sprechen gewisse Textworte, so, wenn bei Gelegenheit ihrer Geistesverwirrung gesagt ist:

Man stüct zusammen ihrer Worte Sinn,  
so daß man wahrlich denken muß, man könnte  
zwar nichts gewiß, jedoch viel Arges denken.

Oder:

Von so betörter Furcht ist Schuld erfüllt,  
daß, sich verbergend, sie sich selbst enthüllt.

In einem ganz ähnlichen Zwiespalt befindet sich in

einem anderen Werk Shakespeares, „Romeo und Julia“, Julia, nachdem Romeo, ihr Geliebter, den Tybalt, ihren Vetter, erstochen hat. Die Amme sagt zu ihr: „Von Eures Veters Mörder sprecht Ihr Gutes?“, und sie antwortet: „Soll ich von meinem Gatten Übles reden? Doch, Arger, was erschlugst du meinen Vetter?“ Ophelia könnte das gleiche sagen, sie brauchte nur für „Vetter“ „Vater“ setzen: und das bedeutet mehr.

Was im Werk von den Beziehungen Hamlets zu Ophelien in großen Abständen ans Licht des Tages tritt, spricht durchaus für einen heimlichen Liebesbund, eine im Verborgenen blühende Leidenschaft, deren Begrenzungen bei dem mitunter hemmungslosen Wesen des Prinzen nicht zu bestimmen sind.

Bei der Leseprobe hatte Irina versagt, was für Erasmus — er hielt es geheim — eine arge Enttäuschung bedeutete. Eine überaus schwere sogar, denn es wurde mit ihr die zutiefst verborgene, eigentliche Triebfeder seines Handelns zerbrochen und also stillgelegt.

Die Neigung zu dem exzentrischen und dabei kindhaften Mädchen war in der Zwischenzeit gewachsen, und die Folge war eine zunehmende innere Abhängigkeit. Ohne daß sie ihm einen Augenblick aus dem Sinne kam, auch jetzt, in der arbeitsreichen Zeit, lebte Erasmus seine Tage. Manchmal wurde ihr Bild von dem der schönen Prinzessin Ditta verdrängt, das aber dann wiederum dem Irinas weichen mußte. Ein recht sonderbarer Prozeß war in der Seele des jungen Dramaturgen in Gang gekommen. Da ihm der Gedanke, Irina habe ein unerlaubtes Verhältnis mit dem Oberhofmeister, unerträglich war, hatte er ihn als unmöglich verworfen. Da er ein solches Verhältnis um seiner Frau und seiner Kinder willen für sich nicht wünschen wollte und konnte, gedachte er seine leidenschaftliche Neigung auf eine unschädliche Weise sich zugleich mit der Inszenierung

des „Hamlet“ auswirken und totlaufen zu lassen: im einzelnen durch das private Studium der Rolle mit seinem Idol, durch die gemeinsame Probenarbeit im Theater, aber vor allem durch Irinas Glorifikation. Ihre Glorifikation und die seiner Liebe: das ganze Hamletwerk sollte irgendwie eine Huldigung, eine göttliche Umrahmung für das Zwillingssternbild Irinas und seiner Liebe sein. Dieser mystische Antrieb schaltete nun nach Irinas Versagen bei der Leseprobe und ohne sie als Ophelia aus.

Trotzdem war das Einzelstudium mit Syrowatky, dem Kandidaten Luckner und den Studiosen in Gang gekommen. Die Übungen fanden meist im Giebelzimmer Erasmus Gotters statt. Nur Erich-Sündermann-Laertes, der, einige Male zu Besprechungen eingeladen, gekniffen zusagte, hatte sich trotzdem bisher noch nicht blicken lassen. Die Verstimmung des jungen Schauspielers, die sich schon nach der Leseprobe gezeigt hatte, schleppte sich in einen latenten Zwischenzustand fort. Mit diesem nicht Ja- und nicht Neinsagen mochte er hoffen, schließlich doch noch die Wiederherstellung der gestrichenen Stellen durchzusetzen. Ein glattes Nein zu sagen, die Rolle also endgültig abzugeben, entschloß er sich nicht, da er sich doch wohl bewußt war, welche Chance er angesichts der Geburtstagsfeier vor hohen und höchsten Herrschaften damit ausschlagen würde.

Direktor Georgi zuckte die Achseln, sooft der Schauspieler zu ihm kam. Er sei abgesetzt, sagte er, nicht ganz ohne eine ironische Bitterkeit, er spiele den König Claudius, und zwar nach den Direktiven des neuesten Günstlings der Hofclique. Wenn Sündermann etwas wünsche, so müsse er dem Allgewaltigen in der Sommerlaube oder in dem bereits historischen Giebelzimmer der Gärtnerei seine Aufwartung machen.

In dieses Giebelzimmer trat denn auch eines Morgens der Desperado ein, schon durch diese Tatsache sehr

gedemütigt. Eine unnatürliche Blässe und Erregung entstellte sein Angesicht. So konnte ein leidenschaftliches Aufeinanderprallen der beiden jungen Menschen nicht lange ausbleiben.

Als Sündermann durchaus nicht davon zu überzeugen war, daß ein in höchster Gunst des Hofes stehender Kavalier, dem der Dichter nicht den kleinsten Zug von Thronberechtigung oder dahingehendem Ehrgeiz verliehen hat, keinen Volksaufstand anzettelt, mochte Erasmus eine bittere Bemerkung gemacht haben, die den aufs höchste gereizten Mimen alle Beherrschung verlieren ließ:

„Wer sind Sie? Sie kommen hierher und machen uns Vorschriften? Sie wollen uns Schauspielern Vorschriften machen, der Sie doch gar nicht vom Theater sind?! Ich habe den Karl Moor, den Carlos, den Romeo, den Hamlet unzählige Male gespielt. Und Sie? Haben Sie überhaupt je auf der Bühne gestanden? Haben Sie auch nur einmal sechs Worte gestammelt: ‚Meine Herren, die Pferde sind gesattelt‘? Sie Neuling! Sie Gründling! Wenn Sie je etwas vom Theater wollen, so lernen Sie erst das Abc auswendig! Nehmen Sie bei mir Unterricht! Übrigens weiß ich nicht einmal, ob ich mich für ein noch so fettes Honorar dazu herbeilassen würde. Denn was man bis jetzt mit Ihnen erlebt hat, läßt auf besonderes Talent nicht schließen, um so mehr auf das Gegenteil. Gewiß ist, Sie leiden an Größenwahn. Beweis ist, wie Sie mit Shakespeare umspringen. Ich aber mache dabei nicht mit. Dazu bin ich nicht Esel genug und nicht so geduldig wie andere Dummköpfe.“

Als Erich Sündermann sich nach dieser gutgespielten Szene entfernt hatte, sagte Erasmus zu sich selbst: Schreibtafel her, ich muß mir's niederschreiben! Würde dies die erste Sprosse eines jahrzehntelangen Aufstiegs bedeuten sollen, so würde die Leiter, wenn ich jemals ihre höchste Sprosse erreicht hätte, ganz gewiß keine Jakobsleiter gewesen sein.

Er machte „Brrr!“: es ergriff ihn ein Schauer.

Direktor Georgi hatte für Erasmus ein kleines Zimmerchen im Theater herrichten lassen, wo er lesen, schreiben, sich aufhalten und mit den Schauspielern sprechen konnte. Er war damit ein Bestandteil des Hauses und der Schauspielgesellschaft geworden.

Es war noch nicht ein Woche vergangen, da bot ihm Georgi an, als sein Dramaturg mit nach Potsdam zu gehn. Nicht einmal nur ehrenamtlich, wie er sagte, sondern gegen ein angemessenes, gern gewährtes Honorar. Er hatte nämlich bald erkannt, daß Erasmus nicht nur Eifer und Geschick, sondern Begabung für das Theater mitbrachte.

Der junge Mensch hatte gelegentlich Proben anderer Werke beigewohnt, hatte diese und jene Bemerkung gemacht, war mit manchem Ratschlag hervorgetreten und hatte immer, was er auch sagte oder tat, das gerade im Werden begriffene Ganze gefördert. Diese Sachlage wurde anerkannt. Dazu trug wohl ein wenig der Schatten eines früheren Dramaturgen, eines Herrn von Kreuzstamm, bei, der, wie Schauspieler und Direktor immer wieder betonten, ein Monstrum an Theaterfremdheit gewesen war. „Wenn er auch nur den Mund öffnete, jeder Schuß daneben, mit unnachahmlicher Sicherheit!“ erklärte Georgi unter durchaus allgemeiner Zustimmung. Hatte ein Schauspieler einen guten Tag, so war man sicher, daß Herr von Kreuzstamm erklärte, er habe heute wie ein Schwein gespielt. Leistete eine Novize das Äußerste an Ziererei und Unnatur, so war sie für ihn ein Ausbund schlichter Natürlichkeit. Griff eine Szene über Erwarten ans Herz und war selbst Georgi davon gerührt, so sagte er ganz gewiß, alles im Stück sei gut gewesen bis auf diese völlig mißglückte Szene, die ihm nicht einmal die Haut geritzt habe. „Wenn ein Kollege Keuchhusten hatte und Herr von Kreuzstamm



hörte ihn pfeifend Luft holen, so lobte er gewiß seine atmungstechnische Meisterschaft.“

Dem neuen Dramaturgen wurde von allen Seiten wirklich gehuldigt. Man suchte ihn, suchte sein Zimmer auf, selbst Leopold Miller kam mit dieser und jener Rolle zu ihm, um sich darüber auszusprechen.

So weit war nun alles ganz gut. Es fehlte nur noch Ophelia.

Der Aufenthalt in dem Theatergebäude, das Treiben im dunklen Parkett und auf der schwach erleuchteten Bühne bei den Proben, der zwar kleine, aber doch echte Theaterbetrieb hatten für Erasmus allein schon viel Anziehendes und Ablenkendes. Hatte er sich früh mit „Hamlet“ beschäftigt, so umgab ihn, besonders wenn er nach der Probe noch in seinem Stübchen arbeitete, die Welt des Stücks am Nachmittag. Mit eingehüllter Seele vergaß er zuweilen nicht nur Weib und Kind, die kranke Schwägerin, den Inhalt seiner nächtlichen Briefe an Tante Mathilde, den drohenden Konflikt, der ja allerdings vorerst nur eingebildet war, sondern auch seine Empfindung für Irina trat zurück, wie ihm wenigstens schien, und jene sonst immer offene, immer schmerzende, heimliche Wunde schmerzte kaum noch und schien sich zu schließen.

Die nun fast ununterbrochene Beschäftigung mit eingebildeten Menschen und Dingen artete manchmal — es konnte nicht anders sein —, wenn Erasmus abends allein im Theatergebäude war, in halluzinatorische Zustände aus. Das Licht der Lampe auf dem Papier, schreckte er manchmal empor, als ob der geharnischte Geisterheros, Hamlets Vater, hinter ihm stünde. So geschah es wohl auch, wenn eine Maus auf dem Gang raschelte oder eine Fledermaus gegen das Fenster stieß. In einer solchen Nachtstunde, einige Zeit, nachdem der letzte Zuschauer und der letzte Schauspieler das Theater verlassen hatten und auf dem Theaterplatze nur noch der Schritt des

Nachtwächters hörbar war, spürte Erasmus draußen im Gange deutlich etwas die Wände entlangschleifen. Da es während eines gespannten Hinhorchens ruhig blieb, vertiefte er sich wiederum, und indem er sich fragte, warum er sich diesem Alleinsein überantworte, das doch seine Phantasie in so ungewöhnlicher Weise aufpeitschte, gestand er sich, wie gerade das ihn hier festhalte, weil es seiner Arbeit zugute kam.

Nun aber schleifte es wiederum, und ein keineswegs schwerer, doch deutlicher Schritt war vernehmlich geworden, worauf sich gleichsam ein nicht vorhandener Kamm auf dem Rücken des jungen Mannes längs der Wirbelsäule aufrichtete und über den Nacken in seinen eisig gestäubten Skalp überging.

Was war das? — „Herr Doktor! Herr Doktor!“ rief eine Stimme.

Es dauerte lange, ehe Erasmus Gotter begriff, daß die Zimmertür sich geöffnet hatte, eine Gestalt, vom Licht seiner Arbeitslampe beleuchtet, erschien, daß diese Gestalt keine riesengroße Erscheinung war, sondern natürliche Maße hatte, daß sie nicht vom Lichte einer Laterna magica auf die Wand geworfen wurde, sondern wirklich war, daß sie einem weiblichen, keinem männlichen Wesen angehörte und daß dieses Wesen nicht die Prinzessin, sondern Irina war, Irina Bell, die ihn wahr und wahrhaftig um diese Geisterstunde besuchte. „Fräulein Irina,“ rief er, „wie kommen Sie denn hierher?“ Sie hatte sich in ihrer Garderobe ein wenig versäumt und schließlich entdeckt, sie sei im Theater eingeschlossen.

Das erste, was der junge Dramaturg tat, waren drei Griffe: nach Hut, Stock und Paletot. Er durfte hier nicht mit Irina allein bleiben. Er, der nach einer stillen Begegnung mit ihr gelehzt hatte, empfand sie nun als Überrumpelung.

„Haben Sie Angst vor mir, Herr Doktor?“

Diese nüchtern gesprochenen Worte gaben Erasmus einigermaßen die verlorengegangene Fassung zurück. „Nein“, sagte er. „Es war gleichsam eine Reflexbewegung. Sie kamen mir eingekerkert vor, und ich wollte Ihnen den Bühneneingang aufschließen.“

Erasmus dachte und fühlte bürgerlich. Von der Wischiwaschimoral einer kleinen Provinzschmiere war er durch eine unübersteigliche gläserne Mauer getrennt. Das Glas war Glas, aber dickes Glas, und er blickte ohne Befremden und ohne zu moralisieren in alle Winkel des anderen Gebietes hinein, es kennend, als ob es sein eigenes wäre, in Wahrheit ganz von ihm getrennt.

Wie ein Ertrinkender in den kurzen Sekunden seines Todeskampfes, auf eine furchtbare Weise sehend, Vater, Mutter, Geschwister, Weib, Kinder greifbar deutlich vor sich hat, ihre Bewegungen sieht, ihre Worte hört, so stand Erasmus als junger Hausvater inmitten seines Hauswesens, strich seinem geliebten Weibe über den Scheitel, sah ihr ins dunkle, ahnungslos vertrauende Auge und sagte: Nein, nein, ich gehöre dir, ich versünde mich an deiner und meiner Treue nicht.

„Es war aber doch, als ob Sie Hals über Kopf vor mir fliehen wollten!“

Vor mir wollte ich fliehen: diese fünf Worte lagen auf der Zunge des jungen Menschen als Antwort bereit. Allein sie blieben unausgesprochen. „Ich war nur in meine Arbeit vertieft“, sagte er, „und glaubte, es sei einer der Schatten des Dramas lebendig geworden.“

„Aber es tut mir ja schrecklich leid, ich will Sie durchaus nicht stören, Herr Doktor.“

Was sollte Erasmus darauf antworten?

„Ich hätte es ganz gewiß nicht getan“, fuhr sie fort, „ich wäre gewiß nicht in Ihr Heiligtum eingebrochen, hätte ich mir sonst irgendwie Rat gewußt. Ich weiß wohl, daß das sozusagen Kirchenschändung ist.“

„O Gott!“ — Er suchte sie zu beruhigen.

„Nein, Sie dürfen nicht mit mir gehen, Herr Doktor! Ich würde es mir nicht verzeihen, wenn ich den Faden Ihrer Arbeit durchgerissen hätte. Wenn Sie wollen, taste ich mich wieder in meine Garderobe zurück. Wenn es Sie aber nicht stört, so setze ich mir diesen Stuhl in die Ecke und warte, bis Sie mit Ihrer Arbeit fertig sind. Es mag meinethalben bis morgen früh dauern. Ich werde mich gar nicht bemerklich machen. Und Sie, bitte, Doktor, vergessen Sie mich!“

Da stand es vor ihm, dieses kleine zerbrechliche Mädchen mit dem üppigen Haar und dem Madonnengesicht. Die feine, lebensgroße Meißner Porzellanfigur ergriff einen Stuhl, den sie im tiefsten Schatten des Zimmers niedersetzte, und wartete seltsam horchend ab, ob man sie Platz zu nehmen auffordern würde.

An der Lage war schließlich nichts mehr zu ändern, erwog Erasmus bei sich selbst. Die üble Nachrede würde dieselbe sein, ob man ihn jetzt oder eine Stunde später mit der jungen Person das ausgestorbene Theater verlassen sah. Er dachte an Irina-Ophelia. Warum sollte man sich nicht durch Erörterung dieses Besetzungsproblems vor sich selbst und anderen und auch gegen die üble Nachrede zu decken vermögen? Die Besprechung mit Irina mußte ja kommen. Man hatte ganz einfach, um ungestörte Ruhe zu haben, dazu eine Stunde nach Schluß der Vorstellung gewählt.

Nein, sie war ja im Grunde keine Ophelia, wenigstens keine, wie man sie in den Kreisen der Shakespearadarsteller und Theaterdirektoren sich vorzustellen liebte. Dazu war sie nicht hinreichend vollsaftig. Aber, dachte Erasmus, für das Konventionelle bin ich nicht. Und übrigens, wenn nicht der Körper, so ist hier das reine, süße Madonnenhaupt in jedem Sinne Ophelia. Und dann: alle übrigen Weiber der Bühne sind Talentchen, die überdies ausgeleiert sind; dieses kleine verrückte

Geschöpf dagegen ist ein unverbrauchtes, das ganz gewiß binnen kurzem in der Welt von sich reden machen wird. Es reizt mich, aus dieser Person die Ophelia und das Opheliaschicksal herauszuholen.

„Fräulein Bell, wissen Sie eigentlich, woran ich arbeite?“ fragte Erasmus.

„Im Theater sagt man, daß Sie den ‚Hamlet‘ von Shakespeare noch einmal dichten, weil er Ihnen nicht gut genug wäre.“

„Glauben Sie das auch, Fräulein Bell?“

„Ach nein. Sie wissen ja, wie es beim Theater ist. Jeder spricht boshaft über den andern.“

„Das ist eine auch außerhalb des Theaters recht weit verbreitete Eigenschaft. Übrigens ist dieses Stück nicht einmal, sondern viele Male vor mir bearbeitet worden. Kennen Sie das Stück, Fräulein Bell, und haben Sie von der Rolle der Ophelia eine Vorstellung?“

„Die Ophelia liegt mir nicht.“

„Wie sind Sie zu der Ansicht gekommen?“

„Ich habe die Rolle für mich studiert und finde mich geradezu unerträglich.“

„Sie haben möglicherweise für das, was ich plane, nicht gerade ein sehr gutes Vorurteil. Aber da die Gelegenheit günstig ist, wollen wir nicht den Stier bei den Hörnern packen, möchten Sie mir nicht — ich habe den ‚Hamlet‘ hier, ich könnte ihn lesen —, möchten Sie mir nicht etwas vorsprechen?“

„Sie werden ja sehen, daß ich recht behalte. Meinetwegen, wer schüchtern ist und sich zieren will, gehört nicht aufs Theater.“

Sie warf bei diesen Worten Hut und Mäntelchen ab und stellte sich etwas seitlich, so daß sie ihn nicht anzublicken brauchte, vor Erasmus hin, der wiederum Platz genommen hatte.

„Was wollen Sie sprechen?“ fragte Erasmus, der nur noch Dramaturg und ganz in seinem Elemente war.

„Über die ersten Szenen des Laertes“, sagte sie, „muß man irgendwie hinwegkommen. Sie sind mir zu fad. So dumm, so auf den Kopf gefallen wie diese Ophelia bin ich nicht. Da hat sie zu sagen: ‚Zweifelst du daran? Dann hat sie zu sagen: ‚Weiter nichts?‘ So blöd: Weiter nichts?!‘ Das möchte ich auch sagen. Oder: ‚Ich will den Sinn so guter Lehr’ bewahren.‘ Nein, das liegt mir nicht. Gute Lehren von einem Bruder bewahren, liegt mir nicht. So kann man sich, weiß Gott, nicht verstellen. Dann die Sache mit ihrem Papa, dem Polonius. Gott, wie bin ich mit meinem Papa umgesprungen! Er liest ihr den Text wegen dem bißchen Prinzenliebschaft! Mein Papa war selber verliebt in mich. ‚Er hat mit seiner Lieb’ in mich gedrungen in aller Ehr’ und Sitte.‘ Päh! Und der Schluß: ‚Ich will gehorchen, Herr!‘ — ganz unmöglich!“

Erasmus Gotter lachte von Herzen.

„Von welcher Szene an hat denn nun aber die arme Ophelia einigermaßen Ihren gnädigen Anteil gewonnen, Fräulein Bell?“

„Na, wo sie ehrlich verrückt wird, natürlich.“

„Also noch nicht in der Szene, wo man sie mit dem Prinzen Hamlet zusammenbringt?“

„Da schon ein bißchen mehr, weil sie schon da ein Luderchen ist.“

„Wieso ist sie denn da ein Luderchen?“

„Na, sie lügt doch den Prinzen an. Wo sie ihn anlügt, das will ich schon machen.“

„Wieso lügt sie den Prinzen an?“

„Erstens weil sie ihm zum Scheine den Laufpaß gibt, dann weil die ganze Unterredung abgekartet ist, weil sie weiß, daß zum mindesten der König und Polonius hinter dem Vorhang stehen und Wort und Miene des Prinzen belauern, weil sie ihn also glatt verrät: Hamlet merkt ja das und sagt es ihr beinahe direkt auf den Kopf zu ‚Wo ist Euer Vater?’ fragt er. — ‚Zu Hause’, sagt

sie. — ‚Laß die Tür hinter ihm abschließen, damit er den Narren nirgend anders spiele als in seinem eigenen Hause!‘ Hamlet weiß ganz genau, daß der Alte lauscht, hält es ihm aber als einem alten Narren zugute; das zweitemal aber, im Zimmer der Königin, versteht er falsch und sticht ihm seinen Degen durch den Bauch.“

„Sie könnten ja vielleicht auch einmal im kleinen Marmorsaal einen Vortrag über ‚Hamlet‘ halten!“ lachte Erasmus. Er meinte es aber ernst, wenn er hinzusetzte: „Das könnte für manchen recht lehrreich sein.“

„Vierter Aufzug, fünfte Szene, wenn es also sein muß. Fangen wir an!“

Erasmus las:

„Man muß doch mit ihr sprechen; sie kann Argwohn in Unheil brütende Gemüter streun.

Der kranken Seele, nach der Art der Sünden, scheint jeder Tand ein Unglück zu verkünden.

Von so betörter Furcht ist Schuld erfüllt, daß, sich verbergend, sie sich selbst enthüllt.“

Während dieser Worte hatte sich Irina schnell auf den dunklen Flur begeben. Erasmus sagte: „Auftritt Opheliens“, und sie erschien wieder, ganz verändert, im Zustand einer fast völlig Bewußtlosen, in wahrer, nicht gespielter Trance, grauenhaft entstellten Gesichts, so daß Erasmus erschrak und kaum seinen Part sprechen konnte. Von den Worten an: „Wo ist die schöne Majestät von Dänmark?“ bis zum Schluß war ein fremdes, gänzlich neues Grauen in ihm. Das vor ihm schreitende, sprechende, horchende, singende, girrende, bald unendlich liebliche, bald unendlich abstoßende, scheinbar von einer geheimen Angst, einer geheimen Schuld gehetzte Geschöpf konnte beinah nicht als Irina erkannt werden. Erasmus würde sich kaum gewundert haben, wäre die wahre Irina jetzt erst etwa mit einer Beifallsbezeigung zur Tür hereingetreten. Kein Zweifel, dieses meist recht oberflächlich scheinende Mädchen — oder

besser: die Seele dieses Mädchens — war in eine sehr große Tiefe getaucht, bevor sie, aufkommend, die Seele Opheliens zu der ihren gemacht hatte. Es wurde klar, „von so betörter Furcht ist Schuld erfüllt, daß, sich verbergend, sie sich selbst enthüllt“. Diese Ophelia war eine Sünderin. „Er war bereit, tät an sein Kleid, tät auf die Kammertür. Ließ ein die Maid, die als 'ne Maid ging nimmermehr herfür.“ Diese Ophelia hatte Hamlet erhört. Diese Ophelia glaubte Blutschuld auf sich geladen zu haben, mitschuldig an dem Tode ihres Vaters zu sein. Und da sie in diesem Irrtum lebte, auch eine Verbindung mit dem Mörder ihres Vaters unmöglich geworden war, wurde sie wahnsinnig.

Mit den Worten: „Gott sei mit Euch!“ schloß sie und huschte zur Tür hinaus, seltsam geisterhaft, seltsam unwirklich, um gleich darauf als nüchterne Irina Bell wieder einzutreten.

Zum ersten Male erlebte Erasmus hier das rätselhafte Phänomen, ohne das eine menschliche Schauspielkunst nicht vorhanden wäre. Darüber nachzudenken, hatte er zunächst nur wenig Zeit. Sofort aber wurde ihm klar, daß es sich hier weit weniger um Nachahmungstrieb als um die Emanation einer ganz andern Kraft handle, einer ganz ursprünglichen, überwiegenden Kraft, die mit Nachahmung nichts zu tun hatte. Auch das erkannte Erasmus wie im Blitz: sie hatte im Weibe, nicht im Manne ihre stärkste Entwicklung.

Von dem Geschehenen und Gehörten zutiefst überrascht und aufgeregt, vermochte Erasmus sich nicht sogleich wiederzufinden. Er schwieg. Indem er aber die kleine Schauspielerin unverwandt starr anblickte und mit Unterkiefer und Mund Bewegungen machte, als ob er irgendeinen fremden Geschmack schmeckte, glaubte das Mädchen zu begreifen, welchen Eindruck sie gemacht hatte. In dem Maße, als sie trotz schwachen



Lampenlichtes erkannte, wie sich sein Antlitz verfärbt hatte, stieg Röte in ihr Madonnengesicht, und als der junge Dramaturg gepreßt, kaum hörbar, seine Ansicht von dem Erlebnis in die Worte gefaßt hatte: „Entweder Sie spielen die Ophelia, oder...“, da gurrte ein kurzes Auflachen durch den Raum, und schon war sie ihm um den Hals geflogen.

Langsam, langsam, mit dem Anschein, erschrocken zu sein, wie wenn der gute Lehrer ein Kind, das von berechtigter Freude zu harmloser Unart übergegangen ist, zur Ruhe bringt, löste Erasmus die Hände des Mädchens von seinem Halse. Schweigend, aber mit stiller Entschiedenheit, nahm er alsdann Hut, Stock und Paletot wirklich von der Wand, und während Käuze mit seltsamem Klagelaut im Mondschein um den Tempel Thaliens revierten, leitete der junge, tief bewegte Mensch die kleine Schauspielerin, ein Streichholz nach dem andern abbrennend, dem Ausgang des Gebäudes zu.

„Das ist Sultan“, sagte Irina nur noch, als sie neben Erasmus zwischen den Bäumen des Parkes hinwandelte und wiederum das laute Röhren irgendeines Hirsches im Gatter hörbar ward.

Das warme Sommerwetter hielt an. Nachdem die Opheliafrage durch Erasmus gelöst worden war, konnte die Arrangierprobe stattfinden, und man trat aus dem Bereiche der Vorbereitungsarbeiten in das der eigentlich künstlerischen. Sosehr Erasmus auch aus verschiedenen Gründen sich gegen die Anteilnahme des Hofes an den Proben, besonders in diesen Anfangsstadien, erklärt hatte, konnte er doch nicht hindern, daß bald dieses, bald jenes Mitglied der Hofgesellschaft den Kopf hereinsteckte. So hatte sich eines Tages Prinzessin Mafalda, eine ältere Base des Fürsten, im Dunkel einer Proszeniumsloge bemerklich gemacht. Als Erasmus, seinen Augen nicht trauend, eine graue Meerkatze, ein schlankes und edles langschwänziges Tier, sowohl auf der Brüstung als in den Vorhängen sein Spiel treiben sah, erzählte man ihm von Mafaldas zoologischer Leidenschaft. In ihrem kleinen Privatpalais war sie von allerhand Tieren umgeben. Von einem Dutzend Bologneser Hündchen abgesehen, waren es Zibetkatzen, Meerschweinchen, Affen und Halbaffen, ja ihre Tierliebe ging so weit, daß sie sich einen Orang-Utan aus Filz hatte anfertigen lassen.

Man erzählte von ihr eine mutige Tat vermöge der Macht, die sie, so hieß es, über Tiere ausübte. Der Kapitalhirsch Sultan im Wildgatter, der den Hirschkühen seines Harems so viel wie sie ihm Ehre machte, hatte sich einmal in eine Menschin, will sagen eine Magd, verliebt, die innerhalb der Umzäunung Gras mähte. Seine Zudringlichkeiten steigerten sich, und sie mußte sich über das Gatter zurückziehen. Sultan aber war in der Brunft. Es gelang ihm, wenn auch mit Müh und Not, ebenfalls über das Gatter hinwegzukommen. Mit seltsam wackelndem Kopf kam er in langsamem Trab ihr nach. Sie schritt zwar aus, aber fühlte, sie dürfe

nicht rennen, falls er sich nicht in Galopp setzen sollte. Immerhin kam er ihr näher und näher, so daß sie schließlich den Entschluß faßte, Schutz zu suchen, und zwar hinter einer der stärksten Eichen im Park. Flucht und Verfolgung drehten sich um den glücklicherweise sehr umfangreichen Eichenstamm, als Prinzessin Mafalda vom Fenster aus den gefährlichen Vorgang bemerkte. Sie erschien sogleich, die Reitpeitsche in der einen, Zucker in der andern Hand, so furchtlos den Haremsgewaltigen angehend. Ein Schlag auf die Schnute mit der Reitpeitsche machte ihn aufmerksam. Er gedachte des Zuckers, den die Dame alltäglich für ihn bereit hatte, und vergaß seine Liebesleidenschaft. Die Magd war fort, als er zur Besinnung kam, und mit Zucker und Reitpeitsche ließ sich Sultan ganz gemächlich ins Gatter zurückführen.

Prinzessin Mafalda galt als überaus klug — sie beherrschte die europäischen Hauptsprachen —, belesen bis zur Gelehrsamkeit und in bemerkenswertem Maße kunstsinnig.

Prinzessin Mafalda störte nicht, um so mehr aber Oberhofmeister Bourtier, dessen amüsische Gegenwart Erasmus ein ständiger Ärger war und den Gedanken nahelegte, es müsse im Schlosse recht wenig für ihn zu tun geben. Es fehlte diesem Hofmanne keine von jenen Eigenschaften, die auf die meisten Eindruck machen. Er trug sich, was selbstverständlich ist, mit ausgesuchter Sauberkeit — morgens erschien er meist mit grauem Zylinder und grauem Rock, grauen Gamaschen und grauen Handschuhen. Zwar, sein gescheiteltes Haar war semmelblond, seine Augen wässerig-hell und nichts-sagend, aber er war ein großgewachsener stattlicher Mann und hatte, mit seinem Monokel im Auge, was Eigendünkel und Hochmut betraf, in Granitz gewiß nicht seinesgleichen.

Was einen Menschen dieser Art mit dem Theater

verbindet, ist klar und war im gegebenen Fall auf der Hand liegend. Noch klangen Erasmus jene Worte im Ohr, die Bourtier während der Teestunde Syrowatkys gesprochen hatte: „Ah, da ist auch die Perle im Golde unsres Theaters, zugleich die schönste Blume der fürstlichen Orangerie am Zirkusplatz, Mademoiselle Irina Bell.“ Sooft aber der fade Geselle den Zuschauerraum betrat und Erasmus an diese Worte dachte, mußte er sich am Regiepult festhalten, um die Eifersucht niederzuringen, die ihm fast die Besinnung nahm und ihn zu nicht wiedergutzumachenden heftigen Ausfällen gegen den Eindringling fortreißen wollte.

Zwar erklärte Irina, sie mache sich nichts aus ihm. Sie lehnte ihn ab mit den despektierlichsten Ausdrücken; andererseits aber, und zwar nach ihrem eigenen Bekenntnis, war sie in puncto puncti hemmungslos. Auch wußte man, Bourtier besuchte sie öfter zur Teestunde, wobei allerdings, wie es hieß, ihre Mutter zugegen war. Erasmus konnte, nun einmal in Liebe zu dieser kleinen Magdalene entbrannt, keinen Frieden finden, sooft ihm der Oberhofmeister leibhaftig oder im Geiste vor Augen stand.

Eines Tages hatte sich auch Prinzessin Ditta eingefunden. Erasmus bemerkte sie von der Bühne aus. Er fühlte genau, daß seine Worte und seine Bewegungen von dem blonden Apoll mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgt wurden. Das beengte ihn nicht, es beflügelte ihn. Überhaupt waren diese Vormittagsproben, in die das Licht und die Wärme des Sommers, der Duft und Vogelgesang des Parkes eindrangen, im Anfang ein reiner Genuß für alle Beteiligten. Sie entfalteten sich in heiterster Ungezwungenheit. Die unbeschäftigten Darsteller warteten ohne Ungeduld, in fröhliche Shakespeare- und Hamlet-Debatten verwickelt, unter den grünen Wipfeln im Garten des „Felsenkellers“, die Beschäftigten einigten sich, die Rolle oder das Buch in der Hand, währenddessen auf der Bühne freundschaft-

lich mit dem jungen Regisseur. Die Stellungen wurden festgelegt, gewisse Bewegungen vorgeschrieben und ausgeführt, hie und da eine Szene angedeutet, wohl auch, wie unter der Macht einer plötzlichen Eingebung, über Erwarten gut gespielt.

Der Garten des „Felsenkellers“ erlebte zweifellos seine große Zeit. Die dort unwillkürlich in den Zwischenakten und nach der Probe sich ergebende Geselligkeit muß als einer der glücklichsten Zufälle betrachtet werden. Durch Kandidat Luckner und seine Greifswalder Studiosen waren die geistigen Horizonte des Schauspielerkreises erweitert worden. Adalbert Luckner selbst war ein begeisterungsfähiger junger Mensch, der Schiller verehrte und für eine Art Marquis Posa gelten konnte. Fast tägliche Gäste waren sowohl der Maler, Freiherr von Cramm, als Doktor Ollantag. Einmal, zu allgemeiner Freude, hatte sogar der Fürst, von Prinzessin Ditta begleitet, geruht, seinen Rollstuhl zwischen die Tafelrunden des Dauerfrühschoppens stoßen zu lassen, was Adalbert Luckner Gelegenheit gab, seine glänzende Sprachgewandtheit zu offenbaren. Von Georgi und anderen heimlich veranlaßt, feierte er den Fürsten als Menschenfreund und großen Mäzen und tat das in freier Rede so hinreißend, daß eine jähe Begeisterung aller, inbegriffen den Fürsten, den jungen Erasmus fast nicht mehr sah und die echte Offenbarung des Genies nicht in ihm, sondern in Adalbert Luckner erkennen wollte.

Es bleibt ungewiß, ob in diesem Vorgang der Keim für ein späteres unangenehmes Ereignis enthalten gewesen ist, das Erasmus beinahe von seiner Höhe gestürzt hätte. Unbedingt aber war es Wasser auf die Mühle einer leider immer noch vorhandenen heimlichen Gegnerschaft. Sie wurde von dem mißvergnügten Laertes geführt, der sich nur scheinbar unterworfen hatte und mit zur Schau getragener Teilnahmslosigkeit den Text

seiner Rolle herunterleierte. Ob dem Kandidaten Adalbert Luckner sein Erfolg zu Kopf gestiegen war? Jedenfalls war sein Betragen von da an weniger zurückhaltend. Er breitete sich über allerlei allgemeinliterarische und Theaterfragen aus, mitunter auch während der Probe im Parkett und einmal so laut, daß ihn Erasmus energisch zur Ruhe verweisen mußte. Auch was seine Rolle betraf, den Rosenkranz, gab es bereits während der ersten Probe zwischen Luckner und Gotter Unstimmigkeiten. Der gut gewachsene, von sich selbst überzeugte junge Germanist gedachte die Rolle, die sein brillantes Gedächtnis textlich vollkommen innehatte, fertig aus dem Ärmel zu schütteln. Es gibt auch einen so gearbeteten Schauspielertyp, der dem Regisseur meistens weit größere Mühe macht als jener, der den Text auf der Probe erst kennenlernt. Es kostet unendliche Mühe, das eigensinnige, eitle und selbstische Zeug von der beschmierten Tafel zu tilgen, bis man die dem Ganzen angemessenen Farben und Linien daraufsetzen kann. Erasmus, mit dem Instinkte des Bühnenmannes, erkannte sogleich diese Zwangslage. Sein an der Arbeit entzündetes Temperament zögerte nicht einen Augenblick, die nötige Operation gründlich und schnell durchzuführen. Die Verblüffung, ja Bestürzung des Kandidaten war grenzenlos, da er ebendiese Verblüffung und Bestürzung, in die er Erasmus zu versetzen gedacht hatte, bei ihm nicht in Erscheinung treten sah und statt dessen mit einer kalten Dusche bedacht wurde:

„Sachte, sachte, Herr Kandidat! Sie sind nämlich nicht allein auf der Bühne. Wäre das Stück eine komplizierte Maschine, wie es eine komplizierte Dichtung ist, so müßten Sie sich als ein Rad unter Rädern empfinden. Wir inkarnieren hier sozusagen eine sehr verwinkelte Phantasmagorie. Sie realisiert sich nach und nach, aus ein und derselben Grundfläche wachsend, in allen Teilen gleichmäßig. Oder, werden beim Bau eines

Hauses die Fundamente gelegt, so kann man unmöglich darin schon treppauf, treppab laufen oder im zweiten Stock Tee trinken. Außer der Bauführer ist verrückt, sonst wird er gewiß nicht Hausmädchen engagieren, um die Türklinken putzen zu lassen.“

Luckner starrte ihn an: „Ich verstehe Sie nicht.“

„Sie gebärden sich fertig, Herr Luckner, und, glauben Sie mir, existieren noch nicht. Sie erhalten Ihr Leben sowohl als den ihm zugemessenen Lebensraum erst durch die Ökonomie des Ganzen. Erst in Gegenwart der Königin Gertrud und des Königs Claudius, in Gegenwart Hamlets und der anderen Gestalten fängt Ihr Puls räumlich und zeitlich richtig zu schlagen an. Vor allen Dingen sind Sie eine Einheit mit Guldenstern und können gewiß ohne ihn nicht das kleinste Wort äußern.“

Mochte nun Adalbert Luckner durch die Worte des Spielleiters überzeugt sein oder nicht, jedenfalls war er verletzt, ja beleidigt und schloß sich mehr und mehr dem Kreise der Mißvergnügten an.

Eine ernsthafte Störung erlitt indessen die schöne Gesamtunternehmung durch diese und ähnliche Zufälle nicht. Sie nahmen ihr nicht den Charakter einer sommerlich-herrlichen Lustbarkeit.

Erasmussens innere Zustände kannte man nicht: im Umkreis des Theaters, in der Hingabe an seine Aufgabe pulsierte auch durch ihn die allgemeine sommerlich-festliche Fröhlichkeit. Nicht einmal der wachsende Ehrgeiz Adalbert Luckners konnte ihm mehr als die Haut ritzen: als dieser nämlich unter großem Zulauf im „Fürstenhof“ einen von Rektor Trautvetter als glänzend bezeichneten Vortrag über Hamlet hielt. Unvorbereitet, mit einer verblüffenden Verve, berichtete Ollantag, aber freilich auch mit einer Häufung aller gelehrten Gemeinplätze, die über das Werk im Schwange sind.

Wenn auch mehr als früher im „Fürstenhof“ und

Hotel Bellevue gefrühstückt wurde, war das Idyll in der Gärtnerei doch nicht abgebrochen. In der Jelängerjelierlaube gab sich Erasmus noch immer, während der warmen Nächte, seinen Vigilien hin, die zuweilen von Armin Jetro, auch gelegentlich von der Gärtnerswitwe geteilt, von dem Knaben Walter unterbrochen wurden.

Jetro war mit der Rolle des Horatio betraut worden. Hatte er die schauspielerische Eignung dazu? Oder hatte eine Regung Erasmus bewogen, seinen eigenen Horatio in den Hamlets zu verwandeln? Wenn sich die Ergebenheit Jetros, die ihn mit Erasmus verband, auf Hamlet, den Dänen, übertrug, so stand seine Eignung in dieser Beziehung außer Zweifel. Sonst durfte mit Recht dies und jenes dawider bemerkt werden.

Drei oder vier Kandidaten, darunter Luckner, hätten gern diese Rolle gespielt, und Jetro wurde nicht wenig bewitzelt, zumal sein Äußeres billige Angriffspunkte bot.

„Eigentlich bin ich nur halb zufrieden“, sagte er eines Abends in der Laube zu seinem angebeteten Regisseur. „Was gekommen ist, hab' ich vorausgesehen, es mußte so werden, wenn man erst einmal, wie ich, hinter Ihr Wesen gedrungen ist. Immerhin sind die Menschen stumpfsinnig. Und so werde ich das Erreichte nicht niedrig anschlagen. Aber ganz zufrieden, liebes Doktorchen, bin ich nicht.“

Bevor die Sache ins Rollen kam, habe ich über das heut Verwirklichte nicht hinausgedacht. Das, worin dieser Götterspaß gipfeln müßte, sah ich damals noch nicht.

Wir haben einen gewissen Syrowatky, der den Hamlet spielt. Ich sehe, wie Sie die Hamletgestalt in ihn hineinzaubern. Sie schlagen glühende Stempel, die Sie im eigenen Feuer erhitzt haben, in ihn hinein. Warum geben Sie sich dieser mühsamen Arbeit hin, die eine Gliederpuppe ja doch nicht beleben kann? Sie selber müssen den Hamlet spielen! Denn Sie sind es in jedem Zug.“



„Niemals, Jetro! Behalten Sie diesen Gedanken für sich! Schweigen Sie! Machen Sie mich nicht unglücklich!

Wäre ich Hamlet ohne seine Lage und Aufgabe, weshalb sollte ich eine ganz unhamletische, rohe Willenskraft anwenden, um mich noch einmal zu dem zu machen, was ich schon bin!“

In diesem Satze witterte Jetro eine Herabsetzung der Schauspielkunst und wandte sich recht entschieden dagegen. Der junge Gotter aber war bei diesem Diktum nur seinem Affekt gefolgt und keineswegs jenem Intellekt, der ihn wieder und wieder zwang, die Kunst des Schauspielers zu durchdenken.

Am kleinen Fürstenhofe zu Granitz wurde Erasmus glorifiziert und verwöhnt. Das lange zurückgestellte Bedürfnis, etwas Jugendlich-Neues zu bestaunen und zu bewundern, fand in ihm seinen Gegenstand. Im Theater vollzog sich, cum grano salis gesprochen, in ihm ein genialer Werdeprozeß: er wuchs gleichsam über sich hinaus. Im Verstecke des Gärtnerhäuschens dagegen fand sein immer vorhandener Hang zur quietistischen Einsamkeit wie nirgend bisher Befriedigung. Das Auge der Gärtnerswitwe, die mütterliche Pflege, die sie ihm zuteil werden ließ, die schwesterliche von Fräulein Pauline, dazu überall die Luft still-friedlicher Resignation, waren ihm bis zur Erschlaffung wohltätig. Es bedurfte immer neuer Anreize, um Erasmus aus dem Glück der Entspannung herauszutreiben, aus der Umhegung einer beinahe kindhaften Verantwortungslosigkeit.

Das Geheimnis von Doktor Ollantag, bei seinem Besuch nur berührt, war von dem jungen Sommergast in diesem Zustand belassen worden. Es fand in dem gedämpften Wesen von Mutter und Tochter seinen Niederschlag, dann freilich auch in dem Totenkult, den Walter in Gedanken und Taten noch immer ausübte. Die Befürchtungen für das Gemüt des Knaben teilte indessen

Erasmus nicht. Er fühlte heraus, daß es weniger Trauer um den Vater war als irgendein spielerisches Element, verbunden mit dem Geltungsbedürfnis einer mystischen Anlage.

Frau Herbst und Pauline sprachen nicht gerade im Flüsterton, aber alles an ihrem Gehaben war doch so, als ob man einen noch unbegrabenen Toten im Hause habe. Zum Ausdruck kam der Tochter gegenüber bei der Mutter immer wieder eine gewisse Scheu, wie Erasmus allmählich herausfühlte, wogegen die Tochter die Mutter manchmal mit einem kalten und vorwurfsvollen Auge anblickte. Saß die Mutter gedankenvoll, so konnte es hin und wieder vorkommen, daß Pauline den Arm um sie legte und ihr tröstend die Wange strich.

Nicht nur Menschen, auch Geister scheinen umhegter Räume, irdischer Wohnungen zu bedürfen. Es wird von alten Gemäuern erzählt, die wegen der darin hausenden Gespenster unbewohnbar sein sollen. Im allgemeinen nimmt man die Berichte von solchem nächtlichen Spuk als Märchenerzählung hin. Sie haben aber doch irgendwelche Erfahrungsgrundlagen. Der Verstorbene im Gärtnerhause belastete durch sein nur geistiges Dasein die Atmosphäre nicht, er teilte ihr nur, wie gesagt, eine Dämpfung mit, die sich auf die Bewohner übertrug, zu denen er selbst auch als Geist noch immer gehörte. Die Beschäftigung und Arbeit am „Hamlet“ gab Erasmus für diesen Zustand eine gewisse Empfänglichkeit. Man weiß, daß ein wieder und wieder erscheinender Geist, der von Prinz Hamlets ermordetem Vater, in das Werk verflochten ist. Unabsichtlich-absichtlich wurde manchmal in der Vorstellungswelt des jungen Spielers das gegenwärtige Wesen des Obergärtners mit dem geharnischten Geiste des alten Königs eins, und er sah gleichsam beide zweieinig schaurig greifbar vor sich hintreten.

Es kann eine rätselhafte Wollust darin liegen, den geharnischten Geist des alten Königs Hamlet darzustellen. Um den Schauspielern einen Anhalt zu bieten, hatte es Erasmus jüngst auf der Bühne getan. Gehoben durch den Gedanken, zugleich auch vorübergehend eins mit Shakespeare zu sein, der als Darsteller dieser Rolle eine besondere Berühmtheit erlangt hatte, trat er auf fast schmerzliche Weise aus sich heraus, um in der Wesenheit des Gespenstes aufzugehen. Ein fahles Traumlicht ergoß sich, die Tageshelle verdunkelnd, um ihn; er fühlte die erstickende Gruft hinter sich und eine schwere Kette am Fuß, die ihn daran fesselte. Dabei empfand er Frost, Moder und Verwesungsduft.

Dieses Geisterwesen durfte nicht allzusehr überhand nehmen, wie Erasmus sich gestand. An sich war ja das Gärtnerhaus für die Erweckung des chthonischen Teiles der letzten Endes unfaßbaren Dichtung der beste Nährboden. Dem Drang der Gesichte standzuhalten, forderte jedoch eine im Irdischen gut und gesund begründete Wesenheit.

Was aber aus der Dichtung und dem Wesen des Neuschöpfers sich in eins verband, war das Fließende. In seinen grüblerischen Nachtgesichten fühlte Erasmus die Gefahr der Grenzenlosigkeit. Manchmal übermannte sie ihn, und er konnte sich kaum in die Enge seiner Aufgabe und seiner sonstigen irdischen Begebenheiten zurückfinden.

In solchen Zuständen schien ihm das ganze Haus be-seelt zu sein. Eine deutliche, wenn auch stumme Sprache ging von den schwankenden Dielen, den Tapeten, den Fensterkreuzen und -brettern, kurz von allem und allem aus. Und eines Nachts, als die Grübeleien des Dichters dadurch unterbrochen wurden, daß fast der ganze, von Sprüngen reich durchzogene Deckenbewurf, Lärm und Staub verbreitend, herniederbrach, erschrak er tief und

glaubte im ersten Augenblick, das Opfer eines bösen Kobolds geworden zu sein.

Natürlich hatte der Zwischenfall eine Weile von sich reden gemacht. Aber das Zimmer war schnell repariert worden. Für Erasmus indessen schloß sich ein zweites Erlebnis an, das ihn veranlaßte, bis zur Wiederherstellung des Giebelgemachs, also einige Tage, am Zirkusplatz im Hotel Bellevue zu nächtigen.

Das Parterrezimmer nämlich der Gärtnerei, in das man sein Bett gebracht hatte, ließ ihn etwas erleben, das ihm immer unerklärlich blieb. Kaum hatte er sich folgenden Abends nach der Stuck- und Gipskatastrophe dort niedergelegt, als er von schweren Ängsten, kaltem Schweiß, Herzklopfen und dergleichen heimgesucht wurde. Der freundliche Raum war leer, und doch fühlte Erasmus sich nicht allein. Irgend etwas war gegenwärtig. Er schämte sich vor den Gärtnersleuten, vor allen, mit denen er in Beziehung stand; er hätte sonst, wie gehetzt, die Flucht ergriffen. Minuten krochen marternd dahin, und quälende Viertelstunden, die einander ablösten, rissen ihn wie einen Verbrecher wach oder erstickten ihn fast unter höllischen Träumen. Immer war das von Entsetzen beseelte Zimmer eine Wirklichkeit, bis der erste Schimmer des Tages kam und den sich mit gleichsam zerbrochenen Gliedern ins Freie schleppenden Erasmus der nächtlichen Tortur entzog.

Der Vorfall war eine Unbegreiflichkeit. In der Voraussicht, daß niemand ihn anders als auf banale Weise erklären würde, und um die Familie Herbst nicht zu ängstigen, schwieg er davon. Ihm aber war eine Offenbarung geworden. Er wußte, er brauchte nur wieder in diesem Zimmer nächtigen, um der dämonischen Ballung darin, die ihm das Blut aus den Adern gesogen hatte, abermals preisgegeben zu sein. Als Grund, warum er

einige Tage im „Bellevue“ nächtigte, wurde die allzu dumpfe und feuchte Luft des ebenerdigen Raumes angeführt und daß es darin zu viel Ohrwürmer gäbe.

Erasmus schief die folgende Nacht im Hotel wie in Abrahams Schoß.

Als er in sein Giebelzimmer zurückkehrte, bemerkte er im Wesen der Gärtnerswitwe eine Veränderung. Etwas Unausgesprochenes lag zwischen ihr und ihm. Sie blickte ihn an, als ob sie nun erst in ihm einen Mitwisser hätte. Ob sie wußte, was er erlebt hatte? Um so unverbrüchlicher hielt er sein Stillschweigen.

Je heller das Licht, je tiefer der Schatten. Da Meditationen über das Leben bei Erasmus, außer im Schlaf, nicht abrissen, drängte auch dieser Satz sich immer wieder ihm auf. Je höher sozusagen die Frühlingswogen des Werdens in blauer Helle emporschlugen, um so belasteter, um so tiefer an Tiefgang lief sein Schiff, um so umfangreicher wurde der Raum und somit die Dunkelheit unter der Wasserlinie. Und wenn er manchmal, bei einer Kerze, in echte Hamletgedanken vertieft, mittenachts im Zimmer saß, schien ihm alles und alles gebärende Dunkelheit. Das Auge, sagte er sich, lebt von der Dunkelheit. Das Getast lebt von der Dunkelheit. Die Phantasie lebt von der Dunkelheit, der Gedanke lebt von der Dunkelheit. Und so lebt unsere gesamte Weltanschauung von der Dunkelheit.

Auch das Gedicht, dieser „Hamlet“, ist eine Nachtgeburt. Hamlet trägt einen schwarzen Mantel. Es ist die Größe und heilige Eigenart des Werks, daß es gleichsam, von Fledermäusen und Nachtvögeln umflogen, Fetzen von schwarzen Grabtüchern als Zeichen seiner Herkunft um sich trägt und fähig ist, das unbewölkte und klare Sonnenlicht, soweit seine eigene Strahlung reicht, in fahles Halblicht zu verwandeln.

Die tiefsten Offenbarungen, die Erasmus auf diesem Gebiete wurden, besaßen keine Mitteilbarkeit. Manches

aber, was im Halbllicht dieses Bereiches stand, wurde gelegentlich in Gesprächen mit Frau Gertrud Herbst erörtert.

Es war nicht wenig, was da der Betrachtung anheimgegeben ward: nämlich so ziemlich alles, was in der oberen Welt des Lichtes das tätige Leben ausmachte. Mütterlicher Spürsinn der Gärtnerswitwe ruhte nicht, blieb es auch ungewiß, ob sie den gleichen Spürsinn bei ihrem seltsamen Gaste wünschte oder voraussetzte. „Das Theater ist ein gefährlicher Boden“, sagte sie, „und hat irgendwie eine narkotisch verändernde Atmosphäre. Ein bürgerlicher Mensch, wenn er sich nicht beizeiten aus dem Staube macht, ist in Gefahr, dem bürgerlichen Tode anheimzufallen. Es ist etwas Schlimmes, wie Sie wissen: bürgerlicher Tod. Ein entfernter Verwandter von mir, der, glaub' ich, einen Wechsel gefälscht hatte, war ihm verfallen. So schlimm ist es nun freilich nicht! Wer seine Tochter jedoch zur Bühne gehen läßt, gibt sie auf. Wenn der Sohn eines Bürgerhauses den Weg geht, gilt er als verloren.

Das aber ist wohl das Schlimmste nicht, sondern die inneren, wahren Gefahren: das hauptsächlich in Sachen der Liebe außerhalb jeder Moral Stehende und die damit immer wieder doch verheerend entzündbare Leidenschaft. Wie mancher, wie manche hat sich in diesem Wirrwarr den Tod gegeben!“

„Aber“, fragte Erasmus, „wollten Sie nicht einmal selber, wie mir Pauline sagte, als junges Mädchen zum Theater gehen, Frau Herbst?“

„Was liegt an mir, um mich ist's nicht schade!“ erwiderte sie. „Wäre ich diesen Weg gegangen, niemand hätte einen Verlust davon gehabt, es wäre wahrscheinlich gar nicht bemerkt worden. — Aber, denken Sie an, Herr Doktor: ich zittre für einen Mann wie Sie.“

Erasmus lachte. In der Tat, sein Zustand war krisen-

haft. Doch man mußte hindurch, es gab kein Zurückweichen, ebensowenig wie bei einem Soldaten, der vor sich den Feind, hinter sich aber entschlossene Kameraden hat, die bereit sind, den Fliehenden niederzuschießen.

Da sagte Frau Herbst: „Sie haben von Frau und Kindern erzählt. Sie haben Eignung für die Familie. Sie lieben die Mutter Ihrer Kinder und haben nach allem, was Sie mir selbst erzählt haben, Grund dazu.“

„Nun ja, weshalb aber sagen Sie das?“

„Weil dies einzig mögliche, wahre, stille Glück durch das, wohinein Sie hier geraten sind, gefährdet ist. Herr Erasmus, Sie müssen sich dessen bewußt werden.“

„Sie unterschätzen mich, liebe Frau Herbst. Mag kommen, was will: eher kann ein Erdbeben Europa einschlucken, als eine Trennung zwischen mir und den Meinen stattfinden kann.“

Das höre sie gern, erklärte Frau Herbst, aber dergleichen persönliche Überzeugungen böten im Leben noch keine Gewähr. Besonders, wenn man als ein außergewöhnlicher, noch sehr junger Mann auch andern Frauen als der eigenen ins Auge falle. Und wenn nun gar hochstehende Charaktervolle und niedrigstehende Pikant-Raffinierte sich mit dem Apfel, der Schlange und einem wohltrauenden Adam zu schaffen machen.

Erasmus erklärte, sie täusche sich sehr. Er habe, ausgenommen einen Fall, nie bei Frauen Erfolg gehabt. Er habe das überall merken können, schon auf der Universität, wenn er irgendwo bei einer Lustbarkeit gemeinsam mit seinen Freunden erschien.

Nun, meinte sie plötzlich, es sei der Beweis einer Anteilnahme und Wahrhaftigkeit, wie sie dergleichen kaum je gefühlt habe, wenn sie ihm rate, noch in dieser Stunde auf und davon zu gehn.

Hierauf konnte Erasmus natürlich nur mit dem ganzen Ernst seines Wesens antworten.

„Ich schätze“, begann er, „Ihre Teilnahme und Ihre Wahrhaftigkeit, Frau Herbst.“ Damit ergriff er ihre Hand, um allem weiteren die verletzende Spitze zu nehmen. „Meine Mutter hat in ihrer Besorgnis um mich immer ähnlich wie Sie gedacht. Ich sollte ein kleiner Beamter werden und mich mit meinem sicheren Gehalt einrichten. Auch Handelsgärtnerei schlug sie mir vor oder eine kleine Landwirtschaft. Blumenzüchten, den eigenen Kohl essen, selbstgebackenes Landbrot verzehren und eigene Milch und Butter dazu. Ach, liebe Frau Herbst! Wenn sich die Gefahren, die Leiden und die allgemeinen Übel des Lebens nur durch eigne Gartenkultur, Landbrot, Milch und Butter in Schach halten ließen! Entschuldigen Sie, aber es haben sich kleine Beamte, Gärtner und Bäuerchen auf ihren Dachböden in Menge aufgehängt.“

Frau Herbst wurde bleich. Lange sah sie Erasmus an, sah ihm mit festem Blick ins Auge und entfernte sich dann wie jemand, der durch eine natürlich gegebene Antwort in einem fremden, ganz anderen Sinne betroffen ist.

Die sichere Art, mit der Erasmus die Bedenken der Witwe widerlegte, kam keineswegs aus einer inneren Sicherheit. In die neue Epoche, die ihn eigentlich überumpelt hatte, war er noch nicht voll hineingewachsen. Die gärenden Zustände einer Ehe und seines inneren Werdens waren betäubt, solange die äußeren, neuen vorherrschten. In der Stille indessen brachen sie auf.

Er hatte sich vorläufig noch in der Hand. Weder schwer zu zerreißen Schlingen noch gar unlösliche Knoten waren vorhanden. Aber trieb er nicht unaufhaltsam, und vielfach absichtlich blind, grotesken Verwicklungen zu, die sein bisheriges, schließlich doch einfaches Seelenleben in zerstörender Art und Weise komplizieren mußten? Drei weibliche Gestalten rangen



heut bereits um seine Wesenheit. Die eine, bisher in vollem Besitz, ruhend in einer vermeintlich lebenslangen Gegenseitigkeit, wurde von zwei andern bedrängt, von denen wiederum jede für sich das ihr Gehörende ganz verlangte. Heut war es noch so, daß Erasmus das alte Besitzrecht Kittys verteidigte. Er fühlte, es hieß sich selber retten, machte man sie zur Siegerin. Was bedeutet am Ende Leidenschaft? Am ehesten ist sie einem verzehrenden Brand zu vergleichen. Brände sind niederreißend, nicht aufbauend: ich müßte auf einer Brandstätte aufbauen, wenn mich das große Schadenfeuer am Leben ließe und ich mit der Kraft zur entschiedenen Wahl auch die Kraft zum Aufbau des neuen Lebens mit einer neuen Gefährtin behalten hätte. Nicht der Zufall, gelegentliche Entfaltungen, überraschende Erbschaften oder gar das große Los hatten Bedeutung in des jungen Doktors Lebensplan. Er gedachte, sein Dasein anders und eigensinnig zu gestalten. Zwar wußte er, daß der Architekt mitsamt seinem Bau tausendfältig gefährdet ist, und so war er bereit, abzustürzen, von einem Gewölbe erdrückt zu werden, mit einer Diele einzubrechen, Blitz- und Brandschaden zu erleiden, aber nicht bereit, die Idee eines intimen Lebensaufbaues preiszugeben.

Bei allem Instinkt für sein Geschäft hatte Erasmus noch nicht Erfahrung genug mit Schauspielern und wie man mit ihnen umgehen muß. Er glaubte vor Mißverständnissen sicher zu sein, wenn er nur den eigenen, reinen und persönlichen Enthusiasmus für die Sache voraussetzte. Was ihn im Werke aufgehen ließ, entstammte dem hohen Begriff, den er von der Kunst hatte, einem Begriff, der nur auf dem Boden ungewöhnlicher Bildung und Anlage wachsen kann. Erasmus lobte und rügte laut. Er hätte das eine laut, das andere unhörbar tun sollen. „Um Gottes willen, Herr Syrowatky, der



edle Dänenprinz ist kein Marktschreier!“ hieß es da, worauf Syrowatky etwa prompt zur Antwort gab: „Ich hoffe, Herr Doktor, das ist Ihnen nicht jetzt erst zu Bewußtsein gekommen. Ich möchte wünschen, alle sprächen so deutlich und schlicht wie ich. Brüllerei hat mir bis jetzt beim Theater noch niemand vorgeworfen.“

Wie seinerzeit Adalbert Luckner, war so ziemlich jeder Schauspieler mit einer fixen Idee seiner Rolle auf die Probe gekommen und hatte die gleiche Enttäuschung erlebt. Jetro, der in das heimliche Getriebe hinter den Kulissen ungehinderten Einblick hatte, konnte eine wachsende Opposition gegen den Freund feststellen, die merkbar in Sabotage ausartete. Direktor Georgi als König Claudius hielt sich zwar äußerlich frei davon, nahm sogar seinen Platz scheinbar neben Erasmus ein, aber die Art, wie er Syrowatky und seine Mitglieder heruntermachte, entbehrte der Ehrlichkeit.

Schwer zu sagen, was alles in Erasmus plötzlich zum Durchbruch kam, als er mitten in einer Szene das Regiepult und das Theater verließ und selbst durch Jetro zur Rückkehr nicht bewogen werden konnte. Wirkte der Rat von Frau Herbst in ihm nach? Fühlte er einen letzten unabhängigen Augenblick, bevor ihm die Wirkungen über den Kopf wuchsen? Hatte ihn Kleinmut übermannt, und verzweifelte er an seiner Aufgabe? Oder wich er einfach wieder einmal vor dem Leben an sich zurück?

Im Theater brach die Revolte los, nachdem es Erasmus verlassen hatte. „So geht es nicht weiter!“ sagte der mit Busennadel, Fingerringen und Armband geschmückte Hamletdarsteller. Es waren eben die Worte, die Erasmus ihm gegenüber mehrmals gebraucht hatte. „So geht es nicht weiter!“ wiederholte er. „Ich kann mich zu einer Blamage nicht hergeben, der Ihr Theater, lieber Direktor Georgi, unrettbar entgengtreibt.“

„Sie haben ja die Sache eingebrockt“, lachte Georgi. „Diese Erfindung von Ihnen, Jetro und Doktor Ollantag, dieser sogenannte Dichter und Regisseur hat ja schon dadurch den Beweis geliefert, nichts vom Theater zu verstehen, daß er Ihnen den Hamlet überantwortet hat.“

„Das ist eine Bosheit, die ich nicht verdiene und die auf Sie zurückfällt, Direktor. Sie haben mir selbst mehrmals aus dem Parkett Beifall geklatscht.“

„Ironisch, nur ironisch, mein Freund.“

„Ich kenne Sie besser! Es war nicht ironisch. Im Gegenteil haben Sie gegen eine unberechtigte Rüge, die ich von dem Grünschnabel einstecken mußte, protestiert!“

„Sie irren“, sagte hierauf der Direktor, „man muß diesem Grünschnabel zugestehen, daß er in bezug auf Ihren Hamlet zur Einsicht gekommen ist.“

„Hölle und Teufel!“ schrie plötzlich Laertes-Sündermann. „Ich mache bei diesem Betrieb nicht mehr mit! Ich bin kein Kastrat, ich bin kein Eunuch. Soll mich auch niemand dazu machen. Da, da! Diese entmannte Rolle, dieser Laertes! Da liegt sie, und da gehört sie hin!“

Die Papierrolle war von ihm auf die Erde geschleudert worden, und er trampelte mit grotesken Sprüngen darauf herum.

Direktor Georgi rieb sich die Hände.

„Bravo! Ich habe immer gesagt, es ist an Ihnen ein Tänzer verlorengegangen.“

Leopold Miller, genannt Vater Miller, der Komiker, der den greisenhaften Polonius spielte, trat mit Biedermannsmiene an den Souffleurkasten. Er sprach zu dem — nicht vorhandenen — Publikum in den Sperrsitzen, das Direktor Georgi vertrat:

„Erinnern Sie sich, verehrter Chef, wie ich von Anfang an zu diesem überschätzten Auchdichter und Auchregisseur gestanden und wie ich mich ohne Scheu selbst

ihm ins Gesicht geäußert habe. Man muß vom Theater etwas verstehen, wenn man sich auf diesem schlüpfrigen Boden die Sporen verdienen will. Junge Menschen kränken an Größenwahn. Gut, aber damit mag er zu Haus bleiben. Verbessert doch Shakespeare und lest es zu Hause euren Kühen vor, aber stellt euch nicht auf den Markt mit eurem Unsinn, fordert nicht dreist und gottesfürchtig die Empörung aller vernünftigen Leute heraus! Nun also“, so schloß er, „die Beule ist aufgegangen.“

Ein Wink von Direktor Georgi und ein wegwerfendes Kopfschütteln, das etwa heißen konnte: viel Lärm um nichts! ließen Miller achselzuckend zurücktreten.

Auch die Studenten und jüngeren Mitglieder fanden nun plötzlich an Erasmus allerlei auszusetzen. Er behandle einen von oben herab, er habe Herrn Miller das und das gesagt, was die Studenten geärgert habe; denn sie hätten den Respekt vor dem großen Künstler vermißt. Endlich ergriff auch Adalbert Luckner das Wort, um Erasmus wegen der Dusche anzuklagen, mit der er schon auf der ersten Probe deprimiert wurde.

Baron Cramm, der ebenfalls in den Sperrsitzen saß, machte immer nur größere Augen, ein erstarrtes, halb erstauntes, halb belustigtes Lächeln im Angesicht.

Die Revolte steigerte ihre Heftigkeit, und es ward der Beschluß gefaßt, Herrn Gotter die Gefolgschaft zu kündigen. In diesem Beschluß bestärkte man sich, als Bourtier, der für jede Art von Skandal eine Nase hatte, unvermutet erschien und erklärte, er werde dem Fürsten die Sache vortragen.

Warum habe ich das getan? fragte sich Erasmus, als er eine halbe Stunde später nach einer kleinen Wanderung im Hotel Bellevue seine Mittagssuppe löffelte. Nun ja, es war kein Zug in der Sache, kein eigentlicher Wind in den Segeln, es herrschte etwas wie eine Kalme, eine Windstille.

Wo liegt aber für dies alles die Ursache? Liegt sie in Widerständen, oder ist es ein mangelnder Antrieb, eine frühe Ermüdung in mir? Hat wiederum jene Trägheit, jene Abneigung vor der Verwirklichung, jene Entillusio- nierung die Oberhand, die mir alles schal erscheinen läßt, außer ein innerliches Leben, ein Leben der Medi- tation?

Wahrscheinlich fühlte der junge Zauderer den ge- gebenen Augenblick, an dem noch das Ausbiegen mög- lich war. Er benutzte dann einfach die letzte Gelegenheit abzutreten.

Ich brauchte, sagte er zu sich selbst, nicht verfrüht nach Hause zurückkehren, die Zeit meiner stillen Be- sinnung abbrechen. Ich möchte einen entlegenen Wald- winkel im Schwarzwald oder Harz aufsuchen, um dort vielleicht einen besseren Ersatz für die Gärtnerei zu finden, die nicht gehalten hat, was sie versprach.

Der Kellner hatte noch nicht den Braten gebracht, als Armin Jetro den Saal betrat. Er war von Erasmus zum Essen geladen.

Während er seine Suppe nachholte, erging er sich nach seiner Gewohnheit in allgemeinen Ausfällen der Lustig- keit. Als er sich nach dem Braten den Mund gewischt und einige Gläser Wein gestürzt hatte, kam er auf die Sache zurück, die unausgesprochen ihn und Erasmus im Banne hielt.

„Man kann verstehen, was Sie getan haben, lieber Doktor. Dergleichen kommt gelegentlich beim Theater vor. Pack schlägt sich, Pack verträgt sich, sagt man da. Tragisch nehmen Sie hoffentlich diese Sache nicht, und ebensowenig werde ich Ihren Rücktritt ernst nehmen.“

„Ich will Ihnen etwas sagen, Jetro: von Tragik kann Gott sei Dank zunächst nicht die Rede sein, zum min- desten nicht in dieser Gipfelung. Sonst aber lauert die Tragik, wie das Grundwasser, überall in der Erde. Der

Rollstuhl ist Tragik, wenn der Fürst auch heiter ist. Ein chthonischer Dunst hüllt die liebliche Gärtnerei und das Gärtnerhaus. Meine Frau weilt am Krankenbett oder Sterbebett ihrer Schwester. Heute abend haben sich Kumuluswolken höher und höher am heißen Sommerhimmel aufgebaut. Und so fort, und so fort. — Ich glaube, ich muß nach Hause reisen.“

„Sie haben hier etwas angefangen, Sie werden es nicht so einfach hinwerfen.“

„Es gibt Fälle, die zwingend sind und einer Entschuldigung nicht bedürfen.“

„Wenn irgend etwas Ihre Anwesenheit zu Hause notwendig macht, reisen Sie hin, und kommen Sie wieder!“

„Wenn ich erst einmal bei meiner Frau und den Kindern bin, werde ich mich wohl kaum wieder losreißen.“

„Bringen Sie Frau und Kinder mit!“

„Das ginge vielleicht. Aber glauben Sie mir: meine Frau paßt ganz und gar nicht in diese Umgebung. Sie hat eine rührende Liebe zur Kunst, aber, wie sie meint, nicht die geringste Anlage dazu. Wenn sie also von einem Kunstwerk tief ergriffen wird, so endet das meist mit Niedergeschlagenheit, da sie die vermeintliche eigene Unfähigkeit damit vergleicht.“

„Ich würde das Eisen, an dem Sie schmieden, nicht aus dem Feuer lassen“, betonte Jetro.

„Das Eisen ist leider kalt, lieber Freund. Ich habe mit kaltem Feuer geschmiedet, und selbst das kalte Feuer ist aus.“

„Wenn Sie in diesem Augenblick die Kapitänsbrücke verlassen, bester Doktor“, sagte Jetro, „so haben Sie — ich darf es Ihnen nicht vorenthalten — in Granitz schlecht abgeschnitten. Daß einem die Geduld einmal reißt, mag sein, aber man darf den zerrissenen Faden nicht liegen lassen, man muß ihn wieder zusammenknüpfen.“

Ihre schöne und begreifliche Geste nämlich hat das

Zeichen gegeben zu einer Theaterrevolution. Der Oberhofmeister Bourtier, der mehr ein Freund von Irina als von Ihnen ist, soll den Fürsten im Namen der Schauspieler bitten, die Inszenierung des ‚Hamlet‘ aus Ihrer Hand zu nehmen und Direktor Georgi zurückzugeben, Direktor Georgi, der ja überhaupt sozusagen der angestammte Leiter des Theaters sei.“

„Da fällt mir die Gabel aus der Linken!“ sagte Erasmus. Er hatte in einer Art bestürzten Humors die Gabel freiwillig fallen lassen. Dann kam ihn — bei ihm ein ungewöhnlicher Fall — ein überwältigend herzliches Lachen an. „Das Drama greift um sich“, sagte er. „Das Tempelfeuer zündet den Leuten die Strohdächer an.“ Er schloß: „Da bin ich aber nun recht neugierig.“

Es war Erasmus durchaus nicht ernst mit der Abreise. Er fühlte das jetzt, wenn er jemals darüber im Zweifel gewesen war. Und ganz besonders, als Jetro ihn ahnungslos mit Erwähnung des Namens Bourtier aufbrachte. Indem ihm das Blut zu Kopfe stieg, überkam ihn zugleich ein Ingrimm der Entschlossenheit, zumindest vor einem Bourtier nie und nimmermehr auszureißen.

Fast unwillkürlich fragte Erasmus: „Wissen Sie, wie sich Irina verhält?“

„Daß sie gegen Sie sein sollte, kann ich nicht annehmen. Sie haben sie ja so ziemlich gegen die Stimmen aller mit der Opheliarolle betraut. Aber man kann für niemand gutsagen. Sich gegen die Kollegenschaft im ganzen stemmen, ist am Ende von ihr zuviel verlangt. Außerdem ist sie von Bourtier abhängig, der, wie alle Welt weiß, bereits eine Menge Rechnungen für sie beglichen hat.“

Die öffentlichen Erörterungen über den Zweikampf zeigten Erasmus stets als Duellgegner. Die Paukereien auf den studentischen Fechtböden bedeuteten ihm einen Rückstand des Mittelalters. Faustrecht, Blutrache und dergleichen erachtete er als eines höheren Menschen

unwürdig. In diesem Augenblick aber stieg elementar eine wilde Entschlossenheit in ihm auf, die ihm selbst eine neue Erfahrung war und ihm zum ersten Male eine Lage deutlich machte, vor der die Humanitätsphrase wie Spreu im Winde verflog.

Die Welt mag so groß sein wie sie will, erklärte eine Stimme in ihm, aber sie ist zu klein für Bourtier und dich. Einer von uns beiden muß ihre Tür von außen zumachen.

Es ist möglich, daß der hochfahrende Einfaltspinsel mich für nichtsatisfaktionsfähig erklären wird; dann werde ich ihn, wo ich ihn treffe, im Theater oder auf der Straße, ohrfeigen...

Mit völliger Ruhe sagte Erasmus: „Seltsam, lieber Jetro. Ein Mensch mag mit Menschen und Dingen um sich her im Laufe des Abenteuers, das man Leben nennt, noch so viele Überraschungen erfahren haben, die größten erlebt er an sich selbst.“

Jetro wußte nicht gleich, worauf er diese Bemerkung beziehen sollte. Es schien ihm schließlich, Erasmus nehme an, Irinas undankbarer Verrat sei eine Tatsache. „Um Gottes willen, ich weiß von nichts!“ betonte er. „Ich betrachte nur ganz banal das Menschenmögliche.“

Der junge Gotter kämpfte mit einer schwarzen Woge der Eifersucht, die ganz Granitz und alles, was darin war, außer Irina und Bourtier, in sich verschlang. Perlen standen auf seiner Stirn, und Jetro sah seine Hände zittern.

Hatte er nicht am Ende allein um ihretwillen sich in den ganzen Handel verwickeln lassen, um ihr, mit Rede und Gegenrede, Auge in Auge körperlich nahe zu sein, ihre Bewegungen zu lenken, zu formen und zu genießen? Und beides auf einem Gebiete des künstlich-künstlerischen Scheins, das ihm zu alledem eine Berechtigung gab, ohne ihn irgend menschlich zu binden? Man soll aber nicht mit dem Feuer spielen. Erasmus erkannte



zu seinem Schrecken zugleich diesen Grundsatz in seiner Richtigkeit und die Flamme, in der er loderte.

So lagen die Dinge, als der Oberkellner, bedeutsam lächelnd, im Flüsterton Irina meldete und die kleine entzückende Schauspielerin, mit den ihr eigenen kurzen Schrittchen, am Eingang des Saales sichtbar ward.

Was in Erasmus vorging, kennt jeder Liebende. Wie nie gewesen, verschwunden war das gnadenlose Nachtgesicht und Frühling an seine Stelle getreten. Nicht nur für zwei, die Welt hatte plötzlich für Millionen und aber Millionen Menschen Raum, und es sang überall: Seid umschlungen, Millionen!

„Warum laufen Sie fort? Sie sind sehr böse!“ so lauteten die ersten Worte, welche die junge Madonna sprach. „Im Theater ist Rebellion. Direktor Georgi reibt sich die Hände. Das allgemeine Lirumlarum ist: es war ja vorauszusehen, hab' ich's nicht gleich gesagt! Nun gut, was schadet's, was liegt daran? Soll sich der Erich Sündermann wie ein Aff' betragen, der Kandidat Luckner Volksreden halten, Elisa und Lena auf mich mit gekrallten Fingern losfahren, weil ich die Ophelia spielen tu'! Und nun gar Syrowatky, das Dromedar! Sie sind alle zusammen keine sechs Groschen wert, und es hat auch für keine sechs Groschen Bedeutung. Aber versteht sich: Sie dürfen nicht fortlaufen!

Man hat sich den Dummkopf vorgespannt, den Bourtier, er soll die Sache dem Fürsten vortragen: sie legen die Arbeit nieder, behaupten sie, wenn nicht der richtige ‚Hamlet‘ gespielt und die Regie dem Direktor Georgi übertragen wird. Sie werden gehörig beim Fürsten anlaufen. Denn, nämlich, Cramm und Doktor Ollantag haben die Sache schon vorher dem Fürsten beigebracht. Er soll sich königlich amüsiert haben. Und Sie haben ja auch sonst eine starke Partei. Die Prinzessin, die Ditta, hat ja auch was zu sagen. Sie werden ja wissen, ob sie verliebt in Sie ist oder nicht. Mag sie verliebt

sein, mir ist das gleichgültig. Hauptsache ist: lassen Sie uns nicht im Stich! Im Grund hat ja alles Spaß an der Sache.“

Wohl hatte Erasmus zugehört, aber sein Blick war von dem süßen Antlitz der Sprechenden bis zur Vergessenheit hingegenommen. Während er allerdings aufpaßte, was sie sprach, war er weit entrückt mit ihr, fern allen Höfen, Theatern und Menschen, in irgendeiner insularen Einsamkeit.

Und nun ganz gegen seine bessere Überzeugung sagte Erasmus: „Und trotzdem muß ich die Sache hinwerfen.“

„So!? Wirklich!?“ sagte die Kleine merkbar verwirrt. „Sie sind aber gut!“ fügte sie bitter hinzu. Sie hatte durchaus den Faden verloren.

„Essen Sie mit uns, Irina, trinken Sie Wein!“ sagte Jetro. „Kommt Zeit, kommt Rat. Die Sache wird sich schon wieder einrenken.“

„Gewiß muß ich essen! Glauben Sie, daß ich nicht hungrig bin? Vier Stunden Probe, dann das Geschimpf und Geschrei, nachdem einen der Regisseur schutzlos zurückgelassen hat!?“

„Ist man auch über Sie hergefallen?“

„Natürlich! Denken Sie etwa nicht? Zuletzt noch hat sich diese Maschine, dieses Asthma, diese Pepi Rößler, eine Sache geleistet. Sie kommt auf die Bühne, steckt ein Bonbon in den Mund, dreht sich einmal um sich selbst, sagt: ‚Seit wann führen kleine Jungens Regie, spielen kleine Mädels die Ophelia?!‘ und begibt sich tänzelnd wieder hinaus.“

Heut verlangt sie zu essen, dachte Erasmus, bisher hat sie alle meine Einladungen abgelehnt.

Mit einem Male fand er sie rührend. Irgendwie bot sie ihm plötzlich ein mitleiderregendes Bild der Hilflosigkeit. Wer mochte diese Frau sein, die sich ihre Mutter nannte? Sie hatte wahrscheinlich keine gekannt. Wie kam es, daß sie ihm plötzlich eine Irrende, Verlas-

sene, den Stürmen des Lebens und allen Unbilden Preis-gegebene war, eine wortlos Schutzflehende, Verlorene, die auf eine starke, rettende Hand Anspruch erhob?

Ihm ging durch den Sinn:

Wo willst du denn hin ohne mich, Seele?

Wohin rufst du, wenn nicht nach mir, kleine Kehle?

Die Alten sahen die Psyche unter dem Bilde des Schmetterlings, und so auch Erasmus, indem es in ihm lautlos redete:

Du sollst dich nicht verirren,  
nicht dir dein Köpfchen zerschwirren!

Nicht ohne gelinden Schauer erkannte Erasmus den Sinn ihres Erscheinens und die Schicksalsbedeutung der Stunde. Ich gehöre zu dir! war das unzweifelhaft klare, wenn auch stumme Bekenntnis der kleinen Unmündigen: Nimm mich, behalt mich, laß mich nicht mehr von dir, mache mit mir und aus mir, was du willst! Sei mein Vormund, mein Vater, mein Lehrer, mein Sklavenhalter, mein Herr, mein Geliebter!

Die Unabweisbarkeit dieser Erkenntnis zeigte dem jungen Dichter, wohin er unmerklich geraten war und daß es von hier in die Unschuldsgründe der Vergangenheit ein Zurückweichen nicht mehr gab: es versuchen, es unternehmen, in diesem Augenblick nein sagen, war das Gegenteil von aufrechter Männlichkeit. Und er hörte die eherne Stimme aus der Apokalypse im vornhinein als Antwort im Ohr: Gewogen, gewogen, zu leicht befunden! Also, dachte Erasmus, kann ich nicht anders, als die Aufgaben des Geschickes als menschlich-unabweisbar hinnehmen. Wo steht es geschrieben, daß man den allenthalben zudringenden menschlichen Ansprüchen solche kampflose, egoistische Bequemlichkeit entgegenzusetzen soll?

Kann man solches Vertrauen täuschen? Ist mir diese

kleine Irina nicht im Augenblick näher als irgend jemand in der Welt? Sind wir nicht enger verwandt im Augenblick als geschwisterlich? Ist da nicht eine drängende Blutsverwandtschaft, die ihr Blut zu einem Herzschlag mit mir vermischen will? Sind wir nicht schon jetzt beinahe eins geworden im brennenden Kern des Schöpfungsmysteriums, das nur diese, die Schöpfung, und keinen Einzelanspruch im Sinne hat?

Während Meditationen dieser und ähnlicher Art im Geiste des jungen Erdenfremdlings nicht abrissen, zeigte er sich äußerlich beinahe im banalen Sinne aufgeregt.

Syrowatky war ihm die Null, die ein Armband trägt; Luckner, der akademische Musterjüngling, gegebener Aspirant für einen Preis oder ein Stipendium; Sündermann ein Tenor ohne Stimme; Leopold Miller ein verunglückter Weißbierwirt. Gegen die Damen etwas zu sagen, verbot er sich. Wenn die Instrumente eines Orchesters gut geleitet zusammenwirken, wird Musik daraus; wenn solche Theatermitglieder wie diese ungeleitet zusammenwirken, ein Gassenradau.

Es war gut, daß diese Art Rückwirkung, die den Sprechenden von keiner außergewöhnlichen Seite zeigte, durch den lustigen Eintritt des Maler-Barons und des Doktor Ollantag unterbunden wurde.

„Die Residenz steht auf Stützen“, sagte händereibend, mit aufgeblähten Nasenflügeln und launigem Ernst, der Baron. — „Ja, ja, so ist es“, ergänzte Doktor Ollantag, „in Granitz ist Revolution. ‚Die Zeit ist aus den Fugen‘, sagt der Dänenprinz.“

Der Oberkellner machte den Vorschlag, die Herrschaften möchten sich in das anstoßende Zimmer verfügen, wo sie durchaus ungestört wären; er habe den Eindruck, daß noch eine Reihe weiterer Gäste zu erwarten sei.

Dem Ansinnen wurde stattgegeben.

„Schauen Sie doch zum Fenster hinaus!“ sagte Cramm.

„Die Primaner und Sekundaner mit ihren grünen Mützen bilden Gruppen vor dem Pädagogium. Die Nachricht von der Revolte im Theater hat bereits alle Schichten der Bevölkerung in Wallung gebracht. Ich nehme an, der abgeklärte Geist des Rektors und Schulgewaltigen Trautvetter wird das Geschehene als ein gesundes Symptom betrachten und seinen Primanern in diesem Sinne ausdeuten.“

„Um über die Hauptsache keinen Zweifel zu lassen“, sagte Ollantag, „der Hof steht geschlossen auf Ihrer Seite.“ Cramm setzte hinzu: „Und Bourtier hat eine Abfuhr erhalten, die sich gewaschen hat.“

Es sind eine Menge Einzelheiten bekannt geworden aus der improvisierten Komödie, die von den Mitgliedern ohne Gage gespielt wurde. Ein Mal übers andre Mal hat sich der Fürst belustigt wie seit langem nicht und mit beiden flachen Händen die Knie geschlagen. ‚Schweigen Sie, schweigen Sie‘, sagte er zum Rentmeister, der zufällig im Theater war, ‚schweigen Sie; denn ich muß mich vom Lachen ausruhen.‘

‚Großartig dieser Laertes, dieser Sündermann‘, hat der Fürst gesagt. ‚Doktor Gotter erklärt: Laertes, der ehemalige Kammerjunker und werdende Kammerherr, erregt keinen Aufstand wider den König, der seines Vaters und sein immergnädiger Herr und besonderer Gönner ist. Aber was tut Sündermann? Sündermann muß seinen Aufstand haben! Wenn er ihn schon im Stück sich verkneifen muß, so brennt er ihn in natura ab und läßt Doktor Gotter selbst in die Luft fliegen.‘

Ich hatte einen neuen Lacherfolg bei dem Fürsten“, berichtete Cramm, „als ich ihn fragte, ob man die Hydranten öffnen, die freiwillige Feuerwehr mit der neuen Spritze alarmieren solle.“

„Wie verhält sich eigentlich Kandidat Luckner?“ fragte Jetro.

„Ich glaube“, sagte der Maler, „als er vom Rathaus

kam, war er klüger als vorher, nämlich ehe er ins Rathaus kam. Er war drauf und dran, gegebenenfalls im Namen seiner Kommilitonen gegen das Regime Gotter Protest einzulegen. Man hörte ihn vielerlei daherreden von zu respektierendem studentischem Ehrgefühl und Verantwortung, als er Georgi aufs Schloß begleitete.

Aber dann kam Georgi wie ein begossener Pudel heraus, man erblickte Bourtier, wie er, mit unverkennbarer Wut im Park davonwandelnd, Blätter von niedrigen Zweigen schlug.“

„Lupus in fabula“, sagte Jetro.

Heiter und frei trat Luckner ein.

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen mein und meiner Kommilitonen rückhaltloses Vertrauen ausspreche!“ Damit trat er gleichsam offiziell an Erasmus heran. „Wir haben die Sache kommen sehen, aber von Anfang an mißbilligt.“ Erasmus dankte. Der Mund des Malers wurde auf eine fast unnatürliche Weise breit, Doktor Ollantag rückte die Brille und schmunzelte.

Der kleine Zwischenfall hatte, das war nicht zu leugnen, die etwas müde gewordene Atmosphäre der Residenz belebt.

Kaffee, Zigarren, Zigaretten, Liköre wurden herumgereicht, hernach bis zum Rande gefüllte Sektgläser. Alle waren damit zufrieden. Den kleinen Kreis überkam eine gleichsam triumphierende Festlichkeit.

Plötzlich erschien Georgi auf der Bildfläche. Er überschaute die Lage sogleich, und ohne sich einen Augenblick zu besinnen, hatte er mit ausgebreiteten Armen Erasmus erreicht. Brust an Brust mit ihm stehend, sagte er, wohl nicht in der Absicht, sich mit einem Hamletzitat selber zu ironisieren: „Bei diesen beiden Diebszangen hier, ich stehe zu Ihnen, ich bin Ihr Mann.

Eben habe ich mir die ganze Gesellschaft gelangt. Ich hörte sie lärmern im ‚Felsenkeller‘, diesen großfressi-

gen Syrowatky immer voran. Ich habe sie ins Theater zitiert und ihnen etwas zu hören gegeben. Diese Burschen machen das, versichere ich Sie, im Laufe der nächsten hundertundachtzehn Jahre nicht zum zweitenmal!“ Damit klappten Georgis Arme zusammen, und er preßte Erasmus an die Brust.

Dieser gutgespielte Freundschaftsausbruch des Theatermannes wurde von einem allgemeinen Schmunzeln begleitet.

Nachdem man ihm das erste Glas Champagner gegeben und er es, einem völlig Erschöpften gleich, auf einen Zug geleert hatte, sagte er: „Ganz ohne Folgen kann die Sache nun leider nicht bleiben, wie ich berichten muß. Der Seemann sagt: ‚Mann über Bord!‘ Muß ich jemandem in diesem Kreise eine nähere Erklärung geben, etwa wer der Mann ist, der über Bord gegangen ist?“

„Syrowatky natürlich!“ scholl es einstimmig.

„Armer Syrowatky!“ So kam es in drolligem Tone, aber nicht ohne Beiklang eines echten Bedauerns von Jetros Lippen.

„Armer Syrowatky?“ Hören Sie mal!“ rief der Direktor. „Erstens ist er nicht arm, sondern ein Verschwender, zweitens ist er einer der dückelhaftesten Burschen, die mir in meinem ganzen Leben vorgekommen sind. Keinen Funken Talent hat der Mensch und bildet sich ein, Haase, Barnay und Kainz in einer Person vorzustellen. Was hat der Mensch mir nicht mit dem Hamlet in den Ohren gelegen! Syrowatky und Hamlet! Wer da nicht von Anfang an lacht, der könnte mir leid tun. Ich bin es nicht, der den unbegreiflichen Fehler begangen und ihm die Rolle überantwortet hatte. Doktor Gotter hat sie ihm überantwortet. Ich kann Ihnen das nicht ersparen, lieber Doktor, auf das bestimmteste zu erklären, daß diese Fehlbesetzung auf Ihren ausdrücklichen Wunsch zurückzuführen ist. Sie wollten

nicht hören. Die Einwände eines alten Theatermannes ließen Sie eben unberücksichtigt. Kein Wort! Ich verarge es Ihnen nicht. Es ist eben immer so mit der Jugend. Man will alles neu machen. Alles wirft man zum alten Eisen, was nicht auf dem eigenen Mist gewachsen ist.“

Diese Metapher des Direktors erregte lebhaftere Heiterkeit, sie schien ihm wider Willen entglitten zu sein. Man war neugierig, wie sich Erasmus verantworten würde.

Aber Ollantag sprang statt seiner ein. — Herr Gotter sei ohne Absicht in diese ganze theatralische Angelegenheit verwickelt worden. Erst im Zusammenhang mit den Hamletplänen Syrowatkys sei ihm die Möglichkeit aufgetaucht, eigene Hamletpläne zu verwirklichen. Ungebeten habe sich dann Syrowatky gleichsam vor seinen Wagen gespannt. Dadurch sei nun auch Doktor Gotter wärmer geworden und habe sich schließlich mit der leidenschaftlichen Begeisterung Syrowatkys assoziiert. Ihn demnach aus dem Spiele zu lassen, ihm die Hamletrolle vorzuenthalten, wäre gleichbedeutend gewesen mit dem Verzicht auf den ganzen Plan.

Die Rede Ollantags wurde durch ein großes Hallo abgeschnitten, in das Jetro, der Direktor und sogar Kandidat Luckner einstimmten. Die dicke Pepi Rößler, welche die Königin spielte, trat herein. Der laute Empfang und das allgemeine Gelächter, das nun alle, auch sie selber, ergriff, veranlaßte sie, einer Sünderin gleich die Arme vor das Gesicht zu schlagen und in tief gebeugter und tief zerknirschter Haltung gleich an der Tür auf einen Sessel zusammenzusinken. Der Lacherfolg verdoppelte sich, und es war natürlich, daß sie ihn nun verzehnfachen wollte. So rutschte sie denn vom Sessel herab, rutschte auf den Knien, mit gefalteten Händen, gegen Erasmus vor, immer mit drolliger, schmollender, bittender Miene die Worte: „Pater peccavi! pater peccavi!“ wiederholend.



Nachdem Erasmus sie bei den Händen und mit einem ritterlichen Handkuß aufgerichtet hatte, rannten zwei oder drei Herren gleichzeitig nach der Schaumweinflasche, weil sie mit einem strafenden Blick das Vorhandensein des perlenden Weines feststellte und mit einem: „Was heißt das? Wieso?“, als habe man ihr das schon Getrunkene bösertig vorenthalten, beinahe wütend danach griff.

„Nun, Pepi, sei so gut, sei sanft, sei milde!“ sprach der Direktor begütigend, indem er der wohlbeleibten Person auf jede der fleckigen Wangen einen schmatzenden Kuß drückte. „Du kriegst zu trinken, du wirst für deine Reue belohnt. Es wird mehr Freude sein bei den Engeln im Himmel über einen Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte.“

„Kinder, Jungens, Leute, Bengels!“ sagte sie, nachdem sie gleich mehrere Gläser gestürzt hatte, „bei Kosch wird heute zehnmal soviel Schnaps als gewöhnlich gesoffen. Direktor Doktor Trautvetter liegt vollständig dun, nur immer was von ‚Sein und Nichtsein‘ lallend, vor der Destille. Der Geist des alten Hamlet geht um. Bei Gott, der Mann hat den Geist gesehen, geharnischt, Kinder, wahrhaftigen Gott. Der Geist und der Kümmel haben ihn umgeworfen. Syrowatky hat sich übrigens sofort als Zahnarzt etabliert, er ist Zahnarzt geworden. Ihr wollt das nicht glauben mit dem Geist? Es gibt nur einen einzigen Menschen in Granitz, den Bourtier, der den Geist nicht gesehen hat.“

Die kleine Zusammenkunft war von vornherein so dionysisch beseelt, daß ihre Schwungkraft unhemmbar in ein Gelage ausarten mußte. Nach und nach fanden sich mit Ausnahme Syrowatkys fast alle Mitglieder des Theaters, selbst die Souffleuse, ein, teils weil sie wie Bienen den Honig witterten, teils weil sie nicht in den Verdacht der Opposition kommen wollten. Unter die bedingungslos Kapitulierenden reihte sich dann auch

Laertes, Erich Sündermann. Man hatte sich ja nur mißverstanden, und das sollte von nun an — man lernt sich ja schließlich besser kennen — ausgeschlossen sein. Ich hätte, schoß es Erasmus durch den Kopf, schon früher eine solche Zusammenkunft aller Beteiligten arrangieren sollen. Sie hätte die Gegensätze ausgeglichen, und selbst der Gedanke dieses Sturmes im Wasserglase wäre nicht aufgetaucht. Die Lebenslust der Studenten, die ihrem Präses Luckner geschlossen nachfolgten, ließ eine Erschlaffung des Friedens- und Siegesfestes nicht aufkommen, das man — wenig fehlte dazu — auf der andern Seite nicht minder begeistert feierte. Die leeren Champagnerflaschen vermehrten sich, allerlei Delikatessen wurden herbeigezaubert, der Stimmenlärm drang durch die offenen Fenster über den Zirkusplatz, das Glück des Augenblicks mehrte, das Gedächtnis verminderte sich, und wie sich dann in der Dunkelheit die selig betäubte Gesellschaft vereinzelt und auseinanderkam, war später nur wenigen gegenwärtig.

Erasmus fand sich am folgenden Morgen gegen vier Uhr in irgendeinem ländlichen Gasthaus wieder, wo Irina seine Zimmergenossin war. Erst allmählich ging ihm auf, wie er dorthin und in diese Gesellschaft geraten.

Glied um Glied setzte sich die Erinnerung bis zum Anfang der Ereigniskette fort, die mit einem todesähnlichen kurzen Schlaf geendet hatte.

Es handelte sich zunächst darum, unauffällig nach Granitz zurückzukehren. Das durfte nicht gemeinsam geschehen, es kam vor allem darauf an, Irina unbemerkt in ihr Quartier zu schmuggeln. Daß die Mutter Lärm schlagen werde oder gar schon geschlagen habe, glaubte Irina nicht.

Es war eine Gruppe von sieben oder acht jungen Leuten, die, gereizt durch orgiastische Unternehmungslust, nach Schluß des Gelages gestern eine Landpartie

angetreten hatten. Dies war bekannt, Irinas Mutter davon verständigt worden. Einspruch, wenn sich die Tochter etwas dergleichen in den Kopf setzte, gab es, wie sie wußte, nicht.

Lange, da sich verschiedene Pärchen gebildet hatten, hielt die Wandergemeinschaft zwischen den weiten Feldern nicht, so daß sich Irina und Erasmus sehr bald allein fanden. Die helle Nacht, in der nur wenige Sterne hervortraten, an aufreizender Magie dem immerwährenden Tage der Mitternachtssonne verwandt, entrückte die beiden mehr und mehr der Zeit und der Wirklichkeit und ließ sie in einer Art von Verzückerung sozusagen unendlich fortwandeln.

Die Ernüchterung war nun da.

Selbstverständlich trat man aus dem Wirtshaus wiederum in die volle Morgenhelligkeit. Überall roch es von den unendlichen erntenahen Roggen- und Weizenfeldern nach werdendem Brot. Nicht der leiseste nächtliche Hauch hatte die Sonnenwärme des Tages abgekühlt.

Da besonders Erasmus die Spur des Geschehens verwischen wollte, klopfte er erst im nächsten Dorf an die Tür eines Bauern an und hatte das Glück, ein Fuhrwerk gestellt zu erhalten. Irina ward in den Wagen gesetzt und nach Granitz abgefertigt. Die Art, in der Erasmus von ihr Abschied zu nehmen vor dem Kutscher für richtig hielt, war unbeholfen, ja lächerlich. Er stellte sich so, als ob die kleine Schauspielerin auf irgendeinem der Rügenschens Herrensitze zum Vortrag von Liedern oder Gedichten engagiert gewesen sei und nun frühzeitig, um einer Theaterprobe willen, in Granitz sein müsse. Er log: wie alle, Graf, Gräfin und Gäste, von dem Vortrag entzückt gewesen wären.

Den Augenblick, als ein Gehölz den Wagen seinem Gesichtskreis entzogen hatte, begleitete Erasmus mit

einem tiefen Atemzug. Er fand sich allein, und so war er frei und konnte das ganze Ereignis, das hinter ihm lag, als Traum betrachten.

Und wie es nun einmal in der Natur des jungen Menschen begründet war, das Alleinsein brachte ihn zu sich selber, das heißt, es rief seine geistigen Kräfte auf, setzte ihn in Besitz alles dessen, was ihn zum Herrn über sich und das Leben machen konnte, sofern überhaupt die Bewältigung seiner Krise menschenmöglich war.

Wie hatte das alles kommen können? Wenn man Klarheit darüber gewinnen könnte, so würde das auch die Erlösung von allen peinlichen, schmerzlichen, Gegenwart und Zukunft in Frage ziehenden, furchtbaren Folgen sein.

Gestern bin ich, so dachte Erasmus, ohne davon zu wissen, in einen unhörbaren Sturm geraten. Er hat mich betäubt und in diesem Zustand über einen unsichtbaren Grenzstrom geweht. Ich finde mich nun auf dem andern Ufer, in einem Jenseits, das nun mein Diesseits ist, während ich auf dem Diesseits von einst mein ganzes bisheriges Leben, nie wieder erreichbar, zurücklasse.

Wie wird dies eigentlich möglich, daß zwei einander fremde Menschen plötzlich schrankenlos verbunden sind? Waren wir eigentlich zurechnungsfähig? Oder was gab uns plötzlich diese blinde Entschlossenheit?

Ja, gedankenlos, mit blinder Gedankenlosigkeit, ohne auch nur einen Blick nach rückwärts zu tun, packte ich, dachte Erasmus, die Gegenwart. Es gab kein Gestern, es gab kein Morgen. Nun aber: das Morgen ist wieder da, und so macht sich auch wieder das Gestern und Vorgestern geltend. So oder so, hilflos vom Sturm hinübergeweht oder sinnlosen Willens in blindem Sprung hinübergelangt: der Schritt ist getan, ein Schritt von der Art derer, die man auf keine Weise zurückmachen kann.

Aber im Augenblick habe ich doch wenigstens wieder einen gewissen Grad von Freiheit erlangt. Ungeschehen

ist nichts zu machen, aber man könnte die Folgen abdrosseln. Ich hätte zum Beispiel ein Telegramm erhalten und wäre, wie man etwa gegen Mittag des heutigen Tages erfahren würde, Knall und Fall abgereist. In Granitz würde man höchstens sagen: ob es nun mit dem Telegramm seine Richtigkeit hat oder nicht, man muß den jungen Doktor verstehen. Er hat eben doch die erlittene Kränkung nicht zu verwinden vermocht und die Folgerungen gezogen.

Erasmus sann weiter, des Weges nicht achtend, vor sich hin, wieder und wieder seiner Gewohnheit gemäß mit der Linken das Haar aus der Stirn streichend. Wie lange bin ich eigentlich schon in Granitz? Drei Wochen wollte ich von Hause fortbleiben; es muß ein Monat vergangen sein.

Wie beseligend ließ sich alles an nach dem Einzug in die Gärtnerei! Die Verborgenheit und das Schweigen schienen sich wie ein weicher mütterlicher Mantel um mich zu schlagen: Gewähr für ein gelindes Wachen, einen ruhigen Schlummer und damit Genesung der überreizten Wesenheit.

Ohne zu ahnen, was sich daraus entwickeln könnte, ging man im versteckten Frieden der Jelängerjelieberlaube mit dem kleinen Hamlet-Büchlein um. Die verwandte Gefühlswelt des Dänenprinzen konnte sich sehr wohl in die sommerliche Elegie und süße Weltentfremdung auflösen. Seit langem wieder zum ersten Male genoß man die Wonne, nicht andern zu dienen, nicht andern anzugehören, sondern sich selbst zu dienen, sein eigener Besitz zu sein.

Was wurde nun aus alledem?

Grauen würde Kitty augenblicklich getötet haben, wenn sie mit Augen gesehen hätte, was im Kornfeld geschah, als seine Ähren über mir und Irina zusammenschlugen.

War es nicht übrigens Wahnsinn, was wir gewagt hatten?

Der Knoten ihres Haares zerbarst, die lichtbraunen Strähnen peitschten umher. Kaum unterschieden sie sich von dem Lager aus niedergedrückten Weizenhalmen.

Wenn man uns hier gefunden hätte?

Ich hatte die Schultern des Mädchens entblößt. Über die eine von ihnen, die rechte, hinweg sah ich Laufkäfer, prächtig goldgrün schillernde Goldschmiede. Sie fraßen mit grausamer Gier an einem sich windenden Regenwurm. Falter in großer Menge, Kohlweißlinge, sammelten sich verräterisch über uns. Das Herz in Irinas Brust schien sich befreien zu wollen, so wild, so unregelmäßig, so dumpf, erschreckt und empört pochte es. Wie, wenn es brach? Wenn das zarte Geschöpf dem Übermaß der Erregung nicht standhalten konnte? und mir plötzlich tot in den Armen hinge? Und welcher Aufruhr zugleich in der eigenen Brust! Die Gier des Raubtiers, seine scheue Hungerraserei, verbunden mit der Angst, entdeckt zu werden.

Und drang nicht eine überweltliche Eiseskälte auf mich ein, als das gewaltsam erschlossene Mysterium sich mehr schrecklich als lustvoll enthüllt hatte?

Kann es im Leben noch eine Trennung für Menschen geben, die einmal so verbunden gewesen sind? Und hier liegt der Verrat an Kitty beschlossen.

Erasmus schrak auf: Ohne Widerrede, ich werde abreisen.

Wir hörten Stimmen, sprach es in Erasmus fort, es war ein schrecklich ernüchternder Augenblick. Dann krochen wir fort auf allen vieren. Krochen und krochen auf allen vieren fort. Hätte das Kitty, der Fürst, Georgi, Frau Herbst, womöglich Syrowatky gesehen, niemals würde ich mich von dem unauslöschlichen Gelächter der Verachtung erholt haben.

Es hätte dann keiner Lungenblutung oder ähnlicher Katastrophe mehr bedurft, meinem Leben ein Ende zu machen und meiner Erniedrigung.

Die Dämmerung hatte zugenommen, Gott sei Dank. Erst nachdem ich zwei-, dreimal wie ein Hase gesichert hatte, tauchten wir auf. Wir schwiegen, nach dem, was geschehen war, oder sprachen Gleichgültiges.

Ein Fischerdorf war in der Ferne zu sehen, das erste Licht wurde angezündet.

Als wir eine Weile daraufzu gewandert waren, hielt ein breiter, noch im Lichte der untergegangenen Sonne flimmernder See, ein Arm des Boddens, uns auf, der hier ins Land reichte. Das Wasser stieg uns kaum bis über das Knie, als wir hineintraten, um das andere Ufer zu erreichen und die ersten Häuser des Dorfes daran.

Wir hatten die Aufgabe unterschätzt. Die spiegelnde Blendung erzeugte uns Schwindel, als wir eine kleine halbe Stunde gewatet waren und erst mitten im See standen. Er war zu kleinen stehenden Wellchen aufgerauht. Wenn wir schwach würden, hätten wir selbst in diesem seichten Wasser ertrinken können, da es einem sitzenden Menschen doch wohl bis über den Kopf reichte.

Nun, wir sind glücklich hinübergelangt.

„Wenn Sie vorliebnehmen wollen“, sagte eine stille und gütige Krämersfrau, die wir über den Ladentisch hinweg nach einem Wirtshaus fragten, „...wenn Sie vorliebnehmen wollen, so kann ich Ihnen gern dienen mit einem einfachen Abendbrot.“

Erasmus dachte und träumte fort: diese Frau war recht mütterlich. Witwe und irgendwie Frau Herbst ähnlich, schien sie Gefallen an uns zu finden.

Wir stellten uns, als ob wir noch am gleichen Abend nach Granitz zurückwollten.

Die Ernte habe begonnen, sagte sie, und es sei mehr als fraglich, ob man einen Wagen auftreiben würde. Aber schließlich, im Notfall, könnten wir hier über Nacht bleiben.

Die gute Stube, ein kleiner Salon mit Hängelampe

und Plüschsofa, wurde uns eingeräumt. Familienbildchen schmückten die Wände.

Von Minute zu Minute steigerte sich in uns das Gefühl der Geborgenheit. War es nicht wirklich wie im Märchen? Wir saßen still aneinandergedrückt auf dem Plüschsofa, während die Witwe in der kleinen Küche mit Kasserollen herumhantierte.

Lautlos trat sie nach einem Weilchen ein.

Bald strahlte das entzündete Licht der hängenden Petroleumlampe blendend von dem weißen Damast zurück, der nun den Tisch schmückte. Zwei Gedecke mit je zwei blauen Fayencetellern, schweren Silberlöffeln und Silberbesteck wurden aufgelegt. Wie ein freundlicher Schatten ein- und ausgehend, brachte die Witwe allerlei unerwartete Dinge herein: Sardellen, Sardinen, Anchovis, Kieler Sprotten und andere Räucherwaren, einen großen Block Butter, westfälischen Schinken und frisches Brot. Sie entschuldigte sich, daß sie dann nur noch eine Fleischbrühe bieten könnte und außer ein paar Spiegeleiern mit Salat ein gebratenes Huhn. Dabei vervollständigte sie die Tafel mit mehreren Gläsern eingemachter Früchte, die sie selbst konserviert hatte. Es könne, betonte sie immer wieder, hier leider nicht wie in der Großstadt sein, wo man alles zur Hand habe. Wir aßen und tranken mit Appetit. Mich erfreute ein spanischer Wein, der, noch von dem alten Kapitän und Gatten unsrer Wirtin heimgebracht, im Keller gestanden hatte. Ein gewisser, fast dämonisch fester Entschluß und die Protektion geheimer Mächte, die hier obzuwalten schienen, überließen mich nun ganz dem Augenblick und nahmen selbst den großen, dunklen, erstaunten Augen Kittys, die ich dann und wann, im Geist, auf mir ruhen fühlte, ihre verwirrende Kraft.

Die Witwe führte uns schließlich in ein enges, niedriges, nach Sauberkeit duftendes Schlafzimmer. „Es ist



leider nur dies eine vorhanden“, sagte sie, „aber die eine Nacht muß es gehen. Ich habe ein Paravent zwischen die Betten gestellt.“

Was dieser Frau Wirtin im Sinne lag, als sie uns eines so königlichen Entgegenkommens für würdig hielt, weiß ich nicht. Ihr zerknittertes Gesicht, mit dem wohlgeordneten weißen Scheitel darüber, wurde nur hie und da vom Zucken eines der feinen Nasenflügel belebt oder von einer Bewegung der Mundwinkel, aus der man, wenn man schnell genug war, den Schatten eines flüchtigen Lächelns erhaschen konnte.

Sie hatte uns, Irina und mich, wie sie erzählte, als sie von ungefähr einen Blick durchs Fenster tat, im Bodden bemerkt und zuerst ihren Augen nicht getraut. Sie wollte einen Fischer veranlassen, uns mit dem Boote entgegenzurudern, stand aber schließlich davon ab und behielt uns jedenfalls scharf im Auge.

Eine gute Nacht, die sie uns wünschte, klingt mir noch immer im Ohr. Sie ging, die Tür verschloß sich von innen, und wir standen, Irina und ich, unauffindbar versteckt im Mysterium. Ich löste Irina die vollen Haare.

Um drei Uhr morgens sangen bereits die Lerchen in den Feldern zu unserm Leidwesen das Tagelied. Wie Stiche drangen die Töne quälend auf uns ein. Bald hörten wir dann den leise und gleichsam mitleidig klopfenden Finger der Kapitänswitwe, die den Auftrag, zu wecken, erhalten und seinem Sinn nach verstanden hatte. Wir wurden getrennt, aus einer Einheit wieder zur Zweiheit gemacht. Unbarmherzig drängte der Tag uns auseinander. Wie einer Fremden, einem Kameraden, half ich der kleinen Schauspielerin beim Anziehen väterlich. Aber wir ließen es uns von der Witwe nicht ausreden, durch den morgendlich flimmernden Bodden zurückzuwateten. Ehe wir ihn verließen, nahmen wir noch ein Morgenbad. Es scheint, daß der Begriff der Reinheit nachts und tags verschiedenen Inhalt hat. Mit einer

ganz anderen Wollust als der hinter uns liegenden nächtlichen, einem Gefühl der Reinigung und der Läuterung, verwühlten wir uns in die klaren und frischen Fluten.

Soll ich nun wünschen, alles dies möchte nicht geschehen sein?

Erasmus wanderte stundenlang. Es war, als ob er, ziellos schreitend, dennoch ein ganz bestimmtes Ziel erreichen wollte. Es verhielt sich so: nur war es kein äußeres, sondern ein inneres Ziel. Er wollte der unerhörten Wendung in seinem Leben im Geiste Herr werden.

Nie hatte Erasmus außer seiner geliebten Frau, der Mutter seiner Kinder, ein Weib erkannt. Trotz seines sonst eigenwilligen Denkens war er in diesem Punkte altmodisch. Dadurch war zwischen Kitty und ihm allenthalben kristallklar-durchsichtige Luft, eine reine Atmosphäre, ohne die gesundes Atmen beider Seelen nicht zu denken war.

So oder so, man mußte sich abfinden.

Ausflüchte, Kopfschütteln, Selbstvorwürfe, Winseleien, Pinseleien und Feigheiten waren hier nicht angebracht. Kluges Abwarten, energisches Handeln mußten den Knoten glücklich lösen.

Erasmus stand still. Er fühlte, daß ihm alles Blut aus dem Antlitz gewichen war. Dann hielt er das Taschentuch an den Mund und fand die gefürchtete rosige Färbung. Seltsames Dasein! Überall lauerten Feinde. Nun, ein Blutsturz würde schließlich auch eine Lösung sein.

Ohne auf Zeit und Ort zu achten, stand er plötzlich in einer Fähre und bald danach am Ufer einer Insel, die in Feldern, Büschen und Hainen von Urwaldbäumen grünte. Es ist sehr heiß, dachte er bei sich, sehr viele Insekten, Bienen, Hummeln und Schmetterlinge sind unterwegs. Sehr viele Blüten sind aufgeschlossen: Disteln,

Steinbrech, Salbei, Arnika, Pechnelken und roter Klee. Viel Mohn flammt im Getreide. Ein Gesumm und Gebrause ist in der Luft. Man sucht den Schatten, er bietet sich unter den Wipfeln der alten Eichen, in die sich schlangenhaft-armdick Efeu hineinwindet.

Erasmus hatte die Insel durchquert. Am andern Ufer, angesichts der blendenden See, ließ er sich in den Sand fallen. Über ihm zitterte in der heißen Luft mit ungezählten Blüten ein wilder Rosenbusch. Oberflächliche Träumereien führten den nahezu Erschöpften zurück in die Kammer der Kapitänswitwe. Wie eine Kulthandlung, dachte er, war diese Nacht. Heute bin ich der Eingeweihte.

Dann schlief er ein und lag wie ein Toter stundenlang.

Er wußte nicht sogleich, wo er sich befand und wie er an diesen Ort gekommen war, als er aufwachte. Die Schatten gewaltiger Buchen, die hier an den Strand traten, lagen auf ihm, was den spätnachmittäglichen Stand der Sonne anzeigte. Endlich aber besann er sich. Und plötzlich stieg die gestrige Hamletprobe, das Gelage im Hotel, der Eintritt Irinas in den Speisesaal und das ganze folgende Abenteuer in ihm auf, diese eigentlich unbegreifliche Überrumpelung, die ihn jetzt anwiderte. Ihm war so übel, als ob er einen vergifteten Brocken geschluckt hätte.

Als er sich den Sand von den Kleidern putzte, rutschte ihm etwas aus der Gegend des Westenausschnittes in den Schoß. Es war ein seltsam gefalztes, kleines Papier, das man im Handteller bergen konnte. Was er darin zu seinem Staunen entdeckte, war eine kleine Locke aschblonden Haars, dabei die Worte: „Der Schlaf ist heilig! Für Dich in Deiner nächsten Nähe geflochten.“

## VIERTES BUCH

Die Langeweile ist eine Krankheit, an der vor allem auch kleine Höfe leiden. Der regierende Herr zu Granitz war im allgemeinen nicht gar so arg geplagt damit. Er schaffte sich Abwechslung durch seine Bücher und andere Sammlungen und verschmähte auch eine Flasche Champagner zu gelegener Stunde nicht. Trotz seines Leidens lachte er gern: so wurde es für seine Umgebung zur wichtigen Obliegenheit, nach amüsanten Geschichten Ausschau zu halten.

Die Theaterrevolte in Granitz war ein Glücksfall auf diesem Gebiet, den man weidlich ausschlachten konnte. Immer wieder erkundigte sich der Fürst mit zähem Interesse nach jeder Einzelheit: „Wie? Was? Was sagte die Pepi, was machte sie? Sie rutschte auf den Knien zu Gotter? — Wie? Was? Champagner wurde getrunken, lieber Ollantag? Wieviel Champagner wurde getrunken? — Und Georgi, dem ich die Kappe gewaschen habe? Was hat er gemacht? Hat er sich nun mit Gotter vertragen? Umarmt? Wie? Was? Ans Herz gedrückt? Ihm die Wange getätschelt?“

Und so ging es halbe Stunden lang, alles in Lachen und Lachlust getaucht.

Dann ließ sich der Fürst in die Gärtnerei fahren. Es war Sonntag, die Glocken von Granitz läuteten.

„Wie geht's unserm Prinzen Hamlet, Frau Herbst?“ Es waren die ersten Worte, die der Fürst an die Gärtnerswitwe richtete.

Diese schien überhört zu haben.

„Wie, schläft er noch? Wie? Was? Er schläft noch? Wie?“ drängte der Fürst.

„Es scheint“, sagte Frau Herbst errötend.

Walter mußte dem Fürsten wie immer Gesellschaft leisten. Eine schwarze Mantille der Mutter umgehängt, spielte er ihm nicht ohne Geschick einige Szenen aus

„Hamlet“ vor, sie gipfelten in jener makabren, weltbekannten, ohne die Hamlet nicht zu denken ist: wo er den Schädel Yoricks in der Rechten hält.

Der seltsame Junge bestand darauf, den echten Schädel aus seiner osteologischen Sammlung dabei zu verwenden, trotzdem der Fürst das durchaus nicht für nötig hielt, ja eine so weitgehende Realistik, wenn auch lachend, doch recht energisch ablehnte. Ebenso wenig konnte der robuste, übrigens nicht ungebildete Pfleger Goldmesser es ablehnen, den ersten Totengräber zu lesen und dessen Gesang, während er Opheliens Grab gräbt, daherzumurmeln.

„Hat dieser Kerl kein Gefühl für sein Geschäft?“ fragt Walter-Hamlet. „Er gräbt ein Grab und singt dazu.“ Und er fährt fort: „Der Schädel hatte einmal eine Zunge und konnte singen. Wie ihn der Schuft auf den Boden schleudert! . . . Das ist mir eine schöne Verwandlung!“ — Ein neuer Schädel wird ausgeworfen. „Da ist wieder einer! . . . Wie lange liegt wohl einer in der Erde, ehe er verfault?“ — „Mein Treu!“ mußte Pfleger Goldmesser sagen, „wenn er nicht schon vor dem Tode verfault ist, wie wir denn heutzutage viele lustsüchtige Leichen haben.“

„Hör auf, Junge, um Gottes und Himmels willen,“ lachte der Fürst, „ich bitte dich!“

„Aber nein, aber nein, Onkel Durchlaucht!“ sagte eigensinnig Walter Herbst. „Jetzt kommt erst Yoricks Schädel, des Spaßmachers Schädel, und das ist die Hauptsache.“

„Ich danke für deinen Spaßmacher!“ — „Er hat mich tausendmal auf dem Rücken getragen“: damit wollte der Knabe Walter seine Rolle durchsetzen. — „Laß dich auf dem Rücken tragen, solange er lebt, aber von solchen leeren Knochengehäusen will ich nichts wissen. Solche Spaßmacher hören auf, mir oder irgendwem Spaß zu machen. Sie gehören unter die Erde, nicht über die Erde. Wirf ihn fort!“

Jetzt kam Frau Herbst und machte dem Schauspiel ein Ende.

Als der Fürst nach einer Stunde den Garten verließ, war Erasmus noch nicht erwacht.

„Na ja, natürlich! Der Skandal, der Ärger! Und man war ja voll des süßen Weins. Die Kneiperei hat ja wohl bis in den Morgen gedauert. Er muß sich ausschlafen, ganz gewiß.“

„Wissen Sie“, sagte der Fürst, ins Schloß zurückgekehrt, zu Ollantag, „wissen Sie, diese Kirchhofsszene im ‚Hamlet‘ ist abstoßend.“

Und doch, spricht man den Namen Hamlet aus, und tritt er einem dabei vor die Seele, so hat er sicherlich auch den Totenschädel in der Hand. Man denkt vielleicht nicht immer daran, daß es Yoricks, des Spaßmachers, Schädel ist; aber man sollte immer daran denken.

Wissen Sie, wenn ein moderner Dramatiker diese Totengräber auf die Bühne brächte, die ein Grab auswerfen, dabei gemeine Lieder grölen und Schnaps saufen: das Theater würde unruhig werden. Wenn der erste, der zweite, der dritte Schädel ausgegrabener Gebeine auf die Bühne flöge und die Erklärung über die lustsüchtigen Leichen dazukäme, würde ein Teil der Damen ohnmächtig werden, andere Zuschauer würden sich erbrechen, andere fluchtartig das Theater verlassen, die übrigen würden pfeifen, johlen, die Sperrsitze kurz und klein schlagen und die Trümmer auf die Bühne schleudern.“

„Das gebe ich zu“, sagte Ollantag.

„Und warum geschieht es heute nicht?“ fragte der Fürst.

„Ein Bild, das man wieder und wieder sieht, behält die Kraft seiner ersten Wirkung nicht. ‚Die Gewohnheit hat ihm sein Geschäft zu einer leichten Sache gemacht‘,

sagt Horatio von einem der Totengräber. Dieselbe Gewohnheit verhindert, daß wir in dieser Friedhofsszene die volle, widerwärtige, verwesungsduftende, scheußliche Realität empfinden. Und überhaupt, Messer werden stumpf, Blumen werden welk, entkorkter Champagner schalt aus. In der Kunst gibt es viele abgestandene, irgendwie stumpfe und schale Dinge. Oder meint man, Dante wirke heute so furchtbar unmittelbar wie damals, als sich die Nachricht verbreitete, er sei wie Jesus Christus in die Hölle gefahren und wieder auferstanden? Oder, im rechten Abstand genommen: wie wirken Rousseaus Bekenntnisse heut, und wie wirkten sie zu seiner Zeit? oder ‚Werthers Leiden‘ von Goethe, ein Buch, das die ganze Welt bis nach China in tiefe Schwermut, ja in Selbstmordparoxysmus versetzte? — Werke der Kunst sterben freilich auf eine besondere Art. Sie mumifizieren sich selbständig, ich möchte sagen lebensgetreu, und werden als Lebende weitergeführt. Man könnte auch an Herbarien denken. Aber daß sie sterben, die Kunstwerke, und in einem gewissen Sinne tot sind, obgleich sie in einem andern Sinne leben, davon bin ich persönlich überzeugt.“

„Meinen Sie nicht, wie?, was?, daß wir vielfach, um sie lebendig zu machen, unser eigenes Leben in sie hineinbringen?“

„Ganz gewiß“, sagte Ollantag, „die Bücher, die Mitglieder und Instrumente jedes Orchesters, das die tote Partitur lebendig macht, und besonders das Theater und seine Schauspieler beweisen es.“

„Und wissen Sie was, Ollantag! Mitunter, wenn ich von ungefähr die Augen dieses Erasmus Gotter streife, die manchmal wie in tränenloser Verzweiflung in das Grab aller seiner Hoffnungen zu blicken scheinen, so sehe ich, nicht anders als bei Hamlet, den Totenschädel in seiner Hand.“

„Wenn ich Sie recht verstehe, Durchlaucht, wollen

Sie sagen: er sei vom gleichen Blute wie der Dänenprinz, ein Doppelgänger von ihm, sozusagen, und darum wie keiner geeignet, diesen Toten lebendig zu machen. Ich war dieser Meinung von Anfang an.“

Frau Herbst glaubte gut zu tun, wenn sie an diesem Sonntagmorgen allen Besuchern verschwie, daß der junge Doktor seit gestern morgen, als er sich nach dem Frühstück zur Hamletprobe begeben hatte, bis jetzt ausgeblieben war. Der gestrige Vorfall schien besonders auch bei zwei Persönlichkeiten des Hofes das Interesse an ihm gesteigert zu haben. So hatte Prinzessin Ditta sich seltsamerweise schon sehr früh eingefunden und nach Erasmus Gotter gefragt. Um Mittag erschien Prinzessin Mafalda mit ihrer Meerkatze. Nach den Berichten Paulinens und ihrer Mutter an beide Damen lag er in einem todesähnlichen Schlaf.

Selbst als der junge Sommergast bis drei Uhr, vier Uhr, fünf Uhr nachmittags noch nicht erschienen war, wurde diese Fiktion von Frau Herbst aufrechterhalten. Sie sorgte sich wie eine echte Mutter um ihn und glaubte, um häßlichen Gerüchten vorzubeugen, ihm diese kleine Notlüge schuldig zu sein.

Sie ahnte nicht, was geschehen war, aber doch die Gefahren, in denen er schwebte, was ja ihr ganzes Verhalten, seit er das große Glück bei Hofe gemacht, bewies. Und nach allen Berichten, die sie empfing, hatten sich diese Gefahren einem Gewitter gleich gestern um ihn zusammengezogen mit Entladungen aller Art, deren Wirkung auf ihn, noch unerwiesen, ihr bange machte.

„Ich schieße ihn nieder, wo ich ihn treffe!“ sollte Syrowatky gesagt haben. Gerüchtweise drang es dann in die Gärtnerei, als ob sich Oberhofmeister Bourtier über eine Züchtigung Gotters mit der Reitpeitsche laut und vor Zeugen geäußert habe.

Er konnte in die Schlingen Irinas gefallen sein. Aber



dagegen sprachen Gott sei Dank drei Briefchen, adressiert von ihrer Hand, die ein Knabe in Abständen von ungefähr einer Stunde gebracht hatte.

Kittys Handschrift kannte Frau Herbst natürlich genau, und so wußte sie, daß oben auf dem Tisch im Giebelzimmer ein Brief auch von Kitty auf Erasmus wartete.

Gegen fünf Uhr trat er ins Haus.

Beide, Frau Herbst und Pauline, belauerten ihn, jede von einem anderen Verstecke aus.

Er drehte den Schlüssel zweimal herum, nachdem er in seinem Zimmer verschwunden war. Man hörte ihn Kleidungsstücke wegwerfen, hörte, wie er auf seine Bettstelle fiel, sich wieder erhob, das Fenster öffnete und erst dann, wie es schien, die Briefe entdeckte, was eine längere Stille verriet. Nacheinander wurden sie aufgerissen, worauf dann abermals alles lautlos blieb. Dann aber hatte Frau Herbst ein Gefühl, als würde ihr ein brennend kaltes Eisen über Scheitel und Rücken heruntergezogen. Jemand weinte, unterdrückt, aber doch mit einer Unaufhaltsamkeit, die bei Kindern gewöhnlich, bei Erwachsenen kaum zu beobachten ist. Sollte das der streng beherrschte Doktor Erasmus sein, der von diesem krampfigen Röcheln, Winseln und Heulen befallen wurde?

Diesen nervösen Ausbruch und Zusammenbruch hatte der Brief seiner Frau ausgelöst.

Kitty teilte mit, daß die Schwester Frieda gestorben war. Sie berichtete auch die näheren Umstände. Dann wandte sie sich dem Leben, und zwar, buchstäblich genommen, dem neuen Leben zu.

Zum dritten Male, wie sie schrieb, sei Familienzuwachs zu erwarten. Sie habe das nicht immer, wie Erasmus, mit Freude begrüßt, aber sie sei, vielleicht durch das läuternde Erlebnis am Kranken- und Sterbebette der

Schwester, andern Sinnes geworden. Sie habe die Macht des Todes gefühlt und fühle dagegen zum ersten Male mit innerem Stolze die im Weibe wirksame Macht des Lebens: der Welt einen lebenden Menschen schenken zu können, bedeute viel.

„Ich habe meine Lage, meinen Frauenberuf, meine Pflichten gegen Dich, Geliebter, nicht richtig aufgefaßt. Es war unrecht und schließlich unverzeihlich von mir, mich manchmal gegen das zu sträuben, was doch der hauptsächlichste Sinn und Zweck einer Ehe ist. Du hast es mir freilich oft gesagt. Die Erkenntnis ist mir nun selbst gekommen.

Ich freue mich auf das dritte Kind! Es heißt ja: aller guten Dinge sind drei. Das bißchen Sorge und Mühe ist wirklich nichts, wie Du sagst, wenn man die Freude, die Verjüngung, die uns Kinder bringen, in Rechnung zieht.

Ich weiß, was ich sage. Glaube mir!

Du wirst eine andere Kitty finden, wenn Dich Dein Weg erst wieder zu mir und den Kindern führt. Es fällt mir wie Schuppen von den Augen. Es wäre wahrhaftig kein Wunder gewesen, wenn Du mit einer so unberechenbaren, so launischen, so verblendeten Frau überhaupt nicht mehr hättest auskommen können. Meine Schuld sehe ich sonnenklar. Ich bin sogar überzeugt, daß Deine Angst vor dem Bluthusten mit meinem unglückseligen Wesen und den Aufregungen, die ich Dir machte, zusammenhing.

Das alles ist aus, ein für allemal aus, Geliebter!

Bleibe, so lange Du mußt oder willst, Erasmus! Wo Du immer auch bist, ich bin bei Dir und gehöre Dir. Du aber sollst Dich von jetzt ab frei fühlen. Du bist noch viel jünger als ich als Frau, obgleich ich nur ein Jahr älter bin. Deine Gaben, an die ich ja immer, obgleich ich Dich oft mit Zweifeln quälte, unverbrüchlich geglaubt habe, vertragen nicht die beengende Klemme häuslicher Sklaverei.

Aber wenn Du doch zu Deiner von Sehnsucht verzehrten Kitty kommst, zu den Kindern, die täglich nach Dir rufen, so wirst Du im Augenblick erkennen, daß nichts mehr von dem alten Druck der schwülen Luft im Hause ist, die von dem herrührte, was Du manchmal als meine Hysterie bezeichnetest.

Nichts empörte mich so wie grade dies Wort. Heute, wo ich frei und selbstbewußt geworden bin, kann ich es ohne Erregung anhören.

Schreibe rechtzeitig, wann Du kommst: Inniggeliebter, es soll ein Fest werden! Du hast mir viel zu vergeben. Aber, verzeih mir! verzeihe mir!

Ein schönes, ein andres Leben soll anfangen und von nun an ein ganz glückliches.

Frieda hat mich noch in den letzten Stunden ermahnt: Habe das Leben lieb, Kitty! Danke Gott täglich für das süße, herrliche Leben! Versündige dich nie gegen das Leben! beschwor sie mich.

Kommst Du bald, oder bist Du noch lange gebunden? Wenn Du etwa meinst, es gäbe in Deiner Nähe für mich und die Kinder einen Unterschlupf, schreib es mir. Ist keine Aussicht, so macht es nichts. Wir warten ganz geduldig auf Dich.“

„Oh, schmelze doch dies allzu feste Fleisch!“

Es war ein boshafter Yorick, der dem willenlos aufgelösten Erasmus diese Worte der Hamletrolle ins Ohr deklamierte. Wollte der Dämon sie als hohle Pathetik anprangern? Das waren sie nicht. Aber daß es sich in einen Tau auflösen sollte, das keineswegs allzu feste Fleisch, ließ dem Erschütterten, völlig Gebrochenen die weitere Dialektik als hohl erscheinen. Mit Verachtung warf er sie innerlich weg.

Es gab eine kleine Schelle am Gartenpförtchen der Gärtnerei, die nun zum Schrecken des jungen Menschen gezogen wurde. Er rief nach Frau Herbst, so verweint

er war. Die Gärtnerswitwe war gleich zur Stelle: sie solle ihm jeden Besuch unbedingt fernhalten! Er rief ihr nach: Jetro mache die einzige Ausnahme.

Es verfloß eine Viertelstunde, ehe sie wiederkam. Sie sagte, daß es nicht Jetro gewesen sei. Erasmus fragte: „Wer ist es gewesen?“ — Das sei wohl gleichgültig, sagte sie. Er fragte wieder, sie blieb dabei.

Da wußte Erasmus, wer es war und daß diese Gärtnersfrau ihn durchschaut hatte.

Sie zögerte, als sie das Zimmer verlassen wollte. „Werden Sie schlafen können, Herr Doktor?“ fragte sie und setzte hinzu, als er sie wild und befremdet anstarrte: „Pauline ist nach Jetro gegangen. Ich habe den Tisch in der Laube zurechtgemacht und halte es auch für besser, wenn Sie sich, statt unnütze Schlafversuche zu machen, mit dem Freunde beim Kaffee ein bißchen aussprechen.“

Wie seltsam, dachte Erasmus, als er in der Laube saß, sie liest mich wie ein offenes Buch! Immer spürte ich schon ihre mich umhørende Sorglichkeit. Es ist beinahe, als wollte sie doch noch trotz aller gegenwirkenden Mächte den Erholungs- und Genesungsfrieden verwirklichen, um dessentwillen ich das Versteck ihres Hauses aufsuchte. Ich bin gewiß, niemand, nicht einmal der Fürst, würde heute, ungerufen, zu mir durchdringen: so entschlossen wird von Pauline und ihr der Zugang zur Gärtnerei bewacht.

In seiner Laube gedankenlos vor sich hindämmernd, konnte Erasmus feststellen, wie Frau Herbst ihre ausschließende Strenge sogar auf ihren Sohn ausdehnte. Er wollte den Hausgast sehen und sprechen, wohl wiederum mit dem Gedanken, ihm die Kirchofsszene des „Hamlet“ vorzuspielen. Sie wies ihn mit Entschiedenheit aus dem ganzen Bereich der Gärtnerei.

Jetro hatte viel zu erzählen, als er eine halbe Stunde

später in die Laube trat. Erasmus, der noch immer ausschließlich von dem grundstürzenden Erlebnis der letzten vierundzwanzig Stunden erzitterte und unwillkürlich voraussetzte, daß es alle Gemüter, wie das seine, beherrschen müsse, fühlte sich plötzlich von diesem Irrtum befreit und in die bekannte heiter-alltägliche Sphäre hineingewirbelt. Es schien, daß nichts, aber auch gar nichts von seinem nächtlichen Abenteuer bekannt geworden war oder doch nichts aus ihm gemacht wurde. Das oberflächliche Leben setzte sich fort, es hatte nicht Zeit, sich mit Kleinigkeiten aufzuhalten. Unzweifelhaft brachte der frische Wind banaler Alltäglichkeit Erasmus, im Verhältnis zu sich selbst und seinen Konflikten, eine große Erleichterung.

Jetro berichtete mit Humor, der Alte — Georgi war gemeint — habe mit Syrowatky auf offener Bühne einen fürchterlichen Krach gehabt. Weder Syrowatky noch der Alte hätte je eine ähnlich packende Szene gespielt. Wut, Haß, beleidigte Eitelkeit machten beide zu großen Schauspielern. Der Alte schrie: „Sie haben die Bühne, haben das Theater zu verlassen, sage ich!“ Syrowatky dagegen: „Ihre erbärmliche Schmiere zu verlassen, kann niemand schwerfallen. Aber Sie sind nicht der Mann, der mich hier vor die Tür setzen könnte.“ — „Ich bin der Mann!“ gab der Alte zur Antwort. — „Nein! Sie sind keineswegs der Mann! Ich habe Ihnen den Hamlet bezahlt! Ich habe Ihnen die Rolle für dreihundert Mark abgekauft! Sie haben einen Vorschuß von zweihundert Mark auf den Karl Moor von mir! Macht im ganzen fünfhundert Mark!“ — „Sie sollen den Mammon wieder haben! Daß Sie den Hamlet nicht spielen, liegt nicht an mir. Es liegt daran, daß Sie dazu unfähig sind! Die Umbesetzung macht riesige Unkosten!“ — „Den Hamlet zu spielen bin ich unfähig?! Wenn Sie solchen Unsinn behaupten, glauben Sie der Rückgabe meines Geldes enthoben zu sein —, wozu Sie vielleicht in der Tat

unfähig sind! So handelt ein Gauner, ein Halsabschneider! Oder geben Sie sich der Täuschung hin, daß Sie weder ein Gauner noch Halsabschneider sind?“ — „Und Sie sind ein dummer Lausejunge, den man entsprechend mit Mauschellen rechts und links behandeln muß!“ — „Das wäre mir interessant zu erleben!“ — „Was? Erleben wollen Sie das?! Wenn man die Ohrfeigen, die Sie bis diesen Tag mit Recht verabreicht erhalten haben, auf einmal schallen hörte, so würde das dem fünf Minuten lang rasenden Händeklatschen eines ausverkauften Hauses gleichkommen!“ — „Sie sind ein Schuft! Ich bringe Sie vor den Staatsanwalt!“ — „Und Sie der meist gebackpfeifte Einfaltspinsel, den es jemals gegeben hat.“

Nun ging etwas vor, das wirklich nicht so einfach zu schildern ist. Der Direktor und Syrowatky spielten die Szene, als Hamlet zu Laertes oder Laertes zu Hamlet in Opheliens Grab gesprungen ist. Sie rissen einander die Hemdkragen los und fuhren einander in die Haare. „Und ich schwöre Ihnen, Doktor, ich denke, ich höre nicht recht. Syrowatky fällt in die Hamletrolle, er schreit: ‚Du betest schlecht! Ich bitt’ dich, laß die Hand von meiner Gurgel, denn ob ich schon nicht jäh und heftig bin, so ist doch was Gefährliches in mir, das ich zu scheun dir rate. Weg die Hand!‘“

Erasmus, von der Tragikomik dieser Erzählung hingerissen, brach in ein schallendes Gelächter aus.

Allein Syrowatky tat ihm leid. Schließlich, wenn er auch intrigiert habe, eine Leidenschaft zum Theater, einen gewissermaßen reinen Idealismus könne man ihm nicht absprechen. „Am liebsten“, schloß er, „sähe ich den ganzen Handel beigelegt.“

„Oh, deshalb nur keine Angst, lieber Doktor. Sie mögen es glauben oder nicht: Syrowatky hat den Alten für heut abend in den ‚Kranich‘ zu einer Flasche Sekt eingeladen. Vor und während der Prügelei glaubten die beiden auf der Bühne allein zu sein. Ich schlich mich

aus dem Parkett, nachdem sie sich in den Armen gelegen und hernach beim Ordnen der Kleider gegenseitig geholfen hatten.“

„So ist es mir lieber“, sagte Erasmus, und mit den Worten des Dänenprinzen fügte er an: „Der Launige soll seine Rolle in Frieden enden. Der Narr soll den lachen machen, der ein kitzliches Zwerchfell hat.' Ich dagegen werde in den vorigen Stand eines unbeachteten literarischen Grillenfängers zurücktreten. Einen Zweifel gibt es in dieser Frage nicht. Nur über das ‚Wie?‘ bin ich noch nicht im reinen.“ — „Wir werden es uns nochmals beschlafen“, sagte Jetro, dann brachte er weitere Neuigkeiten:

„Sie wissen, welcher Partei ich bin, was die kleine Irina betrifft. Ich lasse grundsätzlich kein Mittel unbenützt, um Ihnen über diesen Racker die Augen zu öffnen. Meinetwegen, es ist eine Pferdekur. Aber als Operateur versenke ich kaltblütig hiermit mein Messer in Ihre Brust. Also: Irina ist heute morgen um fünf Uhr in einem kleinen Bauernwägelchen — bitte! um Punkt fünf Uhr heute morgen — von einer höchst interessanten Landpartie zurückgekehrt. Etwas später, um sechs Uhr, dann der Oberhofmeister, der gestern abend, im geschlossenen Wagen, mit verhängten Fenstern — huhu! — bei Nacht und Nebel mit einer verschleierten Dame auf Jagdschloß Rehheide eingetroffen ist. Das schwör' ich Ihnen bei Uhu, Schuhu und Fledermaus!“

Nicht ohne Stolz, ja nicht ohne Triumph war das stille sardonische Lächeln, mit dem der junge Dramaturg, Dichter und Doktor diese Nachricht begleitete.

Zu früher Stunde am nächsten Tag erschien Ollantag mit dem Maler-Baron Cramm. Die neuen Kostüme, die der Künstler entworfen und auf Kosten des Fürsten hatte ausführen lassen, waren abgeliefert worden und in einer der Galerien des Schlosses aufgestellt. Ollantag

schien aufs tiefste erschreckt und wurde sehr ernst, als Erasmus ihm mitteilte, er werde zu seinem Leidwesen von dem ganzen schönen Handel zurücktreten müssen. „Lieber Baron“, sagte der Bibliothekar, „wie wär’s, wenn Sie unten in der Blumengärtnerei inzwischen einige Farbenstudien machten, indessen ich mit dem Doktor ein ernstes Wort rede.“

Allein mit Erasmus, putzte er lange sein Pincenez, bevor er es hinter der goldenen Brille aufsetzte. In einem Tone noch tieferen Ernstes und einer an Entfremdung streifenden Nüchternheit gab er ihm etwa dies zu bedenken:

„Können Sie eigentlich noch zurücktreten? Erwägen Sie: wer hat den ganzen Handel, wie Sie es nennen, angeregt? Von wem ist die Initiative zu dieser außergewöhnlich hübschen Unternehmung ausgegangen? Von ebendem jungen Manne, der sich jetzt davon zurückziehen will. Wollen Sie, bitte, einen Blick auf Ihr Verhältnis zu unserm allverehrten Fürsten werfen, sich klarmachen, mit welchem unentwegten, gläubigen Enthusiasmus er hinter Ihnen steht! Wie sollen wir ihm, wenn Sie zurücktreten, Ihr Verhalten verständlich machen?“

„Diese Aufgabe bliebe mir.“

„Nun, ich habe mich für die Ihrige, wie Sie mir zugeben werden, rückhaltlos eingesetzt. Ihre Hamletidee aus drei Gründen gefördert: Der Fürst sehnt sich nach einem bißchen Geistigkeit, und sie war dem sonst recht öden Hofleben zuzuführen. Die Idee selbst, Ihre Hamletidee, verdient dann als vielleicht wichtigste Ursache Förderung — und, last but not least, als drittes, Herr Doktor, Sie selber.“

Und nun wollen Sie mich in der Patsche sitzen lassen?

Sie reisen ab. Morgen sind Sie vielleicht über alle Berge. Ich habe den Ansturm auszustehen, wenn Sie den Kladderadatsch zur Tatsache machen. Mein unent-



wegter Glaube an Sie verspricht den Leuten einen erlesenen Schmaus. Die Küche wird zur Verfügung gestellt. Sie sind der Chef, keine Kosten werden gescheut. Und plötzlich, eh noch alles zur Hälfte fertig ist, wenn aber bereits das Wasser den Leuten im Munde zusammenläuft, läuft leider auch der Koch aus der Küche. Die Gäste kommen, wollen an der Tafel Platz nehmen, und ich habe das Amt, das höchst undankbare Amt, ihnen das Geschehene mitzuteilen. Bei Gott, ich verlange außer dem versprochenen Schmaus keinerlei andere Dankbarkeit. Nur stellen Sie mir, der ich Ihre Aufgabe nach Kräften zu fördern mich bemüht habe, nicht eine andre Aufgabe, an der ich mir möglicherweise, ja höchst wahrscheinlich, die Zähne ausbeiße.“

Erasmus war an diesem Morgen ziemlich gestärkt aufgewacht. Mit einem tiefen, traumlosen Schlaf hatte die Natur ihr Recht genommen. Es ist ja schließlich dafür gesorgt, daß der Leibeigene und Fröner des Lebens sein großes Pensum nicht ohne Ruhepausen hinter sich bringen muß. Überall gibt es solche Pausen. Eine ist Tiefschlaf für Körper und Geist. Aber sie finden sich auch im Wachen. Körperleistungen, bis zur Ermüdung geführt, werden eine von der andern nach dazwischengesetzter Pause abgelöst. Ebenso ist es mit geistigen Leistungen. Jeder Affekt, bis zum Gipfel geführt, geht in Ruhe über. Tiefste Trauer wird gelegentlich immer wieder von einem heiteren Vergessen bedeckt. Eine Schicht, von Augenblicksreizen belebt, überzieht immer wieder, sei es den allzu starken Liebes-, Entsagungs- oder Trennungsschmerz. Unmöglich wären die Kämpfe der Seele so lange zu ertragen und fortzuführen, wenn nicht das äußerlich tätige Leben sie regelmäßig und täglich auf Zeiten stillegte.

Da liegen nun alle die Hamletkostüme, wollte Doktor Ollantag fortfahren. Es tat nicht not. Denn

gerade diese Kostüme hatten ihre Wirkung auf Erasmus bereits getan, in einem fesselnden Sinne. Und während Gram, Verbitterung, Mißmut und Reue nur noch einen kaum vernehmlichen Unterton bildeten, trat der Marschschritt des tätigen Lebens seine Herrschaft an.

Auf dem Wege zum Schloß, im Park, traf man auf Syrowatky, diesen nun im eigentlichen Sinne um seine Herrschaft betrogenen Dänenprinzen, der, beängstigende Blässe in seinem nicht unedlen Angesicht, den Gruß des Bibliothekars erwiderte und geflissentlich Doktor Gotter schnitt. „Soll ich ihm nachgehen?“ fragte dieser. „Im Grunde tut er mir schrecklich leid.“

„Sie meinen, er gäbe jetzt vielleicht einen besseren Hamlet ab, nachdem er durch eigene Schuld diese bittere Pille hat schlucken müssen?“ Lächelnd sagte es Doktor Ollantag und fügte hinzu: „Übrigens hat jedes Ding zwei Seiten, Herr Doktor. Mitleidige Herzen gibt es genug. Wer unterliegt, findet wohl auch gelegentlich auf unerwartete und überraschende Weise seinen Tröster. Zum Beispiel hat dieser Hamlet bei seiner und Ihrer Ophelia bisher kein Glück gehabt. Heute morgen aber sind beide gesehen worden, notabene gestern morgen gegen fünf, Syrowatky nämlich und Irina Bell, bei der Rückkehr von einer Landpartie.“

„Was Tausend!“ sagte Erasmus und lächelte.

Baron Cramm, der Maler, hatte ein Knabengesicht, das sich oft plötzlich mit einer breiten Belustigung überzog. Schon bei der ersten Besprechung über die Ausgestaltung der Hamletbühne faßte Erasmus Neigung zu ihm. Weit mehr Künstler als Aristokrat, schätzte und liebte er die Boheme und betrachtete die damit verbundene Libertinage sowohl mit Humor als mit Weitherzigkeit:

„Die Kleine hat ihre Meriten, Teufel nochmal! Ich weiß wirklich nicht, ob ich nicht die Hamletrolle mit

Vergnügen ausliefern würde für das, was sie Syrowatky gegeben hat.“ Man lachte zu dreien, aber Erasmus nicht über das gleiche, was den beiden andern Lachreiz verursachte.

Die Sonne schien durch die bunten gotischen Fenster auf die alten Tapisserien der Galerie, wo auf altertümlichen Truhen und Lehnstühlen Kostüme und Requisiten ausgebreitet waren. Kaum hatte man sich auf oberflächliche Weise ein wenig mit ihnen beschäftigt, als am Ende des langen Ganges der Rollstuhl erschien, aus dem im Näherkommen der fürstliche Insasse lebhaft mit der Hand winkte.

„Schön, daß Sie da sind“, sagte er. „Wie? Also ist die Revolution beigelegt? Was? Die Kostüme sind hier? Wo? Doktor Gotter, erzählen Sie doch: was hat sie gesagt? Was sagte die Rößler? Was sagt sie über den Oberhofmeister? Ein bißchen frech, wie? Aber sie hat ganz auffallend recht, Ollantag. Der Schuldirektor befoffen vor der Destille? Ausgezeichnet! Wirklich zum Lachen! Wirklich ausgezeichnet ist diese Vorstellung!“

Man zeigte dem Fürsten das Hamletkostüm. „Durchlaucht geruhten zu fragen, warum so dunkel. Wollen Durchlaucht sich gütigst erinnern, daß Hamlets Vater gestorben ist.“ — „Aber man hat damals vielleicht in Weiß getrauert?“ — „Wollen Durchlaucht erwägen“, bemerkte Ollantag, „daß Hamlet selbst seine Tracht schildert. Er sagt zur Mutter: ‚Nicht bloß mein düsterer Mantel, gute Mutter, noch die gewohnte Tracht von ernstem Schwarz.‘“ — „Richtig, ja, das hatt' ich vergessen! Aber wer wird nun den Hamlet spielen, wenn Syrowatky ausgeschieden ist? Doktor Gotter, Sie sollten ihn spielen!“

Erasmus betrachtete gerade einen der beiden altertümlichen Stoßdegen, die man über Hamlets Mantel gelegt hatte. Ihr Anblick, die schöne Galerie, die Gegenwart des Fürsten, verbunden mit dem Hamletgedanken,

dies alles entrückte ihn. Er war bereits, ehe der Fürst es wünschte, insgeheim zu Hamlet geworden. In einem Nu stand der Inhalt des ganzen Werkes, stand das ganze Gedicht vor seiner Seele, die ganze zeitliche Reihe zeitlos oder wenigstens in einem einzigen Augenblick und ebenso auch die ganze räumliche Welt des Hamlet: alle Gestalten und alle Bewegungen als eine Gestalt und eine Bewegung, lebendige Einheit und Gegenwart.

Unversehens fand sich Erasmus eingehüllt in jene Verzauberung, welche das Theater mit sich bringt.

Es bedurfte somit nur weniger Worte, um ihn zu veranlassen, das Hamletkostüm anzulegen. In einem anstoßenden Kabinett ward er von dem Maler-Baron, dessen Augen, weit und eifrig aufgetan, eine Art boshafter Überrumpelungsfreude nicht verbergen konnten, eilig und gleichsam triumphierend ausstaffiert. Alle zeigten sich sehr befriedigt, als er wieder sichtbar ward.

Die Gesellschaft hatte sich um einige Personen, unter denen auch Prinzessin Ditta und eine Hofdame waren, vermehrt. Der Maler ging sofort auf sie zu und bewog sie auf die Art, die er Erasmus gegenüber soeben erfolgreich ausgeübt hatte, sich in eines der Opheliengkostüme kleiden zu lassen. Und nun konnte man merken, worauf es abgesehen war: wie durch Zufall eine Szene herbeizuführen.

Äußerst angeregt, belustigt und gespannt, hatte der Fürst ein winziges Einglas vor sein rechtes Auge gebracht und sagte in einem fort: „Sehr gut! Ausgezeichnet! Famos! Die Prinzessin sieht prächtig aus, wie? Ollantag! Und, wie? Jeder Zoll ein Prinz, nicht? Dieser junge Mann, Hamlet, Prinz von Dänemark! Hamlet, Prinz von Dänemark!“ wiederholte er mehrmals, gleichsam bestätigend.

Hamlet hatte eine Perücke aufgesetzt, bis zur Schulter reichendes, dort ringsum gerade abgeschnittenes blondes

Haar, wie es die englischen Porträts des jüngeren Holbein aufweisen. Die ganze Verkleidung und besonders dieser Umstand wirkten verändernd auf des jungen Menschen ganze Wesenheit. Ohne weiteres war er bereit, auf den Vorschlag Ollantags einzugehen und die schöne Schloßgalerie zum Schauplatz jener weltberühmten Szene zu machen, die zwischen Hamlet und Ophelien sich begibt, ebenfalls in einer Galerie, der des Schlosses zu Helsingör. Hoch errötend ward Ditta seine Partnerin.

In der Galerie wurde ein Raum für die Spieler freigemacht. Hamlet zog sich vorerst an das Ende des langen Ganges zurück, um von da langsam, langsam heranzuwandeln. Ollantag übernahm es, die wenigen Worte zu lesen, mit denen Polonius die Szene einleitet:

Geht hier umher, Ophelia! — Gnädigster,  
laßt Platz uns nehmen! — *Zu Ophelia:*

Lest in diesem Buch,  
daß solcher Übung Schein die Einsamkeit  
bemäntle. Wir sind oft hierin zu tadeln —  
mit frommem Wesen überzuckern wir  
den Teufel selbst...

Ich hör' ihn kommen. Ziehn wir uns zurück!

Hamlet, denkt Erasmus, ist dazu verurteilt, in seinem Gemüt eine Waage zu beherbergen, welche selbsttätig auf die allerkleinsten Wägbarkeiten, im Moralischen ganz besonders, reagiert. Sinnlich unbemerkt kleine Partikelchen setzen sie außer Gleichgewicht. Geringste Störungen aber ihres Gleichgewichts sind mit Schmerzen verbunden. Hamlet zeichnet eine Sehergabe aus von einer fürchterlichen Art. Wenn er von Dingen spricht, die er durch ihre Vermittlung sieht, weiß seine blinde Umgebung nicht, wovon die Rede ist. Die Welt, in welcher Prinz Hamlet lebt, ist eine andre als die, in welcher seine Umgebung lebt. Sie legt ihm drückende und pressende Lasten auf. Er muß mit den Bitterkeiten

seiner Dialektik und jeder Abwehr des Geistes dawider angehen, wenn er nicht unter Ängsten, Schaudern des Grausens sowie unter jeder Art Ekel und Protest ersticken will. Warum sich übrigens deutlich ausdrücken, da ja auch Deutlichkeit fast unbedingt und überall mißverständlich ist? Verhüllen wir also noch das Schwerverständliche! So grübelnd, schreitet Hamlet-Erasmus eine Weile in der Galerie hin und her, steht zuweilen still und blickt, ohne eigentlich anders als nach innen zu sehen, durch eine Klappe der bemalten Fenster ins Freie. Er bemerkt nicht, daß Ophelia ihm entgegenkommt:

Mein Prinz, wie geht es Euch seit so viel Tagen?

Die Art, wie Ditta diese Worte hervorbrachte, war durch Zufall musterhaft und verriet Opheliens ganze Lage. Die natürliche Ängstlichkeit der Prinzessin, auf deren köstlich goldenem Scheitel die Sonne lag, schien Gewissen zu sein. Sie wußte, daß sie zu einem Zweck, der sich wider ihren Geliebten kehrte, benützt und mißbraucht wurde. Schlecht, ja geradezu grundschlecht war die Rolle, wie sie jetzt erst fühlte, die man ihr aufgedrungen hatte und die sie hätte ablehnen müssen, was ihre Weigerung, sie zu spielen, auch immer an Unannehmlichkeit für sie nach sich gezogen hätte.

Mein Prinz, wie geht es Euch seit so viel Tagen? —

Und Hamlet gibt zur Antwort:

Ich dank' Euch untertänig; wohl!

Bevor Erasmus nach langem Schweigen, während er Ophelien betrachtete, diese Worte sprach, entwich jeder Blutstropfen seinem Gesicht, so ersichtlich, daß selbst der nervenlose Oberhofmeister, der sich inzwischen im Hintergrund aufgepflanzt hatte, davon betroffen ward. Irina war mit ihm eingetreten. Niemand außer Erasmus wußte, daß allein dies die Ursache seines Er-

blässens war. Als sein Auge, aufgescheucht und angstvoll-mißtrauisch forschend die Galerie abgesucht und sich dann zurückgefunden hatte, durchbohrte es, gleichsam weiterforschend, Ophelien, und Zweifel darüber konnte fortan nicht weiter bestehen, daß er das abgekartete Spiel durchschaut hatte. Er wird durch Opheliens nächste Worte für einen Augenblick außer Fassung gesetzt:

Mein Prinz, ich hab' von Euch noch Andenken,  
die ich schon längst begehrt, zurückzugeben.

Ich bitt' Euch, nehmt sie jetzo!

Das ging zu weit, er hatte es nicht erwartet. Wie wenn er eine Otter berührt hätte, schreckt er zurück, verwirrt er sich:

Nein, ich nicht!

Ich gab Euch niemals was.

OPHELIA

Mein teurer Prinz, Ihr wißt gar wohl, Ihr tatet's,  
und Worte süßen Hauchs dabei, die reicher  
die Dinge machten. Da ihr Duft dahin,  
nehmt dies zurück! Dem edleren Gemüte  
verarmt die Gabe mit des Gebers Güte.

Hier, gnäd'ger Herr.

Was ging nach diesen heuchlerischen und durchaus erlogenen Worten in der Seele Erasmus-Hamlets vor? Er blickt sie an, durchblickt sie und lacht bitter:

Haha, seid Ihr tugendhaft?

Er legt den Ton dabei auf das „Ihr“. Nämlich so ist sein Gedankengang: Ich selbst betrachte mich als durchaus nicht tugendhaft, vielmehr als einen Inbegriff aller Schwächen und vieler Laster. Ich könnte mich, wird er später sagen — und erwägt er jetzt — solcher Dinge anklagen, daß es besser wäre, meine Mutter hätte mich nie geboren. Ich bin sehr stolz, rachsüchtig, ehrgeizig. Mir stehen mehr Vergehungen zu Gebot, als ich Gedanken

habe, sie zu hegen, Einbildungskraft, ihnen Gestalt zu geben, oder Zeit, sie auszuführen. Aber, so schließt er innerlich: Ihr, die scheinbare Blume der Unschuld, seid nicht besser als ich.

Haha, seid Ihr tugendhaft?

OPHELIA

Gnäd'ger Herr?...  
und wiederum:

HAMLET

Seid Ihr schön?  
mit der Betonung auf dem „Ihr“.

OPHELIA

Was meint Eure Hoheit?

Er meint, Ophelia sei in diesem Augenblick weder tugendhaft noch schön, ebensowenig tugendhaft, ebensowenig schön wie er selbst, und indes ihm diese Erkenntnis sich aufdränge, liebe er sie nicht mehr.

Auf eine von keinem der Hörer und Zuschauer geahnte Weise wirkte das persönliche Schicksal des jungen Erasmus in das dargestellte Hamlets hinein, ward eins mit ihm und gab ihm, wie Ollantag später sagte, eine Wahrfahigkeit, die unheimlich anmutete. Unter dem Blicke Irinas, der ihn förmlich vor aller Welt bloßstellte, während er sich, allein durch ihre Gegenwart, schon für einen Überführten hielt, dem Hohn, der Verachtung, der Abneigung, ja dem Ekel der Zuschauer preisgegeben, lehnte sich Erasmus mit den Worten Hamlets und im Anblick der lügenhaften Unschuld dawider auf. Wie weit entfernt war diese edelgeistige Welt von der Wirklichkeit des tierischen Triebes! Das Kornfeld, in dem er mit Irina gelegen, tauchte auf. Eine Verbindung zwischen dort und hier gab es nicht. Hier wurde das Tier völlig abgeleugnet: Mensch, Sprache, Dichtung, Geist, Kostüm, Übereinkunft in Lüge war es, was an seine Stelle trat. Das Tier war da, aber unterirdisch und maulwurfshaft.



Aufgetaucht, aus dem Grunde aufgestoßen, hatte es hier keine andere Möglichkeit, als schmachbedeckt sich selbst zu vernichten. Und Prinz Hamlet: er litt wie kein anderer unter der Tatsache „Tier“. Der Mensch, der Halbgott, der Heros schwebte ihm vor. Sein Wesen war in zwei Teile gespalten, nicht ein Ganzes, wie jenes des Oberhofmeisters. Er verzehrte Irina mit brennenden Augen. Und dieses parfümierte und kostümierte Tier durfte ungestraft auftauchen. Es schritt in der gebotenen, fadenscheinigen Maskerade umher, als wenn sich ein Ochse die Hörner hätte vergolden und Manschetten über die gespaltenen Vorderhufe streifen lassen. Ein Fasching, denkt Hamlet, ein Karneval! Aber ich bin diesem Fasching nicht gewachsen. In solchen Augenblicken verleugnet mein ganzes Wesen das Tier. Ich habe es draußen im Kornfeld gelassen. Dies ist mein Geheimnis. Auch nur dieses Geheimnis preisgeben, hieße für mich, ganz anders als für den Oberhofmeister, in diesem Kreise mir selbst unmöglich sein.

Was war das nun wieder, denkt es in Erasmus, nachdem er den schwarzen Mantel abgelegt hatte und, nicht gerade geistesgegenwärtig, Einzellob des Fürsten und des übrigen kleinen Publikums einheimste. Durch eine überraschende Wendung überkam mich zum ersten Male das gesamte innere Wunder der Schauspielkunst. Das gestand er sich ein, dem dachte er nach. Irgendwie lag Erneuerung, lag Befreiung, lag Entrückung darin.

Schon die Hülle des schwarzen Mantels umgab ihn gleichsam mit einer Welttrauer, in der seine vereinzelt unterging. Imagination und Exaltation, verbunden zu einer kunstvollen Gegenwartsaktion, brachten ein Mirakel zustande, wie wenn ein Ertrinkender plötzlich die Fähigkeit erhielte, trockenen Fußes über die Oberfläche des Wassers dahinzuschreiten. Die Beherrschung des Schicksals in dieser Kunst mag scheinbar sein, aber

sie hilft dem, der sie wahrhaft ausübt, es irgendwie leichter ertragen und überwinden.

Mit dieser Erkenntnis saugte das Theater Erasmus auf besondere Weise wiederum an, und er fühlte sich neu seiner Magie verfallen.

Auch Kandidat Luckner war zugegen. Man kann nicht sagen, daß er aufdringlich war, aber seine konziliante Art und gesellschaftliche Sicherheit öffneten ihm die Türen. Er drückte seine Bewunderung nicht Erasmus, sondern der Prinzessin aus und schwieg geflissentlich, als diesen das allgemeine Lob umbrandete. Was er Cramm, Bourtier und auch Ollantag ins Ohr tuschelte, betraf seine eigene Auffassung dieser Hamletszene, die sich durchaus von der eben gehörten und gesehenen unterschied. Das ganze Ereignis, improvisiert und wohl ungewöhnlich geglückt, äußerlich aber anspruchslos, war für Erasmus, ohne daß es jemand, vielleicht Prinzessin Ditta ausgenommen, ahnen konnte, von schicksalhafter Bedeutsamkeit. Nun während des Spiels hatte er zum ersten Male seit dem Vortrag im Marmorsaal die Prinzessin wieder mit dem göttlichen Auge von damals gesehen: und es ging ein Licht von ihr aus, ein golden-sonnenhaft-apollinisches, das die Erscheinung Irinas verblassen machte. Noch nicht zweimal vierundzwanzig Stunden nach dem Niederbruch seines ganzen Wissens von sich im unwiderstehlichen Sturme einer Leidenschaft fand er das dämonische Bild durch ein anderes vernichtet, dessen Holdheit und Hoheit nur durch eine Herkunft von Göttern erklärbar schien.

Was für ein Grad von Zuverlässigkeit ist noch in mir, wenn ich mich unwillkürlich so gründlich verwandeln kann? Auf was kann ich bauen, was hab' ich von mir noch fest in der Hand?

Er wollte sich gar nicht mehr in der Hand haben. Der niedrige Eros war von dem hohen abgelöst. Nicht einmal an Kitty dachte er mehr, als diese Ophelia ihm mit

jedem Atemzug, jedem bebenden Wort, jedem kindlich verlegenen Stocken der Rede, gerade unter dem Zwange zu heucheln, ihre Liebe verriet. Und was erschlossen nicht diese Augen mit den langen goldigen Wimpern, die eine besondere Sprache führten, über alle Worte hinaus!

Und doch, wie wunderbar war sie wiederum und wie rätselhaft! Während Luckner sie mit Äußerungen der Begeisterung gleichsam überschwemmte, inhalierte sie, scheinbar gleichgültig in ein Fauteuil gelehnt, Zigarettenrauch und hüllte sich in graue Gewölke. Ob sie zuhörte, wußte man nicht, keinesfalls war der Ausdruck ihres Gesichtes — blasiert, fast böse! — irgendwie dem ähnlich, den sie Erasmus im Spiel gezeigt hatte.

„Der Fürst“, sagte Doktor Ollantag, „hat eben einen Vorschlag gemacht: Wie wäre es, wenn die Paare alternierten und meinethalben bei der ersten Vorstellung Syrowatky und Irina Bell Hamlet und Ophelia, bei der zweiten Doktor Gotter und die Prinzessin das gleiche Paar darstellten — oder umgekehrt?“

Wenn Ihre Durchlaucht, die Prinzessin, die Gnade haben, um des Geburtstags Seiner Durchlaucht willen, sich herbeizulassen, die Ophelia darzustellen, kann dies natürlich nur am ersten Tage sein. Es geht nicht anders, so sehr ich an sich den schweren Verzicht zu würdigen weiß, den wir unserer kleinen Irina Bell zumuten. Trotzdem bin ich gewiß, daß sie in einem solchen Fall gern zurücktreten wird.“

„Ich mache mir aus der ganzen Rolle nichts“, hörte Erasmus Irina sagen: er gab sich keinem Zweifel darüber hin, daß dies eine schmerzliche Lüge bedeutete.

„Was mich betrifft“, sagte die Prinzessin hart, „wollen Sie, bitte, keine Angst haben. Mein Komödianten-ehrgeiz ist ebenso stark wie meine Neigung, Steine zu klopfen.“

Das war eine diabolisch häßliche Äußerung, die als

solche von allen empfunden und stillschweigend mißbilligt wurde.

Als Erasmus nach der Kostümprobe mit dem seltsamen Ausgang zum Mittagessen ging, kam ihm Syrowatky entgegen und schritt ohne Gruß an ihm vorbei. Erasmus hatte sich innerlich mit ihm ausgesöhnt, fand aber doch, daß er nach dem, was vorgefallen war, nicht die Möglichkeit hatte, zuerst zu grüßen.

Statt gegen sein Ziel, das Hotel Bellevue, bog er nach dieser Begegnung mehr in das Innere des Parkes ein, um über die Behandlung des Falles Syrowatky womöglich zu einem Entschluß zu kommen.

Da nun einmal das angefangene Werk fortgeführt werden mußte und der fürstliche Geburtstagstermin nicht verschiebbar war, galt es wohl oder übel auf dem bereits Vorhandenen weiterzubauen. Schon äußerlich brachte Syrowatky dies und das für die Hamletrolle mit, vor allem aber die Leidenschaft, sie zu verkörpern, in einer Stärke, die von niemand zu überbieten war. Erasmus setzte mit Recht voraus, daß er mit ihm sowie mit dem ganzen Ensemble nach dem mißglückten Putsch, was die Geltendmachung seiner Ideen betraf, keine Schwierigkeiten mehr haben würde.

Um aber bei der morgigen Probe sogleich mit dem Anfang beginnen zu können, statt mit dem Für und Wider von Umbesetzungsfragen disputierenderweise Zeit zu vergeuden, beschloß er, den Stier bei den Hörnern zu packen und Syrowatky in seinem Hotel aufzusuchen.

Das Erstaunen des doch recht dünkelfhaften Mimen war grenzenlos, als Doktor Gotter gemeldet wurde und eine Minute später ins Zimmer trat.

Als er indessen den versöhnlichen Worten des jungen Dramaturgen in dem Gedanken, er sei unentbehrlich und man brauche ihn, mit einem Stich ins Hochfahrende glaubte begegnen zu können, wurde ihm klar, daß er sich getäuscht hatte.

„Ich komme zu Ihnen“, sagte Erasmus, „weil Sie in das Triumvirat hineingehören, ohne das die ganze doch sehr hübsche Unternehmung nicht vorhanden wäre. Schließlich haben ja Sie, Jetro und meine Wenigkeit gemeinsam die Sache in Schwung gebracht. Der eigentliche Keim steckte in meinem Hamlet-Büchelchen, das die Jelängerjelierberlaube wie die Glucke das Ei bebrütete. Das ungesuchte Zusammentreffen aller Faktoren in diesem Granitz zur Entwicklung des Keimes war unbedingt schicksalhaft. Es widerstrebt mir zunächst, aus dem nun einmal gegebenen organischen Zusammenschluß lebendiges Gewebe operativ herauszuschneiden, es sei denn, daß Sie mir sagen oder beweisen, daß es geschehen muß.

Sie werden selbst nicht glauben, daß jemand, Sie oder ich, unersetzlich ist. Mit dem oder jenem der hiesigen Schauspieler, vielleicht sogar mit dem Kandidaten Luckner, würde ich mich getrauen, das Hamletdrama flottzumachen. Wären Sie heute in der Schloßgalerie gewesen, Sie hätten eine wunderbare Ophelia kennengelernt: Prinzessin Ditta, die nie auf der Bühne gestanden hat. Freunde, sogar der Fürst, die mich dabei allerdings stark überschätzten, verlangen sogar den Hamlet von mir.

Nein! So töricht, zu glauben, ich könne die Rolle schauspieltechnisch bewältigen, bin ich nicht, wenn sie auch geistig mir ganz und gar geläufig ist. In dem, was mir fehlt, im Technischen, das eine Gestalt durch drei Stunden und länger vor den Augen des Publikums sich bewegen, handeln, kämpfen und sich mitteilen läßt, sind mir die meisten Berufsmimen über. Und selbstverständlich auch Sie, werter Herr Syrowatky, der Sie in meinen Augen ein vollwertiger Berufsschauspieler sind; außerdem habe ich diesmal anderes zu tun auf der Bühne.

Das Lange und Kurze von dem, was ich sagen will, wäre der Wunsch, daß Sie mit Ja oder Nein erklären,

ob Sie von der Partie sind oder nicht. Wo nicht, so brauchen Sie sich keinesfalls — ich kann Sie hierin durchaus beruhigen — den Vorwurf machen, Sie hätten die Sache zum Scheitern gebracht.“

Als der junge, schöne und reiche Mensch und Theater-narr den Amateurdramaturgen nach dem Kalabreser greifen sah, den er seltsamerweise trug, brach er auf klägliche Weise zusammen. Und als Erasmus Zeuge dieses völlig hemmungslosen Weinens und Schluchzens war, wollte er vor sich selbst den kürzlich erlittenen, gleichen, unmännlichen Paroxysmus nicht wahrhaben. Es half nichts. Und während er mit der Scham kämpfte, stieg ein starrer Entschluß zugleich in ihm auf: den Wechselfällen des Lebens niemals wieder als kläglicher Unmann gegenüberzustehen.

Nachdem Syrowatky sein Verhalten in der Revolte mit Weinen und Schluchzen teils entschuldigt, teils anderen zur Last gelegt hatte, schlug Erasmus vor, das Ganze als ungeschehen zu betrachten. Und mit diesem Vorschlag ward in der Tat alles wieder auf den Status quo ante zurückversetzt.

In einer geradezu musterhaften Harmonie wurden am folgenden Tage die Hamletproben wieder aufgenommen und durchgeführt. Erst jetzt, so schien es allen, war der echte Geist in die Sache gekommen. Man fühlte, daß man inmitten jener fruchtbaren Spannung arbeitete, die alles in sich beschloß und vorwärtstrieb.

Die Erfahrung, die sich indessen im Laufe der Arbeit Erasmus aufdrängte, offenbarte ihm zum erstenmal eine Seite des Bühnenmysteriums.

Die Vorgänge des gespielten Gedichtes lösten sich mehr und mehr vom Texte los und gewannen ihr eigenes Leben, dessen gebieterischer Fluß den Text in sich auflöste, wie die Kerzenflamme das Wachs. Dieser Prozeß war, wie Erasmus mit Entdeckerfreude erkannte,

wesentlich schöpferisch. Wenn er seinen Anfang nimmt, beginnt das geschriebene Werk in das gesprochene und agierte hineinzusterben, um, verwandelt wie die verlarvte Raupe, in einem Schmetterling Auferstehung zu feiern.

Die Damen agierten in hellen Sommerkleidchen, die Herren in weißen Hosen und Sporthemden; trotzdem belud sich szenenweise die Luft des dämmrigen Theater- raumes mit dem Alp der hamletischen Psychomachie und löste bereits jene eisigen Schauer aus, die geahnter Mord und Blutdunst mit sich führen.

Erasmus erschrak, wenn er auf das Büchlein herunter- blickte, aus dem die Dame im Souffleurkasten dem Gedächtnis der Darsteller nachzuhelfen hatte: es enthielt seine Hamletbearbeitung. Nun, heute, wie sah das Textbuch aus! Dermaßen hatte darin der Rotstift ge- wütet, daß es schien, als könne von den Worten der Dichtung nichts mehr übriggeblieben sein. Er selbst hatte dem Werke alle diese unzähligen Wunden ge- macht, und so war er, der es aus dem zerstückelten, zusammenhanglosen und geschrumpften Zustand wieder- erstehen lassen wollte, selbst im Handumdrehen zum Werkzeug der Zerstörung geworden.

Was war von diesem Verfahren zu halten? fragte er sich. War es in jedem Fall eine Unumgänglichkeit oder nur in der Mehrzahl von Fällen, wo mit einem zu kleinen Rahmen des praktischen Theaters gerechnet werden muß? Natürlich allein in diesen Fällen. Aber die letzte, die höchste Verkörperung der dramatischen Idee blieb doch ein Glücksfall von äußerster Seltenheit. Es mußten dabei, schon was den Aufbau betraf, eine Fülle schwer zu vereinender Faktoren zusammenwirken. Wahr- scheinlich würden die Stücke vergessen werden, die Theater leerstehen, wenn man nur auf einen dergleichen göttlichen Zufall warten wollte.

Die Zerstückelung und Zersetzung des originalen

Hamletwerkes würde demnach als eine natürliche, ja legitime zu erachten sein. Sie hätte aber den schlimmen Effekt nicht erreichen können, wenn ein unantastbarer Grundtext irgendwo niedergelegt worden wäre, ein Verfahren, das bei neueren Werken, durch die Gepflogenheit gedruckter Ausgaben, selbstverständlich ist.

Das Erlaubte und Gebotene bei der Bühneneinrichtung wird leider meist vom Unerlaubten und Verbotenen begleitet. Wo rütteln wohl Stürme mehr und wilder an einem Baum, als an einem Bühnenwerk durch die Jahrzehnte, geschweige die Jahrhunderte gerüttelt wird? Man hält es für einen Verjüngungsprozeß, wenn man den Körper eines Werkes, wie den alten Menschen im Märchen, in Stücke schneidet und im Kessel kocht, und betrachtet den Erfolg mit der gleichen Genugtuung, als wenn er dadurch, wie der Greis im Märchen, wieder in den Vollbesitz seiner frischesten Jugend gelangt wäre.

Was ist jedermanns Dünkel, jedermanns Willkür, jedermanns Brutalität so ausgeliefert wie ein Theaterstück! Erasmus erinnerte sich, welche kläglichen Torsen große Schauspielvirtuosen aus Stücken wie „Kaufmann von Venedig“, „König Lear“ und anderen gemacht hatten. Auch kleine Schauspieler wüten hier im Papier wie Heuschrecken, vor allem jedoch tut das der Bearbeiter, der sich jedesmal den zweiten, den besseren Dichter dünkt und den Urheber mit gewissenlos schludriger Hand korrigiert. Und ich? Tue ich etwa auch dergleichen?

Und doch liegt in alledem, dachte Erasmus, nur Entartung einer Berechtigung. Nie geht es im einzelnen Falle ohne jenes Mysterium, in dem das lodernde Opferfeuer der Bühne ein Textbuch zu Asche verbrennt. In dieser Vernichtung liegt sein höheres Leben. Grad und Umfang aber der Flamme und des Lichts hängen, wie gesagt, von der gegebenen Feuerstelle ab, und man wird nur so viel Brennstoff des Werkes verbrauchen, als der



Ofen vertragen kann, ohne zu zerspringen oder selbst zu verbrennen.

Beim Nachdenken über ein rätselhaftes Bühnenproblem rückte sich die Hamlet-Verstümmelung vor dem geistigen Auge des Dramaturgen in ein besonderes, neues Licht. Sie stellte sich eben auch als eine natürliche, mit seinem wahren Beruf verknüpfte Zersetzung und Verwitterung des Textes dar. Dieser war unzählige Male verkohlt, und ein abseitsgehaltenes, unverbrennbares, unantastbares Original gab es nicht.

Je weiter die Proben fortschritten, desto mehr entwickelte sich in Erasmus die Bildnerleidenschaft. Die Worte, die Bewegungen der Schauspieler auf der Bühne wurden von ihm in seiner Seele gleichzeitig ausgeführt und ihre Empfindungen gleichzeitig durchlebt. Aber diese immaterielle Wiedergeburt vervollkommnete und setzte fort, was der Schauspieler verfehlte oder unvollkommen ließ, und wirkte so fördernd auf die Bühne zurück. Unzählige Male sprang der junge Dirigent gleichsam lodernd vor Leidenschaft über den kleinen Holzsteg auf die weltbedeutenden Bretter, um eine Idee, eine Intuition, einen Gedanken für den Schauspieler fruchtbar zu machen und damit in Wirklichkeit umzusetzen. Er unterbrach oder feuerte an, er drängte auf Vertiefung des Erlebens, Verinnerlichung des Wortes und jene Wahrheit im Ausdruck, die zugleich so licht und überzeugend ist. Obgleich das, was er machte, Theaterarbeit war, hörte man ihn doch immer wieder mit entsetzter Mißbilligung: „Das ist Theater! Das ist Theater!“ rufen, weil die Schauspieler in die schauderhafte Unnatur einer süßlichen und geschraubten Sprechweise zurückfielen, die leider noch heut bei Bühnen üblich ist. Überhaupt bekämpfte er so ziemlich alles, was die Darsteller bis dahin gewohnt waren. Besonders das Laute, das Schreien mußten sie ablegen. Anderer-

seits sprachen sie gelegentlich so leise, daß es schien, als ob sie stumm wären. Erasmus hatte ein sicheres akustisches Gefühl. Er wußte, wie weit sein Arm, und er wußte, wie weit seine Stimme reichte. Wie er seine Hand überallhin in ihrem Bereiche präzise lenkte, so konnte er das mit seiner Stimme, eine Fähigkeit, die, wie er mit Staunen sah, bei den meisten Schauspielern nicht genügend entwickelt war.

Es kommt auf der Bühne auf den beseelten Ausdruck des ganzen Körpers an. Hier mußte Erasmus besonders nachhelfen. Die Körper der meisten Darsteller hatten nichts mit den Regungen ihres Bewußtseins zu tun. Ihre Hände hatten nichts Sprechendes. Sie wußten nicht, daß selbst in den Bewegungen der Beine und der Füße Denken, Fühlen, Fürchten, Hoffen und Vollbringen, kurz, jede Regung der Seele spürbar ist. Was hatte Erasmus nicht für Mühe und Not, die Darsteller vom Souffleurkasten wegzubringen, um den sie sich drängten, nicht etwa, weil sie ihre Rolle nicht gut gelernt hatten, sondern weil sie dort, nahe und allseitig sichtbar, dem Publikum sich und ihre Tiraden servieren wollten. Kein Zweifel, daß sich jeder einzelne Darsteller dessen vor allen würdig hielt und es in seiner Eitelkeit als einen Raub an sich und dem Zuschauer betrachtete, wenn er wohl gar einmal auf den Wunsch des Regisseurs dem Parkett den Rücken zuwenden mußte.

Erasmus wollte nicht Teile, noch so reizvoll und bestechend, sondern ein Ganzes mit seinem „Hamlet“ hinstellen. Er hat „die Teile in seiner Hand, fehlt leider nur das geistige Band“: mit diesen Worten charakterisierten sich alle Hamletvorstellungen, die er gesehen hatte. Drama ist Kampf: in diesem stehen sich nicht etwa ein entschlossener und ein unentschlossener Kämpfer gegenüber, sondern Prinz Hamlet und sein Oheim Claudius, die beide, im Anfang nur bedingt zum Kampf entschlossen, später Gegner auf Tod und Leben sind.

Ohne Hamlet kein König Claudius, kein Hamlet ohne König Claudius. Es ging nicht an — nach der Meinung des jungen Spielleiters —, einen von beiden zu vernachlässigen und den anderen auf Kosten des Vernachlässigten herauszuheben. Bisher war dies immer mit Hamlet geschehen, und Claudius wurde zur Beiläufigkeit. Auf zwei starken Säulen jedoch ruht das Stück: Hamlet und Claudius. Diese zwei mächtigen Gegner, wie Hamlet sagt, treten in ihm zum Zweikampf an, und das Werk ist voll vom Funkengestiebe, das von ihren Degen spritzt. Fort mir dieser verdammten Sentimentalität — diesem mißverstandenen Werthererbe —, die aus Hamlet einen ariensingenden Solisten macht, einen Flenner und Winsler. Nein, es sind zwei vollbürtige Gegner und Hasser da, und es geht hart auf hart. Vom furchtbaren Kampf erschöpft, apathisch und gleichgültig, tritt Hamlet am Schluß in den scheinbar spielerischen, wirklichen Zweikampf mit Laertes ein. Und an diesem Possenspiel nach dem Ernst muß er sterben. Der Gegner hat ihm die Schlinge gelegt, in der Apathie seiner Erschöpfung ist er achtlos hineingetreten. Der schurkische Claudius hat gesiegt; denn da er diesen Edelmenschen, diesen Prinzen aus Genieland und wahren Thronerben eines Königthums, diesen werdenden, vielleicht höchsten Ruhm des Dänenreiches zu Fall gebracht hat, wen soll es befriedigen oder auch nur trösten, daß er selber dabei zugrunde ging?!

Diesen Zweikampf also arbeitete Erasmus zunächst mit allen Mühen und allen Mitteln heraus, so daß die meist vernachlässigte Rolle des Königs Claudius eine höllische Größe gewann. So sah man bald die fast bewegungslos brütende Gewissensangst und Tücke dem schnellfüßigen, zähen, jugendlichen Rächergeiste obsiegen, bald diesen gedankenschnell seinen Vorteil wahrnehmen, seinen Stoß anbringen und den Gegner auf den Tod verwunden.

Der leidenschaftliche Zustand, in den Erasmus seine Liebe und seine Sünde gestürzt hatten, wurde in diesen Tagen durch den Arbeitseifer übertäubt, der, je näher er sich der Lösung seiner Aufgabe sah, um so stärker wurde. Glücklicherweise stellte Ophelia-Irina seine Zurückhaltung nicht auf allzu schwere Proben und entfachte kaum seine Eifersucht. Anders war es mit dem, was hinter der Szene geschah und was man vermuten oder befürchten mußte.

Keine Probe, der Prinzessin Ditta nicht beiwohnte.

Während Ditta neben Erasmus saß, Zigaretten rauchte und die Flügel ihrer leicht gewippten Nase blähte, rief sie zuweilen ganz ungeniert: „Um Himmels willen, mit der Bell, das wird ja nichts! Ophelia ist ja doch keine Gans und Hamlet, Prinz von Dänemark, kein Gänserich. Sehen Sie doch, wie dumm und gänsig sie blickt, und wie der Mensch förmlich mit waagrechttem Halse zischt! Jetzt macht er ihn hoch, jetzt macht er ihn lang. O Gott, und jetzt gehen ihm förmlich vor Selbstbewunderung die Augen über! Sehen Sie doch: jetzt schaut er sich um, ob seine Gänserichhaltung auch die gebührende allgemeine Bewunderung nicht vermissen muß!“

Erasmus empfand die Rivalität. Das Auge der Prinzessin versprach ihm Dinge, an deren Möglichkeit zu denken er bis vor kurzem für hellen Wahnsinn gehalten hätte. „Sie sind der beneidenswerteste Mensch, den ich kenne!“ sagte Jetro. „Ich bin stolz darauf, der erste gewesen zu sein, der es erkannte, was Sie und wer Sie sind. Es ist mein Verdienst, Sie nach Granitz gebracht zu haben. Ich habe aber ganz gewiß nicht entfernt geahnt, wie recht ich hatte, das zu tun, und welche Folgen es haben würde. Nicht nur machen Sie hier Theatergeschichte, nicht nur haben Sie mir nichts, dir nichts den Fürsten samt seinem ganzen Hof an Ihren Thespiskarren gespannt: Sie brauchen nur mit dem Kopf zu

nicken, und die allerschönste Prinzessin, abgesehen von allen anderen Weiblichkeiten, fliegt Ihnen an den Hals.“

Und wirklich, ich hätte es nie für möglich gehalten, aber es ist ein Gereiß um meine Seele, dachte Erasmus. Während der Proben — unstet ist der innere Sinn, sagt die Gîta, dessen Zügelung überaus schwer, ebenso wie die des Windes —, also während der Proben irrte dieser innere Sinn des jungen Dichterregisseurs bald nach Klotzsche zu seinem Weib Kitty ab, das ihm das „süße Geheimnis“ jüngst mitgeteilt hatte. Unwillkürlich sprach es da in ihm: „Adieu mitsam!“ — so sagt man in Köln zu einer Schwangeren. Während es aber in ihm dies „Adieu!“ sagte, konnte er nicht verhindern, daß er einen starken psychischen Schmerz empfand und unwillkürlich die Hand in die Gegend des Herzens führte. „Herr Doktor, Sie überanstrengen sich!“ sagte dann wohl leicht erschreckt die Prinzessin, worauf er etwa lustig witzelnd mit dem Hamletzitat „O schmelze doch dies allzu feste Fleisch!“ antwortete. Damit war seine Seele schon wieder mit ihrer zweiten Feindin, die nach ihr griff und an ihr riß, handgemein geworden. Und dort oben stand Irina, und es brach in Erasmus ein wilder Hunger, ein Durst, ein Lechzen auf, und er sah nicht mehr, wo er war, sondern öffnete die Tür eines kleinen Kramladens, deren blecherne Schelle hörbar ward, fand den Weg in ein niedriges Zimmerchen, dessen Decke zwei rotkarierte Federbetten fast erreichten, und dort war der Quell, wo sein Durst gestillt werden konnte. Dies war der Raum, für den er in einem solchen Augenblick alle Theater, alle Schlösser, allen Reichtum der Welt hingegeben haben würde, aber auch alle Versprechungen und Anwartschaften auf jedes kommende Paradies.

„In Ihrem ‚Hamlet‘ geht es ein wenig lebhaft zu“, sagte, nachdem er einmal mehreren Akten beigewohnt

hatte, Doktor Ollantag. Erasmus erwiderte, das wäre natürlich, da Hamlet in dieser Darstellung nicht mehr Selbstzweck sei, auch das Elegische sich nicht mehr in stillstehenden Weihern und Wasserlachen, die nur die Spiegelung eines trüben Himmels belebe, breitmachen könne. Hier vollziehe sich eben ein wilder, je nachdem lauter oder stiller Kampf, der nie aussetze und in dem beide Gegner sich, durch den gegebenen Rahmen, im Zustande allerhöchster Spannung befänden. „Das Charakteristikum jener Vorstellungen, die ich gesehen habe“, sagte Erasmus, „war Schläfrigkeit. Drama aber ist alles andere, nur nicht Schläfrigkeit. Eher ist ihm die Schlaflosigkeit des Lebensfiebers, die Schlaflosigkeit einer schweren Krankheit, der Paroxysmus höchster Gluthitze und der Agonie in den Nächten und Stunden kurz vor dem Tode zuzuschreiben. Es gibt und darf in diesem Hamletdrama nicht geben eine Minute oder gar eine halbe Stunde bloßer losgelöster Meditation oder gar Behaglichkeit. Oder will man etwa die Szene der beiden Freunde Hamlet und Horatio am Grabe Yoricks als solche ansprechen? Die Erde wirft ihre Toten aus. Yorick, der Narr des ermordeten Königs, muß seine Lagerstätte verlassen und sie Ophelien, einer Närrin von höherem Stande, einräumen. Sein Schädel kollert vor Hamlets Füße, die Füße dessen, der so gerne den Narren spielt. Wie würde man ein solches Notturmo, einen so beziehungsreichen, drohend-fürchterlichen Gruß und Hohn des Todes musikalisch ausdrücken? Es ist, wie wenn am hellen Tage das schwerste Gewitter die Nacht des Grabes über die Erde breitete. Hamlet blickt in sein eigenes Grab. Nie ist, soweit wir Belege haben, je eine so fürchterliche Szene geschrieben worden. Der Todgeweihte blickt in das grausig modrige Loch. Es wird ihm zu einem skurrilen Spiegel. Der Spaßmacher Yorick, der Hanswurst, der Platz machen muß, springt gleichsam mit einem Witz heraus, mit den Worten etwa:

Ich bitte, geneigtest Platz zu nehmen. Das Schaudern, das Hamlet empfindet, hat nicht nur mit Alexander dem Großen zu tun, als er in seltsamer Neugier den Schädel des Possenreißers betrachtete. Ob Alexanders Schädel so aussah und so roch, ist ihm gleichgültig. Woran er denkt, ist sein eigenes, lockenumwalltes, vergrämtes Haupt.

Worte, die ihm dies alles entpreßt, sind ganz gewiß nicht bloße kühle Meditation.“

Prinzessin Mafalda hatte den jungen Dramaturgen nach der Theaterrevolte in der Gärtnerei in Begleitung ihrer Meerkatze aufgesucht. Einer ihrer Gründe dazu war, Erasmus ihrer Ergebenheit zu versichern, ein tiefer liegender, anderer Grund, den hochwillkommenen Anlaß nicht ungenützt vorübergehen zu lassen, um mit einem ihrer beliebten Steckenpferde einen Ritt zu tun.

Mafalda dachte nicht gut von den Menschen. Sie war eine überaus kluge Frau, zugleich aber von einer in die Augen fallenden charakteristischen Häßlichkeit. War es eigentlich Häßlichkeit? Vielleicht nur dann, wenn man den Geist nicht empfand, der in jedem Augenblick ihre Mannweibzüge belebte.

Erasmus fühlte sich nicht von ihr angezogen. Die Art, wie sie Welt und Menschen spiegelte, einer alten, bösen, abgesetzten Norne gleich, machte Granitz, den kleinen Hof und sein Drum und Dran mit Theater und dergleichen, zu einer Geringfügigkeit. Sie entkleidete alles dieses seines idyllischen Lebensrechtes und stellte es nackt und klein in das allgemeine Weltgeschehen, dem sie ruhelosen Geistes immer verbunden war.

Mit solcher Betrachtungsart, die sie bei Erasmus ebenfalls voraussetzte, war aber diesem nicht gedient. Er wollte und brauchte die Illusion und hatte, schon um sie vor sich selbst zu schützen, genug zu tun. Er wußte zunächst nicht, wie man sich mit dieser neuen

Erscheinung abfinden könne, die ganz und gar aus dem Rahmen fiel.

Der Fürst, die Fürstin und der ganze Hof fürchteten sie, hegten aber zugleich für sie Respekt, ja Bewunderung. Ihr kleines Palais, in dem sie, wie bereits mitgeteilt, allerlei seltsames Getier beherbergte, war auch in anderen Beziehungen merkwürdig. Der kleine Garten, in dem es, ziemlich abseits, lag, wurde von zwanzig geschulten Gärtnern betreut, die eine Fülle exotischer Pflanzen in Warmhäusern und im Freien zu pflegen hatten. Die Dame war ungeheuer reich, zog aber den Luxus, den sie trieb, auf die denkbar kleinste Fläche zusammen, wodurch der Garten und auch das Haus eine staunenerregende Besonderheit erhielten.

Prinzessin Mafalda war eine gute Malerin. Sie war mit Carmen Sylva befreundet, der königlichen Dichterin. Dies ist nicht mehr Granitz, sagte Erasmus zu sich selbst, als er, nicht ohne ein gelindes Unbehagen, das erstemal seinen Fuß in die Welt Mafaldas gesetzt hatte.

Länger als ein Jahrzehnt war sie zu Wasser und zu Lande herumgereist. Ohne daß sie damit renommierte, überzeugte Erasmus sich bald, daß man nicht leicht einen bekannten Ort nennen konnte, wo sie nicht gewesen. Sie sprach von Ceylon, von Siam, von Benares wie Deutsche von Berlin oder Breslau. Paris und London waren ihr kleine Ausflüge. Sie machte Bemerkungen aus persönlichem Erleben über die französische Kultur in Kanada, über die Franziskaner in Kalifornien, über die Schönheit und die Schlangen von Rio, über Kapstadt, über den Kongo, ja über den Hof des Negus von Abessinien, bis wohin sie gedrungen war.

Eine Woche etwa nach dem internen Theaterskandal wurde von Prinzessin Mafalda ein Tee zu Ehren Erasmus Gotters veranstaltet. Der Maler-Baron, der täglich bei der Prinzessin verkehrte, klärte Erasmus darüber auf, daß dieser Umstand die Besiegelung seines persön-



lichen Erfolges in Granitz sei. Eine neue Erscheinung, sagte er, sei nur dann endgültig durchgesetzt, wenn Palais Mafalda sein Placet erteilt habe.

Es war wesentlich Jugend, was die alte Dame bei diesem Tee um sich versammelte. „Ich habe selbst meinem Vetter“, erklärte sie — gemeint war der Fürst —, „abgeraten, von der Partie zu sein. Er stört; es kann ja nicht anders sein in einer zusammengesetzten Geselligkeit, wo Zwanglosigkeit geboten ist. Von der Fürstin gar nicht zu reden: sie ist eine brave, schlichte Frau.“

Dies ungefähr waren die Worte, die sie gleich beim Erscheinen des jungen Gotter an ihn richtete. Sie ging dann im einzelnen die Personen durch, die sich bereits in den Räumen umherbewegten. Um seine beiden Verehrerinnen Ditta und Irina wäre nicht herumzukommen gewesen, versicherte sie. Er wäre wohl gern einmal, wie sie annahme, eine Stunde ohne sie ausgekommen.

Und in der Tat: der Apoll war da, und Irina war da. Außerdem waren Syrowatky und Jetro da, sonst aber keiner von den Schauspielern.

Kandidat Luckner galt hier nur in seiner germanistischen Eigenschaft.

„Sie kennen ja doch den Rektor unseres Pädagogiums. Ich möchte bezweifeln, daß er ausgesprochenermaßen eine Persönlichkeit nach Ihrem Herzen sei, aber er ist ein klassischer Philologe von gediegenen Kenntnissen, von dem man sehr viel lernen kann. Er trägt sehr gut vor. Wir lesen zusammen Homer in der Ursprache. — Würden Sie uns am Ende wohl auch etwas vortragen?“

Ein gewisser Schauspielerehrgeiz, den er vor sich selbst nicht ableugnete, ließ ihn erbleichen, als er, überrascht, die Frage begriffen hatte. „Darauf bin ich durchaus nicht vorbereitet.“ Und doch hätte er auf der Stelle mit dem Vortrag von Bürgers „Lenore“ oder der Rede

des Marc Anton an Cäsars Leiche die Gesellschaft verblüffen können.

„Herr Jetro behauptet, er kenne niemand, der so hinreißend wie Sie, Herr Doktor, eine Ballade oder dergleichen vorzutragen fähig sei.“

Und schon war Jetro selbst, die Teetasse kunstgerecht balancierend, herangetreten, um die eigene Behauptung zu bekräftigen.

„Tragen Sie nichts vor“, sagte Prinzessin Ditta in einem Sessel liegend, Zigarettenrauch in Gewölken ausstoßend, als die Gruppe sich zögernd vorbeibewegte.

„Warum sagst du das? Ich verstehe dich nicht?“ fragte Mafalda, die es gehört hatte. Aber mehr als ein wegwerfendes Achselzucken erhielt sie von Ditta nicht zur Antwort.

Eine Menge hübscher junger Mädchen aus den Kreisen des Landadels hatte Prinzessin Mafalda aufgeboten. Sie wurden von Ditta als Jungvieh bezeichnet. Sie meinte böse, sie würden bei einem Tanz auf der Scheunentenne oder bei einem Schweineschlachten am Platze sein.

Vier Geiger stimmten die Instrumente. „Sie wollen Ihnen, Ihnen speziell, und auch ich will Ihnen, Ihnen speziell, mit einem Quartett von Beethoven eine Freude machen“, sagte Mafalda.

„Wer bin ich denn“, gab Erasmus zur Antwort, „daß ich auf einmal so viele freundliche Huldigungen verdienen sollte?“

„Ganz genau vermöchte ich Ihnen nicht zu sagen, wer Sie sind“, antwortete Mafalda. „Man ist alles und nichts in Ihrer Lage. Jedenfalls betrachte ich Sie wie eines von jenen exotischen Gewächsen, die ich in meinem Garten habe: in unserm Klima und Lande fremd, bedürfen sie einer unermüdlichen Pflege, wenn ihre Eigenart sich entfalten soll. Wenn Sie wollen, betrachte ich Sie, lieber Doktor, als einen Fremdling unter Menschen.“

Übrigens habe ich, ebenso viel als vergeblich, über das Wesen des Genies nachgedacht. Das Genie ist zart, so viel ist gewiß. Es hat ein labiles Gleichgewicht, unter Umständen ist sein Lebenslicht wie das eines tropischen Vogels mit einem Hauch auszublasen. Trauen Sie einer alten Frau: ein rohes Ei ist nichts gegen Sie an Gebrechlichkeit. Sie müssen mit sich sehr vorsichtig umgehen.“

„Wenn man ein rohes Ei aufrecht stellt“, lachte Erasmus, „und zwischen der unteren und oberen Spitze zusammenzuquetschen versucht, so ist das kaum einem Athleten möglich.“

Mafalda stimmte lachend ein: „Das ist es ja eben, daß das Genie eine Einheit unzähliger Gegensätze ist. Stärke und Schwäche, Weisheit und Torheit, Tugend und Laster, Scheu und Verwegenheit, Schamlosigkeit und Empfindsamkeit, Haß und Liebe, Stumpsinn und Scharfsinn geben sich in ihm ein Rendezvous.“

So wurde Mafalda fast aggressiv, und Erasmus ward dadurch angereizt, in einem verwandten Sinne zu antworten.

„Wir wollen“, sagte er, „den bekannten Streit über das Wesenhafte des Genies gegenüber dem Talent und auch an sich selbst nicht fortsetzen. Wenn wir noch so viele Gedanken darüber improvisieren würden, etwas Neues, nicht schon in Büchern Niedergelegtes würde dabei kaum herauskommen. Genug, daß die Welt voller Talente ist, aber keineswegs voller Genies. Das Genie ist rar, es ist eine Seltenheit, und Sie werden nicht glauben, ich sei albern genug, mich unter diesen Begriff einzureihen.“

Albernheit ist keine geniale Eigenschaft, wie gnädige Prinzessin zu glauben scheinen. Jeder von uns kann albern sein, aber das hat mit Genie nichts zu tun.

Natürlich kennt Shakespeare, wie alles Menschliche, auch die Albernheit. Wie er sie gestaltend lebendig

macht, ist genial. Die Narren Shakespeares dagegen sind Weise und werden von der gleichen Genialität gespeist und lebendig gemacht.

Ein Talent ist immer rund, fertig, komplett. Genie ist offene, grenzenlose, sich im Persönlichen nie vollendende Naturgewalt.“

Er wandte sich an Prinzessin Ditta: „Warum sind Sie der Meinung, Durchlaucht, ich solle nichts vortragen?“

„Weil die Mehrzahl der Menschen Idioten sind.“

„O pfui!“ sagte Mafalda. „In unserm erlesenen Kreise?“

„Die meisten, die von Kunst sprechen, von Dichtkunst, bildender Kunst und Musik, wissen doch, wie sehr sie sich auch aufspielen, ebensowenig davon wie Lehnstühle. Wenn sie lieber bescheiden wären und offen erklärten, daß sie einen zu dummen Grips haben!“

„Auf Grund welcher eigenen Überlegenheit gehen Sie mit uns so ins Gericht?“

„Wenn Sie wollen“, erwiderte Ditta, „gebe ich gern die Erklärung ab: auch ich habe einen zu dummen Grips. Dann ist das wenigstens eine Erkenntnis, die ich vor den andern voraushabe.“

Ein Dichtwerk muß ja schließlich erlebt werden. Mit ein bißchen aufgeputschter Phantasie wird man der Sache nicht gerecht. So viel“, fuhr Ditta fort, Erasmus bedeutsam mit einem Aufblick streifend, „ist mir bei den Bühnenproben bereits klargeworden. Sehen Sie doch, mit welcher zähen Mühe, Aufopferung und Leidenschaft die Schauspieler ihre Partien zu durchdringen versuchen, und — nun ja, den Versuch einer unermüdlich genial durchdringenden Arbeit des Spielleiters. Das braucht zum Beispiel, um alles trotzdem besser zu wissen“, schloß sie, „Rektor Trautvetter nicht.“

Der Genannte stand mit der Teetasse in der Nähe. Er schüttelte seinen Dionysoskopf.

„Ich bin untröstlich, Prinzessin Ditta, weil Sie mir immer wieder zu verstehen geben, daß Sie mit meiner geringen Person unzufrieden sind. Wodurch verdiene ich wohl Ihre Ungnade? Weil ich in mancher Beziehung anderer Meinung als mancher andre bin, der Shakespearegesellschaft angehöre und neulich in Weimar vor dreißig berufenen Shakespeareforschern unter warmem Beifall einen Vortrag über Hamlet gehalten habe?“

Rektor Trautvetter hatte sich in die kühle Reserve und eisige Opposition gegen die kühnen Hamlethypothesen des Hoffavoriten hineingelebt. Überhaupt, betonte er, er habe sich in der heiligen Stille seines Studierzimmers seinen Shakespeare in so unnachahmlicher Weise lebendig gemacht, daß ihn jede Bühne enttäuschen müsse und jeder noch so berühmte Schauspieler.

„So kommt man durchaus nicht weiter“, sagte Erasmus. „Dem lebendigen Theater ist mit solchen präntiösen Behauptungen nicht gedient. Gewiß wird beim Lesen einer Shakespearischen Dichtung die Phantasie mächtig angeregt, aber diese Erregung der Phantasie, ohne die ja Dichtung nicht Dichtung sein würde, wenn sie den Leser bei der einsamen Lampe befällt, ist bei Dramen, die für das Theater gedacht sind, nur eine Vorstufe. Der Einsiedler, Stubengelehrte, kurz der Abseitige, wie Famulus Wagner in sein Museum gebannt, fühlt und hat auch keine Verpflichtung darüber hinaus. Der Fehler beginnt, wenn er eine Verpflichtung darüber hinaus leugnet und dem Theater, das die Verwirklichung einer solchen Verpflichtung ist, mit eingebildeter Überlegenheit mißgünstig gegenübersteht.

Shakespeare hat seine Stücke für das Theater gedacht, sich und den Schauspielern auf den Leib geschrieben und, wahrscheinlich schon im Werden, auf die Bühne gestellt. Mag selbst Goethe dazu neigen, anzunehmen, man genieße Shakespeare mehr beim Lesen als auf der Bühne, so heißt das doch im Grunde ihn kränken, die

Bestimmung seiner Stücke und seine theatralische Meisterschaft ableugnen. Dies bleibt bestehen, wenn auch der Leser Goethe nicht als Stubengelehrter anzusprechen ist.

Die Schaubühne ist die Welt, in die Shakespeares Gestalten hineingeboren sind. Nur als Rollenfetzer rettete man die Manuskripte. Die Texte, soweit sie vorhanden sind, holten Nachschreiber, die im Parkett saßen, vom Munde der agierenden Schauspieler. Die Bühne in Ehren, die im Haupte Shakespeares aufgeschlagen war, und so auch die Ihre in Ihrem, Herr Professor Trautvetter: aber, wenn diese Bühne des großen Genies ihm selbst nicht genügen konnte, wieviel weniger, sollte man denken, die Ihre Ihnen!

Und wenn Shakespeare den Weg von der inneren Bühne zur äußeren ging, warum sollten Sie sich dawider sperren wollen?

Wollte Shakespeare seine innere Bühne auf der äußeren wiederfinden? Ja und nein. Für dieses Nein aber steht die dicke Realität der äußeren Bühne, noch zu Shakespeares Zeit ein Gebilde derbster Volkstümlichkeit: ein Brettergerüst, bald in Kirchen, bald in Scheunen oder auf offenem Markt aufgeschlagen; bemalte Lumpen: Wälder, Säle, Paläste vortäuschend; blecherne Kronen, Hermelin aus Kaninchenfell, falsche Perlen, gläserne Diamanten; Königsmäntel und Prunkgewänder aus zusammengebettelten Flickern; arme, verfemte Hungerleider die Schauspieler! Das ist der Rahmen, in den sich noch heute gelegentlich die größte dramatische Dichtung, will sie ihren wahren Beruf erfüllen, kleiden muß. Für diesen Rahmen hat Shakespeare geschrieben. Hieraus erhellt, wie man Bühnenwerke betrachten und nicht betrachten muß.

Ach, wenn in unsrer engen Zelle  
die Lampe freundlich wieder brennt,  
dann wird's in unserm Busen helle...

so ist es; wer zweifelt daran? Aber alles zu seiner Zeit! Die Imaginationen in der Studierstube berechtigen nicht dazu, sich über die sakrosankten Bemühungen der Hungerleider von Schauspielern, die Blechkronen und Kleiderlappen, die Talgfunseln der Rampe und so weiter aufzuhalten oder sie mit herablassender Geringschätzung zu betrachten. Was hier versucht und geboten wird, hat mit einem bloßen Phantasiebild nichts gemein und kann mit ihm nicht verglichen werden. Es erzeugt und fordert Illusion, es setzt voraus volles Bejahen und Wohlwollen. Blech muß zu Gold, ein paar Katzenfelle zu Hermelin, im Notfall eine alte geschminkte Funsel zum Gretchen werden in den Augen des wahren, des liebenden, echten Zuschauers.

Also, was das Buch in uns entfesselt, ist Imagination, was die Bühne entfesselt, Illusion: beide sind unvergleichlich, weil grundverschieden.“

Eine leichte Beifallsbezeugung durch Händeklatschen bewies, daß die kleine Auseinandersetzung des Ehrengastes Anklang gefunden hatte.

Trautvetter schwieg. Er zog sich mit einem nachsichtig milden Lächeln, den Tee mit dem Löffelchen rührend, in sich zurück.

Nach einem kurzen Gesprächsdurcheinander hörte man Syrowatky sich über die Anziehungskraft jenes Haufens Gerümpel ausbreiten, das man unter Umständen Theater nenne und von dem Erasmus gesprochen habe. Seine nicht ohne Humor vorgetragenen Erklärungen fanden eine heitere Teilnahme. „Bieten Sie mir den Palast und die hängenden Gärten der Semiramis, ich würde dafür die bemalten Leinwandkulissen nicht hergeben, die beides vortäuschen. Die Welt außerhalb der Bretter, die sie bedeuten, kommt mir — ich kann es nicht ändern — sinnlos vor. Sinnvoll allein die Welt unterm Schnürboden. Die dämmrige Staubluft des Theaters ist mir lieber als die von Sankt Moritz. Mensch werd' ich

erst in meiner Garderobe, unter Kostümstücken, Schminke, Perücken und falschen Bärten. Es ist ein Passepartout für den Himmel, wenn ich eine gute Rolle fest in der Hand habe; und wenn ich mit der Souffleuse unten im Kasten, von oben herab, über Stichworte und sonstige Texthilfen verhandle, so gibt es nichts mehr, was meinen Neid erregt auf dem Erdenrund.

Woher habe ich diese Leidenschaft? Unter meinen Vorfahren ist kein Schauspieler. Mein verstorbener Vater achtete mich als verlorenen Sohn, meine Mutter — ich bin ihr Einziger — sucht sich nach Kräften hineinzufinden. Sie hofft, meine Liebe zur Bühne wird eines Tages, wie eine Kinderkrankheit, von mir abfallen. Dazu ist einstweilen noch keine Aussicht vorhanden. Ich bekomme Asthma, ich schnappe nach Luft an Orten, wo kein Theater ist. Bin ich in einer Theaterstadt, atme ich freier. Erst als Mitglied eines Ensembles wird mein normaler Zustand erreicht. Mit der Tätigkeit steigt er ins Rauschhaft-Beglückende. Der Theaterzettel an einem Plankenzaun stillt mir Zahnschmerzen, der meines eigenen Theaters macht mir, wenn ich davor stehe, und zwar bei zwanzig Grad Kälte, glühwarm. Steht nun aber mein Name unter den Mitspielern, so könnte mich das vom Tode erwecken, wenn ich einmal gestorben bin, man brauchte mir nur einen solchen Zettel auf die Brust zu legen.“

„Wir empfinden es allgemein, auch die Nichtschauspieler“, sagte Ollantag, „daß ein uraltes Mysterium in dem Bühnenwesen wirksam ist. Aus ihm ist das Drama, nicht umgekehrt die Bühne aus ihm, hervorgegangen. Darum bin ich auch der Meinung des Doktor Gotter, daß man es nicht von oben herab, sondern mit der gebührenden Ehrfurcht betrachten soll. Auch soll man ihm seinen Vorrang nicht rauben.“

Die Vorstellung des dichterischen Textes, die der Spielleiter beim Lesen empfangen hat, wird nie ganz



realisierbar sein. Er hat sie nach Maßgabe seiner Bühne und ihrer Mittel zu modifizieren. Schließlich wirft er sie weg und baut eine neue Vorstellung, die Theater-vorstellung, auf Grund dieser Mittel und mit deren mysteriösen Möglichkeiten, nicht mehr für den Leser, sondern für Auge und Ohr des Zuschauers: so vollendet, besitzt sie gegenüber dem nur gelesenen Text Unvergleichlichkeit. Indessen darf sie an theatralischen Vorstellungen gleicher Art gemessen werden.“

Mit hellen, beinahe krampfhaft offenen Augen, als ob sie mehr als das Menschenmögliche sehen wollten, folgte der Maler-Baron den Gesprächen, beide Hände gleichsam zu einer Faust geballt. Nun schien auch er etwas sagen zu wollen, was Mafalda bemerkte. „Reden Sie, reden Sie, lieber Baron! Es ist nie ganz unoriginell, wenn Sie zu einem Thema beisteuern.“ — Die Miene zu einem gespannten Ernst erstarrt, sprach der Baron:

„Ein Zauberkasten ist diese Rumpelkammer, die man Bühne nennt. Sie zieht nicht nur Menschen, sie zieht auch Dämonen an. Lemuren, Tote aus Gräbern, Geister aller Art und aller Zeiten geben sich in ihr ein Stell-dichein. Heilige wie Teufel haben hier ihre Reverenz gemacht. Schauspieler waren ihre Medien, da sie ja, mit Verlaub, Herr Syrowatky, gleichsam von Beruf Besessene sind. Selbst die Seele des Heilands — siehe Oberammergau! — hat sich immer wieder in der Wunder-rumpelkammer materialisiert. Und so ist das Theater, inbegriffen die Zuschauer, der älteste und größte spiritistische Zirkel, den es geben kann. Was geht nicht alles zwischen den Brettern, Leisten und bemalten Lappen der Bühne um! Gespenster, Hexen, Kaiserinnen und Könige, die, seit Tausenden von Jahren gestorben, allein hier Besuch machen und einige Stunden lebendig sind!

Ich werde mir keineswegs anmaßen, die wahrhaft universelle Vielfalt des Theaters im Wort zu erschöpfen.

Ich möchte nur noch die Sonderbarkeit hervorheben, daß, um es in allen Tiefen, Höhen und Weiten lebendig zu machen, das Auge und Herz eines Kindes notwendig ist, überhaupt das uralte, ewige, niemals alternde Kind.“

Lebhafter Beifall dankte dem Baron, und mancher dachte, daß der Sprecher etwas von dem uralten, ewigen, niemals alternden Kinde an sich trage.

Prinzessin Mafalda schien dieses Thema beschließen zu wollen. „Ich denke, es ist uns allen klar, und auch unser verehrter Rektor Trautvetter wird zugeben, was er wohl ernstlich überhaupt nie bestritten hat, daß man überall vor dem sich manchmal so dürftig gebenden Institut einen unbeirrbaren und besonderen Respekt haben muß.

Sie hatten aber noch etwas auf der Seele, lieber Baron. Ich glaube, Sie wollten etwas vorschlagen.“

„Wir sollten frisch daran, wie französische Falkeniere auf alles losfliegen, was uns vorkommt, frei nach Hamlet gesprochen: ‚Gleich etwas vorgestellt!‘ Es wäre für alle der höchste Genuß, wenn Durchlaucht Prinzessin Ditta die Gnade hätte, mit Doktor Gotter die neulich im Schloß so herrlich exekutierte Ophelia-Hamlet-Szene zu wiederholen.“

„Lieber würde ich fünf Klafter Holz hacken“, sagte trocken die durchlauchtigste Ophelia, worauf Gelächter aller ihr antwortete.

„Wenn ich nun sagen würde: ich auch“, rief Erasmus, „so würde das zwar der Wahrheit entsprechen, aber weder originell noch höflich sein.“

Zum Erstaunen aller wandte sich Prinzessin Mafalda schnell und bestimmt an den Schuldirektor: „Professor, Sie sollten uns etwas vortragen. Sie lasen mir gestern abend das große Zwiegespräch zwischen Hamlet und seines Vaters Geist. Sie könnten den jungen Leuten damit beweisen, daß Sie der Bühne gar nicht so fern

stehen. Sie sind ein Meister der Vortragskunst. Nie, auch nicht von der Bühne herunter, wo doch das Bild zum Worte kommt, habe ich von der Geisterszene einen so mächtigen Eindruck gehabt. Ihr verstorbener, begrabener Dänenkönig führt keine Gelehrtenstubenexistenz. Er ist auch, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, kein Bittsteller. Wort und Erscheinung dieses Begrabenen macht Hamlet vor Furcht und Entsetzen in die Knie knicken. Hier haben Sie meinen Hamlet-Band, der ja in diesen Wochen kaum mehr zur Ruhe kommt. Bitte, machen Sie Ihre Gegner verstummen!“

„Die Gelehrtenstubenexistenz ist doch an meiner Auffassung der Geisterszene nicht ganz unbeteiligt“, entgegnete Trautvetter. „Hat die Erscheinung in meinem Vortrag eine besondere Macht und Furchtbarkeit, so deshalb, weil ich sie und damit freilich das ganze Stück ins Mythische ausweite. Vielleicht nämlich gehört das ganze Stück unter den Begriff ‚Totenkult‘. Dieser ist, scheint’s, älter als Homer, und das gewaltigste uns bekannte Beispiel in der Ilias — die Leichenspiele für Patroklos nämlich — ist nur anachronistisch hineingeraten.“

Statt Totenkult setze ich lieber gleich Heroenkult. Die Seele eines großen Toten muß, besonders wenn dieser durch Mord oder Meuchelmord ums Leben gekommen ist, versöhnt werden, da sein Zorn und die Macht, ihn durchzusetzen, sonst verheerend sind. Der Heros hat sofort nach dem Tode einen ähnlichen Rang- und Machtbereich wie die chthonischen, also unterirdischen Götter. Oft sind Heroen Höhlen- und Gräberbewohner. Wo sie gern sind, wo sie versöhnt sind, durch immerwährende Opfer befriedigt, dort bedeuten sie einem ganzen menschenreichen Gemeinwesen unüberwindlichen Schutz und Schirm. Einen Heros verehrte fast jede Stadt und Pflanzstadt im späteren, nachhome-rischen Griechenland.

In diesem Shakespearischen ‚Hamlet‘ steckt, unbewußt erstanden, seelenkultisch sozusagen erstanden, ein antik-heroisches Leichenspiel. Der furchtbare Geist des ermordeten Königs Hamlet, zum Heros geworden, fordert Sühne und Rache an seinem Feinde. Er ist in vollem Waffenschmuck und bereit, selbst sich an einem säumigen Rächer, wenn es sein muß, zu rächen. Was ihn einzig und allein versöhnt, ist Blut.

Von einem solchen mystischen Blickpunkt aus gesehen, wird der Heros, wenn unbefriedigt, zu einem gräßlichen, furchtbaren, unversöhnlichen, racheglühenden Geist, der Gut und Böse, Schuld und Unschuld in wahlloser Raserei vernichtet. Und so gesehen, gewinnt das Blutbad, durch das die Ehebrecherin, Hamlets Mutter, der Ehebrecher und Thronräuber Claudius, sein Werkzeug, sein Helfer Polonius, dessen Tochter Ophelia und Sohn Laertes, schließlich der säumige Prinz Hamlet vernichtet und gerichtet am Boden liegen, ein neues Aussehen. Der beleidigte Dämon zerstört und zertritt sein eigenes Haus. Und so wird er im Stück, in der Ökonomie dieses Leichenspiels, zur unterirdischen, schicksalbestimmenden Hauptsache.

Man könnte sogar in dem Schwarz der Hamlettracht ebenfalls mehr als Zufall sehen. Schwarz mußten die Opfertiere sein, die man den Heroen darbrachte. So war wohl auch, nämlich schwarz, die Tracht der Priester, die mit den Sühnungen und Versöhnungen der Heroen durch Blut betraut waren.“

Hiernach ergriff der Professor das Buch und las.

*Ein abgelegener Teil der Terrasse.*

*Der Geist und Hamlet kommen.*

HAMLET

Wo führst du hin mich? Red, ich geh' nicht weiter!

GEIST

Hör an!

HAMLET

Ich will's.

GEIST

Schon naht sich meine Stunde,  
wo ich den schweflichten, qualvollen Flammen  
mich übergeben muß.

HAMLET

Ach, armer Geist!

GEIST

Beklag mich nicht, doch leih dein ernst Gehör  
dem, was ich kund will tun!

HAMLET

Sprich, mir ist's Pflicht, zu hören.

GEIST

Zu rächen auch, sobald du hören wirst.

HAMLET

Was?

GEIST

Ich bin deines Vaters Geist:  
verdammt auf eine Zeitlang, nachts zu wandern  
und tags gebannt zu fasten in der Glut,  
bis die Verbrechen meiner Zeitlichkeit  
hinweggeläutert sind. Wär' mir's nicht untersagt,  
das Innre meines Kerkers zu enthüllen,  
so höb' ich eine Kunde an, von der  
das kleinste Wort die Seele dir zermalmte,  
dein junges Blut erstarrte, deine Augen  
wie Stern' aus ihren Kreisen schießen machte,  
dir die verworren krausen Locken trennte  
und sträubte jedes einzle Haar empor,  
wie Nadeln an dem zorn'gen Stachelthier:  
Doch diese ew'ge Offenbarung faßt  
kein Ohr von Fleisch und Blut. Horch, horch, o horch!  
Wenn du je deinen teuren Vater liebtest —

HAMLET

O Himmel!

GEIST

Räch seinen schnöden, unerhörten Mord!

HAMLET

Mord?

GEIST

Ja, schnöder Mord, wie er aufs beste ist,  
doch dieser unerhört und unnatürlich.

HAMLET

Eil, ihn zu melden, daß ich auf Schwingen, rasch  
wie Andacht und des Liebenden Gedanken,  
zur Rache stürmen mag!

GEIST

Du scheinst mir willig:  
auch wärest du träger als das feiste Kraut,  
das ruhig Wurzel treibt an Lethes Bord,  
erwachtst du nicht hier. Nun, Hamlet, höre:  
Es heißt, daß, weil ich schlief in meinem Garten,  
mich eine Schlange stach; so wird das Ohr des Reichs  
durch den erlognen Hergang meines Todes  
schmählich getäuscht; doch wisse, edler Jüngling,  
die Schlang', die deines Vaters Leben stach,  
trägt seine Krone jetzt.

HAMLET

O mein prophetisches Gemüt! Mein Oheim?

GEIST

Ja, der blutschänderische Ehebrecher,  
durch Witzes Zauber, durch Verrätergaben —  
o arger Witz und Gaben, die imstand,  
so zu verführen, sind! —, gewann den Willen  
der scheinbar tugendsamen Königin  
zu schnöder Lust. O Hamlet, welch ein Abfall  
von mir, des Liebe von der Echtheit war,  
daß Hand in Hand sie mit dem Schwure ging,  
den ich bei der Vermählung tat; erniedert  
zu einem Sünder, von Natur durchaus  
armselig gegen mich!

Allein wie Tugend nie sich reizen läßt,  
buhlt Unzucht auch um sie in Himmelsbildung,  
so Lust, gepaart mit einem lichten Engel,  
wird dennoch eines Götterbettes satt  
und hascht nach Wegwurf. —

Doch still! Mich dünkt, ich wittre Morgenluft:  
kurz laß mich sein! — Da ich im Garten schlief,  
wie immer meine Sitte nachmittags,  
beschlich dein Oheim meine sichre Stunde,  
mit Saft verfluchten Bilsenkrauts im Fläschchen,  
und träufelt' in den Eingang meines Ohrs  
das schwärende Getränk, wovon die Wirkung  
so mit des Menschen Blut in Feindschaft steht,  
daß es durch die natürlichen Kanäle  
des Körpers hurtig, wie Quecksilber, läuft  
und wie ein saures Lab, in Milch getropft,  
mit plötzlicher Gewalt gerinnen macht  
das leichte, reine Blut. So tat es meinem;  
und Aussatz schuppte sich mir augenblicklich,  
wie einem Lazarus, mit ekler Rinde  
ganz um den glatten Leib.

So ward ich schlafend und durch Bruderhand  
um Leben, Krone, Weib mit eins gebracht,  
in meiner Sünde Blüte hingerafft,  
ohne Nachtmahl, ungebeichtet, ohne Ölung,  
die Rechnung nicht geschlossen, ins Gericht  
mit aller Schuld auf meinem Haupt gesandt.  
O schaudervoll! O schaudervoll! Höchst schaudervoll!  
Hast du Natur in dir, so leid' es nicht;  
laß Dänmarks königliches Bett kein Lager  
für Blutschand' und verruchte Wollust sein!  
Doch wie du immer diese Tat betreibst,  
befleck dein Herz nicht. Dein Gemüt ersinne  
nichts gegen deine Mutter; überlaß sie  
dem Himmel und den Dornen, die im Busen  
ihr stehend wohnen! Lebe wohl mit eins!

Der Glühwurm zeigt, daß sich die Frühe naht,  
und sein unwirksam Feu'r beginnt zu blassen.  
Ade! Ade! Hamlet, gedenke mein!

Der Vortrag des Professors wurde durch einen allgemein hervorbrechenden, ungekünstelten Beifall belohnt. Er war in der Tat von ungewöhnlicher Art, da überraschend mächtige Stimmittel, die einem übernatürlichen Wesen anzugehören schienen, den Sprecher auszeichneten. Mit dieses „Basses Grundgewalt“ war ein Ton des Wehklagens nicht zu vereinen, und so ging es denn über die christlich infizierten Stellen der Anklage hinweg, sozusagen geharnischt und mit klirrendem Schritt. Die Leiden des irrenden Geistes schienen in Trautvetters Interpretation hauptsächlich verursacht durch peinigenden Rachedurst, über den hinaus sie nach den eigenen Worten des Geistes von jener Art waren, die kein Ohr von Fleisch und Blut fassen kann.

Als er dem Heros seine Stimme zu den Worten lieh:

Wenn du je deinen teuren Vater liebtest,  
räch seinen schnöden, unerhörten Mord!

gab er diesem Befehl eine Gewalt, von der Erasmus die Hände abstarben, eine Furchtbarkeit, die mehrere Damen kurz aufschluchzen ließ, und bewirkte sekundenlang eine Illusion, als wäre der furchtbare Dämon beschworen worden und stünde, wenn auch nicht sichtbar, mitten im Raum.

Da schoß es Erasmus durch den Kopf, warum Hamlet im Anfang des Stückes nach Wittenberg zurückwollte. Allein er schwieg und schloß sich nur dem Begeisterungssturm der Gesellschaft an, der in dem allgemeinen Wunsche, Trautvetter möge den Geist spielen, gipfelte.

Der Schuldirektor sagte nicht nein. Der laute Vortrag aus Dichtwerken war seine Leidenschaft, weshalb er auch die Gelegenheit, die sich ihm hier geboten, sofort



benützt hatte. Auch Erasmus konnte sich nach dem Gehörten dem allgemeinen Wunsch nur anschließen, wodurch ein gutes Verhältnis zwischen dem Gelehrten und ihm sogleich gestiftet ward.

„Sehen Sie, Doktor Gotter“, sagte er, „dieser Geist, nur zweimal sichtbar, immer aber und überall unsichtbar gegenwärtig, als die alles bewegende Macht mitten ins Stück gestellt, läßt allerlei Seltsamkeiten des Werkes verständlich werden. So am Anfang Hamlets versuchte Flucht zurück nach Wittenberg.“

Erasmus sagte:

„Er will sich der Macht dieses überall unsichtbar gegenwärtigen, furchtbar bedrohlichen Dämons entziehen. Ich gebe zu, daß mir dieser Gedanke erst während Ihres Vortrags gekommen ist.“

„Sie haben recht, und wissen Sie auch, warum Sie recht haben? Weil der zürnende Heros nur im Bereich seines Grabes, seines Palastes, seines Landes, nicht aber außerhalb der Landesgrenze, nach dem Glauben der Alten und der ahnenden Seele Hamlets, Macht besitzt. Durch die Flucht in die Fremde hätte sich Hamlet gerettet. Denn, wissen Sie was: Hamlet ist der erste moderne Mensch, der sich für Blutrache durchaus nicht mehr interessiert: verstandesmäßig! In den gewaltigen Sälen und Gewölben aber des alten Schlosses zu Helsingör kann er sich ihrer Macht nicht entziehen. Was er fühlt, ist irrational, aber deshalb um so furchtbarer. Schon vor dreitausend Jahren gingen die Seelen der Getöteten, wie die des Dänenkönigs, ruhelos rache-suchend um. Qualvoll gepeinigt, muß er die Rache so schnell wie möglich eintreiben. Je länger er hierin erfolglos ist, um so verheerender wird zuletzt die gestaute Wut.

Einen solchen Heros und Dämon kann man nur fürchten, nicht lieben. Und so liebt auch Hamlet in dieser Verwandlung seinen Vater nicht. Überall spürt er den

chthonischen Heros, seine schweigende, drohende, unerbittliche, sinnverwirrende, waffenklirrende Forderung. Hamlet weiß nicht, wieviel Blut er trinken will: nur das des Mörders? oder auch das von Hamlets Mutter, der Königin? Sah er nicht vielleicht, er, der zur Rache berufene Sohn, die Erinnys des ermordeten Vaters grausig wartend im Rücken seiner Mutter, die Erinnys, die lautlos sagt: ‚Verstummen wirst du, alle Rede von dir spei'n, du mir genährtes, mir geweihtes Opfertier, das lebend mich noch laben wird mit seinem Blut?‘ Und es war vielleicht diese Erinnys des ermordeten Königs und somit der Heros selbst, der seiner ehebrecherischen Gattin den Gedanken eingibt, Hamlet nicht nach Wittenberg zu entlassen, seinen Rächer an seinem Grabe und in Helsingör festzuhalten, und der diesen Rächer für seine Zwecke in halben Wahnwitz stürzt. Eine Menge meiner Kollegen nennen Hamlet wegen seines Schwankens im Dienst des unversöhnlichen Heros schwach, weil sie von der ganzen Grausigkeit eines solchen, in Blutwahnsinn stürzenden Dienstes keinen Begriff haben. Er führt in die tiefsten Tiefen unterirdischer Finsternis. Er hebt das Persönliche völlig auf und macht aus dem Freien einen Besessenen.“

Erasmus sagte zu sich, daß doch in diesem Schuldirektor wie in den meisten Menschen Belangvolles und Belangloses, oberflächliches Affektwesen und tief Durchdachtes, Törichtes und Bewunderungswürdiges nebeneinander zu finden sei. Und er sagte sich, der Schulmann sei gleichsam wider Willen durch die Proben befruchtet worden und sei nun in bestem Sinne hamlet- und theaterreif.

Man hatte die Instrumente gestimmt, man bat um Ruhe.

Das Quartett begann.

Als die Musik zu Ende war, mehr oder weniger tief von den Hörern genossen, sprach Doktor Ollantag von ihrem Komponisten als von Beethoven-Luzifer. So

geriet das allgemeine Gespräch, besonders von Erasmus genährt, auf das Luziferische.

„Es durchsetzt alles und steht dort sehr hoch, wo es bewußt empfunden wird.“

„Ob dies aber bei Ludwig van Beethoven der Fall war, ist zweifelhaft“, sagte Ollantag, „obgleich er durchaus und so deutlich wie kein zweiter der luziferische Meister ist. Es ist etwas von dem verdammten und verbannten Cherub und Liebling Gottes in ihm, dem eigenwilligen Demiurgen, in dem das Feuer Himmels und der Erde, schöpferisch vermählt, musikalische Welten wie Gewölke zusammenzieht.“

„In der Tat“, so ergänzte Erasmus, „was in Beethoven musiziert, ist der Gott, wenn auch nicht der gekreuzigte Gott, so doch ein leidender, der, wie dieser, ein Sohn des Allmächtigen ist.“

„Das Luziferische unsrer christlichen Zeit und Dichtung“, erklärte Professor Trautvetter, „wie es sich unter anderm in dem hohen protestantischen Geist Miltons manifestiert, ist wohl ein und dasselbe wie das Prometheische: wie denn der gekreuzigte Christus, mit seiner offenen Brustwunde, dem an den Felsen des Kaukasus geschmiedeten Prometheus überaus ähnlich sieht, an dessen Leber die Geier herumhacken.“

„Der Teufel, der Böse der christlichen Kirche, ist eine niedrige, plumpe, soweit er volkstümlich geworden ist, wenigstens grobianisch-drollige Karikatur.“

Diese Bemerkung machte Luckner, durch das gemeinsame Thema und das gemeinsame Denken angeregt. In der gleichen Richtung fortschreitend, kam er darauf, in Erwägung zu ziehen, ob nicht vielleicht der ganze Olymp mit seinen überaus zahlreichen, unendlich zertheilten Göttern, Halbgöttern, Dämonen, Nymphen, Najaden, Heroen und Heroinen durch Verkleidung, Vergewaltigung, Entmannung, Entwürdigung, Blutent-

ziehung und vor allem Versklavung den widerwärtigen, den häßlichen, den verkrüppelten Pseudoolymp ausmache, der auf die gräßliche Vereinfachung des Universums in eine Stätte des Wohllebens, eine Stätte vorübergehender Quälerei, eine Stätte ewiger Martern scheußlichster Art hinauslaufe.

„Wir sollten uns an einem Abend der Woche zusammensetzen wie Mitglieder einer kleinen Akademie und Diskussionen über das Luziferische abhalten“; so der Maler Cramm. „Was ist es denn anderes als das Dramatische? Und eben durch das Dramatische ist es durchaus und überall in der uns bekannten Welt schöpferisch. Wo keine Lust ist, da ist kein Leid, und wo kein Leid ist, da ist keine Lust. Fehlt aber beides, so fehlt das Leben. Und so ist die Welt, ist das Leben im ganzen, scheint mir, insonderheit aber das Menschliche die Schöpfung Luzifers. Und wenn Sie mir etwas zu sagen erlauben, Doktor Erasmus: Hamlet, lange vor Beethoven, ist sozusagen ein gefallener Erzengel. Und Beethoven, der sich — er kannte ja Shakespeare — als seinen Bruder versteht, ebenfalls.“

„Ja, es ist unbedingt richtig“, bestätigte Prinzessin Mafalda, „daß selbst im Himmel Lust ohne Leid nicht möglich ist.“

Wiederum nahm Erasmus das Wort:

„Wir sind also wieder beim Theater, einer Kultstätte, die von engstirnigen Zeloten, hiernach gewissermaßen mit Recht, als Teufelskirche verschrien ist. Und in der Tat versteht sie sich selbst als eine durchaus weltliche Institution und nicht wie die Kirche als eine über- und außerweltliche. Wenn aber die Organisation der Kirche als eine durchaus materielle Weltherrschaft unverkennbar ist und imaginierte Werte in Reichtum an Gebäuden, Kunstschatzen, gewaltigen Ländereien und Renten realisiert, so basiert zwar auch das Theater auf einem Schatten- und Scheinwesen, getragen durch

einen Nachahmungstrieb, der aber das menschliche Leben zum Vorbild hat und sich voll zu diesem bekennt.

Darüber hinaus, ohne aber etwas Derartiges zu versprechen, führt es, unwillkürlich, allenthalben immateriell im Wesen, über das allgemeine Materielle in das Geisterreich hinaus. Und die höchste Verschmelzung von Himmel und Abgrund, ewigem Licht und ewiger Nacht ist nun einmal das Luziferische.“

## FÜNFTES BUCH

Ist dies alles wirklich oder unwirklich? fragt sich Erasmus, als er nachts bei der Lampe im einsamen Stübchen sitzt. Wenn die Stille des Gärtnerhauses ihn umgibt, genießt er noch immer das Glück, alle bedrängenden Mächte zuweilen als unwirklich zu empfinden. Er hat Visionen, wobei seine tiefe Verbundenheit mit Kitty, Irina, Prinzessin Ditta, mit der Kunst, mit dem Leben, mit Gott, mit Frau Herbst, der seltsamen Gärtnersfrau, kurz mit allem und allem, den Stoff liefert. Der Dichter hat diese Visionen jedoch isoliert, das heißt, ins Reich der Dichtung verwiesen. Er zeichnet auf, umreißt sie in flüchtigen Strichen, um sie für die Zukunft aufzubehalten. Er hat Gedanken, Ideen, Einfälle, alles, wie ebenso viele nächtliche Blitze, welche immer für einen Augenblick ihm eine andere taghelle Welt zeigen. Dieser Zustand erhebt ihn über das irdisch Bedingte seiner Leidenschaft und Leidenschaften. Unpersönliches, überpersönlich Großes nimmt ihn auf. Er empfindet es wie ein Bad seiner Seele.

Was soll er tun? Hier liegt ein Blatt, auf dem ein Brief an Tante Mathilde begonnen ist. Wenn er an diese liebe und verständige Dame schreibt, denkt er an Ägypten, den Vater der Ströme, den Nil und seine Quellen, an die Rätsel des dunklen Kontinents, an den Afrika-reisenden Nachtigal: alles Dinge, die im Dasein der lieben Dame das große Erlebnis ausmachen. Den hier geschriebenen Zeilen fügt er hinzu: „Ich warte auf den harmonischen Abschluß einer Illusionsreihe.“ — Dann schreibt er, völlig abrupt, wie es scheint, in sein daneben aufgeschlagenes Tagebuch: „Religion ist Erotik, aber Erotik nur selten Religion.“ Und dann diese Worte, die aus Henry Thoreaus „Walden“ stammen und deren er sich erinnert: „Und wenn ihr selbst mit Botschaften vom Himmel handelt, der ganze Fluch des Handelns

ist auch diesem Geschäft gesellt“, ein Ausspruch, der mit dem vorhergehenden nur in losem Zusammenhange steht. Mit ihm aber ebenso lose zusammen, und nur weil Handel als Kaufmannschaft Handeln und als Tun dieselbe Wurzel haben, hängt der andere Satz, der ihm aus der Feder fließt: „Handeln versklavt.“

Erasmus hat eine Flasche Wein neben sich. Das blutrote Getränk, wovon ein halbes Glas vor ihm steht, hat seine Seele illuminiert. Es macht ihn heiter, macht ihn unverantwortlich, und weil es ihn außerdem unpersönlich macht, macht es ihn zuversichtlich. Kinder wurden immer empfangen, immer geboren. Da schreibt ihm Kitty, sie empfinde jene mystische Traurigkeit, da ihr das Tor sichtbar ist, durch das sie unbedingt gehen muß, dunkel, wie das Tor des Todes. Und da wird ein Kind, das die Anlagen seiner Mutter, seines Vaters auf sich nehmen muß, die vielleicht mehr für das Leiden als die Freude prädestiniert scheinen. Und da zeigen sich die unendlichen, nicht zu zählenden Stufen einer Jakobsleiter, die, nicht wie die echte, im Himmel ihr Ende hat, für Engel mit Flügeln eine Lust, für Wesen, die keine Flügel haben, eine endlose Mühseligkeit. Aber dies alles ist ja im Grunde schön, weil es eben das Leben ist. Es ist ein wunderbares Mysterium, fühlt Erasmus, und muß eine noch weit wunderbarere Bedeutung haben. Und überdies, die Gîta sagt: „Der Ergebene, der die Wahrheit kennt, denkt, daß er selbst nichts tue, wenn er sieht, hört, fühlt, riecht, ißt, geht, schläft oder atmet.“ Erasmus fühlt, wie er von etwas jenseits aller dieser Funktionen belebt und getragen ist. „Etwas mehr Bewußtlosigkeit ins Leben gebracht, wäre gut“, kritzelt er ins Tagebuch. Und etwas mehr Wüste?

Dieses Gekritzelt jedoch ist wieder der Beweis eines Bewußtwerdenwollens, nicht des Gegenteils. Wirklich genießt Erasmus sich selbst, ist Betrachter und so

Genießer seiner Zustände. Sein Empfinden in diesen mitternächtigen Stunden ist abgrundtief, das Wogen und Schweben einer Materie, die alles verschlingt und alles gebiert. Was wirft der junge Dichter nicht alles hinein, Eltern, Geschwister, Verwandte, Freunde, den liebenswürdigen, leidenden Fürsten und seinen Hof, Kitty, die Kinder, das Ungeborene, Irina, Prinzessin Ditta, und so fort. Alle werden, wie Opfer oder Verurteilte, vom Tarpejischen Felsen durch den Henker Wille in den siedenden Abgrund hinabgestürzt. Der junge Magier kennt keine Furcht; sie werden geläutert wieder auftauchen.

Über dem Greifswalder Bodden, unten, zwischen Bäumen sichtbar, steht wieder der Mond. Das Wasser flimmert im silbrigen Glanze unter ihm. Welche zuverlässige Wiederkehr! Welche Gleichmäßigkeit! Und dann der immer wiederkehrende Fixstern, dem wir unsere Tage verdanken! Erde, Mond, Sonne: wenn diese drei Großen auf unverantwortliche Weise Ordnung zu halten gezwungen sind, sollten wir, wir kleinen Menschen, auf eigene Faust Fehltritte machen dürfen? Oder muß auch die Erde, der Mond, die Sonne an den Beichtstuhl des Pfarrers gehen, um sich Sündenvergebung zu erwirken?

In den feuchten Büschen des Gartens setzt das Nachtigallenmännchen immer wieder zu seinem herrlichen Crescendo ein. Sänge es aus sich selbst, was es so innig genießt, wie würden denn auf dem Erdenrund gleichzeitig so viele Millionen Nachtigallen ihre Begabung ausströmen! Sie sind begabt: man bedenke das Wort!

Auch ich bin begabt, denkt Erasmus bei sich. Ich bin ein Gefäß und werde von unbekannter Hand mit dem Feuertranke des Lebens angefüllt. Ich brenne davon, ich bebe, ich zittere. Möglich, daß das Gefäß zerschmilzt oder daß es zerbricht, dann wird es keines-



wegs auf den Müllhaufen, sondern in die glühende Glockenspeise zurückgeworfen, die es in neue Formen stürzt.

Nun wäre ich fähig, denkt Erasmus, den Hut zu nehmen, den Schlüssel der Orangerie von außen umzudrehen, am Weinspalier hinauf durch das Fenster der kleinen Irina zu klettern und morgen früh, zum Schrecken Ollantags, zum Entsetzen des ganzen Hofes, im Angesicht des wütenden Oberhofmeisters, mit einer Zigarette im Munde herauszutreten.

Aber auch dies blieb Träumerei. Erasmus war nur unversehens in eine der überall lauernnden Schlingen seines leidenschaftlichen Zustandes getreten.

Wie fern und fremd ist die Nacht dem Tage, denkt Erasmus.

Er versucht, sich seiner Aufgabe zuzuwenden und dadurch abzulenken. Was will das helfen? Wo Hamlet ist, ist auch Ophelia. Aber welche Ophelia? Diesmal ist es jene, mit der die Szene in der Schloßgalerie gespielt wurde.

Erasmus hatte bei geöffnetem Fenster außer dem geheimnisvollen Rascheln, das der Nachthauch erzeugte, mehrmals ein Knacken und Rauschen in der Efeubekleidung des Giebels gehört, das ihn vorübergehend befremdete. Als es sich abermals erneuerte, fühlte er sich veranlaßt, nach der Uhr zu sehen, weil er feststellen wollte, ob da vielleicht noch ein menschliches Wesen herumspuken könne. Der Zeiger stand zwischen zwölf und eins. Als er dann die Augen vom Zifferblatt nach dem Fenster wandern ließ, glaubte er nun wirklich und wahrhaftig die Grenzen der gesunden Vernunft überschritten zu haben und dem Wahnsinn verfallen zu sein. Bis zur Bewußtlosigkeit erstaunt, ward er, eisig überrieselt, durch eine gespenstische Erscheinung im Rahmen des Fensters gebannt: ein Haupt, mit dem runden

Glorienschein des Vollmonds hinter sich, vom Lichte der Stubenlampe beleuchtet. Sooft er die Lider schloß und öffnete, der nächtliche Schrecken wankte nicht.

Statt zu schwinden, nahm er zu an Deutlichkeit. Da er aber zugleich an Schönheit wuchs und der Epiphanie eines griechischen Götterjünglings immer ähnlicher ward, konnte man ihn bald keinen Schrecken mehr heißen. Und so wurde die Kälte im Körper des einsam Wachenden durch eine wohlige Wärme verdrängt, und ein blitzschnelles Denken machte ihn willig, eine solche Art Wahnwitz willkommen zu heißen.

„Erschrecken Sie nicht! Nun bin ich einmal so weit, und nun muß ich auch wohl zu Ihnen hineinkommen!“ Diese Worte, lachend geflüstert, kamen von dem apollinischen Jünglingshaupt. Sie waren von der schnellen Bewegung zweier schönen Hände und Arme begleitet, die einen schönen Körper am Fensterkreuz emporzogen, der sich nun ohne Mühe über das Fensterbrett ins Zimmer schwang. Da erkannte Erasmus, daß er keineswegs von Sinnen war, sondern, so unglaublich es schien, Prinzessin Ditta vor sich hatte.

Es ist nicht sicher, daß Erasmus einer so seltsamen Überraschung gegenüber eine gute Figur gemacht haben würde, wenn die lustige Sicherheit der Prinzessin ihn nicht jeder Verlegenheit überhoben und ernüchtert hätte. „Erschrecken Sie nicht, lieber Doktor“, sagte sie. „Glauben Sie um des Himmels willen nicht, daß dieser Nachtbesuch, den ich Ihnen abstatte, bei meiner Natur etwas Besonderes ist! Solche Sprünge habe ich in der Pension und im Palais mehr als einmal gemacht. Ich konnte nicht schlafen. Die Nacht ist warm, und ich dachte, wir könnten noch etwas plaudern. Daß Sie lange des Nachts bei der Lampe sitzen, wußte ich. Zum Überfluß machte mich sicher, daß Frau Herbst vor einer halben Stunde ins Schloß gerufen wurde, um einen gewissen Hokusfokus am Bett des Fürsten

zu machen, der ihm, wie es heißt, den Schlaf bringt, wenn jedes andere Mittel vergeblich gewesen ist. Sie hat ihre Tochter ins Schloß mitgenommen, damit sie auf dem Rückweg Begleitung habe. So sind wir schließlich allein im Haus. Alle diese Umstände waren unwiderstehlich für mich. Komme ich Ihnen jedoch ungelegen und sind Sie müde und wollen Sie schlafen, nun, so jagen Sie mich ganz einfach fort, ich nehme es Ihnen durchaus nicht übel.“

Erasmus war jung; er würde gelogen haben, wenn er gesagt oder angedeutet hätte, der Besuch des schönen Mädchens sei ihm unangenehm. Er beeilte sich vielmehr, auf ihren natürlichen Ton einzugehen. Sie wurde also zum Sitzen genötigt, Zigaretten und Aschenbecher vor sie hingestellt, er goß in zwei Gläschen grüne Chartreuse, und das alles mit einer Harmlosigkeit, als ob er Jetro zu Gast hätte.

Er dämpfte seine Stimme nicht, wenn er dabei versicherte, wie er das Kommen Ihrer Durchlaucht sowohl ersehnt als erwartet, ja eigentlich geahnt hätte. Man erwarte ja doch immer das Wunderbare, und schließlich sei es nicht einmal so wunderbar, wenn jemand, der die Haustüre verschlossen findet, über ein Spalier durch das Fenster einsteige. Ihm selber konnte nichts Lieberes widerfahren, sagte er, denn es sei ihm recht übel zumute gewesen. Nun sei ihm mit einem Male wohl, es liege eine Bestimmung darin, daß sie seinen Zustand geahnt habe. Sie komme wie seine Erlöserin. Alles dieses klang nicht sentimental, sondern war von der Art, wie Kamerad und Kameradin miteinander verkehren, und außerdem lag viel einfache Wahrheit darin.

Die achtzehnjährige Durchlaucht paffte gewaltig. Sie schlang den Rauch ihrer Zigarette ein und ließ ihn wieder durch Mund und Nase hervorquellen. Sie war eine Kettenraucherin. Die Dame nahm keine Rücksicht

darauf, ob die griechische Jünglingsschönheit ihres Hauptes dies vertrug. Ihre Art, sich zu geben, schwankte zwischen drei Zuständen. Der eine war schweigsam und beobachtend. Es war wohl der, bei dem die Nasenflügel am markantesten gebläht und die meisten Papyros vertilgt wurden. Der andere machte die stille Frage vorherrschend, empfang die Antwort mit Nachdenklichkeit und nahm dazu versonnen Stellung. Im dritten wurde die Prinzessin, oft scheinbar unbegründet, von stillem innerem Lachen geschüttelt. Da zuckte ihr Antlitz mit dem Wippnäschen vor verhaltener Lustigkeit, und man ahnte den tollen kindlichen Übermut, dessen sie fähig war.

Sie fing mit dem dritten Zustand an, nachdem sie sich in den ehrwürdigen, großgeblühten Sorgenstuhl des verstorbenen Schloßgärtners geworfen, den Erasmus an die Lampe gerückt hatte.

„Kommen Sie sich nun eigentlich in dieser Umgebung nicht unendlich komisch vor?“ begann sie mit einer Miene, die den äußersten Grad von Belustigung ausdrückte. Aber Erasmus verstand sie nicht gleich oder wollte nicht glauben, daß sie seine ihn so hoch erregende, ruhmreiche Tätigkeit als eine Art Posse betrachten könne. Als sie seine Verdutztheit sah, griff sie zu unzweideutig erklärenden Ausdrücken, die den Granitzer Hof und seine Mitglieder als eine Gesellschaft von degenerierten Trotteln brandmarkten. Den Fürsten selber nahm sie aus. Erasmus vermied es, zuzustimmen.

„Sie ahnen ja die Beschränktheit dieser Menschen nicht! Daß sie von Gott und der Welt nichts wissen, mag schließlich noch hingehen. Aber sie wissen nicht mal in ihren eigenen sieben Sachen Bescheid. Andere haben das Heft in der Hand, und sie werden gehalten und müssen parieren. Glauben Sie nur nicht, daß es zu Hause bei mir, obgleich ich auch aus einem regierenden Hause bin, anders ist.“

Die Art, wie die junge Dame über ihre Gastgeber sprach, gefiel Erasmus nicht. „Ich“, sagte er, „kann weder glauben noch nicht glauben. Es ist mir zur Gewohnheit geworden, weil ich es für das Sicherste halte, die Menschen nur nach den Erfahrungen zu beurteilen, die ich mit ihnen gemacht habe. Und, Durchlaucht, Sie werden begreifen, meine Erlebnisse in Granitz verpflichten mich vor allem zur Dankbarkeit.“

„Da sind Sie aber sehr schief gewickelt!“ sagte sie. „Denn“, fuhr sie nach einem oberflächlichen Wortwechsel fort, „Sie und nur Sie allein sind hier der Gebende, und nicht auf Ihrer, sondern ganz auf der andern Seite — umgekehrt wird ein Schuh daraus! — hat man Veranlassung zur Dankbarkeit!“

Aber sie setzte sogleich hinzu: „Machen Sie sich deshalb nicht etwa Hoffnungen!“

„Ob Sie nicht da am Ende zu hart urteilen!? Ich habe nämlich noch gewisse alte Begriffe von Fürstlichkeit.“

„Die sollen Sie“, rief sie, „so schnell wie möglich loswerden. Was man davon in Büchern liest, das gibt es nicht. Man läßt Sie gewähren, weil das, was man bei Ihnen für eine harmlose Schrulle hält, als eines der Mittel gegen die Langeweile willkommen ist, unter der man an Höfen entsetzlich leidet.“

Verstanden, auch nur entfernt verstanden, auch nur sozusagen zum hunderttausendsten Teil verstanden werden Sie nicht! Hamlet, Shakespeare, ein Dichter, ein Schauspieler, ein Ochsenknecht und ein Stromer sind bei diesen Leuten ein und dasselbe.“

„Aber Prinzessin“, sagte Erasmus, „ich frage mich, wieso gerade Sie die Vertreter Ihres eigenen Standes so gnadenlos ablehnen?“

Sie gab zur Antwort: „Das hat seine Gründe!“ Vier Worte, bei denen ihr Gesicht zu einer harten und bösen Schönheit erstarrte.

„Ich bin hierhergekommen“, fuhr sie scheinbar gelassen

fort, indem sie die Asche der Zigarette abklopfte, „weil ich darunter leide, daß ich mich eigentlich keinem Menschen gegenüber offen aussprechen kann. Nach diesem und jenem, was ich von Ihnen gehört und von andern über Sie erfahren habe, huldigen Sie gewissen Ansichten, die heutzutage gefährlich sind. Wenigstens habe ich zugehört, wie diese Bestie von einem Oberhofmeister sich vor dem herzensguten, braven Aloys — sie meinte den Fürsten — darüber ausbreitete. Aber der gute Aloys ist gar nicht so dumm. ‚Wie? Was?‘ fragte er, ‚glauben Sie, daß mir das Bürschchen, wenn ich zum Beispiel im Garten schlafe — es heißt, daß, als ich schlief in meinem Garten, mich eine Schlange stach! . . . So wird das Ohr des Reichs getäuscht —, also meinen Sie, wie? was?, daß mir das Bürschchen, wenn ich im Garten schlafe, Bilsenkraut ins Ohr träufeln oder eine Bombe unter den Rollstuhl legen wird?‘ Und als Bourtier, der Oberhofmeister: ‚Das nun wohl gerade nicht!‘ antwortete, rief er vergnügt: ‚Nun, dann mag er Ansichten haben, welche er will, ich bilde mir gar nicht ein, daß wir Fürsten, wie? was?, alle vollkommene Menschenexemplare sind.‘“

Man brach gemeinsam in ein herzliches Lachen aus.

Dann sagte Erasmus, indem er ein Schlückchen von seinem Likör nippte: „Der Punkt interessiert mich. Mit gnädiger Erlaubnis, Prinzessin, komme ich später darauf zurück.“

„Gewiß“, fuhr sie fort, „wir wollen darauf zurückkommen. Das ist ja der Zweck, um dessentwillen ich den Weg durch zwei Fenster genommen habe. Vor allem müssen Sie wissen, daß mir trotz meiner Geburt, oder gerade wegen meiner Geburt, die ganze höfische Welt bis zum Speien verhaßt und widerwärtig ist. Sind Sie nun wirklich, wie man munkelt, im Grunde ein Revolutionär? Sie finden in mir gewiß einen größeren.“

So jung er war, kannte Erasmus die Menschen zu gut,

um dieses Bekenntnis unter einer anderen Rubrik als der einer fürstlichen Laune zu buchen. Das schöne, stolze Geschöpf, das als Mitglied eines regierenden Hauses über allen Parteien, ja über dem Gesetze stand, kannte die verhängnisvollen Folgen nicht, die ein so unverhülltes Bekenntnis haben mußte, wenn es ein Bürger, ein Untertan ablegte. Auch schien dieses Abprechen über die Hofgesellschaft, innerhalb der Hofgesellschaft, wie auch das Beispiel der Prinzessin Mafalda lehrte, Mode zu sein.

So sagte Erasmus: „Durchlaucht, Sie erschrecken mich! Den Verdacht, ich könne ein Revolutionär sein, hat Exzellenz Bourtier, wenn er es getan hat, gewiß unter allen Menschen zuerst geäußert. Hat er mich aber, und zwar ohne Vorbehalt, etwa mit diesem Ausdruck gekennzeichnet, so würde er ein Verleumder sein. Haben Sie nun diesem Verleumder Glauben geschenkt, so möchte ich die Hoffnung aussprechen, daß mein schlichter, ehrlicher Widerspruch Sie vom Gegenteil überzeugt.“

„Sie denken! Sie sprechen eigene Gedanken aus! Und wer das tut und sogar noch Bücher schreibt, ist bei uns unweigerlich revolutionär. Das allein schon genügt, um es zu werden, wenn man es noch nicht wirklich ist.“

In den Feldern hinter den Büschen des nächtlichen Gartens sangen Mondscheinlerchen in endlosem Überschwang. Da fuhr sie fort: „Ich will Ihnen einiges aus meinem Leben erzählen, wenn es Ihnen nicht zu langweilig ist. Vielleicht werden Sie dann begreifen, warum ich mit diesem ganzen glänzenden Elend, dieser aufgeblähten, dückelhaften Rückständigkeit ein für allemal fertig bin.“ — Aber Erasmus kaute noch an dem Substantivum „Revolutionär“: „Macht Denken und Schreiben zum Revolutionär? Dann ist auch für mich diese Bezeichnung zutreffend“, erklärte er. „Auch Hamlet, der mir in diesen Wochen ja immer gegenwärtig ist,

war dann Revolutionär. Und er war wirklich Revolutionär, und wäre es etwa Verhängnis, Revolutionär wie Prinz Hamlet zu sein, so möchte ich, und wenn es Sibirien oder der russische Galgen wäre, allerdings dies Verhängnis auf mich nehmen.“

„Wie es zu sein pflegt“, fuhr die Prinzessin, von ihrem eigenen Gedankengange gefangengenommen, ohne die Äußerung des jungen Mannes aufzufassen, mit ihrer Eröffnung fort. „Sie kennen ja unsere kleine Residenz. Sie ist natürlich größer als Granitz, weil sie ein Ländchen von nahezu einer Million Einwohner hinter sich hat. Ich bin zwischen Kammerherren, Kammerjunkern, Kammerlakaien, Kammerfrauen, Hofdamen, Pagen, kurz zwischen Hofschranzen und abermals Hofschranzen aufgewachsen. Meine Brüder hatten Gouverneure, Aufpasser aller Art und unzählige Lehrer in Gestalt von Stallmeistern, Fechtmeistern, Unteroffizieren und dergleichen Leuten über sich. Von ihnen hatte auch ich zu leiden. Am meisten litt der ganze Hof, inbegriffen mein Vater und meine Mutter, von einem gewissen Oberhofmarschall. Er war der Herr, er bestimmte alles, sie kamen durchaus nicht gegen ihn auf; ja, kaum durften sie einen Wunsch äußern.“

Meine Jugend ist eine Hölle gewesen. Erstens haben mir meine Lehrer und Gouvernanten nur toten Gedächtniskram beigebracht, aber so, als ob sie damit die schwersten Strafen an einem Verbrecher vollziehen wollten. Ich war den niederträchtigsten Geschöpfen aus hohen und niederen Ständen vom Erwachen bis zum Schlafengehen rettungslos in die Hände gegeben. Man nannte das ‚unter Aufsicht sein‘. Von früh bis abends wurde ich geschurigelt, seit vierzehn Jahren wie ein Pferd am Göpel im Kreise herumgeführt. Teuflische Gouvernanten marterten mich und schnitten mir in raffiniertester Weise den Weg der Klage ab. Ich bin unmenschlich verprügelt worden: weil ich beim zweiten und



dritten Ruf einmal nicht gleich gesprungen kam, zog mich die Gouvernante aus und drosch auf barbarische Weise mit einer ledernen Reitpeitsche auf mich ein, die sie vorher in Wasser getaucht hatte. Da erst, als ich das Glück hatte und meiner Mutter die Striemen zeigen konnte, trat eine kleine Erleichterung meines Lebens ein.“

Das Gesicht der Prinzessin, während sie dies berichtete, nahm wieder den Ausdruck einer sardonischen Maske an, der Erasmus ein leises Grauen verursachte. Es machte ihm klar, daß dieses junge Geschöpf hassen konnte.

„Sie sollten den Hamlet spielen!“ sagte er. Er wußte selbst nicht, wie ihm der Einfall gerade in diesem Augenblick gekommen war. Vielleicht um die schöne Besucherin aufzuheitern? Hatte er das gewollt, so zeigte ihr unaufhaltsames herzliches Lachen, daß ihm der Anschlag gelungen war.

„Es wäre nun eigentlich an der Zeit, Ihnen einiges von den Leiden zu erzählen, denen man auch außerhalb der Fürstenhöfe unterworfen ist“, so sagte Erasmus, nachdem sich das Lachen beruhigt hatte. „Ich zum Beispiel besitze eine schauerliche Leidensfähigkeit, eine Anfälligkeit in dieser Beziehung, die das Leiden geradezu an mich zieht, wie ein Magnet die Eisenfeilspäne. Auch Hamlet besaß eine solche Leidensfähigkeit, und es war mir den ganzen Abend, als ob er mit verschränkten Beinen, den Arm so grade herabhängend über die Stuhllehne, dort aus der Ecke, ins Leere starrte. — Eigentlich steht Ihnen Hamlet näher als mir. Leiden so hohen und niederen Charakters, solchen, wie Sie zu erdulden hatten, war er möglicherweise nicht ausgesetzt. Die Schwere der anderen jedoch stellt die Ihren durchaus in den Schatten.“

„Was die anderen betrifft, davon redet mir nicht!“ erwiderte lässig die blonde Prinzessin. Und wie sie es

sagte und die feinen goldenen Strahlenbögen ihrer Wimpern, geschlossenen Lides, über die unteren Augenränder breitete, sprach ein scheuer, schwerer Gram aus ihr, der wiederum an Hamlet erinnerte.

„Ich würde lieber jahrelange Leiden Ihrer Art in Freiheit auf mich nehmen, als auch nur acht Tage in das Palais meiner Eltern zurückkehren.“

Was will das werden? dachte Erasmus. Und in dem Bestreben, eine ahnende Befürchtung niederzuhalten, Möglichkeiten zurückzudrängen, die seine Lage noch mehr komplizieren konnten, versteifte er sich darauf, am eigenen Beispiel die Leiden außerhalb der Grenzen, die der Prinzessin gesteckt waren, als die schlimmeren Übel hinzustellen. Er schloß: „Ich erlöse mich selbst, indem ich die Flucht ergreife.“

Die Prinzessin sagte: „Eben das ist es ja, was auch ich unbedingt eines Tages tun werde!“

Erasmus befahl Angst vor einer neuen Verwicklung. Und die, an welche er dachte, war von der Art, daß man die bisherigen als verhältnismäßig geringfügig ansehen mußte. Hatte die Prinzessin eine Neigung zu ihm gefaßt, vielleicht seit dem Augenblick, wo er den Hamlet und sie die Ophelia vorgestellt, so kam er in eine peinliche Zwickmühle. Es stand dann zur Wahl, entweder mit ihr durchzugehen und so mit übermächtigen Gegnern anzubinden oder die peinliche Josephsrolle zu spielen und damit einen Potipharhaß auf sich zu ziehen.

Schon dieses nächtliche Stelldichein konnte die schwersten Folgen haben. Wahrscheinlich, falls es ruchbar würde, war damit seinen Granitzer Ruhmes-tagen ein ruhmloses Ziel gesetzt, und er mußte sich Knall und Fall davonmachen. Wer weiß, was ihm sonst noch begegnen würde. Es fielen ihm Beispiele über Beispiele ein, wie man Liebschaften bürgerlicher Menschen mit Prinzessinnen aus regierendem Hause gerächt

und dem Liebhaber das abhanden gekommene Bewußtsein seines Pariatums mit Faust, Stock oder Reitpeitsche beigebracht hatte.

Andererseits fing die Nähe des schönen Mädchens, das den Adel seiner Geburt als göttlichen Stempel in jeder Bewegung, jeder Linie darstellte, allmählich an, seinen Geist zu umnachten, bis er kein Gestern und Morgen und überhaupt nicht die Hand vor den Augen mehr sah. In dieser Nacht war am Ende sein ganzes bisheriges Leben, Kitty und die Kinder, ja selbst Irina, versunken, und nur Ditta, Prinzessin Ditta, soweit die Kontur und die blonde Substanz ihrer Formen reichte, verdrängte die Finsternis.

Er hörte sie reden, wenn sie sprach, er spürte auch, daß er lebhaft antwortete, und als dies eine Weile so fortgegangen war, fragte er sich, warum und wozu er jemals irgend etwas anderes als sie in der Welt gesehen hatte! Es fiel ihm ein, was er gelegentlich in sein Tagebuch geschrieben: „Zu zweien habt ihr eine Weile die Welt allein!“

Und während das Gespräch sich da- und dorthin ausbreitete, auf diesem und jenem Punkte ausruhte, wurde tief unten in seinem Innern eine Stimme laut, die scheinbar unabhängig von seinem Willen und seinen Absichten gleichsam in Form von Glossen sprach. Zum Beispiel so: Ich will den Gott im Menschen sehen. Wir haben kein anderes Licht. Es geschieht nur in der Liebe. — Oder so: Ich hungere nach jedem Zuge ihres Gesichts. — Und so: Wenn dieses schöne Haupt, dieses goldumrahmte Gesicht mit dem wunderbar starken Kinn vom äußersten Grade einer plötzlichen Heiterkeit befallen wird, so erinnert die Partie um Lippen und Nase irgendwie an eine Fledermaus, was einen betörend fremden, dämonischen Eindruck macht. — Sie ist sehr ruhig, sagte die Stimme, sehr entschlossen, sehr willensstark. Es dürfte schwer sein, wenn sie Absichten hat,

sich der phrasenlosen Überlegenheit ihrer Natur zu entziehen. — Eben hatte die gleiche innere Stimme warnend gesagt: Du steckst bereits allzu tief in Schuld. Sie kennt dich nicht, sonst würde sie nicht gekommen sein und wahrscheinlich keinen Blick mehr an dich verschwenden! — Eben hatte sie das gesagt, als es dem jungen Denker und Dichter war, als ob er aufwachte. Irrte er sich, oder hatte Ditta Gedanken gelesen?

„Ich weiß das von Frau Herbst“, sagte sie.

„Was wissen Sie von Frau Herbst, Prinzessin?“

„Daß Ihre Frau melancholisch ist und daß Sie eine glücklose Ehe haben.“

„Sie leidet zuweilen an Schwermut, meine Frau“, sagte Erasmus, „aber im übrigen, scheint es, weiß Frau Herbst mehr als ich.“

„Auch daß Sie nun insofern in schwere Konflikte geworfen sind, hat mir Frau Herbst erzählt, als Sie diesem kleinen Laufmädchen in die Schlinge gegangen sind.“

„Wem wäre ich in die Schlinge gegangen?“

Aber der ruhige Blick der Prinzessin, als er das gesagt hatte, machte ihm klar, daß eine Lüge in diesem Augenblick ihn aufs tiefste erniedrigen müßte. Er setzte hinzu: „Irina, nun ja, Prinzessin, verachten Sie mich!“

Aber sie stieß den Rauch, den sie mit dem Atem im Munde zurückgehalten, aus dem rosig-zarten Blasebalg ihrer Wangen gelassen aus und sagte mit Achselzucken: „Weshalb denn verachten? — Mustermenschen“, fuhr sie fort, „sind mir überaus gleichgültig. Leute, die man ebenso gut aus nassem Lehm backen kann, reizen mich nicht. Ich habe nur Sinn für Naturen, die im Geschirr nicht zu brauchen sind. Sie können ja meinethalben kutschieren. — Wären Sie eine korrekte Beamtennatur, ich hätte mich dann wohl schwer gehütet, bei Ihnen einzusteigen. Aber wären Sie etwa ein flotter Husarenrittmeister, ich hätte es ebensowenig getan.“

„Eure Durchlaucht beschämen mich.“

Das Raucheinziehen und Rauchausstößen der jungen Dame hatte jetzt den Charakter der Gewalttätigkeit. Indem sie fast wegwerfend vor sich hinlachte, wollte sie plötzlich wissen, ob Erasmus etwas von Bilderrätseln halte.

Da er sie verständnislos anblickte, meinte sie: nun, das mache ja nichts, sie werde ihm jedenfalls eines aufgeben.

„Denken Sie sich eine Möwe, Herr Doktor... oder besser: denken Sie sich einen weißen Raubvogel... nein, lieber eine diebische Elster, wenn ich bitten darf. — ‚Venus und Adonis‘ heißt doch wohl ein Gedicht Ihres vergötterten Hamletschöpfers? Adonis hat eine kleine Insel durchquert, erreicht das Ufer und läßt sich in den Sand fallen. Über ihm zittert die heiße Luft und ein blütenbedeckter Rosenbusch. Das könnte sich fast poetisch ausnehmen, aber Poetisches ist an mir nichts. — Am Strand ist Adonis eingeschlafen!

Während Venus, oder jemand, der, wie sie, gegen Adonis nicht unempfindlich ist, am Putztisch sitzt und ein Strähnchen Nackenhaares, das ihr die Zofe abgeschnitten, in Papier einwickelt, kommt die diebische Elster, trägt es fort und läßt es auf Adonis niederfallen. Ist das Zufall oder durch Telepathie herbeigeführt? Was würden Sie aber von einer Venus halten, die den Adonis schlafend trafe, ihm nur eine Locke auf die Brust legte und davonginge?“

„Der Schlaf ist heilig...“, sagte Erasmus. Er wurde blaß, seine Hände zitterten.

Es geschah weiter nichts, bis sie beide aufbrachen. Er, um die schöne Besucherin durch den nächtlich einsamen Park zu geleiten und sicher bis an den Ort zu bringen, von dem aus sie ohne Mühe in ihr Schlafgemach steigen konnte. Ihm blieb kein Zweifel, daß sie auch von der Nacht mit Irina im Fischerhaus unterrichtet war.



Empfand nun Erasmus oder empfanden sie beide nach diesen gemeinsam verplauderten Stunden eine gewisse Zusammengehörigkeit? Furchtlos, seltsamerweise, und ohne jede Neigung, sich zu verbergen, schritten sie über den hell im Mondschein liegenden runden Zirkusplatz, dessen Mitte ein Obelisk schmückte. Die vielen Fenster der weißen Fassade des Gymnasiums, die wie ebenso viele Augen waren, störten sie nicht. In der Wohnung des Direktors und Professors Trautvetter brannte noch Licht. Er mochte noch Hefte seiner Primaner korrigieren. Auf der Straße, die längs des Parkes geht, wurde die Prinzessin von einem etwas erstaunten Sicherheitswachtmann militärisch begrüßt. Im Parke selbst war es wundervoll. Die Schwäne ruderten still auf dem glänzenden See, als ob es Tag wäre. Ditta hatte das Rauchen eingestellt.

Wie es gekommen war, wußten sie nicht, doch merkten sie plötzlich, daß sie Hand in Hand gingen.

Du darfst nicht denken, sagte die Stimme in Erasmus. Du mußt wie aus Gottes Händen das Ungeheure hinnehmen. — Auf Leichtsinne oder gar Frivolität deutete das ungewöhnliche Vorgehen der Prinzessin nicht. Ihr ganzes ernstes und überlegtes Wesen sprach dagegen. Sie hatte im Laufe der Auseinandersetzung unter anderem gesagt: „Die Halbwelt ist eigentlich dort, wo das ist, was Sie die Welt nennen. Und die Welt ist dort, wo man meint, daß die Halbwelt ist.“ Und sie hatte „Und ich will in die Welt!“ geschlossen. Ebenso wenig lag in Erasmus Leichtsinne oder gar Frivolität. Deshalb ging er an der Hand der Prinzessin wie ein halb Bewußtloser durch die Magie der Nacht. Er fühlte erschüttert ein dunkles, furchtbares Etwas, das sich seiner bemächtigt hatte, eine Gewalt, deren Dasein ihm trotz mannigfaltigen Erlebens bisher verborgen geblieben war. Bei solcher Ohnmacht seines Wesens und Wollens konnte ein Gefühl der Schuld nicht aufkommen. Wie mancher

indessen das Erwachen aus einem beängstigenden Traum ersehnt, fürchtete er den Augenblick, der ihn aus dieser rätselhaften Nacht erwecken würde. Mit welchen Stürmen widersprechender Gefühle würde er dann zu kämpfen haben, welchen Wirrnissen und Verfinsterungen würde er verfallen! Und wie und auf welche Art sollte der Ausweg zu finden sein?!

Einstweilen aber ging ein stiller, glückseliger Strom, oder eigentlich zwei Ströme gingen durch die verschlungenen Hände der beiden Nachtwandler. Der eine ging von dem Herzen der schönen, herben Fürstentochter aus und endete in dem des jungen Dichters, während der andere dort seinen Ursprung und in dem Herzen des apollinischen Mädchens sein Ende hatte. So war es vom Quell zur Mündung, von der Mündung zum Quell ein gleichsam stillstehend bewegter Doppelstrom, der zwei Menschen zur Einheit und zugleich jedem von ihnen seine eigene himmlische Abkunft bewußt machte.

Plötzlich sahen sie dann das weiß im Monde gleißende Schloß mit Blumenterrassen aus einem Weiher ansteigen. Schwäne schienen die Wächter vor der Treppe aus weißem Marmor zu sein. Man hörte sie träumende Rufe ausstoßen. Da ließen die Liebenden nach einem letzten langen, innigen Druck ihre Hände los und entfernten sich ohne Kuß voneinander.

Erasmus konnte sich lange nicht entschließen, den Rückweg nach der Gärtnerei anzutreten. Was war, seit er dort gesessen und gegrübelt hatte, nun wieder in sein Leben getreten! Er dachte an Kitty und die Kinder. Waren sie nun nicht bereits von dem zweiten Platz in seiner Seele auf den dritten gedrängt? Ein unendliches Weh des Abschieds, eines Abschieds für immer, machte ihn aufseufzen, weil er plötzlich gefühlt hatte, wieviel größer seit einigen Minuten die Entfernung zwischen ihm und seinem angetrauten Weibe geworden war. Er fiel in die tiefste Traurigkeit. Es wurde fast

Verzweiflung daraus, wenn er weiter und Irinas dachte, die er nun ebenfalls im schmerzlichen Lichte der Trennung sah.

Das Gefühl für sie seit dem neuen Erlebnis war ein seltsames. Sie hatte im Augenblick ihre magische Kraft vollständig eingebüßt. Diese Tatsache, die ihn erschreckte, soweit sie ihn betraf, flößte ihm tiefstes Mitleid ein, als ob man Irina beraubt hätte.

Nicht eher, als bis ein leises Zwielflicht den Morgen verriet, konnte Erasmus den Mut zur Heimkehr aufbringen. Wie vom Hauch eines gewaltigen Fittichs bewegt, rauschten die Wipfel des Parkes noch einmal auf, als er sein Bereich verließ. Das Wesen des jungen Menschen, bis zum Äußersten aufgewühlt, empfand es wie eine feierliche Meditation über seinen Fall, vergleichbar dem Chor in einer Tragödie.

Im Zwielflicht des Zimmers, das er auf den Zehen erreichte, steigerte sich alsdann seine schmerzhaft Luzidität zur wirklichen Halluzination. Hamlet, Hamlet der Dänenprinz, saß noch immer in der gleichen Stellung wie vorhin, im gespenstischen Zwielflicht, auf seinem Stuhl und erwartete ihn. Er schien die Rolle mit seinem ermordeten Vater gewechselt zu haben, nur sprach er nicht, noch schickte er sich zum Reden an. Er, der, den Schädel Yoricks in der Hand, dessen wundervolle Einfälle gerühmt hatte, selbst aber diesem Vorbilde weit überlegen war, begnügte sich damit, den schicksalsbeladenen, heimkehrenden Nachtschwärmer anzublicken. Er blickte ihn unverwandt und schweigend an. Was aber in seinen Augen lag, das, wie Erasmus fühlte, würde er, und wenn er die Begnadung des Dichters, wenn er die Gabe des Dichtens und Denkens ein Leben lang ausübte, nicht mitteilen können. Aber bei aller Abgrundtiefe, die keinem Lot zugänglich ist und die dieser große, sonderbar überquellende Blick verriet, wirkte er tröstlich durch eine schmerzvoll-



schöne Allwissenheit. Da stand auch die seltsame Bangnis, die seltsame Not, die seltsame Wehmut, die seltsame Trübsal verzeichnet, die mit den Offenbarungen höchster menschlicher Schönheit durch Liebe und in Liebe verbunden ist. Da lohte sie auch im Grunde der Augen des Dänenprinzen, die schwarze, stechende Flamme der Leidenschaft.

Bevor Erasmus zu Bette ging, nahm er jenes in Papier gewickelte aschblonde Büschel Haares aus der Schublade, das er am Strande nach dem Abenteuer mit Irina, vom betäubenden Schlaf übermannt, beim Erwachen auf der Brust gefunden hatte. Er drückte die Locke wild an den Mund.

Man könnte annehmen, die Schicksalswooge habe den jungen Gotter dermaßen überflutet, daß fortan kein Lichtstrahl unbefangener Lebensfreude mehr zu ihm gedrungen sei. Es war nicht so, sondern er bewegte sich regelmäßig einige Stunden des Tages in einer heitergenießeriſchen Oberflächlichkeit. Oft mit viel Vergnügen wurde im Gasthof am Zirkusplatz nach der Probe gefrühstückt, wobei sich die Tafelrunde aus dem kleinen Musenhöfchen zusammensetzte, das sich um Erasmus gebildet hatte. Cramm, der Maler, Ollantag, Jetro, Syrowatky waren meist von der Partie, auch Luckner stellte sich öfter ein und Direktor Georgi, wenn er geladen wurde. Vor allem aber, seit dem Tee bei Prinzessin Mafalda, Trautvetter.

Die Tischgespräche Plutarchs hatte Erasmus auf der Universität kennengelernt. Nicht selten steigerten sich die kleinen Gelage zu einer Art von Symposion, wobei aus der fürstlichen Gärtnerei frisches Weinlaub zur Bekränzung der dionysischen Runde entnommen wurde. Immer war Erasmus entzückt von der dadurch erreichten kultisch-festlichen Steigerung, die jedes wie immer geartete Haupt unter dem Kranz verschönte und steigerte.

An die geordneten Tischreden des Plutarch streifte wohl manches in den gepflogenen Unterhaltungen, die aber im Verlauf meist mehr und mehr ins Chaotische ausarteten. Dies und das wurde von Jetro aufgefangen und in der Jelängerjelierlaube gelegentlich seinem Idol und Schützling aus dem Notizbuch mitgeteilt.

„Ich schätze Ihr körperliches Gewicht höher als Ihr geistiges“, hatte Georgi zu Syrowatky gesagt. „Sie sind intelligent, haben aber einen zu kleinen Gesichtskreis“, zu Kandidat Luckner. — „Der organisierte Wahnsinn ist die größte Macht in der Welt“, behauptete einmal Ollantag, worauf Erasmus geantwortet hatte: „Wäre der Wahnsinn unproduktiv, wo bliebe die menschliche Kultur!“ Auch gegen Erasmus war Georgi manchmal nicht fein: „Mensch, Sie haben ja unausgleichbare Gegensätze in sich: Weltflucht, Lebensgier, Sie sind Konservator und Verächter der Tradition, Quietist vom reinsten Wasser und Revolutionär! Bald fliehen Sie einen Mäusedreck, bald wollen Sie einen Augiasstall ausmisten.“ — „Ich kann nicht rechnen und rechne den ganzen Tag“, rief der Baron, „mein Leben besteht aus Rechenfehlern.“ Jemand schrie: „Wie viele Leute gibt es heute noch, die den Nacken hochtragen!“ Ein anderer dagegen: „Machen wir ein Geschäft in Devotionalien auf, en gros und en detail. Kruzifixe, Heiligenstatuen, Kreuzwegstationen in Terrakotta und Masse, Krummhölzer, damit der Rücken in der richtigen Lage bleibt.“ — „Er lebt leider nur dem erbärmlichen Behagen, sich an seinem Nachbar zu reiben“, hieß es von jemand. Und weiter: „Es gibt etwas in unserem öffentlichen Leben, das man treffend geistigen Speichelfluß nennen könnte.“ Irgendwann hatte Erasmus bemerkt: „Hier springen Geysire des Lebens, aber der Tropfen gilt nicht.“ Er hatte von einem Teufelsbanner erzählt, der die Frage tat: „Hatten die alten Griechen sehr große Hufe?“ Einmal wettete Erasmus: „Du hast eine Idee,

stelle dich mit dem geladenen Gewehre davor und verteidige sie! Du willst abseits von der Heerstraße einen Schritt tun, tu ihn mit dem Revolver in der Hand! Du willst Gott, deinem Gott, dienen: stelle Kanonen um den Altar! Du willst anbeten: tue es hinter dicken Steinmauern, wohin das Hohngelächter des Pöbels nicht dringt noch seine Stein- und Schmutzwürfe!“ — Genies seien unbequem, wurde von Jetro behauptet, und Cramm erzählte: einer habe sein ganzes Leben dazu verwendet, seine Persönlichkeit rein und groß auszubilden, und es doch nur zu kleinen Schurkereien gebracht.

Unter dem Kranz, vor sich bekränzte Häupter, im Glaskelche Wein, überkam Erasmus eine griechische Unverantwortlichkeit und Heiterkeit. Weder war er dann luziferisch im Sinne des christlichen Himmels und der christlichen Hölle und überhaupt des Christentums noch auch hamletisch, so daß er es kaum vermochte, über etwas zu diskutieren, was mit der Phantasiegestalt gleichen Namens zusammenhing. Ein anderer Mensch tauchte dann dominierend in Erasmus auf, der wie ein Schwert in der Scheide verborgen gesteckt hatte. Dieser Mensch trat, von vielen schweren, niederziehenden Ketten befreit, gleichsam in die Schranke, skrupellos und im Rechtsbewußtsein einer gottgegebenen freien Kraft.

In Ruhe wiegte sich dieser neue Mensch wie in einem leise bewegten, bekränzten Boot auf lieblicher See im Lebensgenuß. Es war eine wohlige Schwelgerei, die alle Tiefen vergessen machte. Nicht an die Freude der Kindheit, mit allen ihren gesunden Entzückungen, knüpfte sie an, sondern sie war eine neue Erscheinung, deren Wirkung erst jüngst begonnen hatte.

Aber Kränze, Weinranken werden welk. Immer kehrte Erasmus in die fürstliche Gärtnerei zurück, wo der Totenwurm in den Wänden tickte. Wenn er

gegen Abend, noch gleichsam mit unsichtbarem Weinlaub im Haar, sein Zimmer betrat, war er, auf seltsame Weise, dem Halblicht des umbuschten Witwensitzes neuerlich überantwortet.

Während eines solchen Symposions, dem auch Professor Trautvetter beiwohnte, kam Ollantag vermöge irgendeiner Gedankenassoziation auf diese fürstliche Gärtnerei. Man mochte wieder von der Geistererscheinung im Hamletstück, und zwar im heroischen Sinne des Schuldirektors, gesprochen haben. „Wissen Sie denn, Doktor Gotter: Sie wohnen in einem Gespensterhaus. Sagen Sie, bitte, sind Sie noch nicht durch Seltsamkeiten in Ihrem Quartier belästigt worden?“

Erasmus dachte sogleich an die durch die Monomanie seiner Bühnenarbeit hervorgerufene Vision des Dänenprinzen, der, über dem Totenschädel sinnend, im Winkel des Zimmers saß.

„Ich denke weder an den Geist des alten Hamlet noch an den des jungen“, sagte Doktor Ollantag, „sondern an Gespenster ganz gewöhnlicher, ganz alltäglicher Art, die nach der Meinung von ganz Granitz in der alten Gärtnerei spuken. Sogar Poltergeister, sagt man, haben sich mausig gemacht. In einer Nacht, erzählte mir ein Gärtnerbursch, fand im Hause ein Unwesen statt, wobei Gegenstände, Bürsten, Rüben, Blumentöpfe, Hüte, Stiefel und Spazierstöcke des verstorbenen Obergärtners im Hause herumflogen.“

Natürlich, daß diese Erzählung Gelächter auslöste.

„Der Gärtnerbursch selber“, sagte Erasmus, „hat sich, das ist nicht schwer zu erraten, diesen schlechten Witz gemacht.“

Ollantag fuhr fort:

„Es ist ein ebenerdiges Zimmer da, sagt ebenderselbe Gärtnerbursch, in dem er einmal geschlafen habe: ‚Ich würde lieber bei Schnee und Winterkälte unter freiem Himmel auf Latten liegen, als noch einmal dort im

Bett', hat er mir ganz entschieden erklärt. Was aber nun der eigentliche Grund sei, konnte ich aus ihm nicht herauskriegen: man schwitze Angstschweiß, man rieche Blut, empfinde außermenschliches Grauen. Er sagt, er sei anderntags vor den Spiegel getreten, weil ihm nachts jede Haarwurzel einzeln im Schädel gebohrt habe und er nachsehen wollte, ob er nicht weiß geworden sei.“

Erasmus erschrak, doch sagte er nichts. Er dachte an seine eigene Erfahrung im Parterrezimmer und verlor sich in die Erinnerung.

Als er wiederum aufmerkte, hatte sich die Unterhaltung von dem speziellen Fall gelöst und war in die Fachgebiete des Spiritismus hineingeraten, wobei der verstorbene Obergärtner mit den Spukerscheinungen seines Hauses in Verbindung gebracht wurde. Es ward behauptet, es wurde bestritten, er habe sich, und zwar in dem erwähnten Parterterraum selbst, entleibt.

Durch Prinzessin Mafalda hatte der Maler-Baron zum erstenmal von Jung-Stilling gehört. Die Dame lebte in Geistesgemeinschaft mit ihm. Man las und besprach ihn, besonders in einem wöchentlichen Teekränzchen, zu dem auch die Witwe Herbst regelmäßig geladen war. Hier übte man manchmal auch das Tischrücken.

Der badische Hofrat Jung-Stilling sagt, der Geist habe eine Substanz, die den Sinnen verschlossen sei. Sie gehöre in die Geisterwelt und könne von uns weder gesehen noch gerochen noch irgendwie empfunden werden. Die Bürger des Geisterreiches wiederum, sagt er, empfänden nur die Geisterwelt. Es sei der Hades, in dem sie sich aufhielten. Die Menschenseele habe einen Lichtkörper; dieser könne wirksamer werden im Menschen, als zum Leben und zur Empfindung nötig sei. Dann gerate er etwa ins Geisterreich und könne sich mit dessen Bewohnern verständigen.

Der Hades aber, eben das Geisterreich, erstreckt sich,

nach Hofrat Jung, genannt Stilling, bis in unsere Atmosphäre, geht in den Erdkörper hinab bis an den Rand der Hölle und nach oben bis an den Rand des Gebietes, in dem die Seligen wohnen. Wir sind also selber gewissermaßen im Hades und wissen es nicht.

Jetzo, indem er sich wie im Frost schüttelte, sagte: „Brrr, brrr, das gefällt mir nicht.“

„Das gibt zum Verständnis des Dänenprinzen, auch in Ihrem Sinne, Herr Professor Trautvetter“, rief Erasmus, „eine weitere neue Möglichkeit. Eine Art Trance hat Hamlet befallen, seit er wieder in Helsingör in der Nähe der Mordgeschehnisse ist. Zwischen Hades und Himmel schwebt er in diesem Zustand umher, seine schwarzen Mantelfalten bald in die Finsternisse des Hades, bald in den Glanz des Emyreums getaucht. Aber er scheut diesen Zustand, der ihn dem furchtbaren, racheheischenden Heros nahebringt, und möchte nach Wittenberg zurück.“

Dies ungefähr war die Substanz der Gespräche, die im Haupte Erasmi rumorten, als er eines Tages Witwensitz und Altenteil von Frau Herbst wiederum erreicht hatte. Er schlief eine Stunde und wachte gegen sieben Uhr abends auf, sogleich von der Rückerinnerung an die Gespenstergespräche in Besitz genommen.

Das Haus war still auf eine, so schien ihm, seltsame Art. Und plötzlich ist ihm, als ob jemand an die Zimmertür gepocht hätte. Noch lag er im Bett, und ein leiser Schreck überrieselte ihn. Halb aufgerichtet gegen die Tür starrend, würde er sich nicht gewundert haben, wären plötzlich Gegenstände herumgeflogen oder hätten sich Bilder von der Wand gelöst.

Draußen wollte ein Gewitter heraufkommen. Ungeheure, himmelansteigende Wolkenmassen hatten die Atmosphäre verdüstert und schienen eine gewaltige Katastrophe anzudrohen. Ihr lechzte man aber beinahe

entgegen, da die unbewegliche Schwüle die ganze Natur mit dem Druck einer schweren Bangnis belastete.

Indessen klopfte es lauter zum zweitenmal.

Es war Pauline, die, schwarz gekleidet, nach dem „Herein!“ die Tür öffnete.

Ob Erasmus noch Wünsche habe, fragte sie. Es sei der Abend, wo die Mutter im Schloß zu tun hätte. Sie selber habe einen Kranz gewunden und wolle ihn auf des Vaters Grab bringen.

Ob des Vaters Geburtstag sei?

Nein, sagte sie, es sei ein anderer Erinnerungstag. Einer, den sie geflissentlich im Gedächtnis der Mutter nicht aufkommen lasse. Auch die Fürstin wisse davon, und es werde in geheimer Übereinkunft alles dahin geregelt, daß die Mutter den ganzen Tag im Schlosse beschäftigt sei. Sie lese mitunter dem Fürsten vor, berate die Fürstin und deren Schneiderin und helfe dem Doktor Ollantag in der immer wachsenden Bücherei oder in dem vorhandenen kleinen grünen Gewölbe, wo sie ihm bei der Säuberung der kostbaren Goldschmiedearbeiten aus fünf oder mehr Jahrhunderten an die Hand gehe.

„Sie aber, Fräulein Pauline, wollen das Gedächtnis des Tages festhalten?“

„Solange ich lebe, will ich es festhalten.“

„Aber Sie können doch jetzt nicht den Gang zum Kirchhof antreten! Sie müssen doch das Gewitter abwarten, die ersten Tropfen fallen ja schon.“

Das Gewitter werde höchst wahrscheinlich nicht zum Ausbruch kommen, sagte sie, es gehe oft so in dieser Gegend.

„Wann wird Ihre Mutter wieder zurückkommen?“

Heut nicht mehr. Sie schlafe die Nacht im Schloß. Das habe sich, sagte Pauline, seit einigen Jahren so eingebürgert.

„Sie wollen mich also ganz allein lassen? Soll ich

Ihnen die Wahrheit sagen, Fräulein Pauline: ich fürchte mich. Ich weiß nicht warum, aber heute erschreckt mich das fallende Blatt.

Ich begleite Sie, Fräulein Pauline. Warten Sie, bitte, im Hausflur auf mich!“

Schnell hatte Erasmus sich angekleidet, als Pauline gegangen war. Aber die bange Stille wollte nicht weichen. Es war Erasmus, als ob diese Stille auf Geheiß eines göttlichen Willens immer tiefer vertieft würde zu feierlichem und würdigem Empfang eines Gottesworts. Aber ein Beben der Kreatur war trotzdem noch zu spüren.

„Wollen wir nicht noch ein Weilchen warten?“ fragte Erasmus, als die bleiche Tochter des Hauses wieder erschien.

„Wenn Sie nicht im Hause bleiben“, gab sie zurück, „müßte ich den Gärtnerburschen verständigen.“

Erasmus erklärte, im Hause bleibe er nicht. So viel Geister- und Gespenstergeschichten, sagte er, seien überhaupt nicht vorhanden, als sich seltsamerweise heut in seinem Kopfe ein Rendezvous gäben. Im Garten winke die weiße Frau, der Erlkönig dunste über die Mauer. König Hamlets Geist steige klirrend die Treppe herauf. „Pauline, machen wir, daß wir fortkommen!“

„Sie haben den traurigen Geist nicht genannt, Herr Doktor, der hier im Hause noch nicht zur Ruhe gekommen ist.“ Dies sagte Pauline, auf einen Stuhl und mit Armen und Stirn über den Tisch sinkend, wo dann ein lauterer, schweres Atmen hörbar ward.

Alle Menschen wollen mir beichten, dachte Erasmus, wie sonderbar. Er hatte unwillkürlich die Rechte auf ihren Scheitel gelegt und fühlte ihr glattes Haar in der Handfläche.

War dies arme, anspruchslose Schattengewächs im Grunde eigentlich so reizlos, wie sie ihm und den wenigen, die sie beachteten, erschien? Die Erzählungen von den Leiden ihres Vaters, den sie geliebt hatte, bewiesen



mit der Belebung ihres ganzen Wesens, wie schwer ein Urteil in dieser Hinsicht zu fällen ist. Die tragische Seelenverfassung, in die der Vater durch gewisse Umstände geraten war und die von ihr erkannt und teilnehmend durchlebt wurde, zauberte im schnellen Wechsel den Ausdruck der Liebe, der Trauer, des Bedauerns, der hilfreichen Ohnmacht, der heimlichen Entrüstung und des Zornes auf ihr Angesicht, wodurch es im ganzen bedeutsam und im einzelnen vielfach schön wurde. Und wer wüßte nicht, welche Macht über einen Mann ein unter Tränen erbebendes, in bitteren Anklagen hochatmendes, in Rührung hinschmelzendes Weib auszuüben fähig ist?

In den letzten Jahren seines dunklen Schicksals hatte sich der Obergärtner ganz an die Tochter geschlossen. Ohne daß sie verriet, warum, berichtete sie, wie der Vater am Tage von Walters Taufe verschwunden war. Wieder erschienen, am Tage darauf, schwieg er beharrlich über den Grund seines Fernbleibens. Nun aber entglitt Pauline das Wort: „Nein, die Mutter stand ihm zu hoch. Keine Marter würde ihm auch nur ein Wort gegen sie erpreßt haben.“

Als Pauline sonderbarerweise mit einem hemmungslosen Schluchzen diese Worte begleitete, erhob sich ganz unerwartet ein jäher Rumor, der das Fachwerkgebäude erzittern machte. Fast in dem gleichen Augenblick öffnete sich die Zimmertür, flogen Manuskriptpapiere an der Decke herum, eine Vase stürzte von einer Etagere, und die Schals der Gardinen wehten bis mitten ins Zimmer hinein. Ein Wolkenbruch ging nieder. Nachdem der Spuk eine Viertelminute gedauert hatte, war es wiederum totenstill.

„Das war ein richtiger Hexenwind“, sagte Erasmus, als er sich von dem Schreck erholt hatte.

Eine Erlösung war es, als die Stimme Jetros mit einem

frischen „Guten Abend miteinander!“ vom Garten aus hörbar wurde.

Pauline raffte sich auf und ging. Sie war stumm geworden und zitterte. Jetro stürmte die knarrende Treppe herauf.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Jetro“, so begrüßte Erasmus den Schauspieler. „Ich ziehe trotzdem nicht aus. Nämlich, ich lasse mich von den Dämonen, die einen unterminieren, einen um das bißchen Menschenverstand bringen wollen, das man zur Not noch besitzt, nicht ins Bockshorn jagen. Nein, lieber Jetro, ich halte stand, aber das kann ich versichern auf Ehrenwort, in der offenen Tür, durch die Sie eben getreten sind, hat, ehe Sie riefen, das Gespenst des Garteninspektors gestanden.“

„Recht so, Sie sind besessen vom Hamlet Tag und Nacht. Und so muß es sein. Man kann die großen Dinge der theatralischen Kunst nicht mit der kalten la main abmachen.“

„Gut, aber wenn ich nur nicht dabei verrückt werde.“

Im Theater wurde folgenden Tages die Szene geprobt, als Hamlet an der Spitze von Verschwörern in den Königspalast dringt, um sowohl seine Rache am Mörder des Vaters zu nehmen als seine Rechte auf den Thron gewaltsam durchzusetzen: das Kernstück im Versuch der Wiederherstellung des arg zerfallenen Werkes durch Erasmus, das die klare Linienführung des Dramas wieder sehen läßt. Die Absurdität, daß Laertes — ein vollendeter Hofmann, in voller Gnade des Königs stehend, wie sein Vater — den Aufstand angezettelt haben soll, ist seit beinahe anderthalb Jahrhunderten auch von deutschen Dichtern, Gelehrten, Schauspielern und so weiter anstandslos geschluckt worden. Wäre es übrigens möglich, wenn Laertes den grundstürzenden Aufstand in die Wege geleitet und König

Claudius mit den Worten „Du schnöder König!“ angere-det und am Leben bedroht hätte, daß einige Szenen später Osrick über ihn zu Hamlet sagt: „Vor kurzem, Herr, ist Laertes hier an den Hof gekommen: auf meine Ehre, ein vollkommener Kavalier, von den vortrefflichsten Auszeichnungen, von einer sehr gefälligen Unterhaltung und glänzendem Äußeren. In der Tat, um mit Sinn von ihm zu sprechen, er ist die Musterkarte der feinen Lebens-art, denn Ihr werdet in ihm den Inbegriff aller Gaben finden, die ein Kavalier zu sehn nur wünschen kann.“

Prinz Hamlet war also drei- bis viermal, die Wachen überrennend, an der Spitze seiner Putschisten auf die Bühne gestürmt, wo es die mütterliche Kraft der Königin Gertrud leider fertigbringt, seinem Schwerte die Spitze abzustumpfen.

„Du schnöder König, gib mir meinen Vater!“ heißt es, und zur Ruhe gemahnt, sagt der Prinz:

Der Tropfen Bluts, der ruhig ist, erklärt  
zum Bastard mich, schilt Hahnrei meinen Vater,  
brandmarkt als Metze meine treue Mutter  
hier zwischen ihren reinen keuschen Brauen.

Dabei läßt ihn Erasmus den Finger an die Stirn der Mutter legen.

Claudius, der immer Lächelnde, nur einmal und nie wieder aus der Ruhe zu bringende König, tut die kühle Frage:

Was ist der Grund, mein Hamlet, daß dein Aufstand  
so riesenmäßig aussieht?

Der Hofmann Laertes, der samt seinem Vater in voller Gunst des Königshauses gestanden hat und steht, soll einen „riesenmäßigen Aufstand“ anzetteln und anzuzetteln fähig sein, weil sein Vater durch einen rätselhaften Unglücksfall sein Leben verloren hat? Wohl gemerkt, sein Vater und König Claudius, desgleichen die Königin waren, solange er denken kann, ein Herz und eine Seele, ihr Freundschaftsverhältnis nie und durch nichts getrübt.

Und übrigens weiß Osrick, als er wenige Szenen später über Laertes spricht, von dem „riesenmäßigen Aufstand“ nicht das geringste.

Der mütterliche Einfluß auf Hamlet ist sehr groß und ebenso verhängnisvoll. Er will am Beginn des Stückes zurück nach Deutschland, an die Universität von Wittenberg. Sie bittet ihn, am Hof zu bleiben. König Claudius fügt sich ihr, obgleich seinem Interesse weit mehr gedient wäre, wenn sie ihn nicht zurückhielte. Würde doch dann die ganze, im Ende so blutige Entwicklung vermieden worden sein. Aber, sagt er:

... Seine Mutter,  
die Königin, lebt fast von seinem Blick.  
Und was mich selbst betrifft — sei's, was es sei:  
entweder meine Tugend oder Qual —,  
sie ist mir so vereint in Seel' und Leben:  
wie sich der Stern in seinem Kreis nur regt,  
könnt' ich's nicht ohne sie.

Auf die Bitte der Mutter am Anfang des Stückes: „Geh nicht nach Wittenberg!“ hat Hamlet geantwortet: „Ich will Euch gern gehorchen, gnäd'ge Frau.“

Die Liebe der Königin, die von Hamlets Blick lebt, mehr scheinbar als von dem des Königs Claudius, bringt Hamlet durch kindliche Gegenliebe in jene ihm auch hier wiederum verhängnisvolle Abhängigkeit: „Ich will Euch gern gehorchen, gnäd'ge Frau.“

Da während der Probe im Parkett über die theatra-  
lisch sehr wirksame Kernszene besonders lebhaft debat-  
tiert wurde, wies Erasmus auf eine spätere Szene, die  
siebente des vierten Aktes, hin, wo der König mit Laertes  
sehr deutlich über den Aufstand spricht: „Der Euren  
edlen Vater umgebracht, trachtete mir nach dem  
Leben“, worauf Laertes: „Warum belangtet Ihr nicht  
diese Taten, so strafbar und so schrecklicher Natur?“ —  
„Aus zwei besondren Gründen“, bekennt der König:  
„der eine, wie oben gesagt, ist die Mutterliebe, der

andere Grund, daß der große Haufe so an ihm hängt.“

Außer Prinzessin Ditta in den Sperrsitzen hatte sich auch Mafalda eingefunden und in einer Loge Platz genommen. Man wußte warum, als neben ihr der Dionysoskopf des Schuldirektors sichtbar wurde. Man verdankte es ihrer Überredungskunst, daß er sich bereit gefunden, in Anbetracht des fürstlichen Geburtstags die Rolle des Geistes im „Hamlet“ zu übernehmen. Die Zumutung war insofern auf einen vorbereiteten Boden gefallen, als Trautvetter, der ein alter „Pfortner“ war, mit dieser Partie bereits in einer Schülerveranstaltung zu Schulporta Ehre eingelegt hatte.

Immerhin war es ein großer Augenblick, als der Schulgewaltige dann die Bühne betrat, um mit Erasmus zu konferieren. Trautvetter suchte einen Übergang, um nach außenhin jedenfalls kundzutun, daß er die Bühne aus eigener Autorität betreten habe und allein unter dieser sich den Geist zu spielen herbeilasse. Schon bei den Alten habe es Seelen gegeben, die keine Ruhe im Jenseits fanden und als Gespenster umgingen, sagte er. Man war von der Realität abgeschiedener Seelen so überzeugt, daß man sie, zum Beispiel beim Leichenmahle, als gegenwärtig betrachtete. Man sprach von ihnen nur Lobendes, weil man ihren Zorn fürchtete, ja mit Gelärm trieb man zum Beispiel schließlich am Hauptfest, Allerseelen, sie aus. Um sie weiterhin fernzuhalten, wurden die Pfosten der Türen mit Pech bestrichen.

Das jüngste Erlebnis im Gärtnerhause verwertend — Frau Herbst saß wie öfters in der letzten Parterriereihe —, eröffnete Erasmus, wie er die Geisterszene im Zimmer der Mutter einzurichten gedenke: eine Art Hexenwind werde losbrechen, eine Tür und ein Fenster werde aufspringen, Papiere würden herumfliegen, Gegenstände umstürzen, und in einer vom Luftzug aufgerissenen Tür

würde der Geist des ermordeten Vaters, Ehegatten und Königs grauenvoll sichtbar sein.

Als Erasmus, zwischen den Sperrsitzen, nach der Probe mit diesem und jenem Schauspieler redete, merkte er plötzlich, daß sich ein Arm um seine Schulter gelegt hatte. Einen Augenblick später wurde ihm klar: es war Prinzessin Dittas Arm, die unter den Augen des Oberhofmeisters, völlig ungeniert, diesen kameradschaftlichen Anschluß beibehielt. Schwer zu sagen, welche Empfindungen dieser Umstand in Erasmus erneuerte. Zwischen dem Nachtbesuch und diesem Ausdruck natürlicher Verbundenheit lag beinahe eine Woche, in der sie ihn nur flüchtig gesprochen hatte. Die Entfremdung, schmerzlich an sich, hatte ihn andererseits beruhigt. Die freundliche Laune der schönen Fürstentochter war so jedenfalls im Sinne befürchteter schwerer Konflikte folgenlos.

Und nun fühlte er Dittas Arm um die Schultern.

Zehn Minuten später hatte Erasmus Grund zu einer Überraschung ganz anderer Art, da die neue Beziehung sich keineswegs als zerrissen, sondern scheinbar unlöslich erwies. Neben ihm im Parke einerschreitend, entwickelte Ditta, im Tone vollen Vertrauens auf eine vorhandene elementare Verbundenheit, zunächst die gemeinsame Flucht in die Schweiz. Man könnte, sagte sie, auch nach Paris gehen. Sie sei frei, zwar erst neunzehn Jahre, aber vor vier Wochen für majorenn erklärt. Die Gründe dafür seien vielfältig. Ein großes Vermögen, sehr, sehr groß, sagte sie, sei durch die vom Fürsten verfügte Majorennenerklärung zu völlig freier Benutzung in ihren Besitz gelangt. „Wenn du willst, Erasmus“, sagte sie, „so können wir zusammen vor aller Augen in einer sechsspännigen Kutsche aus Granitz hinausfahren.“

Als Erasmus und Ditta sich nach einer halben Stunde getrennt hatten, blieb der junge Mensch in einer Verblüffung, ja Bestürzung zurück. Er hatte es sich nicht merken lassen, aber er fühlte vom ersten Augenblick

der Unterredung an, wie ihm die Granitzer Umstände, ohne sein Zutun, über den Kopf wuchsen. Was blieb übrig, als den Kopf in den Sand zu stecken, eine Vogel-Strauß-Politik?

„Oh, oh! Was wird noch alles aus Ihnen werden!“ rief Jetro ihm zu, der ihm auf einem der Seitenwege entgegenkam.

„O Gott!“ war die Antwort. „Ich wünsche, ich wäre nicht am Hofe zu Helsingör, sondern wieder auf der hohen Schule zu Wittenberg. Sie haben mir das alles eingebrockt, Jetro! Ohne Sie wäre ich niemals hierhergekommen!“

Am folgenden Morgen saß Erasmus wieder im Parkett des kleinen Granitzer Schauspielhauses und leitete wie immer die Proben. Er tat es mit einem Widerwillen, der nur durch den höchsten Grad von Selbstbeherrschung zu knebeln war.

Diese kleinen Schauspieler in Zivil, ihre Fragen, ihr Rufen, ihr Lachen, ihr Hin- und Herlaufen, peinigten ihn. Ihr Memorieren, das halblaute Durchsprechen ihrer Rollen, ihre Scherze und Intimitäten waren ihm heute häßliche Vorgänge. Vor seinem Innern standen, indes er mechanisch verrichtete, was zu verrichten war, drei blasse, maskenhaft-schmerzliche Angesichter, die ihn unverwandt fragend anblickten. Es waren Kittys, Irinas und Dittas lemurische Scheinbilder. Sie saugten sich seinem Herzen an.

Schwer wie Blei rang dies Herz in ihm.

Irina hatte ihn vor dem Theater angesprochen. Sie war lieb, folgsam, demütig, aber der zögernd innige Blick ihrer Augen war irgendwie schuldbewußt. Nun ja, so denkt er, du bist mir wieder einmal mit Bourtier untreu gewesen. Gut, diese Sache entlastet mich, aber doch nicht so ganz, bei meiner seltsamen Mitleidsliebe. Während er Polonius etwas zurief, einen Vers wieder-

holte, den der Protagonist des Schauspiels im Schauspiel nicht gut gesprochen hatte, dachte er: Oh, diese Schauspieler! Wenn sie echt sind, sind die viel besser daran, die mit dem Leben in doppelter Hinsicht spielen: sie spielen das Leben auf der Bühne und nehmen das Bühnenspiel mit sich auf den Boden der Wirklichkeit. Auf dem Podium steigern sie das Wirkliche ins Unwirkliche, hier aber die Wirklichkeit in das Unwirkliche, wodurch sie die härtesten Schläge des Schicksals parieren.

Gegen Mittag wurde der Fürst, begleitet von Bourtier und Ollantag, ins Parkett gebracht. Ohne daß Erasmus sich umblickte oder die Arbeit unterbrach, fühlte er, daß auch Prinzessin Ditta im Raume war.

„Wie? was? Stören wir Sie auch nicht?“ rief der Fürst und veranlaßte dadurch den jungen Spielleiter, ihn in aller Form zu begrüßen.

Bin ich nicht dahingelangt, beinahe mehr als die Burschen dort oben, mich in der Kunst der Verstellung zu üben? dachte Erasmus, als er vor Ditta seine kühle Verbeugung machte.

„Am kommenden Montag, wie? was?, soll also die Bombe platzen?“ sagte der Fürst. Diese Metapher erschreckte Erasmus. Ahnte der Fürst, was für ein Skandal im Anzuge war? Der Direktor erlaubte sich anzufügen: „Übermorgen, am Sonntag haben wir Generalprobe.“ Erasmus kam von der „Bombe“ nicht los und fühlte dabei eine ausweglose Verwirrung in sich aufsteigen.

Noch hatte das Komplimentieren um den Rollstuhl nicht sein Ende erreicht, als Erasmus ein Telegramm übergeben wurde. Er entfernte sich ein paar Schritte, riß es auf und konnte nicht hindern, daß er sehr blaß wurde.

Kitty hatte ihr Eintreffen in dem nahen Stralsund für Sonnabend vormittag angesagt.



## SECHSTES BUCH

Vergeblich sah man sich nach Erasmus um, als er die Probe geschlossen hatte. Er fühlte, daß er ohne Abschied von irgendwem die Flucht ergreifen müsse, wenn er nicht seine Haltung verlieren sollte. Die Gärtnerei war ihm jetzt kein Hafen mehr. Auch verwarf er den Gedanken einer vertraulichen Aussprache, etwa mit Jetro, beim Mittagstisch. Er beschloß vielmehr, den Rest des Sommertages allein zu sein und Begegnungen durch eine Wanderung auszuschließen.

Er fühlte sich wohler, als er nur noch leise bewegte Wogen von Halmen um sich sah. Allein und in solcher Umgebung waren höchstens ebendiese Umgebung und man selbst noch eine Wirklichkeit, und es lag im eigenen Belieben, das ganze vergangene Leben als Traum anzusprechen.

Er gelangte so in ein kleines Fischerdorf am Strande des Greifswalder Boddens und wurde hier von einem jungen Menschen in Feldgrau erst angesehen und dann begrüßt. Als Erasmus langsamer ging, um nachzudenken, wer der Grüßende sein könnte, sprach ihn dieser mit den Worten an: „Du bist doch Erasmus Gotter? Kennst du mich nicht?“

Es dauerte lange, bevor in der Seele des Angeredeten die Gestalt jenes Jünglings auftauchte, mit dem er ein Berliner Wintersemester hindurch auf studentischem Fuße verkehrt hatte. Weniger die drei bis vier Jahre, die seitdem verflossen waren, als die Geschehnisse, die dazwischen lagen, hatten sein Bild dem Gesichtskreis Gotters so weit entrückt. Endlich aber erkannte er ihn und wußte auch seinen Namen.

Obgleich Erasmus das Geduztwerden wie das Duzen im Verkehr mit dem ihm fast fremd gewordenen einstigen Kommilitonen unnatürlich war, gelang es ihm doch, sich hineinzufinden. Es schien ihm sogar

nach kurzer Zeit, als ob ihm nichts Besseres als diese Begegnung hätte widerfahren können, durch die er in eine längst versunkene Lebensperiode zurückversetzt und so dem Vorstellungskreise seiner verwickelten Gegenwart entrückt wurde.

Der junge Reimann war Leutnant bei der Wasserpolizei, welche Fischerei und Schifffahrt des Regierungsbezirkes zu beaufsichtigen hatte. Um den Proviant etwas aufzufrischen, wie er sagte, hatte er sich an Land setzen lassen. Ein Matrose erwartete ihn im Ruderboot. Draußen — er zeigte es seinem Freunde — lag sein kleines graues Kontrolldampferchen.

Reimann war eine schlichte Natur, ein gerader, pflichttreuer Mensch, der den Umgang mit Erasmus gesucht hatte, obgleich dessen Art, undurchsichtig und schwer zu umreißen, der seinen eigentlich zuwider war. Gotter fühlte sehr bald, daß sich die einstige Neigung Reimanns zu ihm in alter Stärke erhalten hatte. Worauf sie sich gründe, hätte er nicht zu sagen gewußt, da er ihn in das chaotische Hoffen und Wollen in seinem Innern nicht eingeweiht hatte. „Ich habe mich nie gefragt“, sagte Reimann, „was aus dir geworden ist, aber wenn ich eine Zeitung aufschlug, hoffte ich immer, von dir zu lesen.“

„Oh“, sagte Erasmus, „in die Öffentlichkeit mich hineinzudrängen, habe ich keine Neigung gehabt.“ Und er stellte dem einstigen Freunde seine Lage obenhin und mit ein paar einfachen Strichen dar, die von seinen wirklichen Schicksalen nichts verrieten.

„Ich bin verheiratet, habe Kinder“, sagte er, „ich leide nicht Not, war ein bißchen herunter und habe mir das kleine Granitz für eine dreiwöchige Erholungszeit ausgesucht, die nun beinahe vorüber ist.“

„Ich weiß ja nicht, was du vorhast“, sagte Leutnant Reimann nach einiger Zeit, „aber es wäre doch eigentlich schade, wenn wir den glücklichen Zufall unserer Begeg-

nung nicht ein bißchen ausnützen könnten. Du bist doch übrigens ein ziemlicher Bücherwurm, sage doch mal, wie das zu erklären ist: seit Jahren habe ich wohl hie und da an dich gedacht. Aber heut morgen, gerade heut morgen, fielen mir alle unsere durchzechten Berliner Nächte ein. Gerade heut morgen. Ist das nicht merkwürdig?

So ist es. Erklären kann man es nicht. Mein alter Pastor Schidewitz spräche natürlich sofort von göttlicher Vorsehung! — Wenn ich wüßte, ob du frei bist und Lust hättest, so möchte ich dir einen etwas verwegenen Vorschlag machen. Schließlich und endlich, du brauchst ja nur nein zu sagen. Komm mit mir aufs Schiff und fahre mit uns nach der Greifswalder Oie hinüber und von dort nach Saßnitz hinauf! Oder wenn du zurück nach Granitz muß, können wir dich in Lauterbach ausbooten.“

Wenig später saß Erasmus an Deck des kleinen Regierungsdampfers, der gegen die mit der Fußspitze zu erreichende Wasserfläche nur durch ein Tau gesichert war, das durch die Öhre auseinanderstehender, graugestrichener Eisenstangen lief. Das ganze Schiffchen war grau gestrichen. Seine Besatzung betrug drei Mann, Leutnant Reimann inbegriffen. „Mach's dir bequem“, sagte er zu Erasmus, und dieser, der bereits auf einem der hängemattenartig konstruierten Liegestühle lag, den ein Matrose gebracht und zurechtgerichtet, war einem Dämmerzustand verfallen, sobald ihn der Freund allein gelassen.

Sein Aussehen gefiel Reimann nicht. Er sagte zu sich: vielleicht weiß er es nicht, aber er ist ein Phthisiker. Wer weiß, was er hat! Wer weiß, was ihn auf dem Magen drückt! Und als er durch eine Lücke das bleiche Antlitz des mit geschlossenen Augen Träumenden sah, konnte er sich davon kaum losreißen, weil er durch einen nie gesehenen Ausdruck tiefen Grames gebannt wurde. Als

es ihm eine Viertelstunde später schien, der Freund sei eingeschlafen, nahm er die kleine regenbogenfarbene Seidendecke, in die er sich nachts zu wickeln pflegte, und deckte sie leise und vorsichtig über ihn.

Sollte Erasmus nicht übermüdet sein, nach Wochen, Tagen und Stunden, in denen Tun sowohl als Erleiden an die Kraft seines Körpers und seiner Seele die schwersten Anforderungen stellte? Im halbawachen Hinschlummern, das ihm so wohltätig war, sah er irgendwie eine gnädige Fügung darin, gerade jetzt dem Freunde begegnet und von ihm, nicht unähnlich einem Schiffbrüchigen, an Bord genommen worden zu sein. Der Puls der Maschine, das leise Schüttern und Zittern des Schiffskörpers, das rhythmische Rauschen des von den Schraubenflügeln gequirkten Wassers lullten ihn ein, und wenn er die Augen schläfrig öffnete, sah er in den unendlichen Glanz des Himmels und des Wassers, der ihn umgab. So losch er aus und wachte erst auf, als das Schiffchen unter dem Steilufer der Greifswalder Oie Anker warf. Er hatte vier Stunden tief geschlafen.

Die Jugendfreunde stiegen an Land. Von einem stark verwahrlosten Guts- und Gasthäuschen aus wurde die kleine trostlose Insel abgeschritten. Auf der Wiese liefen einige Pferdchen umher, grasten einige magere Kühe, die man angepflöckt hatte. Der Gutshof litt im äußersten Grade an Verwahrlosung. Die verfallenen Unterkünfte für das Vieh waren zur Hälfte von durchjauchtem Dung angefüllt. Der Pächter des Gutes, das den anbaufähigen Grund und Boden der Insel umfaßte, besaß weder Arbeitskräfte noch Kapital für seine Bewirtschaftung. Leutnant Reimann hatte mit ihm zu unterhandeln, im Auftrag der Regierung, die Eigentümerin der Insel war.

Der Tag war heiß. Der wolkenlose Himmel lag in jenem milchigen Dunst, der, obgleich er die Sonne verschleiert, das Auge quält. Die Luft stand still, der nahen-

de Abend versprach keine Abkühlung. Einem vergessenen und zerbröckelnden Torso gleich lag das Eiland im unbewegten Brackwasser. Die kleinen Buchten der Ostküste hauchten übelriechende Dünste aus. Es ist hier die Gegend, wo die Mündung der Oder ihr Süßwasser mit dem salzarmen Wasser der Ostsee vermischt und ihre Sinkstoffe ablagert. Das Wasser ist seicht, und wenig unter dem Wasserspiegel herrscht eine üppige Vegetation. Es werden nicht viele Jahrhunderte nötig sein, wie die unterwühlte Ostküste des Inselchens zeigt, bis die Greifswalder Oie zerbröckelt und ihr Moränenschutt, Geschiebelehm mit Granitblöcken, unter der Oberfläche des Wassers verschwunden ist. Hier ist dann vielleicht aber nur noch eine weite, üppige Sumpfebene und später dann trockene Wiesen und Ackerland, wenn die Verlandung sich vollendet.

Die Freunde unterhielten sich über diesen Gegenstand, während sie durch die stockende Schwüle dahinschritten. Sie erreichten einen vom Winde verkrüppelten und zerzausten kleinen verwilderten Wald, dessen wüstes Durcheinander den harten Kampf mit den Mächten verriet, gegen die er sich durchsetzen mußte. Der Grund war von mannshohen Nesseln und anderem Unkraut bedeckt, von verfilztem Gestrüpp, durch das sich hartes und rissiges Wurzelwerk hinschlangelte. In dem Bestehen dieser vereinsamten, wüsten, arg mitgenommenen Vegetation drückte sich Not, Schmerz, stumpfsinniger Trotz, ja Verzweiflung aus. Nicht in den Augen Reimanns vielleicht, um so mehr aber in denen des jungen Erasmus, dessen Wesen das Wahrgenommene in Verbindung mit einem allgemeinen furchtbaren Schicksal empfand, durch das er von seinem kleinen besonderen gleichsam befreit wurde.

Erasmus hatte nach einem Zauberschlaf seine Seele dem Leben wieder geöffnet und war damit zeitlich und räumlich dem Zustande weit, weit entrückt, der ihn

vor dem Einschlafen umgeben hatte. Er fragte sich, welcher von beiden Zuständen seinen letzten Wünschen mehr entsprach. Er entschied: der naturnahe, einfache, jetzige. Eine Flucht brachte ihn seinerzeit in das Granitzer Gärtnerhaus, wo er Frieden zu finden hoffte, eine zweite Flucht dann hierher, weil er das Gesuchte in Granitz nicht gefunden hatte. Wenn man diese Insel auf neunundneunzig Jahre pachten, einige schlichte, saubere Wohn- und Wirtschaftsbauten darauf errichten und ihren Lehmboden mit Fleiß und Sachkenntnis landwirtschaftlich ausnützen könnte, so hätte man, dachte Erasmus, vielleicht den einzigen Lebensberuf gefunden, durch den gesunde Kräfte aufgerufen und ein wahres männliches Dasein gewährleistet würde. Man hätte dann besonders mit dem Eigenleben gewisser Hirngespinnste aufgeräumt, mit der Welt leerer Einbildungen, durch die einem das Mark aus den Knochen gesogen wird.

Plötzlich dachte er: Wie, wenn ich nun krank würde?! Wenn ich mich in eines der kleinen Zimmerchen des Gutshauses legte, das ja zugleich ein kleines Gasthaus für Sommerbesucher ist? Das wäre dann eine erlösende force majeure, und ich brauchte nicht in den Granitzer Strudel zurückzukehren. So sehnte er tatsächlich eine Krankheit herbei, als das einzige Mittel, das ihn aus der zunehmenden Wirrnis sowohl der kleinen Residenz als seines Inneren befreien konnte. Das Eiland symbolisierte ihm eine Art von wohligem Tod, in dem seine Lebensmüdigkeit sich möglicherweise ausruhen konnte. Ob er wohl die Kraft aufbringen würde, in einen unnatürlichen Wirkungskreis zurückzukehren, dessen er mit einemmal sozusagen nach Kern und Schale überdrüssig war? Er hatte ja, was das Granitzer Theater und alles, was damit zusammenhing, betraf, nicht zum ersten Male solche Anfälle. Das, was ihn an Bühne und Bühnenwesen angezogen und entzückt hatte, stieß ihn während

ihrer Dauer ab. Irgendwie erregte ihm dann dieses ganze Scheinwesen eine Art Angst, verbunden mit Übelkeit, so daß er kalten Schweiß von der Stirn wischen mußte. Hunde, die man berührt hat, schütteln sich. Erasmus hätte gern in dem Bade, das er vor dem Abendessen mit Reimann vom Schiff aus nahm, seinen eingebildeten Hamlet mit seinem eingebildeten Schicksal abgespült, im Wasser der Ostsee die Erinnerungen an den in eingebildeten Gefühlen und Kämpfen schwelgenden Kreis von eitlen Halbnarren, als die er die Schauspieler jetzt empfand, zurückgelassen: was ihm aber durchaus nicht gelang.

Gesetzt den Fall, er würde wirklich krank — sein Puls ging schnell, seinem Gesamtbefinden nach konnte er recht wohl erhöhte Temperatur haben! — und Georgi mußte seinen Hamlet allein herausbringen, das Inselchen war nicht aus der Welt und konnte sowohl von Kitty als auch von Irina und schließlich auch der Prinzessin mit ebenso leichter Mühe, wie er sie gehabt hatte, erreicht werden. Was für Szenen konnten sich dann an seinem Krankenlager abspielen! Während er mit Reimann zu Abend aß, suchte er immer wieder vergeblich innerlich zu entscheiden, welche von den drei Frauen ihm die unentbehrliche sei, bis das kleine Mahl mit Hilfe einiger Flaschen Wein und dank der Umgebung, in der es abgehalten wurde, ihn aus dem Bereich der Kleinkümmernisse in eine losgelöstere Sphäre des Daseins hob.

Der an sich bei dieser Jahreszeit nie ganz verdunkelte nördliche Himmel war überdies durch den Mond erhellt, so daß ein normales Auge ohne Mühe zu lesen vermocht hätte. Bei solchem magischen Zwielficht saßen die Freunde an einem Tischchen einander gegenüber, kaum erhoben über die Wasserfläche. Reimann war sehr aufgeräumt. Man konnte ihm ansehen, daß der Zufall dieser Begegnung ihm eine große Freude bedeutete. Erasmus

gestand sich, er habe nicht gewußt, eine wie starke und herzliche Neigung der junge Mensch ihm entgegenbrachte. Jetzt schien es ihm fast wie ein Wunder, daß dieser Horatio ihm in einem Augenblick schwerster Verwirrung zugeführt worden war: ja, er, nicht Jetto, war sein Horatio, und damit hatte sich Erasmus wieder mit dem dämonischen Scheinwesen Hamlet identifiziert.

Diese Verwandlung, wie eine Art Maske, samt der Horatio-Fiktion machte Erasmus möglich, vor dem Jugendfreunde nach und nach sein Herz auszuschütten. Es war bisher nur in Briefen an Tante Mathilde geschehen, aber eben nur, soweit es in Briefen und einem alten klugen Fräulein gegenüber möglich ist.

„Du kannst dir kaum denken, Reimann“, sagte er, „wie unwirklich und wie seltsam unverständlich mir mein Leben geworden ist. Da drüben in Granitz, wo ich mich für einige Wochen, um mich selber wiederzufinden, von aller Welt, sogar von Frau und Kindern, fernzuhalten gedachte, bin ich mir selbst entfremdet worden. Ich komme mir vor wie ein Hampelmann. Mit andern Worten: ich habe die Verfügung über die Bewegung meiner Arme und Beine nicht mehr. Auch mein Geist ist gleichsam in eine fremde Maschinerie hineingeraten. Ich muß laufen und springen, wenn ich stehen will, ich bin angepflöckt, wenn ich fliehen will. Ich muß mich begönnern lassen, wo ich eine Gunst nie und nimmer suchen werde. Bei dieser Gelegenheit ist freilich auch manches in meinem Wesen mir selbst zum ersten Male erkennbar geworden: eine in Geld und Ehre umzusetzende Fähigkeit hat sich aus mir herausgestellt. Ich kann etwas. Ich vermag etwas, das ich niemals gelernt habe.

Anderen, die sich mit viel Fleiß und Erfahrung darum bemüht haben, bin ich überlegen darin. Aber eigentlich widert mich die Sache dermaßen an, als ob ich sie in einem früheren Dasein schon bis zum Über-



druß ausgeübt hätte. Erfolge auf diesem Gebiete erfreuen mich nicht, sie erzeugen mir eher Traurigkeit. So ist es bei der Hamlettragödie. Soweit ich sie ganz ernst nehme, schlägt sie mich so in Bann, daß ich von dem Lebensekel Hamlets in den Wunsch nach Selbstvernichtung getrieben werde. Ich fürchte den Ehrgeiz, der seit einigen Wochen sich bei mir gemeldet hat und vielleicht schon unausrottbar in mir geworden ist. Dabei fürchte ich seine Folgen mit einer an Feigheit grenzenden Befangenheit, auch wenn sie in großen Erfolgsgipfeln sollten. Ich wünsche unbeachtet zu bleiben. Was ich will und ersehne, ist ein Leben in Verborgenheit. Das Leben ist Schmerz. Schmerz und Leben ist ein und dasselbe. Nervenkrankheit ist molekulare Störung, die sich von einem Nervenende zum andern fortsetzt. Das Leben beruht auf Reizen. Reiz oder Verletzung oder Verwundung ist einerlei: weshalb das Leben auf Verwundung beruht —, und Verwundung ist wiederum Schmerz. Hat man schwere Krankheiten durchgemacht, so weiß man davon zu singen. Jeder Eßreiz ist einem widerlich. Man schließt die Augen, die Netzhaut kann dem Lichte nicht standhalten. Der laute Ton verwundet das Ohr. Ein Volkslied wird mit süßer Stimme gesungen — der Kranke wehrt ab und bricht in Wein- oder Schreikrämpfe aus.“

Reimann lachte. Er sagte, es sei ein Fehler, so viel zu grübeln. „Du grübelst zuviel, das habe ich immer und immer gesagt.“

Ich denke, man muß das Leben hinnehmen“, fuhr er fort. „Was mich betrifft, so darf ich sagen, das, was ich davon erwartet habe, deckt sich so ziemlich mit dem, was es gehalten hat. Ich fürchte mich vor dem Leben nicht, wobei allerdings mein Vorteil ist, daß ich keine großen Rosinen im Sack habe. Mit jemand, in dem es gärt und rumort wie in dir, vergleiche ich mich natürlich nicht.“

Vielleicht hast du irgendeinen großen Beruf, irgendeine große Aufgabe, die dich einmal belasten wird und die sich heut schon dunkel ankündet. Da herrscht eine gewisse Uferlosigkeit, während ich mich in dem mir überall angenehmen Gedanken der vorgezeichneten Pflicht sicher und wohl fühle.“

„Ich beneide dich“, sagte Erasmus. „Ehrlich und in einem guten Sinne beneide ich dich. Ich bin manchmal ein einziges Übelbefinden. Dabei hätte ich das, was mir drüben an dem kleinen Fürstenhof geschieht, als Glück zu buchen. Es ist eigentlich eine Häufung von Glück, die mir, gleich einem Gewölk, die Sonne verdüstert. Sie belädt mich zudem mit einer vielfachen Last, die ich, wie Hans im Glück den Mühlstein, gern in dem nächstbesten Brunnen ersäufen möchte. Dieses mein vielfaches Glück ist ebenso vielfach klettenhaft. Es gibt mir Wind unter die Flügel; trotzdem kann ich nicht fliegen, ebensowenig wie eine Fliege, die in einem Honigtopf versunken ist und sich nun aus dem Blütenzucker, so gut es geht, herauskrabbelt.“

Und nachdem Erasmus sich versichert hatte, er spreche in des Freundes Seele wie in ein Grab, begann er von seiner Frau, alsdann von Irina Bell und schließlich von der Prinzessin zu reden. Es tat ihm wohl, daß Reimann das Ganze gar nicht besorgt, sondern eher heiter zu nehmen schien. Nun ja, wenn Erasmus am kommenden Morgen oder Nachmittag in Stralsund zu seiner Frau stoßen müßte, dann käme es schließlich nur darauf an, den Eiertanz des Lebens mit Humor und Geschick auszuführen. Der außenstehende und in diesem Augenblicke sehr glückliche Reimann schloß: „Mir ist leider niemals so etwas passiert, mir würde die Sache riesigen Spaß machen.“

Wir sind noch jung“, fing er wieder an, „man muß in der Jugend alles mitnehmen.“

Die gute Laune des Jugendfreundes benutzte Erasmus

wie einen Korkgürtel, der ihm wenigstens jetzt ein gut Teil der herniederziehenden Schwere nahm. „Die Sache in Granitz“, sagte er, „hat schließlich auch eine gute Seite. Veni, creator spiritus! Ich weiß nicht, Reimann, ob dir bekannt ist, wie Goethe das Genie definiert. Er nennt keinen Menschen ein Genie. In den Teich von Bethesda fuhr, nach der Bibel, von Zeit zu Zeit ein Engel hernieder. Die Kranken wurden gesund, wenn sie mit dem Engel zugleich, und während das Wasser noch bewegt von ihm war, in den See hineinstiegen. Der Mensch, der von dem Besuche des Genius begnadet wird, gleicht sozusagen einem solchen Bethesdateich. Nur vorübergehend steigt der Genius in ihn hernieder. Aber während dieser Zeit ist eben der Teich lebhaft und feurig bewegt. Wenn es durch einen Cherub geschieht, der in unsereinen herniederfährt, so bringt er vier Gesichter mit: Mensch, Adler, Löwe und Stier. Dann ist das Gefäß vielleicht zu schwach, den mächtigen Dämon zu beherbergen. Es fließt über oder zerbricht. Oder es ist ein gefallener Engel Luzifers, ein Schlangendämon, der drei Flügelpaare hat: dann reißt er einen vielleicht über Himmel und Erde mit sich fort. Man ringt nach Luft und vergißt das Atmen. Veni, creator spiritus! Es ist in der Tat eine Art Besessenheit in mich gekommen. In aller Demut nehme ich diese Berufung und Begnadung auf. *Daemo, vis animae divinae*. Das kleine Granitzer Sommertheater als Rahmen ändert an der Größe der Sache nichts. Für mich ist sie groß. Ich mag zerspringen.

Der Mensch, vom Genius beansprucht, ist sein Instrument. Das erkennt man am deutlichsten in der Musik. Ich bin nur ein schwächliches Instrument. Ich bekenne in aller Demut: ich erwarte mit geradezu qualvoller Spannung den Augenblick, wann der Gott wieder aus mir weichen wird. Ich möchte nicht immerfort sozusagen mit Kiel, Rippen und Wanten beben, wie ein von den dämonischen Kräften des Dampfes vorwärtsgejagtes

Schiff. Ich sehne mich nach dem einfach Menschlichen, nach dem menschlich Einfachen, nach dem Beruhen im Eigenen, nach Betrachtergelassenheit und gesunder kindlicher Daseinsgenügsamkeit. Aber der Abgrundengel will mich nicht loslassen.

Die ganze Sache ist Zauberei!“, mit diesen Worten hatte Erasmus einen längeren Vortrag über den „Hamlet“ eingeleitet. „Ich unterliege einer Zauberei. Ich werde wie Hamlet in etwas Ungewolltes hineingezogen. Das Ungewollte hat den Charakter der Unabwendbarkeit. Das ist bei Hamlet die eigene Mutter, deren heiligen Körper ein in seinen Augen geiler, schmutziger Schuft entehrt, der, wie eine Stimme vom Jenseits ihm in die Seele haucht, noch dazu der Mörder seines Vaters ist. Vor welche unabwendbaren Scheußlichkeiten sieht sich dieser dem Ideale der Reinheit hingebene Mensch und Prinz gestellt! Und er, dessen hoher Gedanke war, seine Freiheit zu einem Leben in Freiheit zu gebrauchen, sieht sich unwiderruflich auch um diese Freiheit geprellt. Der Zwang zur Rache, der Zwang zum Verbrechen wird einem Verzweifelten auferlegt, wodurch das Schmutzige ein für allemal die Reinheit unmöglich macht, die schwärzeste Schuld sich an Stelle der Unschuld setzt. Denn mit dem Morde eines Vaterbruders behaftet, womöglich mit der Schuld am Tode der eigenen Mutter dazu, läßt sich die Seele, was auch immer die Schreckenstat zu rechtfertigen vermag, nie mehr reinwaschen. Vor Mord, vor Blut, vor Schuld, vor dieser ganzen blutriechenden, blutrichterlichen, rohen und schlachterhaften Aufgabe, die er wittert und vor der er selbst, wie das Tier in der Nähe des Schlachthauses, bebt, schreckt Hamlet schon in der ersten Szene des Dramas zurück. Er verbirgt, was er ahnt, weiß und fühlt, und versucht in der Stille auszurechnen. Aber zu seinem Verderben bewilligt der Aigisthos des Stückes den nachgesuchten Urlaub seines Prinzen Orestes-

Hamlet nicht. Der Prinz will sich retten vor seiner Aufgabe. Er will sich verstecken in Wittenberg.

Hier wird durch die blind-folgsamen Hände des Ehebrechers in Hörigkeit gegen die königliche Ehebrecherin, verstärkt durch die zärtlichen, blind-tastenden Hände der Mutterliebe, das Verhängnis ein für allemal losgebunden. Nun dauert es nur noch kurze Zeit, bis Hamlet nicht mehr Herr seiner Entschlüsse ist. Indem sich der Ermordete vor ihm und in ihm materialisiert, materialisiert sich das stattgehabte Verbrechen. Von nun an gibt es kein Ausbrechen mehr, kein wittenbergisches Versteck, ja nicht einmal mehr ein Wegblicken.

Aber Hamlet ist kein Orest, er ist mehr als Orest, obgleich die Atmosphäre, in der er lebt, dem ‚Totenopfer‘ von Aischylos, diesem Drama der Blutrache, innig verwandt ist.

Wahnsinn, der hell die Haare sträubt,  
in Träumen Zukunft offenbart, im Schlafe Wut  
aushaucht, erhob um Mitternacht im Hause  
lauten Klageruf der Angst

und kam ins Fraungemach grauend schwer herein-  
gestürzt...

das ist die Atmosphäre, und zwar in der Nacht des Schauspiels im Schauspiel, des aufgeschobenen Mordes an König Claudius und des Besuches, den Hamlet im Schlafgemach seiner Mutter abstattet. Oder wenn es heißt:

Voll Unmut schau die drunten im Grabe  
zürnend ihre Mörder an. —

Und:

O Kind, den abgeschiedenen Geist bewältigt niemals  
zermalmenden Feuers Zahn.

Das ist wiederum diese Atmosphäre, und zwar, soweit sie den zürnenden Heros, König Hamlets Geist, umgibt und seine Erscheinung auf der Terrasse. Und wenn es heißt:

Die Toten morden, sag' ich euch, den Lebenden —  
so trifft das wiederum zu bei diesem Geist. Und ferner:  
Auf festem Grund ruht Dikes Stamm,  
das Richtbeil schärft ihr die Schmiedin Aisa.  
Und alten Mordes Greuel Schuld  
Sühne führt den Sohn zuletzt

ins Haus zurück, die hohe, stets wache Straf-*Erinnys*.  
So zurückgeführt aus Wittenberg, steht Hamlet im  
Palaste seines Vaters — dem von dessen Mörder usurpieren —  
im schwarzen langen Trauermantel düster warnend  
da, erdrückt fast von seiner nur erst geahnten Aufgabe.  
Und Hamlet hat in Horatio, wie Orest, seinen Pylades.

Hamlet aber ist mehr als Orest, wie gesagt. Und was er eigentlich ist, in seiner Eigenart und Neuart ist, das wird noch manchen im Bewußtsein seiner selbst sein Schicksal lebenden Menschen beschäftigen. Möchten die Psychologen die Hand von ihm lassen, Leute, die klassifizieren und summarisch von außen sehen. Es wäre bitter, eine der höchsten Leidensgestalten jugendlichen Lebens, eine der allerwürdigsten und heiligsten, in der Zelle einer Nervenanstalt oder in einem Krankenzournal wiederzufinden. Hamlet hält sich für zu gut, um ein willenloses, gemeines Rachewerkzeug zu sein. Er liebte seine Einmaligkeit. Lieber, als Schaden an seiner Seele zu nehmen, wollte er einen Augenblick lang auf die Befriedigung seines Rachedurstes verzichten, ja sich sogar seiner Pflicht entziehen, der er den Wert seines Lebens opfern sollte.“

Erasmus brach ab und entschuldigte sich mit seiner Hamletmonomanie, weil er den Freund langweile. Der gab zur Antwort: „Oh, bitte, ich wüßte nicht, was ich lieber hörte! Denke doch, wie eintönig und geistlos mein dienstliches Dasein ist. Wenn du mir die Ehre erweisen willst, betrachte mich ruhig weiter als deinen Horatio oder Pylades.“

Es käme nur darauf an, hatte Reimann gesagt, wenn Erasmus seine Frau in Stralsund abfange, den Eiertanz des Lebens mit Humor und Grazie zu tanzen. Dieser gute Rat hatte leider seine Kraft vollständig eingebüßt, als der junge Gatte, auf dem Bahnsteig hin und her schreitend, die Einfahrt des Zuges erwartete, der ihm seine Frau bringen sollte. Auch der Korkgürtel des heiteren Leichtsinns, den ihm der Freund zugeworfen, hielt nicht mehr: ein Ertrinkender rang mit den Wellen.

Wie hatte er in den Jahren der Verlobungszeit nach leider unumgänglichen Trennungsperioden der Geliebten zitternd entgegengeharrt! Mögliche und unmögliche Hindernisse wurden ausgedacht und, in der Angst, das Überglück doch noch einzubüßen, fast zum wirklichen Geschehnis aufgebauscht. Heute würde ihm eine Last von der Seele gefallen sein, wenn keine Kitty dem Zuge entstiege und etwa ein Telegramm mit der Nachricht käme, daß sie durch irgendetwas, sagen wir Sorge um die Kinder, an der Reise verhindert worden sei.

Er war zu bestürzt, als er die telegraphische Meldung ihres Kommens in Händen hielt. Sonst hätte er Kitty sofort auf gleichem telegraphischem Wege von der Reise abraten müssen. Freilich war sie bereits unterwegs, die Depesche von Leipzig datiert, wo sie Verwandte hatte, und deren Adressen, wie überhaupt Adressen, im Kopfe zu behalten, war Erasmussens Sache nicht.

Übrigens würde ein solches Durchkreuzen von Kittys Wünschen ein Wagnis gewesen sein. Sie war ja doch voller Zuversicht und wollte dem jungen Gatten einen neuen, frohen, gesunden Menschen entgegenbringen. Seine Abwehr in diesem Augenblick würde sie in eine Krise geworfen haben.

Aber ihr Kommen war geradezu verhängnisvoll! Oder es mußte vor der Gefahrzone bewahrt werden. Gab es eine schwerere Aufgabe, wenn sie nicht überhaupt unlösbar war?

Nun wird Kitty bald aus dem Kupee steigen, grübelte es in Erasmus fort. Sie wird schwarz gekleidet sein, denn sie hat eine Schwester durch den Tod verloren. Sie wird erwarten, daß ich, wie in den Zeiten vor der Trennung, mit der Welt unserer familiären Freuden, Sorgen und Nöte verwachsen bin. Den Raum dieser Welt hat aber nun eine ganz andere okkupierrt oder meinetwegen usurpiert, und es wird meinem quälenden Aufwand an Täuschungsversuchen schwerlich gelingen, ihr das zu verschleiern. Wäre sie in acht Tagen gekommen, wenn der ganze Hamletspuk Vergangenheit ist, sie hätte vielleicht einen völlig entlasteten, völlig geheilten Menschen zurückgeführt.

Gut, daß in Granitz heute nur eine Beleuchtungsprobe ist! Baron Cramm besorgt diesen Teil der Arbeit ohne mich. Ich werde mit Kitty ein Gasthaus hierorts aufsuchen. Es wird keine sehr erquickliche Sache sein, ist jedoch unumgänglich notwendig. Könnte ich Kitty hier diese Nacht allein im Hotel lassen? Lange dachte Erasmus nach, aber eine mögliche Ausflucht, dies zu rechtfertigen, gab es nicht. Du fürchtest dich also, mit deiner Frau zusammen im selben Zimmer zu sein? gestand er sich.

Die Lage des jungen Menschen war in diesem Augenblick kläglich. Seine Gedanken führten ihn an die Grenze der Erbärmlichkeit. Er schämte sich geradezu seiner Frau. Man wird lächeln, ja kichern, dachte er, wenn ich mit ihr in Granitz auftrete. Eine Lösung ganz anderer Art als die tragische könnte eintreten, wenn Irina und wenn die Prinzessin mit spöttischen Mundwinkeln registrierten, daß ich, von einem berechtigten weiblichen Nutznießer meiner Person begleitet, unter Aufsicht bin. Ich hätte dann gar nicht mehr nötig, mir über die Art, wie ich mich aus ihren Schlingen löse, Gedanken zu machen, denn höchstwahrscheinlich wäre ich ihnen fortan nur noch lächerlich. Dazu käme der



boshafte Hohn des Oberhofmeisters, der mir den letzten Wind aus den Segeln nähme, bis mir am Ende nichts übrigbliebe, als über einen völligen Wetterumschlag am Fürstenhofe dankend zu quittieren und mit einem Laufpaß und meiner Frau kläglich abzuziehen.

Kittys Gegenwart unterbrach in der Tat jede Entwicklung. Das Drama „Hamlet“ war nun allerdings, einer Uhr ähnlich, so weit aufgezogen, daß es von selbst ablaufen konnte. Aber die lebendigen Beziehungen und Verknüpfungen schicksalhafter Art wurden durch einen jähen Schnitt getrennt und waren damit wohl dem Tode verfallen. Diese fremde Frau, die außerhalb des Granitzer Wirbels stand, hatte wahrscheinlich die Kraft, alle elektrischen Ströme, musikalischen Wellen und seelisch zündenden Fluiden durch eine Art von Erstickungsfeld abzufangen, das Laut und Echo verstummen machte.

Nicht ganz ohne ein gewisses beruhigtes Staunen fühlte Erasmus, dem großen Erlebnis von Granitz gegenüber, das ihn doch so auf- und umwühlte, eine tragikfreie Ernüchterung. Dies bewirkte allein schon Kittys Annäherung. Er wurde von ihrer Sphäre angezogen. Gleichsam mit gelähmten Flügeln war er aus den Bereichen gesteigerten Lebens, aus dem Feueräther der Kunst, aus der immerwährenden Festivitas der Bühne auf den harten Boden des Alltags zurückgesunken. Konnte er, da in diesem Zustande die Rettung aus allen Wirrungen lag, damit nicht zufrieden sein? Nein, durchaus nicht. Er war nicht zufrieden. Und wenn er darin verbrennen mußte: er sehnte sich in das Fegefeuer zurück!

Und Kitty paßte, wie Erasmus wußte, in den wie eine Art Frühlingssturm aufgekommenen geselligen Zustand der kleinen Fürstenresidenz durchaus nicht hinein. Sie war darin ein bleierner Fremdkörper. Aus allen diesen Gründen: was sollte geschehen? Es mußte gelingen, sie heimzuschicken.

Durch solche Erwägungen durchaus berechtigter, sehr vernünftiger Art wurde Erasmus auch zu der Überzeugung gebracht, daß diese Lösung die einzige sei, durch die man Katastrophen vermeiden und die drohenden Wirrnisse einem friedlichen Ende zuführen könne. Das Wohl Kittys, seiner Kinder und seiner Ehe verlangte sie. Er brauchte sein schlechtes Gewissen nicht aufzubieten, Angst vor seiner Verwicklung mit der Prinzessin sprach hier nicht mit, ebensowenig der Durst seiner Leidenschaft, den er, solange Kitty in Granitz war, vielleicht nicht mehr löschen konnte. Nein, hier wurde ganz einfach dem guten Rat des gesunden Menschenverstandes Folge geleistet und das getan, was das einzig Rettende und Richtige war.

Diese und andere Erwägungen hatten das Wesen des Grüblers mehr und mehr nach innen gekehrt, so daß er erst wieder zu sich kam, als er sich leise von rückwärts berührt fühlte. Schnell fuhr er herum und erkannte die, welche zu erwarten war.

## SIEBENTES BUCH

Kittys Erscheinung hatte Stil. Die junge Frau liebte Schleier. Der schwarze Crêpe, den sie in Trauer um ihre Schwester trug, war nun über ein schwarzes Baret von feinem Stroh zurückgeschlagen. Zwei dunkle Augen standen feurig in dem weichen Oval des Gesichts, dem sich Erasmus zum Kusse näherte.

Das ist eine Fremde, dachten die Leute, die sie überall, wo sie auftauchte, anstarrten, und vermuteten amerikanische Reichtümer.

Nach einigen Augenblicken konnte Erasmus sich mit gelindem Erstaunen sagen, daß er den Ton von Anfang an richtig gegriffen hatte. Er war naturgemäß auf Eile, ja Hast gestellt, da der Beginn einer ersten Generalprobe zu Granitz in der Tat auf ihn wartete. Kitty wunderte sich nicht über diese Geschäftigkeit, die sie voraussetzte.

In eiliger Wechselrede wurden übliche Fragen und Antworten abgemacht, die sich auf den Haushalt, das Ergehen der Kinder, die letzten Tage und Stunden der Schwester sowie auf Tante Mathilde bezogen. Erasmus meinte, sie werde ihm böse sein, da er ihr lange nicht mehr geschrieben habe, er sei daran aber wirklich unschuldig, denn die Arbeitsüberhäufung ließe ihm keine Zeit.

Wieder und wieder betonte der junge Gatte instinktiv diesen Punkt. Er werde Kitty, ließ er einfließen, auch diesen Morgen wieder vorübergehend verlassen müssen, da er fünf bis sechs Stunden auf der Probe beschäftigt sei. Die kurze Bahnfahrt bedeute wenig; sobald er sich losmachen könne, etwa des Nachmittags gegen sechs, kehre er auf den Flügeln der Liebe, wie er etwas krampfhaft scherzend sagte, zu ihr zurück. Daß sie zunächst hier in Stralsund bleiben, also nicht mit ihm nach Granitz sollte, befremdete Kitty zunächst noch nicht,

um so weniger, als er verständliche Gründe anführte.

„Alle diese Menschen da drüben, Leute von sehr verschiedener Art“, sagte er, „sind dir fremd, Kitty. Ich selber werde von der Bühnenarbeit vollständig absorbiert. Sie schluckt mich ein, sie saugt mich auf. Kaum mit einem Blick vermöchte ich mich um dich zu kümmern. In dieser Beziehung ist sogar der Augenblick deines Kommens nicht besonders gut gewählt. Aber es macht nichts. Ich werde die Sache schon einrichten.“

Kitty bemerkte an Erasmus eine große Wesensveränderung, für die sie aber die naheliegende Erklärung fand: er habe Pflichten. Kitty hatte ihm diesen neuen Zustand ja immer gewünscht, ungeachtet des Opfers, das sie dabei bringen mußte.

Der einzige Gasthof am Markt dieser kleinen Stadt wurde aufgesucht und ein hübsches Zimmer darin genommen. Kitty zeigte die beste Laune. Sie konnte sich an dem altertümlichen Platz unter den Fenstern nicht satt sehen. Es war schon ein dramatisches Ereignis, wenn eine Droschke donnernd über die Katzenköpfe der Pflasterung hinwegrollte. Zum Überfluß wurde noch ein Stromer durch einen städtischen Polizisten auf die Wache gebracht.

Gegenüber dem kleinen Hotel, jenseit des Platzes, erhob sich der Ziergiebel des Rathauses und dahinter ein roter Backsteinbau, das ungeheure Massiv einer gotischen Kirche. Alles das zog Kitty lebhaft an, so daß der Augenblick des Alleinseins mit ihr zunächst nicht besondere Anforderungen an das Heuchlertalent des Gatten stellte.

Kitty strahlte bräutliches Glück und eine neue Jungfräulichkeit. Die Verwandlung, von der sie geschrieben, war in der Tat in ihr vorgegangen. Es lag ein gewisser Stolz über ihr, als ob sie mit allem, was sie sei und bedeute, dem Gatten ein Geschenk bringe. Wie nie zuvor, schien sie mit sich selbst, ihrem Lose und mit Erasmus zufrieden zu sein.

Dies alles mußte Erasmus aufgehen. Die Seele, von anderen Dingen bewegt und erfüllt, konnte doch dem entschleierte Bilde eines gleichsam wiedergeborenen Weibes nicht in Kälte und Fremdheit standhalten. Überall neue Menschen, blitzte es ihm durch den Kopf. Irina da, die Prinzessin dort, und hier ebenfalls eine völlig neue, eine schöne, in sich vollendete Frau, die, als moralische Schöpfung ihrer selbst, jenen beiden andern weit überlegen schien.

Erasmus trat an Kitty heran und strich ihr über das blauschwarze Haar, das die Ohrmuschel bis an die Läppchen bedeckte. Nach orientalischer Weise hingen dicke goldene Ringe daran, die bis unter den Ansatz des Kiefers herunterreichten. Und so — die Gatten standen Auge in Auge, die ihren schwarz, die seinen hell! — erzählte Kitty mit Drolerie, wie man sie auf der Reise allenthalben verwöhnt habe. Ein Gepäckträger habe gefragt: „Sie sind wohl Brasilianerin?“ — „Sie kommen wohl von weit her?“ ein Bahnschaffner. Und dieser Bahnschaffner hielt sie während der Fahrt geradezu eifersüchtig wie ein Sultan seine Haremsfrauen und ließ niemand, alt oder jung, Mann oder Weib, in ihrem Kupee Platz nehmen.

Sie hatte mit ihren Plaudereien bereits eine gute Weile aufgehört, als Erasmus sie immer noch anblickte. Es schien, er verlor sich förmlich in ihr, als ob seine Seele durch seine und ihre Augen in Kitty hinabtauchte. Um sich zu baden? Er hätte es selber nicht sagen können. Sicher ist, daß ihm alles seit der Trennung Erlebte durch sein Inneres ging, nicht aber qualvoll grüblerisch, sondern als eine gottgewollte, nicht finstere, sondern eher lichte Nachdenklichkeit. Er hätte sich nicht verwundert, wenn sie ein und dasselbe gewesen wäre mit den Vorgängen hinter Kittys Stirn. Ja, er würde die Einheit innig gewünscht haben.

In diesem Zustand erlitten Irina und Prinzessin Ditta

ihren Untergang, mit ihnen zugleich auch das ganze Granitz. Restlos sank es, Zirkusplatz, Schloß und Park, Schuldirektor, Fürst, Mafalda, Gärtnerei mit Frau Herbst, Sommertheater, Georgi, Syrowatky, Jetro mit allem, was in ihm war, in das Erdinnere oder in eine steigende Flut wachsender Seligkeit, auf deren Oberfläche nur Erasmus, Kitty und die Kinder, übriggeblieben, in einem goldenen Nachen dahinglitten.

Dies war die Lage, als Kitty mit einem Male auf eine unnatürliche Weise erbleichte, während ein handtellergroßer Fleck ihr am Hals bis zum Ohr, dunkel umrissen, zu glühen begann.

Erst diese Veränderung brachte Erasmus zum Aufwachen.

„Was hast du? Was ist geschehen?“ fragte er bestürzt, denn er wußte, wie sehr seine Frau durch einen organischen Fehler am Herzen gefährdet war. Sie hatte damit allerdings Geburten überstanden und konnte, wie die Ärzte erklärten, alt werden; aber es war nicht leicht zu nehmen, wenn ein Anfall von Herzschwäche sich ohne äußeren Anlaß einstellte. Erasmus dachte flüchtig daran, die Freude des Wiedersehens verantwortlich zu machen. Aber nein, das war es nicht. Es sei überhaupt nichts, erklärte Kitty, es sei eine nicht bedeutende Kleinigkeit, die Erasmus die Laune nicht trüben solle. So kehrte denn auch in der Tat die natürliche Farbe sehr bald in das Antlitz Kittys zurück.

Als man jedoch auf andre Dinge gekommen war und kurze Zeit von diesem und jenem geredet hatte, nahm Kitty plötzlich Erasmus beim rechten Handgelenk, hob ihm die Hand vor das eigene Auge und sah ihn mit einem sich wiederum völlig entstellenden Antlitz an. Und nun wußte Erasmus mit einemmal — ein heftiger Stich durch sein eigenes Herz war mit diesem jähen Begreifen verbunden —, was Kittys Wesen so plötzlich vergiftet hatte. Er hatte vergessen, eine Erbärmlichkeit

zu vertuschen, die ihn im Parkett des Theaters zu Granitz eines Tages bewogen hatte, seinen Ehering in die Tasche zu stecken.

Er fehlte an seiner rechten Hand.

Das erste, was Erasmus zur Erklärung vorbrachte, war nicht von der Art, um die junge Frau sogleich zu beruhigen. Es gäbe in Granitz keinen Menschen, sagte er, der nicht wisse, daß er verheiratet sei und außerdem zwei Kinderchen habe. In der aufgescheuchten Seele Kittys gebar sich sogleich der feine Spürsinn der Eifersucht. Ein junger Ehemann konnte Grund haben, sich durch die immerwährende Betonung seiner Gebundenheit, selbst wenn man sie kannte, im Verkehr mit Frauen gestört zu sehen. Selbst nur vorübergehend beiseite gestellt zu werden, litt der Stolz seines Weibes nicht. Was er auch für Worte verschwendete, sie vermochten Kittys Antlitz nicht aufzuhellen.

Sie stand, sie sah ihn an und schwieg. Als sie dann einen Augenblick lang ihre funkelnd beringte weiche Hand auf die Augen gelegt hatte, wendete sie sich von ihm ab und trat, immer noch schweigend, an ein Fenster. Als er ihr dann begütigend von rückwärts die nun wieder mit dem Ringe versehene Rechte über die Schulter vor Augen hielt, trat sie unvermittelt durch eine halb geöffnete Glastür auf den Balkon, der zu den niedrigen Zimmern gehörte. Erasmus, beschämt aufs tiefste, folgte ihr nicht.

Auf den knarrenden Dielenbrettern auf und ab schreitend, biß er die Lippen und sann, wie er die drohende Wendung zum Schlimmen in dieser Begegnung aufhalten könnte. Ein einziger Augenblick hatte alle Zuversicht, alles Vertrauen, alle Sicherheit, alles Glück aus dem Wesen Kittys hinweggefegt. So stand sie draußen auf dem Balkon, der nun die Augen der Passanten auf sich zog, im schwarzen, eng anliegenden Kleid, nun erst der Trauer wahres Bild.

Wie dieses Schwarz doch Kitty kleidet, hatte Erasmus sich überrascht bei ihrem ersten Anblick gesagt und dabei ihren weichen und schlanken Wuchs bewundert. Ein still gezogener Vergleich mit Granitz zwang ihn zu gestehen, daß ihm dort eine so aristokratisch feine Erscheinung nicht begegnet war.

Minute auf Minute verging, während er vergeblich auf die Rückkehr Kittys ins Zimmer wartete. Sie stand, den Rücken ihm zugekehrt, und er konnte nur ihr verlorenes Profil sehen, wenn sie den Kopf ein wenig wendete. Gelegentlich einer solchen Bewegung sah er, daß ihre Wange von Tränen befeuchtet war und sie also Zeit gewinnen, sich fassen wollte.

Oder waren es andere Gedanken, die auf sie eindringen und mit denen sie fertig zu werden wünschte, ehe sie wieder vor den Gatten trat?

Und in der Tat, als es später geschah, war sie der Tränen noch keineswegs Herr geworden, aber es schien in ihr ein Entschluß gereift zu sein. Erasmus wollte sie in den Arm nehmen, was sie abwehrte. Sie solle eine Nichtigkeit, der, wie er log, nicht die geringste Bedeutung zukomme, nicht zu widersinniger Tragik aufbauschen. Er wußte selbst nicht, wie es ihm über die Lippen kam, als er sie nun zu bewegen versuchte, statt hier zu warten, sogleich die Fahrt nach Granitz anzutreten, um sich der völligen Harmlosigkeit aller dortigen Umstände zu vergewissern.

Nein, nach Granitz, gab sie zur Antwort, gehe sie nicht, sie werde allerdings auch nicht hier bleiben. Indem sie sich von ihren Kindern getrennt habe, die den höchsten Anspruch auf die Mutter hätten und die ja doch ihr ein und alles auf Erden seien, habe sie töricht gehandelt und die Pflicht verletzt. Sie werde noch heute nach Hause zurückkehren. —

Hatte der abgestreifte Ehering eine schmerzliche Entzweiung bewirkt, so sollte ein anderer Unstern diese



noch vertiefen und die Wiedersehensstunde zu einer der peinlichsten im Leben der jungen Gatten machen.

Kitty hatte sich ausgeweint. Dem innigen Verschlungensein mit Erasmus konnte zuletzt im Gemüt der liebenden Frau nur ein weiches und hingeebenes Schmollen standhalten. Von Zeit zu Zeit zu Erasmus aufblickend, zog sie ihm selbst den Ring vom Ringfinger, gleichsam spielend und gedankenvoll, und steckte ihn zu dem eigenen auf die Hand. So drückte sie aus, wie ein Mann für seine Frau gestorben sei, sie zur Witwe gemacht habe. Im gleichen zärtlich ernstesten Spiel, das mit Küssen der Inbrunst endete, wanderte der Ring auf den Finger des Geliebten zurück.

Aber der Gatte mußte sich losreißen, wenn er nicht die abendliche Probe versäumen wollte. Sie zu verwünschen und damit seinen ganzen aufgehakten Pflichtenkreis, war ihm leicht. So versäumte er nicht, von einem Sturme wahrer Gefühle lügenhaften Gebrauch zu machen.

Die arme Kitty tröstete ihn.

Nein, sie wolle nicht mit nach Granitz, sie komme bestimmt erst zur Aufführung, wo man unter dem Publikum verschwinden könne. Er möge sich um sie nicht sorgen, zumal da sie, wie er wisse, zu denen gehöre, die sich niemals langweilen. Auch habe sie ja als Feld für Entdeckungsreisen die alte, in ihrem Reisebuch so verlockend geschilderte Stadt. „Nicht allzusehr habe ich mich bewährt in dem, was ich versprochen habe“, sagte sie dann, „aber, bitte, gib die Hoffnung nicht auf! Ich weiß es, ich bin zu empfindsam und habe vielleicht noch hie und da Rückfälle: jedes kleine Wölkchen am Himmel seh' ich als künftiges schweres Gewitter an. Ich habe mich schon gebessert darin, muß mich aber noch mehr bessern. Verliere nur deinen Glauben nicht, so wirst du noch einmal eine leidlich gute, leidlich verständige Frau haben.“

Als sie unter solchem Geplauder ihm in den grauen

Regenmantel half, wuchs in Erasmus Liebe zu Bewunderung, und es war, als ob ihn sein Weib mit einer neuen Rüstung ausgestattet habe. So bewehrt, denkt er, werde ich doch schließlich noch unversehrt aus dem Granitzer Fegefeuer hervortreten.

Da will es der Dämon, daß er in den Taschen des Jacketts und des Regenrocks vergeblich nach einem Schnupftuch greift. Kitty, die seine Zerstreutheit kennt, unterstützt ihn dabei und hilft ihm suchen, sie zieht aus der linken Manteltasche einen gebrauchten, duftigen, weißen Damenhandschuh heraus — aber schon hat sie ihn wieder darin verborgen.

Dies war blitzschnell und unbemerkt von Erasmus geschehen. So kam nur ein ratloser Schrecken über ihn, als er Kitty sich wieder, und zwar bis in ein bleiernes Grau, verfärben sah. Es war ein Anfall schwerster Art, erkannte er, wie er ihn an ihr nur einmal erlebt hatte. Sie rang nach Luft, es gingen beim verzweifeltsten krampfhaften Einatmen röchelnde Laute aus ihrer Luftröhre, und er dachte nicht anders, als daß sie im nächsten Augenblick den Erstickungstod erleiden müsse.

Gott sei Dank war der Arzt, da er gegenüber wohnte, sofort zur Stelle, und es gelang ihm den Krampf zu stillen, so daß ein tiefer Schlummer ihn ablöste.

Seltsamerweise traf Erasmus, selber fast zerschlagen, außer dem Arzte auch dessen Frau im Nebenzimmer. Beide hatten ein überraschend mondänes Aussehen. Erasmus war nicht grade behaglich in ihrer Gegenwart, da sie, so schien ihm, über ihn förmlich hinwegsahen. „Sie ist es“, sagte die Arztfrau, „ganz ohne Zweifel.“ — „Nun gut“, darauf mit Bestimmtheit ihr Mann, „dann bleibst du jetzt hier, bis Schwester Josefa dich ablösen kommt.“

Erasmus erklärte dem Arzt obenhin die Verpflichtungen, die ihm oblagen, und wollte wissen, ob er überhaupt Kitty verlassen könne, um ihnen nachzukommen.

„Sie sind hier ganz unnütz“, antwortete ihm in einer recht wenig respektvollen Weise der Arzt. „Es steht nichts im Wege, wenn Sie sich auf und davon machen.“

Erasmus hielt an sich, wenn auch verdutzt, und wollte wissen, ob etwa Lebensgefahr für Kitty bestünde. Nein, Lebensgefahr bestünde nicht, außer etwa, falls er dableibe und die Erregungen, deren Ursache er ja sei, einen neuen Anfall hervorriefen.“

„Mit welchem Recht gebrauchen Sie diesen Ton gegen mich?“

„Weil diese Dame, die aus einer ersten Familie stammt, eine Schul- und Pensionsfreundin meiner Gattin ist und ich mit ihr die menschliche und ärztliche Betreuung in die Hand nehme.“

„Was nehmen Sie in die Hand, wenn ich fragen darf?“

„Wenn Sie das genauer wissen wollen, kommen Sie mit mir über die Straße, ich wohne ja nur zwei Schritte von hier. Ich treffe dort meine weiteren Maßnahmen. Gegenüber jungen Menschen ihresgleichen ein Blatt vor den Mund zu nehmen, liegt mir nicht. Was Sie mit Fug zu wissen wünschen, wird man Ihnen nicht vorenthalten. Hier aber ist nicht der Ort dazu.“

Erasmus wußte selbst kaum, wie er über die Straße und in das Konsultationszimmer des Arztes gekommen war. Der gänzlich unprovinzielle, elegante Mann telephonierte zunächst die Pflegeschwester heran. Dann schien ihn, nach einem gedankenlosen Blick auf Erasmus, der ärztliche Automatismus zu überfallen. „Dort ist der Diwan, es genügt, wenn Sie sich bis zur Hüfte ausziehen.“

„Ich bin nicht meinetwegen hier, ich habe nicht die geringste Neigung und keinerlei Absicht, mich untersuchen zu lassen.“ — „Warten Sie einen Augenblick!“

Hatte der Arzt sich anders besonnen? An seinem Schilde stand: Dr. Oberdieck, Nasen-, Kehlkopf- und Lungenspezialist. Oder was schoß ihm sonst durch den Kopf? Der verwirrte Erasmus konnte daraus nicht klug werden.

„Meines Erachtens habe ich Sie schon einmal gesehen. Wo es gewesen sein kann, weiß ich im Augenblick nicht. Es ist vielleicht auf der Jagd gewesen. Ja, ja, nun besinne ich mich, es war vor ungefähr vierzehn Tagen. Ich ging am Rand eines Kornfeldes hin, und nach gewissen Anzeichen in der Bewegung der Halme und Ähren nahm ich an, es stünde ein äsender Rehbock darin. Sie werden rot, Sie scheinen zu wissen, worauf ich hinziele.“

„Weder werde ich rot, noch interessiert es mich überhaupt in diesem für mich tief sorgenvollen Augenblick, was Sie, Herr Doktor, auf der Jagd erlebt haben. Auch weiß ich durchaus nicht, warum Sie mich dieser Erzählung würdigen.“

Ganz unbeirrt — seinem sprunghaften Wesen anheimgegeben — sagte darauf der ärztliche Gentleman: „Halt, Sie sind Schmierenkomödiant. Als Sie sich nämlich mit einem hübschen blutjungen Mädchen aus dem Kornfeld herausdrückten, habe ich Sie sehr lange verfolgt. Hernach sind Sie mit ihr, was mir imponierte, durch einen Seitenarm des Boddens gegangen. Ich kam zwei Stunden später vor dem Kramladen einer Fischerwitwe an, wo ich manchmal zu nächtigen pflege, fand aber, da Sie und Ihre Dulzinea mir zuvorgekommen waren, keine Unterkunft. Ich konnte nur noch in der Wohnstube einige Gläser heißen Grog trinken.“

„Warum Sie mir diese recht romantische Geschichte erzählen, begreife ich nicht.“

„Romantisch ist eigentlich die Geschichte nicht, ebensowenig wie die heutige. Begreife der Teufel, warum die Frauenzimmer auf solche verkrachten Existenzen, solche sittenlosen Komödianten versessen sind! Sie können einem wahrhaft leid tun. Schließlich aber bin ich Arzt, und alle diese verkommenen Halbgenies, die manchmal einen edlen Kern haben und nur durch schlechte Gesellschaft korrumpiert worden sind, machen mir auch wohlmal Kopfzerbrechen. Durch die Weiber ruiniert, gehen

sie ja doch schockweise vor die Hunde. — Aber wie kann eine Dame, ein Fräulein wie die gediegene schöne und reiche Freundin meiner Frau, sich mit jemand aus diesem Lager einlassen?!"

Kaum wußte Erasmus, wie er sich diesem burlesken Vorgang gegenüber verhalten, ob er lachen oder wüten sollte. „Verzeihen Sie“, sagte er, „ich bestreite ganz entschieden die Treffsicherheit Ihrer Psychologie. Die Kornfeldgeschichte beiseite gelassen, von der Sie wohl nicht verlangen, daß ich sie irgendwie auf mich selbst deute, diene Ihnen folgendes zur Berichtigung: Ich habe Philosophie studiert und bin nicht Schauspieler. Bei allem Respekt vor den Anrechten Ihrer Frau als Jugendfreundin der leidenden Dame drüben habe ich doch noch größere Anrechte, da diese Dame Frau Gotter heißt, also meinen Namen trägt, und aus meiner Ehe mit ihr bereits zwei Kinder hervorgingen. — Haben Sie nun also die Güte, Herr Doktor, nicht ferner auf meine geringe und hier nebensächliche Person abzuschweifen und mir zu sagen, ob ich gewissen unumgänglichen Anforderungen in Granitz und zugleich den Ansprüchen meiner leidenden Frau an mich gerecht werden kann?“

Der Arzt veränderte seinen Ton.

„Trotzdem sind Sie der Mann aus dem Kornfeld“, sagte er, „ich schweige darüber zu jedermann, lasse mich aber davon nicht abbringen. Eine Erscheinung wie die Ihre, ein Gesicht wie das Ihre prägt sich ein. — Die neue, allerdings nicht leicht zu begreifende Tatsache schafft für mich aber eine doppelte Verantwortung. Sie sind mir nun mal in den Wurf gelaufen. Ehezwiste in jungen Ehen bedeuten ja zunächst weiter nichts, man braucht auch die Liebe nicht allzu genau zu nehmen. Dafür aber die Gesundheit, mein Sohn.“

Glauben Sie nur nicht, daß ich ein Patientenjäger bin, auch ohne Praxis reicht das Vermögen meiner irischen Frau zu einem standesgemäßen Leben. Ihre

Enehälfte ist morgen früh wieder auf dem Damm. Wenn Sie sich schont, kann sie hundert Jahre leben. Aber was Sie selber betrifft, Sie müssen ein neues Leben anfangen, und zwar, sage ich Ihnen, im Augenblick, wenn Sie nicht binnen ein, zwei Jahren den Weg alles Fleisches gehen wollen.“

Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde hatte die ärztliche Generaluntersuchung stattgefunden. Doktor Oberdieck bedeutete ihm, er möge sich anziehen. „Sie können von Glück sagen“, fuhr er dann fort, „daß Sie an mich geraten sind. Es ist alles noch ärger, als ich gedacht habe. Fisimatenten mit Leuten wie Sie, die ohne alle Vernunft in ihre Gesundheit hineinwüten —, Fisimatenten macht man da nicht. Wenn man ihnen nicht rücksichtslos mit der ganzen Wahrheit auf die Zehen tritt, kann man bei solchen Naturen nichts ausrichten. Also zunächst mal: Sie haben 37,6 Temperatur, Ihre beiden Lungenspitzen sind angegangen. An der rechten Lunge sind außerdem andere bedenkliche Stellen. Ihre Herztöne sind nicht rein. Wenn Sie sich Ihrer Frau, Ihren Kindern erhalten wollen, so gibt es nur eine Parole für Sie: Sie müssen, und zwar sofort, nach Davos.“

Erasmus dachte: Was da alles im Augenblick über mich kommt, wäre immer noch reichlich genug, wenn es sich auf Jahre verteilte. Aber man soll den Teufel nicht an die Wand malen. Schwebte mir nicht noch auf dem Dampfer der Wasserpolizei etwas wie Flucht in die Krankheit vor, und nun sie sich mir aufzwingt, wie mir scheint, würde ich gern darauf verzichten.

„Knall und Fall nach Davos reisen“, sagte er, „kann ich nicht, wenigstens nicht, ehe ich meine Granitzer Aufgabe gelöst und mich aus allen Verpflichtungen dort herausgewickelt habe.“

„Andere Verpflichtungen, andere Aufgaben, als gesund zu werden“, beharrte der Arzt, „kann es für Sie nicht mehr geben und gibt es nicht.“

Es blieb Erasmus nun nichts übrig, als diesen despotischen Menschen und Arzt in die ganze theatralische Hamletaffäre am Hofe des Fürsten einzuweihen.

„Es ist mir nicht recht“, hieß es darauf wiederum, „doch ich sehe freilich: Sie müssen durchhalten. Morgen also ist Generalprobe, übermorgen die Vorstellung. Überübermorgen, also Montag, können Sie alles Weitere abwickeln. Dienstag früh erscheinen Sie wieder bei mir, und ich habe dann alles, was notwendig ist, mit Ihrer Frau durchgesprochen.“

„Ich soll also meine Frau hier allein lassen?“

„Ich würde es Ihnen, selbst wenn Sie hier blieben, nicht erlauben, zu ihr zu gehen. Meine Frau, ihre Freundin, ist gerade die rechte Gesellschaft für sie. Ihr wird sie ja wohl ihre Seele ausschütten, wobei sie sich dann plus vernünftigem Zuspruch meiner Frau beruhigen wird. Natürlich basiert der erlittene Nervenschock, wie immer in jungen Ehen, auf Eifersucht. Diese wird ganz von selber zurücktreten, wenn sie es einmal weiß, was mit Ihnen ist und geschehen muß.“

„Ich verlange von Ihnen“, erklärte Erasmus, „Offenheit.“

„Ich habe es nicht daran fehlen lassen.“

„Bin ich in Lebensgefahr oder nicht?“

„Das wird ganz allein von Ihnen abhängen. Ein Jahr in Davos kann Sie völlig gesund machen. Das Gegenteil kann geschehen, und für den Ausgang kann niemand gutsagen, wenn Sie irgendwie über die Schnur hauen.“

Verhältnismäßig ruhig saß Erasmus in einem Abteil des Zuges nach Granitz. Die Erlebnisse, die er hinter sich hatte, und der unmittelbare Schlag, der ihn soeben getroffen, hallten in einem feinen singenden Tone nach, der in seinen Ohren vibrierte. Er wollte und konnte zunächst darüber nicht weiter nachdenken.

Es war alles so überaus schnell gekommen und hatte sich in einer so kurzen Zeitspanne abgespielt: Erasmus konnte es nun beinahe nicht mehr zu einer überzeugenden Wirklichkeit verdichten. Bei diesem Bemühen überschlich ihn Müdigkeit und veranlaßte ihn — er hatte ein Abteil für sich allein —, sich auf die Polster hinzustrecken. Als die jüngsten Geschehnisse nun in seiner Seele vorüberzogen, war darin irgendeine Dominante, die unverändert blieb, und er gestand sich im Halbschlaf, sie sei ihm wohltuend. Sie bedeutete etwas wie einen Halt im Grundlosen, ein festes Ziel, statt allseitig peinlich gefühlter Ufer- und Aussichtslosigkeit. Eine Macht, eine Hand hatte regelnd eingegriffen, gegen die ein Widerspruch nicht zu denken war.

Überlaß dich dem Schlaf, flüsterte ihm eine Stimme zu, du brauchst dir den Kopf darüber nicht mehr zu zergrübeln, wie du den gordischen Knoten auflösen sollst. Ich habe ihn mit dem Schwerte durchhauen.

Die weiteren Träumereien führten den Müden an viele Plätze im geographischen Gebiet seiner Verlobungs- und Ehejahre zurück, und er konnte sich nun recht wohl, nach Kittys Worten und Photographien, an die irische Jugendfreundin erinnern. Es war ein schönes Mädchen, Ginevra King, die zugleich mit ihr in der Brüdergemeinde zu Gnadenfrei erzogen wurde. Das junge leidenschaftliche Wesen hing unzertrennlich an ihr. Es spielten sich herzerreißende Szenen ab, als sie doch eines Tages nach Irland zurück mußte.



Briefe gewechselt hatten die Freundinnen nicht.

Ich schwöre, nie werde ich mich verheiraten, hatte Ginevra Kitty erklärt, weshalb diese an ein gewisses, vages Gerücht nicht glauben wollte, daß sie nun doch, und zwar mit einem Deutschen, getraut worden sei.

Wacht Kitty auf, spinnt es in ihm fort, sieht sie Ginevra statt meiner an ihrem Lager.

Was war das, denkt Erasmus, mit Doktor Oberdieck? Es fehlte nicht viel, und ich hätte den Burschen hinausgeworfen. Das war zuerst, dann fing er an, mich zu interessieren. Ein gewöhnlicher Wald- und Wiesendoktor ist er nicht. Er ist sehr gründlich und weiß etwas, sein sonstiges Wesen gilt es in Kauf zu nehmen. Man muß an Lombrosos „Genie und Irrsinn“ denken, er ist genialisch übergeschnappt.

Als das Bild des Arztes im Nahen der Bewußtlosigkeit verschwamm und auseinanderging, blieb auch hier eine Dominante zurück. An Stelle des glattrasierten, großen und eleganten Mannes mit den durchbohrenden Glutaugen blieb ein unveränderlicher, rosafarbener Fleck, der irgendwie auf den Träumer eine beschwichtigende Wirkung ausübte.

Dann brachte Natur die Wohltat des Schlafs, der alles auslöschte und erst auf dem Bahnhof zu Granitz einen erfrischten und gestärkten Menschen dem Leben und dem Freunde Jetro übergab.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind! Mir fallen drei bis vier große Mühlsteine von der Brust“, sagte Jetro. „Wo waren Sie denn, wo sind Sie gewesen? Wenn Sie wüßten, was für Gerüchte seit gestern früh, als Sie die Probe verließen, bis heute abend hier umgegangen sind! Kaum waren Sie fort, wurde von alien Seiten nach Ihnen gefahndet. Irina hat vor Wut fast geweint, weil sie allerhand Wichtiges wissen wollte: ‚Der Mensch läuftf ort, morgen ist Generalprobe, ich werfe dem Menschen die Rolle hin! Verhält er sich so, warum werde ich nicht

kontraktbrüchig?!' So wütete sie eine Weile fort, bis seltsamerweise der Anblick Prinzessin Dittas sie beruhigte. Sie hat sich natürlich eingebildet, es sei etwas wie eine fidele Landpartie mit Ihnen und der Prinzessin im Gange.

Aber auch Prinzessin Ditta war außer sich. Haben Sie übrigens das kleine dunkelhaarige Fräulein gesehen, das sich eben bei Ihrem Anblick eilig davonmachte? Es war Nigritta, die Kammerjungfer Ihrer Durchlaucht, die nun sogleich Ihre Ankunft meldet. Sie ging hier seit gestern vor Ankunft jedes fahrplanmäßigen Zuges auf und ab.“

„Sorgen Sie, lieber Jetro, daß ich heut außer Ihnen und etwa meinen Wirtsleuten niemand sehen muß! Sie sollen als einziger das Warum wissen.“

Eine halbe Stunde später hatte Frau Herbst den Tisch in der Sommerlaube für die beiden Freunde gedeckt. Es gab saure Milch, Butter, Käse und Brot, kalten Aufschnitt, so überreichlich, wie es in Pommern üblich ist. Natürlich war auch für Wein gesorgt worden. Eine gewaltige Schüssel voll Erdbeeren war von einem Diener Mafaldas gebracht worden.

Als die Mahlzeit vorüber war, lachte Jetro in die Rede seines verehrten Dichter-Regisseurs von ganzem Herzen hinein: „Kein Wort mehr von Ärzten, lieber Doktor! Ich bin bei allem mitgegangen, was Ihnen seit gestern zugestoßen ist. Man könnte darüber einen Roman schreiben. Aber an den Blödsinn dieser ärztlichen Diagnose — wie heißt dieser Mensch? Doktor Oberdieck? — glaube ich nicht einen Augenblick.

Mögen Sie doch etwas Fieber haben! Sehen Sie mich an: wie ich hier sitze unter Nachtigallengetön und Faltergebrumm beim Lampenlicht, ich komme von achtunddreißig nicht herunter. Seit gut fünf Jahren leb' ich damit. Ich esse, trinke, schlafe und arbeite. Wer nach Davos geht, bleibt natürlich auch dort, und wenn er

auch zehnmal kerngesund wäre. Was dieser brave Mann mit Ihnen bezweckt, weiß ich nicht. Er will Sie zunächst mal in seine Gewalt kriegen. Wenn Sie mir folgen: kümmern Sie sich nicht mehr, sooo viel um diesen dunklen Ehrenmann!

Und ich bitte Sie: lassen Sie Ihre Gattin herkommen! Sie nehmen das Leben viel zu schwer, auch Liebeleien, mein guter Doktor. Sie werden sehen, wie alles Gewölk sich vor dem Blick ihrer schönen Frau zerstreuen wird.“

Erasmus hatte den Arzt beobachtet. Oberdieck wurde während der Stunde, die er mit ihm zusammen war, geradezu Gegenstand eines eifrigen Studiums. Er glaubte, ihn völlig durchschaut zu haben: unter rauher Schale ein goldener Kern. Auch das Schicksalhafte des Zufalls hob die Erscheinung in eine höhere Sphäre. Das alles änderte sich unter Jetros zähem wachsendem Einfluß durchaus. Alles noch so genau Erkannte und Erfasste, Zug um Zug, stellte sich ihm nun anders dar. Vordergründiges trat zurück, Hintergründiges störte die Proportion, indem es sich ungehörlich vordrängte. Kein Zweifel, daß ein scheinbar richtig gefügtes Bild aus dem Leime ging und ein Häuflein wertloser Teile den Rest bildete.

Die Wirkung war: Erasmus sah in dem ärztlichen Dysangelisten einen Nichtwischer, Nichtkenner, Marktschreier, Lügner, Scharlatan und empörte sich nachträglich noch darüber, daß er sich so erbärmlich vor ihm geduckt habe. „Wahrhaftig, er hat mich ins Bockshorn gejagt, aber er soll es vergeblich getan haben!“

War es Jetro, war es der Wein, war es die wundervolle Nacht: Erasmus schwor, er habe allen kranken Dunst von sich geworfen, er mache sich weiter kein X für ein U, denn er fühle, er könne Bäume ausreißen. „Ich danke Ihnen, Sie haben mich zur Vernunft gebracht. Sie haben mir meine Gesundheit wiedergegeben, Sie sind mein wahrer Arzt, lieber Freund.“

Es war kurz vor Mitternacht, als Jetro sich verabschiedete. Er nahm folgendes Telegramm seines Freundes, gerichtet an Tante Mathilde, mit:

„Du mußt umgehend nach Stralsund reisen, Kitty hält sich dort im Hotel Zum Kranich auf, wir bedürfen deiner so dringend wie selten im Leben.“

Frau Herbst war noch wach, als Erasmus ins Gärtnerhäuschen zurückkehrte. „O Gott, o Gott!“ sagte er, „noch einen Brief.“

„Armer Herr Doktor“, bekam er zur Antwort, nachdem sie ihm wirklich ein Schreiben auf halber Treppe überreicht hatte.

Es war von Irina, er wußte es.

Fast mußte er lächeln in dem Gedanken, wie sein leider recht unbewehrtes Herz von allen Seiten berannt wurde.

Ein kleines Buch von hastig beschriebenen Seiten hätte recht gut für eine „Chronique scandaleuse“ gelten können, nahezu in Vollständigkeit. Dann aber traf Erasmus auf einen Abschnitt, der so lautete:

„Nun zu mir“, hieß es da. „Ich bin überzeugt, daß meine Vergangenheit eine Krankheit war, beherrschte mich doch eine Sucht nach brutalem Lebensgenuß. Es war mir, als ob ich nur ein kurzes Dasein vor mir hätte und alles Erreichbare an sinnlichen Freuden hastig und gierig erraffen müßte. Durch Dich bin ich eine andere geworden. Ich habe erkannt, daß alles auf diese Weise von mir Erraffte doch schließlich minderwertig ist. Ein besseres, höheres Wollen, ein Bedürfnis nach Reinheit kam über mich. Du bist es gewesen, mit dessen Hilfe, Belehrung und Liebe ich meine wahre Natur erkannt habe. Nur ziehe jetzt nicht Deine Hand von mir ab, verlaß mich nicht!

Ich will ein guter Mensch werden. Der Wille dazu ist plötzlich da, er hat mich mit ganzer Macht gepackt. Hilf mir weiter, hilf mir dazu! Mir graust vor dem Sumpf, vor

dem heißen und faulen Sumpf, in dem ich bisher mit Wollust geplantscht habe.

Zunächst aber sprich mich frei von Schuld! Dann will ich, dann kann ich ein neuer Mensch werden.

Ich fühle: ich liebe zum ersten Male. Warum habe ich Dich nicht bereits vor zwei Jahren kennengelernt! Vergeiß und mach mich zu Deiner Frau! Du wirst mich dann rein, trotz allem rein, und mit dem Schatz meiner ganzen, vollen, unendlichen Liebe allein besitzen. Ich aber, ich werde in Deinem Herzen, in Deinem Geiste, in Deinem Hause für immer geborgen sein.

Wenn Du indes nicht heut oder morgen zur Rettung schreitest, sinke ich in den Pfuhl zurück, um nie und nie wieder aufzutauchen. Dann aber, Erasmus, sieh, wie Du mit Deinem Gewissen fertig wirst!“

Die Nacht war still, im Sternenlicht glänzte der Bodden, die Uhr des Gymnasiums am Zirkusplatz schlug Mitternacht. Erasmus lehnte sich in den Stuhl. Er lächelte hilflos, er mußte den Kopf schütteln.

Ich will auch wieder einmal zur Feder greifen, dachte er sich, und schrieb diese Worte ins Tagebuch:

„Laß den grundlosen Willen die durch Leidenschaft hervorgerufenen Wollungen deines Wesens hinwegspülen! Unterbinde die Blutgefäße, die von solchen Motiven ausgingen, oder vernichte diese selbst! Erzeuge und rufe vor allem eine neue, überstarke Willenserscheinung und -richtung aus dir hervor! Tu das und ordne ihr alles unter! Die Dreieinigkeit dieser neuen Willensrichtung heiße: Gesundheit, Arbeit, Unabhängigkeit!“ —

Auf diese Notiz war kurze Zeit, nachdem sie gemacht wurde, das Haupt des Schreibers in Schlummer herabgesunken. Der Schlummer indessen war nicht tief und trieb ein freies Spiel mit den Umständen, die den Schläfer wachend umstellt hielten.

Irina Bell saß Kränze windend in einem verankerten Nachen auf einem breiten Strom. Ihr Kleid war weiß,

sie trug einen Kranz weißer Rosen im goldbraunen Haar. Ein weißes Licht, das von ihr ausging, von dem Träumer „Reinheit“ genannt, schien sie einzuhüllen. Mußte Maria Magdalena nicht eine Heilige sein, sobald sie Jesus entsühnt hatte?

Am Ufer stand ein blonder Apoll, der seltsamerweise mit goldener Angel angelte. War der Träumer ein Fisch, als er im kristallinen Element, unter Wasser, den Haken von Gold sich bewegen sah? Von oben sah das Gesicht des holden, atmenden griechischen Götterbildes, das der Prinzessin Ditta, zu ihm herab, und er lechzte beinahe danach, in den Haken an ihrer Goldschnur zu beißen. Dann zöge sie mich, so klang es in ihm, in ein goldenes olympisches Licht.

Ein anderes Bild ging nun von jenseit des Stromes vor der Seele des Träumers auf: die blauschwarze Kitty mit dem bleichen Oval des Gesichts und einem Kleid aus grellen Blumen. Ihn wunderte nicht, daß sie mit dem ihr eigenen wippenden Gange, den Blick versonnen gesenkt, trockenen Fußes den Fluß überschritt. Sie war anders als Irina und Ditta geartet. Erasmus fühlte Fremdheit an ihr, oder wenigstens schicksalbedingte Trennung. Sie stand bei ihm still, man begrüßte sich, worauf er sie Arm in Arm begleitete.

Oh, sie wohnte in einer Stadt weit fort von hier, sie hatte Kinder, sie war verheiratet. Ihr Mann war reich, er las ihr die Wünsche von den Augen. Besonders was die Küche betraf: alle Leckerbissen der Welt mußten da für sie herhalten. Sie berichtete das mit überlegener, stiller Schalkhaftigkeit.

Ob sie bei alledem glücklich sei?

O ja, sehr glücklich. Doch zuckte sie mit den Achseln.

So schritten sie nebeneinander hin, im Tiefsten getrennt und vereint zugleich. Erasmus wußte sich nicht zu erinnern, daß sie ihm jemals so süß, so schön, so berückend erschienen wäre.

Als Erasmus am Morgen darauf erwachte, lag er ausgezogen im Bett. Die Übermüdung mußte ihn in einen unerwecklichen Schlaf versenkt haben, so daß eine andere Hand ihn, ohne daß er es merkte, auskleiden und zur Ruhe bringen konnte. Wessen diese Hand aber war, wußte er nicht.

Vom Schläfe gestärkt — es war bereits zehn Uhr früh —, spürte er heut sogleich die Forderung des Augenblicks. Mit beiden Beinen zugleich sprang er aus dem Bett, wusch sich, rieb seinen Körper mit nassen Tüchern, rief nach Pauline, kleidete sich mit Umsicht an, bestellte Kaffee, benützte die Zeit, um mit Stralsund, dem Hotel Zum Kranich, zu telephonieren.

Unerwartet war Kitty am Telephon und beruhigte ihn wegen ihres nun ganz überwundenen Anfalls. „Mache dir um mich keine Sorgen“, sagte sie, „gib dich in aller Ruhe, mein Lieber, Guter, deiner theatralischen Aufgabe hin und sag mir durchs Telephon, wie alles verlaufen!“ Sie ging hernach auf das überraschende Wiederfinden Ginevras ein, nicht aber in einem solchen Ton von Begeisterung, wie er ihn voraussetzte. „Eh ich's vergesse“, fuhr sie fort, „nimm dir um Gottes willen nicht zu Herzen, womit Doktor Oberdieck dich höchst überflüssigerweise überrumpelt hat! Glaube mir, ich kenne die Ärzte. Die Mücke zum Elefanten machen, ist ihr Geschäft.“

Das war ein gesunder Hauch, Gott sei Dank, und man durfte mit Appetit frühstücken.

Und noch ein anderer Umstand trug an diesem Morgen zur Reinigung seiner Seele bei, der beiseitegeschobene Hamletkomplex verdrängte in ihr bald alles andere. Das große Erlebnis, das sich auf der Bühne, als seinem Kern, zusammenzog, beanspruchte allen Raum. Es war wieder da, gespeist von allen Quellen und Zuflüssen aus ebendem Boden im Wesen des jungen Kunst-

mediums, der es von Anfang an gespeist und getragen hatte. Es war wieder da, mit dem ganzen tätig bewegten menschlichen Zubehör, das nun schon seine Geschichte besaß und dessen Zusammenwirken zur eigenen Vollendung hindrängte.

Die Vollendung sollte heute durch die Generalprobe eintreten.

Indem Erasmus nach dem Frühstück ebenso eilig wie eindringlich den von ihm geschaffenen neuen Hamlettext auf sich wirken ließ, hatte er alle Gestalten des Dramas wiederum in sich aufgerufen. Er war somit nicht Erasmus mehr, sondern bestand etwa aus zwanzig Persönlichkeiten, in deren jeder er ein- und untergegangen war, während sie doch zugleich auf seiner inneren Bühne, vor dem Auge seiner Seele, herumagierten.

Der Tag war schön wie die meisten dieser Hochsommerzeit und noch besonders festlich für Granitz. „Das Schloß“, berichtete Frau Herbst, „hat die Reichsflagge und die Hausflagge gesetzt.“ — „Das ist nur billig“, bemerkte Erasmus, „kommt doch ein wahrer Prinz aus Genieland heut an den kleinen Hof zu Besuch, dessengleichen es nicht zum zweitenmal auf der Erde gegeben hat und geben wird. Was freilich seine Krone betrifft, so besteht sie nicht aus Juwelen und Gold, sondern ist von der Art, wie Jesus am Kreuz sie getragen.“

Erasmus fühlte, wie er mit diesen Worten fast in der Hamletgestalt aufgegangen war und diese mit ihm ein und das gleiche wurde. Mit leisem Erschrecken gestand er sich das Erlebnis dieses Martyriums, das er beinahe vor sich selbst, geschweige vor andern geheimhalten mußte, wenn er nicht in den Verdacht des Wahnsinns geraten wollte.

In diesem Zustand hätte er Hamlet von Anfang bis Ende ohne Souffleur zu spielen vermocht, er brauchte nur auf die Bühne zu springen.



Im Theater wurde er zunächst mehr nach außen gelenkt.

Die angstvoll harrenden Augen Doktor Ollantags, die sich hinter den Brillengläsern in Spannung auf den jungen Dramaturgen fast müde gesehen hatten, entspannten sich, als der Vermißte nun leibhaftig vorhanden war, und Ollantag reichte ihm beide Hände. „Sie waren so plötzlich verschwunden, lieber Freund, daß man auf einen ungewöhnlichen Zwischenfall schließen mußte. Direktor Georgi hatte sich schon für den Notfall zur Übernahme der letzten Regie bereit erklärt. Ohne Ihre Gegenwart aber würde der ganzen Sache das Beste gefehlt haben. Man ist nun einmal auf dem Schloß, voran der Fürst, auf Sie, und beinahe nur auf Sie, eingestellt. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit: Sie müssen wissen, Seine Durchlaucht haben sich die morgige Premiere gleichsam selbst zum Geburtstag geschenkt: Sie der Geburtstagsgesellschaft zu präsentieren, ist der Kernpunkt seines Programms. Die allgemeine Anerkennung, Sie entdeckt zu haben, ist sein Ehrgeiz geworden. Sie werden vielleicht nicht wissen, und man hat es Ihnen geflissentlich verborgen, was alles für den Geburtstag des Fürsten, der zugleich der Geburtstag Ihrer theatralischen Sendung sein soll, im Gange ist. Ein preußischer Prinz und seine Gemahlin werden zugegen sein, die Kronprinzessin von Sachsen, eine geistreiche und theaterfreudige Habsburgerin, der Weimarer Intendant, auch der von Wiesbaden, der ein Freund des Fürsten ist, und noch andere Fürstlichkeiten sowie Männer und Frauen von Bedeutung werden erwartet.

Es müßte einer der boshaftesten und nichtswürdigsten Dämonen sein, dessen satanischen Machenschaften es gelungen wäre, Sie um den morgigen großen Tag zu betrügen. So etwas, einmal versäumt, ereignet sich nicht zum zweitenmal. Entwickelt es sich morgen, wie

ich glaube, programmäßig, so haben Sie übermorgen die Wahl, ob Sie Intendant an dem kleinen Hoftheater in Bückeburg, Anhalt-Dessau, Gotha oder sonstwo werden wollen. Ihre Karriere ist dann so gut wie gemacht, und so wäre geglückt, wofür ich und die überzeugte Gemeinde Ihrer Getreuen in dieser Sache gekämpft haben.“

Wieder bebte Erasmus zurück.

Immerhin dachte es in ihm mit den Worten, die er gestern ins Diarium eingezeichnet hatte: „Laß den grundlosen Willen die durch Leidenschaft hervorgerufenen Wollungen deines Wesens hinwegspülen! Unterbinde die Blutgefäße, die von solchen Motiven ausgingen, oder vernichte diese selbst! Erzeuge und rufe vor allem eine neue, überstarke Willenserscheinung und -richtung aus dir hervor! Tu das und ordne ihr alles unter! Die Dreieinigkeit dieser neuen Willensrichtung heiße: Gesundheit, Arbeit, Unabhängigkeit!“

Das heißt nichts anderes als: ein Mann werden.

Das Theater war klein. Aber hatte nicht Goethe in dem kleineren Lauchstädter Bühnenhäuschen den „Tell“ und den „Wallenstein“ gespielt, zwei Stücke, die den größten szenischen Aufwand erforderten? Und vertrug Shakespeare, mit seinen vielen, schnell wechselnden Auftritten und Abgängen, nicht die größte Vereinfachung?

So war es, und dies hatte sich Baron Cramm, der Maler, zunutze gemacht. Man spielte vor langen samtenen Vorhängen, die in vielen Vertikalen anstanden. Die Gestalten traten teils von den Seiten, teils eben durch diese Vorhänge auf. Die Samte der Draperien, die, hintereinander aufgehängt, schnell entblößt werden konnten, waren in der Farbe auf die verschiedenen Szenenkostüme abgestimmt. Die Wünsche des Malers, kaum ausgesprochen, hatte der nun einmal für das Unternehmen erwärmte Fürst sogleich erfüllt. Alte

italienische, ja sogar türkische Samte traten hervor hinter modernen, die aus Paris verschrieben waren. Auch gemusterte hingen darunter. Das Duell zwischen Hamlet und Laertes fand vor einem Brüsseler Bilderteppich statt, der in der Hauptsache einen Garten mit griechischen Tempeln und Schwanenteichen vorstellte.

Auch der Vorhang, der die Bühne vom Parkett trennte, war erneuert worden. Man hatte aus dem Gerümpel der fürstlichen Schlösser alte Brokate mit dem goldgestickten Wappen des Hauses zutage gebracht, kurz, alles mögliche war getan worden, um den kommenden Doppelgeburtstag über den Alltag festlich hinauszuhoben.

Trotzdem vor der letzten Probe unsäglich viel mehr als bei jeder anderen zu verrichten war, schien es eher, als sei eine Atempause eingetreten. Ein etwa laut gesprochenes Wort zog sich gleichsam erschrocken in sich zurück: Grund war das Bedürfnis der Künstler, sich zu sammeln, ferner auch die unmittelbare Nähe jener magischen Wolke, in die sie eingehen sollten.

Als Erasmus seinen Obliegenheiten hinter der Bühne überall nachgekommen war und in den Zuschauerraum zurückkehrte, fand er ihn sozusagen ausverkauft. Die hohen Herrschaften, voran der Fürst, waren da. Im übrigen aber Kopf an Kopf die Einwohner von Granitz, die man auf diese Weise schadlos halten wollte, da nur die Honoratioren des Orts für die eigentliche Festvorstellung in Betracht kamen.

Der junge Spielleiter nahm seinen Platz auf dem für ihn freigehaltenen Sperrsitze ein, unter der Gaslampe, neben dem Assistenten, der seine Retouches, letzten Einfälle und Ergänzungen zu notieren hatte. Nach kurzer halblauter Zwiesprache mit diesem stand er sogleich wieder auf, blickte sich, Ruhe gebietend, im Raume um und befahl dann mit lauter Stimme: „Anfangen!“

Erasmus hatte sich eine etwas gewagte Einleitung ausgedacht, die man seiner Jugend zugute halten mag. Der Vorhang ging auseinander, und die Schauspieler in ihren Masken und Kostümen, inbegriffen Hamlet, standen um eine Gestalt herum, die Shakespeare selbst darstellen sollte. Die Maske war geglückt, und eine Bewegung im Hause bewies die starke Wirkung, die sie ausübte.

In diesem Vorspiel, das Shakespeare selbst an Stelle Hamlets sprechen läßt, drückte sich die Überzeugung Erasmus Gotters aus, durch die Hamlet und sein Dichter in gewissem Sinne als ein und dieselbe Person betrachtet wurden. Gewiß ist, daß der Prinz, wie der Theaterdichter Shakespeare, für eine Schauspielertruppe Verse geschrieben hat und daß er ihr, vor dem Beginn des Schauspiels, Verhaltensmaßregeln gibt, wie Shakespeare, der Theaterdirektor und Dichter, oft getan haben mag.

Und Shakespeare im Vorspiel sprach zu den Schauspielern ebendie Worte, die er Hamlet im Stück zu jenen Schauspielern sagen läßt, die das Schauspiel im Schauspiel, zur Entlarvung des Königs und Königsmörders, darstellen sollen.

Seid so gut und haltet die Rede, wie ich sie euch vorsagte, leicht von der Zunge weg; aber wenn ihr den Mund so voll nehmt wie viele unsrer Schauspieler, so möchte ich meine Verse ebensogern von dem Ausrufer hören. Sägt auch nicht zuviel mit den Händen durch die Luft, so — sondern behandelt alles gelinde. Denn mitten in dem Strom, Sturm und, wie ich sagen mag, Wirbelwind eurer Leidenschaft müßt ihr euch eine Mäßigung zu eigen machen, die ihr Geschmeidigkeit gibt. Oh, es ärgert mich in der Seele, wenn solch ein handfester, haarbuschiger Geselle eine Leidenschaft in Fetzen, in rechte Lumpen zerreißt, um den Gründlingen im Parterre in die Ohren zu

donnern, die meistens von nichts wissen als von verworrenen stummen Pantomimen und Lärm. Ich möchte solch einen Kerl für sein Bramarbasieren prügeln lassen: es übertyrant den Tyrannen. Ich bitte euch, vermeidet das!

Shakespeare fährt fort:

Seid auch nicht allzu zahm, sondern laßt euer eigenes Urteil euren Meister sein: paßt die Gebärde dem Wort, das Wort der Gebärde an, wobei ihr sonderlich darauf achten müßt, niemals die Bescheidenheit der Natur zu überschreiten. Denn alles, was so übertrieben wird, ist dem Vorhaben des Schauspieles entgegen, dessen Zweck sowohl anfangs als jetzt war und ist, der Natur gleichsam den Spiegel vorzuhalten: der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild, und dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck seiner Gestalt zu zeigen. Wird dies nun übertrieben oder schwach vorgestellt, so kann es zwar den Unwissenden zum Lachen bringen, aber den Einsichtsvollen muß es verdrießen. Und der Tadel von einem solchen muß in eurer Schätzung ein ganzes Schauspielhaus voll von andern überwiegen. Oh, es gibt Schauspieler, die ich habe spielen sehen und von andern preisen hören, und das höchlich, die, gelinde zu sprechen, weder den Ton noch den Gang von Christen, Heiden oder Menschen hatten und so stolzierten und blökten, daß ich glaubte, irgendein Handlanger der Natur hätte Menschen gemacht, und sie wären ihm nicht geraten. So abscheulich ahmten sie die Menschheit nach.

Laertes antwortet:

Ich hoffe, wir haben das bei uns so ziemlich abgestellt.

Shakespeare fährt fort:

Oh, stellt es ganz und gar ab! Geht, macht euch fertig!

Nachdem sich der Vorhang über dem Vorspiel geschlossen, tat er sich vor der ersten Szene des Dramas wieder auf, jener nächtlichen auf der Schloßterrasse zu Helsingör, wo den Offizieren der Schloßwache der Geist des ermordeten Königs erscheint. Erst nach den Gesprächen beim Mafalda-Tee und besonders mit Professor Trautvetter, der nun in der Tat die Rolle des Geistes im Stück übernommen hatte, war dem immer lernbereiten Erasmus das Mythische des Werkes aufgegangen, und er hatte die Vorstellung mehr und mehr damit imprägniert. Wenn er früher der Meinung gewesen war, daß der Bau des Dramas vornehmlich auf zwei Säulen ruhe, Prinz Hamlet und dem Usurpatorkönig Claudius, so erblickte er nun in dem seinem Grabe entstiegenen, Rache heischenden und geharnischten Heros die alles durchdringende, alles bewegende, alles beherrschende und am Ende alles wahllos vernichtende, furchtbare Macht. Der Schuldirektor war groß und breitschultrig. Durch Beleuchtungseffekte, die der Maler-Baron mit vielem Geschick gehandhabt hatte, ward die Gestalt des geharnischten Heros ins Überlebensgroße gesteigert. Nicht war er mehr nur eine Gestalt wie alle Gestalten oder gar eine Beiläufigkeit, sondern schon in der ersten Szene, obgleich kein Wort aus seinem Munde geht, wie es heißt: „ein Prolog der Schrecknis, die sich naht“.

Schon im Verlauf dieser ersten Szene ward ein Alp auf die Hörer gelegt, und die Luft schien wirklich, nach dem Text, an Verfinsterung zu kranken wie zum Jüngsten Tag. Eine kosmische Angst ging um, in der sich unabwendbares Schicksal verdichtete. Was sich aber dem Hause mitteilte, war eine beklemmende und betörende Atmosphäre, darin kein kleiner, dünnlicher, menschlicher Wille, der etwa sich als Schöpfer eigenen Schicksals hervortun möchte, noch bestehen kann.

„Ich kreuz' es“, nämlich das Gespenst, sagt Horatio, „und sollt' es mich verderben.“

Nein, es wird gerade Horatio nicht verderben, um so gnadenloser aber das ganze eigene Haus.

Die kranke Verfinsterung zum Jüngsten Tage lag auch auf der zweiten Szene, einem Staatsakt, der, wahrscheinlich zum erstenmal, den König und Thronräuber Claudius mit der Witwe des gemordeten Königs, der Mutter Hamlets, als königliches Ehepaar öffentlich zeigt.

Über diesem Staatsrat liegt in der Luft, was Horatio in der ersten Szene sagt:

Kurz vor dem Fall des großen Julius standen die Gräber leer, verhüllte Tote schrien...

Und ebensolche Zeichen grauser Dinge — als Boten, die dem Schicksal stets vorangehn — hat Erd' und Himmel insgeheim gesandt an unsern Himmelsstrich und Landsgenossen.

Als gezeichnetes Opfer und zugleich erstes Werkzeug der „Schrecknis, die sich naht“, steht im schwarzen Mantel Prinz Hamlet, die Erinnye seines ermordeten Vaters fast sichtbar hinter ihm. Sie gibt Hamlet Worte ein, aber auch seiner Mutter und deren mordbelastetem Ehegemahl. „Hamlet“, muß die Mutter sagen, „bleib bei uns, geh nicht zurück nach Wittenberg“, und ihr Gatte. in langer Heuchlerrede, muß diese Bitte unterstützen, deren Erfüllung allen zum Verhängnis wird.

Es ist ein Vorgang, in dem jede Heiterkeit krampfhaftige Lüge bedeutet und, um nicht im Grauen zu ersticken, sich in betäubende Bacchanale stürzen muß.

Der furchtbar geharnischte, furchtbare Heros materialisiert sich in der vierten Szene als Erscheinung und Wort seinem Sohn. Trautvetter sprach die Partie im gleichen Sinne, wie er sie beim Tee der Prinzessin Mafalda vorgetragen hatte. Erscheinung und Bewegung waren gleichermaßen eindrucksvoll. „Mein Schicksal ruft“, sagt Prinz Hamlet, als er dem Winken des Gespenstes, ihm zu folgen, willfahrt. „Mein Schicksal ruft und

macht die kleinste Ader dieses Leibes so fest als Sehnen des Nemeer Löwen.“

Erasmus, an die Vorgänge der Bühne angesaugt, empfand bis in die tiefsten Regionen seines Wesens allverstehende mystische Teilnahme. Und diese Stelle, wo Hamlet dem Glauben an seinen eisernen Willen unterliegt, brachte ihm eine mitleidsvolle Erschütterung.

Prinzessin Ditta hatte sich, nicht weit von Erasmus, in die leere Parkettreihe niedergelassen. Sie widmete weniger den Vorgängen auf der Bühne als ihm ihre Aufmerksamkeit, und so mußte sie sehen, wie seine bleichen Wangen von Tränen feucht wurden.

Es ist nicht möglich, hier eine Bühne aufzuschlagen und den Ablauf der neunzehn Szenen des Hamletstückes, und also die ganze Generalprobe, sichtbar zu machen. Es ist auch nicht darauf abgesehen. Genug, nach dem dritten Akt befanden sich die Zuschauer noch immer wie beim ersten im Zustand magnetischer Benommenheit.

Als sie sich langsam herauslösten, da man hier eine längere Pause einlegte, fing ein allgemeines Geflüster und Getuschel an, bei dem sich keine Stimme hervorwagte.

Es war ungefähr Mittag geworden. Viele unter den Zuschauern eilten nach Hause, um schnell einen kleinen Imbiß zu sich zu nehmen, andere gingen auf dem Marktplatz oder in der den Park begrenzenden Allee alter Bäume auf und ab. Der Fürst ließ sich ins Schloß zurückrollen, um einige Augenblicke zu verschlafen und eine Stärkung einzunehmen.

Es war eine Stimme darüber, daß man eine dergleichen ernsthafte Angelegenheit im Theater von Granitz noch nicht erlebt hatte. Die aber, welche mit dem allgemeinen deutschen Theater vertraut waren, konnten sich nicht einer ähnlichen Wirkung erinnern und diskutierten darüber, worin sie am Ende bestand. Es sei ein



Zauber, sagte Doktor Ollantag, der das persönliche Sein des Zuschauers aufhebt. — Ähnlich dem, erklärte der Maler-Baron mit halbem Humor zustimmend, den die Schlange ausübe, wenn sie ein Kaninchen, das sie verschlingen will, hypnotisiert. „Solange man diesen sozusagen todgeweihten Vorgängen zuschaut, sitzt man nicht mehr, wie sonst, gewohntermaßen im Theater, sondern ist seelisch unterjocht und befindet sich gleichsam in tiefster Gefangenschaft.“

„Sehen Sie diesen Erasmus an, diesen Spielleiter“, wandte sich Ollantag seltsamerweise an Bourtier, als dieser zu Mafalda zurückkehrte, nachdem er den Fürsten ins Schloß geleitet hatte, „— sehen Sie diesen Menschen an: blutlos, mit bleichen Lippen sitzt er da, wie ein Besessener, willenlos muß er mit stummer Lippenbewegung jeden kleinsten Satz, jedes Wort des Dichtwerkes nachsprechen. Man fühlt, daß es von seinem Herzblut lebt, vampirisch gleichsam trinkt es ihn aus — ich fürchte geradezu für ihn! —, um ihn als leere Hülse wegzuworfen.“

Ich nenne ihn Hamnet, Shakespeares Sohn. Shakespeares einziger Sohn hat Hamnet geheißen. Wer zweifelt, daß der Vater, Shakespeare, in seines Wesens Wesen Hamlet gewesen ist?

Übrigens, Hamlet ist Däne, nicht Engländer. War also Shakespeare wirklich Engländer, wenn er Hamlet gewesen ist? Von der Reihe der Königsdramen abgesehen, weisen seine übrigen nicht auf Polen, Böhmen, Wien, Verona und Venedig hin? Seltsam genug, wenn er oder seine Vorfahren, wie der jüngere Holbein, Erasmus, Giordano Bruno und viele andere, ihre Wanderung vom Kontinent, etwa aus der Umgegend von Prag, nach England unternommen hätten? Von daher stammen die seltsamsten Leute.“

Prinzessin Mafalda wollte wissen, ob Doktor Gotter nicht auch daher stamme.

Bourtier aber fand wiederum, daß man zuviel aus Erasmus mache. Man hätte „Kyritz-Pyritz“ zum Geburtstag des Fürsten aufführen sollen, erklärte er. Hamlet sei ein peinliches Stück. Er begreife durchaus nicht, weshalb man sich für die arme, gequälte Durchlaucht, statt einiger englischer Clowns, diesen Alpdruck verschrieben habe.

„Der Fürst ist ganz bei der Sache, Herr Oberhofmeister. ‚Hamlet‘ ist ein klassisches Stück. Es ist vielleicht nicht eine Tragödie, sondern, wie jemand sagt, die Tragödie selber. Und die kathartische Wirkung der Tragödie ist keine trübe, sondern eine befreiende und erlösende.“

„Voltaire ist nicht ebenderselben Meinung“, sagte Bourtier. „Ein Düngerhaufen sei das ganze Stück, auf dem man diese und jene Perle finde. Aber wer will in Dünger greifen? Die ganze Klitterung, die er als schauderhaft bezeichnet, habe ein besoffener Wilder erfunden, wie er meint, der vielleicht“, setzte er aus eigenem auf-lachend hinzu, „wenn Sie wollen, aus der Gegend von Johann Hus stammen mag.“

„Voltaire ist in dieser Beziehung ein Esel“, erwiderte trocken Ollantag.

Während diese Gespräche hier gepflogen wurden, hatte Erasmus hinter der Bühne mit den einzelnen Darstellern kurze Aussprachen und trat nun in die Garderobe von Irina ein. Verloren im magischen Kreis des Hamletwerkes, wurde er unsanft aufgeweckt, als er, ihre Arme um seinen Hals, durch zahllose Küsse seinen Mund verschlossen fühlte. Was Erasmus dabei empfand, war nichts als ein unangenehmer mechanischer Überfall. „Hamlet, Hamlet, Hamlet! Mein Hamlet!“ waren die Worte, die Irina, ihn umklammernd, immer wieder und wieder stammelte.

Da sie alsbald seine Fremdheit und Kälte spürte, zog

sie andere Saiten auf. „Die Prinzessin muß von dir wegrücken. Neben dich und in die Parkettreihe der Regie gehört sie nicht. Das mag ich nicht! Ich will das nicht! Das liebe ich nicht! Ich kann nicht spielen“, endete sie, „wenn sie dir nicht von der Seite geht. Ich werde ihr nächstens die Augen auskratzen.

Und du sagst mir kein Wort auf meinen Brief?!“

„Das alles werden wir später besprechen, übermorgen, wenn das ganze Hamlet-Spektakel hinter uns liegt.“

„Oh, bitte, du kommst mir so leicht nicht aus!“

Und eine Weile ging es so fort, bis Syrowatky von Erasmus allerlei wissen wollte und ihn erlöste.

Gegen fünf Uhr hatte die Generalprobe ihr Ende erreicht. Erasmus war nicht anders zumute, als ob man ihm die Seele aus dem Leibe gesponnen hätte und dieser nur noch eine leere, an den Innenwänden schmerzende Höhlung sei. Der Beifall war stark, man war einig darüber, etwas Großes erlebt zu haben.

Erasmus, diesen Beifall quittierend, sagte zu sich: Jawohl, es ist alles im Lot. Die Hoheit des begraben-nichtbegrabenen Dänemark steht über dem Leichenfelde als blutigiger, unsichtbarer, befriedigter Rachegeist. So werden auch die vier letzten Toten verständlich, denen Polonius und seine Tochter vorausgegangen sind. Nun ist die ganze Kämmererfamilie ausgerottet. Die eigene Gattin, den Bruder, den Sohn vernichtet der beleidigte Heroengeist. So sind ihm auch Rosenkranz und Gildenstern zum Opfer gefallen.

Prinz Hamlet ist erst in dem Augenblick dem Todesurteil des Rächers anheimgegeben, denkt Erasmus, als er sich das Schwert seines großen Aufstandes durch die Mutter aus der Hand schmeicheln läßt. Von da ab wird alles makaber, dunkel und wirr um ihn, eine Willenslähmung scheint eingetreten, bis schließlich der Tritt

des rasenden Dämons mit geharnischem Fuß auch ihn ohne Gnade zertritt.

„Brav, alter Maulwurf, wühlst so hurtig fort!“ hat Hamlet einst dem Gespenst unter der Erde nachgerufen, als es mit dem Befehl „Schwört!“ von seinen Genossen die Gefolgschaft für Hamlet verlangt. Der alte Maulwurf hat fortgewühlt. Aber die Beschwörung des jungen Prinzen: „Ruh, ruh, verstörter Geist!“ hat nichts gefruchtet. Jetzt erst, durch übermenschliche Raserei, hat der beleidigte Heros Ruhe gefunden.

Eine Stunde verging, bevor Erasmus sich einigermaßen aus den Schleiern und Dünsten der theatralischen Phantasmagorie befreit hatte. Er war der innigste Hörer, Genießer und Bewunderer seines eigenen Werkes; aber gerade deshalb meldete sich ein Gefühl der Bitterkeit, daß es einen so vergänglichen Charakter trug. War von den vielen wundervollen Einzelheiten vom Publikum auch nur ein kleiner Teil erkannt und genossen worden? Es blieb Erasmus zweifelhaft. Fünf Minuten jedoch, nachdem der Vorhang sich geschlossen hatte, brach eine solche Welle von Banalität in den Zuschauerraum, daß man an eine Fortexistenz des eben empfangenen Eindrucks unmöglich glauben konnte. Restlos schien er hinweggespült.

Warum bestand keine Möglichkeit, diese dynamische Ballung festzuhalten? War sie nichts weiter als ein erstaunliches Feuerwerk, das in schwarzen Lüften zerprasselte?

Die Szene Hamlets flammt vor Erasmus' innerem Blick auf, wo der Prinz sich versagt, seinen betenden Oheim meuchlings niederzustechen. Hier ist der Rachegeist des erzürnten Heros in seiner ganzen Kraft ganz in ihm gegenwärtig, hier zum ersten- und letztenmal. „Nun ist die wahre Spükezeit der Nacht, wo Grüfte gähnen und die Hölle selbst Pest haucht in diese Welt.“ Schlecht-

hin dem Mörder den Tod zu geben, genügt ihm nicht. Es soll geschehen, wenn er schäumt vor Wut, Blutschande mit der Mutter treibt, kurz, etwas tut, das keine Spur des Heiles an sich trägt. Ob wohl jemand, außer Erasmus, in dem inneren Nachleben des dramatischen Mysteriums das beinahe sichtbare Hervortreten des racheschnaubenden Halbgottes an dieser Stelle erkannt haben mochte?

„Der Rest ist Schweigen“, sind Hamlets letzte Worte. Der Rest ist Schweigen, denkt Erasmus, auch bei mir. Muß ich, auf dem Wege zur Gärtnerei, als Lohn dafür, die gewaltige Psychomachie sozusagen durch eine Transfusion meines Blutes ins Leben gerufen zu haben, nichts als diese Erkenntnis davontragen und darüber hinaus höchstens noch einen penetranten Gruft- und Modergeruch?

Warum verfolgt mich das Spatenknirschen der zwiebelfressenden, schnapssaufenden und rülpsenden Totengräber und die Vision der kollernden Totenschädel, die sie nacheinander der Erdoberfläche zurückgeben, wo sie doch nichts mehr zu suchen haben? Warum erscheint mir jedes geöffnete Fenster mit dem Dunkel des Raums dahinter so gräberhaft grausig, so fürchterlich? Habe ich Fieber? Bin ich krank? Starre ich überall in die eigene Gruft?

Unwillkürlich hatte Erasmus mit der Rechten den Puls seiner Linken gefaßt. Er fühlte ihn förmlich dahinjagen. Plötzlich — es war auf dem Zirkusplatz — stieß er auf den fürstlichen Leibarzt Doktor Thurneyßer. Thurneyßer grüßte, er hatte die Probe mitgemacht. „Sie haben uns einen unvergeßlichen, ganz gewaltigen Eindruck vermittelt“, so redete er den jungen Spielleiter an.

„Es hat mich ein bißchen mitgenommen, Herr Doktor.“

Der Leibarzt sagte unaufgefordert: „Ich gehe zu

Walter ins Alumnat. Der Junge ist mir heut morgen leider bedenklich krank geworden. Aber bitte: Schweigen! Zu niemand ein Wort davon!“

Walter krank, was bedeutete das?

Zwei Minuten später stand Erasmus am Telephon.

Kitty war im Augenblick da und wollte wissen, wie alles verlaufen wäre.

Alles sei ausgezeichnet verlaufen, großer Beifall sei mehrmals losgebrochen, nach Schluß des Ganzen jedoch und den nötigen Besprechungen mit den Darstellern habe er sich gewissermaßen auf Schleichwegen eilig davongemacht. Es sei also nun, fügte er an, ein Gartenfest und Picknick auf der Schloßterrasse im Gang, und dort werde sich ja Gelegenheit bieten, zu erfahren, in welchem Sinne das ganze Spektakel gewirkt habe.

Er brauche sich, erklärte ihm Kitty, durch keine Besorgnis, etwa um ihr Wohlbefinden, irgendwie in seinen gesellschaftlichen Obliegenheiten stören zu lassen. Tante Mathilde sei eingetroffen. Sie hätte es sich nicht versagen können, dem Triumph des Neffen beizuwohnen. Sie selber, Kitty, fühle sich wieder frisch und gesund. Ob sie zur Vorstellung kommen könne, wisse sie allerdings noch nicht. Eintrittskarten brauche sie nicht: sie seien von Doktor Oberdieck, den der Fürst einmal als Arzt zugezogen habe, besorgt worden.

Als Erasmus den Hörer anhängte, schaute er tief beschämt auf den wiederum leeren Ringfinger.

Das Telephonat mit seiner Frau und das Bewußtsein, sie werde von der klugen, heiteren und liebenswerten Tante Mathilde betreut, hatte sein Gemüt erhellte. Auch lag nun mit einem Mal die ganze Hamletwelt hinter ihm. So beschwert eine reife Frucht, wenn sie abgefallen ist, den Zweig nicht mehr. Das Werk war geboren, erlöst und entlastet kehrte Erasmus zu sich selbst zurück. Meinethalben, mein Puls geht zu schnell, mein Atem ist hörbar und kurz, ich mag Fieber haben, aber krank

zu sein, habe ich zunächst keine Zeit. Morgen mehr davon! Heute muß ich den Kelch, Pokal oder Humpen von Granitz bis zur Neige austrinken.

Als Erasmus, nachdem er sich eilig umgekleidet und ein wenig mit kaltem Wasser erfrischt hatte, zur Fête champêtre aufbrechen wollte, gab es noch einen Zwischenfall.

Er traf auf Frau Herbst, die ihn aus tiefen, entsetzten Augen anstarrte.

„Wie vermögen Sie so etwas auszusinnen und auszubauen“, sagte sie. „Woher kommt Ihnen diese Wissenschaft?“

Sie hatte die Generalprobe mitgemacht.

Wie sie das meine, fragte Erasmus.

„Sie haben in diesem gewaltigsten aller Geister- und Gespensterdramen gleichsam das Schicksal selber gespielt. Hätte ich gewußt, mit welchen Gewalten Sie auf uns einstürmen würden, ich wäre dem Schauspiel ferngeblieben.“

„Also empfinden Sie nicht jene Katharsis, jene Läuterung, welche die Tragödie mit sich bringen soll, wie es heißt?“

„Nein, ich fühle mich gar nicht geläutert“, sagte sie, „nur im höchsten Grade erschreckt und geängstigt fühle ich mich. Die Spukhaftigkeiten des Stückes sind mir zu Wirklichkeiten geworden. Sie sind da, ich vermag sie nicht abzuschütteln. Ich möchte den Namen Gertrud ablegen, Gertrud heißt ja die Königin.“

Frau Herbst trug ein schwarzes, knapp anliegendes Kleid, das schlanke weibliche Formen zur Geltung brachte. Ihre Lippen bebten. Sie war sehr bleich.

„Doktor Gotter, Sie mögen mich auslachen: ich habe beinahe das Gefühl, nur Sie allein, der die unterirdischen Mächte entfesselt hat, können sie wieder in ihre Gräber zurückscheuchen. Seien Sie gut zu Ihrer Frau! Versprechen Sie mir, ihr nicht untreu zu werden! Glauben Sie

mir: die Folgen sind fürchterlich. Oh“, schloß sie, „ich habe viel durchgemacht!“ Und Tränen rollten ihr über die Wangen. „Als mein Mann gestorben war, erkrankte Fürst Aloysius. Meine Mutter, mein Vater kamen bei einem Eisenbahnunglück ums Leben...“ Frau Herbst vermochte nicht weiterzusprechen. Nach einer Pause schloß sie: „O Gott, warum rede ich!

Sind Sie übrigens der Ansicht, daß Tote, denen ein ähnliches Unrecht wie König Hamlet geschehen ist, keine Ruhe im Grabe finden, wenn sie nicht irgendwie versöhnt werden?“

„Nein, in unsern Tagen nicht. Alles, sagt der Inder, unterliegt der Veränderung. Alles und alles ist vergänglich. So sind auch wohl die Beziehungen zwischen hüben und drüben andre geworden.

Kommen Sie mit zur Fête champêtre, Frau Herbst! Man muß diese Art der Verfinsterung durchaus von sich abstreifen.“

Nein, unmöglich, sie könne nicht mitkommen.

Und sie fügte zuletzt noch an: „Wissen Sie, daß der Weltkörper Sonne in Ihrem Stück überhaupt nicht vorhanden ist? Es hat mir die wirkliche Sonne auf lange verfinstert.“

Erasmus Gotter wollte ablenken: „Es ist bei Walter“, sagte er, „hoffentlich nur eine kleine Unpäßlichkeit?“

„Walter? Walter? Was ist mit Walter?“

Und Erasmus berichtete ihr von seiner Erkrankung. Er hatte die Nachricht des Leibarztes nur eben flüchtig aufgefaßt.

„Walter krank? Um Gottes willen...!“ Und eilig, im Augenblick, brach sie auf und war bereits hinter den Hecken verschwunden, als Erasmus sich nach dem Schloß auf den Weg machte.

Auf der Schloßterrasse empfing ihn ein allgemeines Händeklatschen und Hochrufen. Diese Beifallsbezei-



gung war echt, obgleich man noch eben über allerlei Für und Wider verhandelt hatte. Zweifellos, ein Erfolg war da, das war an jedem Wort zu erkennen, das an Erasmus gerichtet wurde. Er ward zuerst zum Fürsten geführt, der ihm unter allgemeiner Stille, in die der Bruntschrei des großen Hirsches drang, seinen Dank und seine Bewunderung ausdrückte und ihm seltsamerweise durch Oberhofmeister Bourtier eine Brillantnadel in den Schlips stecken ließ. Daraufhin brach wiederum allgemeiner Beifall los, und nun ging es ans Gratulieren.

Die Hand tat dem jungen Gefeierten weh vom Handschütteln. Das Reservoir seines Selbstbewußtseins war zu klein, um alle die Lobeserhebungen aufzunehmen, obgleich die meisten schon vor den viel zu engen Eingängen des Gehörs zu Boden fielen. Doktor Ollantag hob sein Glas empor und rief: „Es lebe Hamnet, Shakespeares Sohn!“, ein Ruf, in den die heitere Gebelaune der festlich erregten Gäste einstimmte.

Direktor Trautvetter hatte als Geist einen ganz besondern Erfolg gehabt. Das räumte Widerstände hinweg und machte den Schulmann aufgeschlossen. „Nun, das steht fest: Sie sind wirklich wer!“ Er legte nach diesem Bekenntnis den Arm um Erasmus und kniff ihn jovial in die Schulter.

Vater Miller, der Komiker und Darsteller des Polonius, hatte sich eine Extranummer ausgedacht. Er nannte sich schlechtweg einen Heuochsen, dabei schlug er sich mit der Faust vor die Stirn. „Meister!“ rief er — die befeuernden Gläser Sekt trugen für diese Titulatur die Verantwortung! —, „Meister! Meister Gotter! Meister Erasmus! Erinnern Sie sich, wie schnöde ich damals beim Syrowatky-Tee im ‚Fürstenhof‘ Ihre Eignung zum Regisseur bestritten habe?“ Von seinem Verhalten beim Theaterputsch sprach er nicht. „Aber Hochmut kommt vor dem Fall! Prosit! Ich steige in die Kanne!“

Erasmus Gotter tupfte die Stirn. Er wehrte ab und

erklärte den Nächststehenden, daß er im Leben niemals mehr etwas Ähnliches unternehmen werde. So wie er dergleichen Aufgaben ansähe, gingen sie über seine Kraft. Des weiteren wälzte er den Löwenanteil am Gelingen des Ganzen auf Professor Trautvetter, der ihm die Augen über den Geist im „Hamlet“ geöffnet habe.

Im nächsten Augenblick standen einträchtig wie zwei herrliche Götterboten Prinzessin Apoll — so hatte Erasmus Ditta getauft — und Irina Bell vor ihm, jede eine Schale Champagner kredenzend. Er nahm, und löste damit die Rangfrage, jede von beiden mit einer Hand. Als der diese Handlung begleitende Beifall vorüber war, rief Erasmus in die Stille: „Ich widme die eine dieser, von schönen Händen kredenzten Schalen dem Wohlergehen unsres großen Mäzens, des Fürsten Aloysius — einige Tropfen den Unterirdischen!“ — sie fielen vom Rand des Gefäßes zur Erde, worauf Erasmus den Wein in einem Zuge hinuntergoß. Es überkam ihn, und er warf das Glas, mit Wucht, gegen einen Baum zu Scherben. Dann erhob er das zweite Glas: „Ich leere diese Schale, die zweite von zwei heiligen Schalen, auf das Wohlergehen der hohen Fürstin und Landesmutter! — wiederum einige Tropfen den Unterirdischen!“ Sie netzten den Boden. Auch dieses Gefäß ging in Trümmer, damit es wie das erste nie von profanen Lippen entweiht würde.

Der Eindruck, den diese Handlung machte, grenzte an Erschütterung. Der Fürst und die Fürstin streichelten des jungen Dichters Haupt, als er beiden darauf die Hand küßte.

„Aber nun laßt ihn zufrieden“, rief der Fürst, „er soll nun mal essen und trinken zuvörderst!“

Jetzt wurde der Gefeierte an die lange, auf der Marmorterrasse gedeckte Tafel geführt, die unter der Last ihrer Eßbarkeiten und Trinkbarkeiten brechen wollte. Damit er sich ungeniert stärken könne, bildete man

eine Mauer um ihn. Beinahe unzählige Hände bedienten ihn, so daß er im Nu eine Häufung von Kaviar, Hummer, Austern, Roastbeef, gekochtem Schinken, Kartoffelsalat und wer weiß noch was auf dem Teller hatte. Auf einer Menge anderer Platten hielt man ihm Sardinen, russische Eier, Räucherlachs, Ochsenmaulsalat, Wildschweinpastete mit Sauce Cumberland und auserlesene Delikatessen in Menge hin, zu deren Verteilung mindestens ein Dutzend ausgehungerner Grenadiere nötig gewesen wäre. Hätte Prinzessin Mafalda mit ihrer Energie sich nicht eingemischt und ihn sozusagen herausgehauen, fast mit der Reitpeitsche, so wäre es ihm nicht möglich geworden, auch nur einen Bissen zu sich zu nehmen, mitten im Überfluß. Sie brachte ihn in das sogenannte chinesische Kabinett, zu dem sie niemand, außer einigen Freunden, den Zugang gestattete.

Hier aber sagte sie dieses zu ihm: „Wahrhaftig, Sie haben uns gründlich gerüttelt, geschüttelt und durchgebeutelt. Ich habe gutes Theater in Wien, Paris und Florenz gesehen, aber ich sage ehrlich: kein besseres. Sie haben uns zittern und beben lassen und in Schrecken nie gefühlter Art gesetzt. Sie haben uns ächzen und seufzen gemacht. Manchmal war ich nahe am Aufschreien. Sie haben uns gespannt, manchmal auf die Folter gespannt, bis zur Unerträglichkeit. Aber denken Sie sich, die Wirkung am Schluß ist eine erlösende, eine befreiende. Wie neugeboren fühlte ich mich. Man kommt sich vor wie im Feuer geläutert.“

Erasmus mußte an Frau Herbst denken.

Die Theaterkapelle konzertierte im Park. Aber nach einigen Produktionen ernster Musik wurde nur noch zum Tanz aufgespielt, und gerade jetzt, als Erasmus gekommen war und sich stärkte, ging man zum Wiener Walzer über. Auf die Tragödie folgte bei den Alten das Satyrspiel, das die sonnenbeschienene sogenannte heitere Seite des Daseins, gegenüber der sonnenabgekehrten,

von chthonischen Schatten bedrückten, zum Siege brachte. Auch nach der Dämmerwelt des „Hamlet“ fand sich das Satyrspiel unbeabsichtigt ein, wobei das Schattenreich sich nur im Reflex der smaragdnen Baumwipfel und in den bunten Kleidern der Damen farbig ausdrückte.

„Morgen also wird nun dieser ganze finstere Schatten noch einmal dunkeln“, sagte Erasmus zu Doktor Ollantag, dem Mafalda den Eintritt in das chinesische Kabinett gestattet hatte, „morgen noch einmal, und dann werden Sie ihn und mich auf lange los.“

„Höchstens doch bis zum nächsten Sommer, was Sie betrifft“, gab der Gelehrte bedeutsam zurück, „wo wir dann allerdings keinen Shakespeare, sondern ein Originalwerk von Gotter aufführen werden.“

„Ich fürchte, die hohen Herrschaften würden erschrecken und Sie auch, wenn ich mit einem eigenen Opus anrückte. Wer weiß, ob Sie es nach reiflicher Überlegung und ehrlicher Überzeugung auf der fürstlichen Bühne zulassen könnten!“

„Sie wollten ins Volk hinuntersteigen.“

„Oder vielleicht hinauf, Doktor Ollantag.“

Eine Stimme rief: „Schluß mit diesen Dingen, die, wenn man nichts Besseres hat, höchstens einmal die Langweile vertreiben können.“ Mit diesen Worten holte Irina Bell, im hellen Rokokokleidchen einer Schäferin — der Gainsborough-Hut hing ihr zur Seite — Erasmus ohne Federlesens zum Tanze ab.

Es war ihm recht, der Champagner belebte ihn. Den mädchenhaften zarten Körper an sich gedrückt, walzte er mit Irina herum. Er wußte nicht, aber es war nicht ausgeschlossen, daß er während des Tanzes, verführt durch die Nähe des süßen Gesichts, sie auf Scheitel, Wange und Mund geküßt hatte.

„Wie der Oberhofmeister wütend glubscht“, sagte

Irina-Ophelia mit satanischem Rümpfen der Oberlippe.

Sie hatte recht: Bourtier verwandte kaum einen Blick von ihr.

Er war in der Tat beherrscht von Eifersucht.

Sein Spürsinn, durch den Wunsch, Erasmus zu schaden, geschärft, legte ihm auch den Schritt der exzentrischen Ditta zur Last, jenen Besuch, den sie ihm in der Gärtnerwohnung abgestattet hatte. Allzu wichtig nahm er ihn nicht, da sie dergleichen Sprünge schon öfters gemacht hatte. Trotzdem, der dennoch vorhandene, unverschämte Doppelerfolg erhöhte Bourtiers Reizbarkeit.

Er sagte zu Irina, als sie echauffiert, um ein Glas Limonade zu trinken, mit Erasmus vorüberkam: „Sie möchten und könnten nicht tanzen, sagten Sie mir, und ich habe gesehen, wie recht Sie hatten.“

„Zweifeln Sie also nicht mehr“, rief sie heiter, „wie es Ihre Gewohnheit ist, an meiner Wahrhaftigkeit!“

Prinzessin Ditta war schlendernderweise herangekommen, sie faßte Erasmus unterm Arm und ging mit ihm, einen verächtlichen Blick auf Bourtier werfend, davon.

Gleich darauf sah man das schönste Paar, von Beifall begleitet, dem Reigen der Tänzer eingeordnet. Was die Prinzessin während des Tanzes sprach, war von der Art, daß Erasmus, aufs tiefste betroffen, immer nur forttanzen mußte.

„Was ist geschehen? Wo sind Sie gewesen? Wo waren Sie gestern?“

Erasmus erzählte von Reimann, dem kleinen Regierungsdampfer und der Insel Oie, wo er gewesen war.

„Man hat Sie aber in Stralsund gesehen, wo Sie einen gewissen jemand abholten.“

„Werde ich denn so genau beobachtet?“

„Ja, Sie werden genau beobachtet. Sie können nichts tun, weder bei Tag noch bei Nacht, wovon ich nicht unterrichtet bin.“

„Was für entschlossene Worte sind das!“

„Haben Sie die Mondnacht vergessen, in der wir einig geworden sind?“

„Prinzessin, machen wir jetzt kein Aufsehen!“

„Das geniert mich nicht. Ganz im Gegenteil. Bist du entschlossen wie ich, so haben alle diese sogenannten Menschen in zwei Minuten das Nachsehen. Es gibt Knoten, die man zerhauen muß. Ich geh' mit dir, wohin du willst: Kongo, Südafrika, Sansibar. Mein Vermögen liegt auf der Londoner Bank: ist es zu Ende, so stehen wir Hühner.“

„Ihr Mut, Prinzessin, erschüttert mich, aber ich kann Ihre Worte nicht schlechthin ernst nehmen. Schließlich wird jeder von uns an seinem Ort und in unzerreißbaren Netzen festgehalten.“

„Ich brauche dich, und du brauchst mich. Wir sind füreinander geboren.“

Du bist eine männliche Hamletnatur. Ich fühle, Erasmus, was in dir steckt. Der Hamlet in dir muß zum Throne gelangen. Also nimm mich jetzt bei der Hand und führe mich einfach mit dir fort!“

Das tat Erasmus, aber es war, Gott sei Dank, nicht der folgenschwere Schritt. Zum Glück hatte sich die allgemeine Aufmerksamkeit grad in diesem Augenblick dem Schauspieler Leopold Miller zugewandt. Er wurde mit großem Beifall begrüßt und war im Begriff, eine seiner berühmten humoristischen Nummern zum besten zu geben.

Der Park von Granitz hatte eine Menge Schlupfwinkel; auch Lauben, eine unterirdische Grotte und ein marmorner Gartentempel waren da, die heimliche Schäferstündchen recht wohl ermöglichten. Es war wiederum Bourtier, der die Abwesenheit der Prinzessin mit Erasmus zuerst bemerkt hatte.

Der Gesellschaft bemächtigte sich eine immer wachsende Lustigkeit, während der nun von Zeit zu Zeit

einige der erwarteten hohen Geburtstagsgäste vom Bahnhof eintrafen. Sie sammelten sich zunächst mit einer gewissen Kühle, allerlei reservierte Damen und Herren, um den Rollstuhl des Fürsten her, wurden aber sehr schnell in den grünen und heißen Julitaumel der Freude hineingerissen.

Spät geht die Sonne unter in dieser Hochsommerzeit, doch hatte das Fest bei Sonnenuntergang noch kein Ende gefunden. Die Terrassen, der Schwanenteich und ein Teil des Parkes ringsherum waren durch Lampions aufgehellte. Aus unerschöpflichen, geradezu gewaltigen gläsernen Bowlegefäßen verteilte man immer weiter Getränke. Die Kapelle konzertierte fort, Tanzweise folgte auf Tanzweise. Auch die Musikanten bekamen von allen guten Dingen der fürstlichen Küche und des fürstlichen Kellers das Ihre ab.

Den Schauspielern war von Erasmus sowohl als von Georgi dringend empfohlen worden, zeitig zur Ruhe zu gehen. Sie vertraten die Ansicht, die große Gartenbelustigung wäre am Abend nach der Premiere besser am Platze gewesen. Der Hof aber brauchte für den eigentlichen Geburtstag das Schloß und die Schloßterrassen für sich. Aber die jungen Schauspieler und Schauspielerinnen — auch die alten bleiben in diesem Stande jung! —, sie, sowie die mitwirkenden Studenten, dachten kaum mehr an den erteilten Rat, als die Mitternacht nahe, als die Mitternacht schon vorüber war. Die Kapelle schwieg, aber nun erst erblühten die musikalischen Künste der Schauspieler. Der eine glänzte auf dem sogenannten Schifferklavier, Hamlet-Syrowatky erwies sich als Sänger und Lautenspieler. Man hörte ihm hingerrissen zu.

Im Dunkel des Parkes waren Pärchen verteilt, von denen eines bis dahin vorgedrungen war, wo das hohe, silbrige Getreide leise rieselnd brandete.

„Wir müssen zurück, man vermißt uns, Irina“, sagte

der Oberhofmeister Bourtier, der von der Angeredeten gleichsam mit sich gezogen wurde. Sie erwiderte heftig: „Ich breche mit Ihnen, wenn Sie mir diesen Verräter nicht suchen helfen.“

„Was geht mich denn dein Verräter an, kleine Kreuzotter! Ich gehe nicht weiter, oder aber du zahlst mir den Lohn im voraus dafür.“

„So blöd! Aber sei nicht so blöd!“ gab Irina zur Antwort.

Die Entfernung Erasmus Gotters und der Prinzessin hatte sie furchtbar aufgeregt.

Am Rain jenseit des weitgedehnten Weizenfeldes waren zwei Menschen hervorgetreten und bewegten sich Hand in Hand. Wer die Ährenflut von oben erblickt hätte, würde in ihr etwas wie die Bahn eines Nachens auf einer Wasserfläche erblickt haben.

Es tut nichts zur Sache, zu wissen, wer die beiden schweigenden Gestalten gewesen sind.

Als Erasmus gegen zwei Uhr morgens bei beginnender Helle der Gärtnerei zustrebte, sah er sich am Zirkusplatz plötzlich angehalten. Es war Reimann, der erklärte, daß er im glücklichen Besitz einer Karte für den kommenden Abend sei.

„Bist du es wirklich?“ sagte Erasmus. „Ich halte das für eine Fügung des Himmels, glaub mir, denn du mußt mich im Augenblick von hier fortbringen.“

„Aber wieso? Was bedeutet das?“

„Ich weiß nicht. Ich könnte den Grund nicht sagen. Ich weiß nur, daß ich am Rande dessen stehe, was hier zu verrichten und zu erleben mein Schicksal gewesen ist.“

„Wo meinst du aber, daß wir hingehen?“

„Wo meinst du aber, daß wir hingehen?“ wiederholte Erasmus die Frage, die Reimann getan hatte. „Ja, lieber Reimann, das frage ich dich. — Vor allem fort! Bringe mich fort, Reimann!“



Eine Lohnfuhrer kam vorbei, die irgend jemanden nach Hause gebracht hatte.

„Fahren Sie uns nach Altefähr“, sagte Erasmus und drückte dem Kutscher Geld in die Hand.

Die Freunde hörten noch, wie zwei Männer laut sprechend über den Platz schritten. Es war Doktor Ollantag und Direktor Trautvetter.

„Nein“, sagte Trautvetter, „an den Aufstand Hamlets glaube ich nicht.“

„Und ich nicht an den des eleganten Kammerjunkers Laertes! ‚So folgsam ist kaum das Blut wie ein Höfling dem König‘, heißt es in ‚Cymbeline‘. Und wozu? wozu?“

Die Stimmen schallten über den stillen Markt und ebenso der eiserne Schlüssel, den Doktor Trautvetter im eisernen Schloß der Haustür des Gymnasiums umdrehte, des Alumnats, in dem der erkrankte Walter lag.

Bald darauf waren die Freunde nach Altefähr unterwegs. Das letzte, was Erasmus von Granitz vernahm, war das Röhren Sultans, des Sechzehners.

Man sprach fast nichts, und Reimann empfand, daß Erasmus von einer schweren Krisis bedroht sein mußte. Sie waren bereits in Altefähr, von wo man über den Bodden nach Stralsund übersetzt, als der Wasserpolizeioffizier Erasmus, den er eingeschlafen glaubte, röcheln hörte. Er faßte ihn, um den in sich Gesunkenen zurechtzurücken, und fühlte: er war durchnäßt vor der Brust.

Dann lag der von einem Blutsturz betroffene junge Modeliebling von Granitz auf einem Bett unter niedriger Zimmerdecke in einem kleinen Gasthof zu Altefähr und gab mit schwacher Stimme Auftrag, daß man einen gewissen Doktor Oberdieck herbeirufen solle.

Der Bodden ist ziemlich eng zwischen Stralsund und Altefähr, und so stand in der Tat Doktor Oberdieck in weniger als einer Stunde am Lager des Kranken.

Die Hofgesellschaft bekam Erasmus nicht mehr zu

sehen. Doktor Oberdieck hatte ihn in einem Krankenhaus untergebracht und hielt jeden Besuch von ihm fern.

Zu Ende Januar des nächstfolgenden Jahres erhielt Doktor Ollantag von Erasmus, und zwar aus Davos, diesen Brief:

Lieber Doktor und Freund Ollantag!

Sie werden sicherlich mehr von mir wissen, als Sie durch mich selbst erfahren haben. Denn dieser ist ja der erste Brief, den ich an irgend jemand in Granitz richte. Werden Sie ihn in alter Gesinnung freundlich entgegennehmen oder in den Papierkorb werfen, mit jenem leisen Achselzucken, das bei Ihnen, unabänderlichen Dingen gegenüber, gebräuchlich ist?

Sie müssen es wissen: mein plötzliches Verschwinden unmittelbar vor dem großen Tage aus dem Gesichtskreis des Hofes war keineswegs Fahnenflucht. Mag es Ihnen der Poststempel auf dem Couvert bestätigen. Immer noch bin ich in Davos und muß bis zum Frühling hier aushalten.

Man hat mir berichtet, daß Walter Herbst kürzlich gestorben ist. Denk' ich an ihn und an das Granitzer Gärtnerhaus, so ist mir natürlich sogleich der ganze Hamletkomplex und sein rächender Heros gegenwärtig. Oh, diese Erfindung des Schulmanns Trautvetter!

Ahnt wohl der Ahnungslose, welche Macht er damit berührt, geweckt und entfesselt hat? Je weiter ich mich von dem Spuk im Sommertheater entferne, je mehr will mir scheinen, daß die Racherasereien des ermordeten Dänenkönigs noch immer nicht gesättigt sind. Es war gefährlich, ihn aufzurufen, mit unserem Totenspiel lebendig zu machen und uns in das Bereich seines Grimmes hineinzuwagen: wenig fehlte, so hätte selbst ich, der harmlose Spielleiter, wie die Hauptpersonen des Dramas, meinen Fürwitz mit dem Leben gebüßt.

Mich faßt ein Grauen, wenn ich daran zurückdenke.

Streichen Sie diese Sätze aus, Doktor Ollantag! Sie

sind aus meiner Bluttemperatur zu erklären, die noch immer nicht eine ganz normale ist.

Wollen Sie Seine Durchlaucht, den Fürsten, ehrerbietigst von mir grüßen? Ich würde es verstehen, wenn er, veranlaßt durch den schlechten Nachgeschmack seines an mir geübten Mäcenatentums, auch nur meinen Namen zu hören ablehnte, zumal mein Leumund in den Monaten meiner Abwesenheit durch den unablässigen Spürsinn der Fama wohl einen etwas komplizierten Charakter angenommen hat.

Ist Prinzessin Ditta wirklich verheiratet? Man habe sie, wie es heißt, einem englischen Prinzen angetraut.

Wenn ich auch den Granitzer Wochen gänzlich entfremdet bin, so hat mich dagegen das Hamletproblem noch immer nicht losgelassen. Ich erfuhr zum Beispiel von einem „Ur-Hamlet“, den es vor Shakespeare bereits gegeben hat. Er stammt von dem Dichter Kyd und ist mit Erfolg gespielt worden. Aber auch schon früher weiß man von Bearbeitungen und Entstellungen des Stoffes der allerverschiedensten Art. Einen Originaltext, auch des heutigen „Hamlet“, gibt es nicht. Einem Zweifler würden Gründe genug zur Seite stehen, um selbst die Autorschaft Shakespeares zu leugnen; ist doch der „Hamlet“ bei einer Aufzählung Shakespeare'scher Stücke, von einem gewissen Meres, im Jahre 1598 nicht genannt.

Die Entstellungen, sagt die Shakespeareforschung, die endlos über dieses Werk hereingebrochen sind, haben es nicht vernichten können. Dies Wunder, setzt sie hinzu, sei ein Hauptbeweis seiner unsterblichen Größe.

Aber das Ganze des „Hamlet“, von dem wir Trümmer besitzen, war von Shakespeare, unzweifelhaft! Auf unzählige Weisen ist das Original verstümmelt worden: durch gekürzte Aufführungen, durch Bearbeitungen, durch Vermischung verschiedener Stücke, Umstellung der Szenen, Veränderung der Namen, durch dilettan-

tische und respektlose Verkleisterung entstandener Lücken, schauspielerische Zusätze und Eigenmächtigkeiten, und so fort und so fort. Das einzige, was für Shakespeare und seine Autorschaft am „Hamlet“ spricht, ist der unverbrüchlich echte Stempel seines Genius.

Wäre der „Hamlet“ Kyds nicht verlorengegangen, wir hätten vielleicht den klarsten Beleg für den Aufstand des Prinzen in Händen, den nur fahrigte Stupidität einem Laertes zuschieben konnte.

Und wenn Sie die Hamlet-Quellen einsehen, lieber Freund, „History of Hamblet“, den Saxo Grammaticus und „Die tragischen Geschichten“ von Belleforest, so werden Sie einen Hamlet finden, der sich verrückt stellt, um unschädlich zu erscheinen und so den mörderischen Netzen dessen zu entgehen, der die gleichen Absichten gegen ihn hegt wie gegen seinen Vater: einen Hamlet, den der Rachedurst gegen Claudius ebenso verzehrt wie der Gedanke, das gestohlene Erbe wiederzuerlangen.

Nach England geschickt, um abgeschlachtet zu werden, ist er plötzlich in Dänemark zurück und tritt in den Saal, wo unter großen Schlemmereien von König Fengo (Claudius) seine Leichenfeier abgehalten wird. „Der wahre Erbe von Jütland“, wie es heißt.

Viele hatten über seinen Untergang gejauchzt, nun jauchzen sie, Humpen schwingend, über seine Erhaltung.

„Ich werde Claudius bestrafen wie einen Untertan“, hatte Hamlet früher gesagt. Bevor er ihm jetzt das Haupt abschlägt, spricht er zu ihm: „Du siehst Hamlet vor dir, bewaffnet mit den Speeren, die er vor Zeiten spitzte.“ Deutet dies nicht auf einen heimlich vorbereiteten Aufstand hin?

Und eine Gestalt, die dem Laertes und seinem Putsch zum Vorbild gedient haben könnte, gibt es weder in der „History of Hamblet“ noch bei François Belleforest und im Saxo Grammaticus.

Das Helsingör der „History of Hamblet“ läßt der Prinz in Feuer aufgehen.

Ich breche ab, sonst erhalten Sie statt eines freundschaftlichen Briefes eine Abhandlung. —

Grüßen Sie, bitte, Rektor Trautvetter!

Als ich, nicht mehr ich selbst, meinen Freund Reimann an der Seite, dem letzten Sommernachtstraum von Granitz Lebewohl sagte, hörte ich noch seine entschiedenen Worte über den Markt schallen: „Der Aufstand des Laertes hat dennoch seine Richtigkeit! — Und übrigens“, fügte der von mir verehrte Schulmann hinzu, „man trennt sich nicht gern von einer lieb gewordenen Vorstellung.“

Ich füge an: Irrtümer haben das zäheste Leben.

Sie waren sehr gut zu mir, Doktor Ollantag. Nächst Jetro wüßte ich niemand, der sich so selbstlos und gläubig mir gewidmet hätte, ausgenommen natürlich meine Frau. Aber Frauenliebe und Männerfreundschaft sind endlich doch sehr verschiedene Dinge.

Jetro ist tot. Er starb in dem schlesischen Lungenheilort Görbersdorf.

Sie würden erstaunt sein, mich zu sehn. Ich habe nicht fünf, nicht zehn, sondern dreißig Pfund zugenommen. Ich habe auf eine mir selber unbegreifliche Weise „ausgelegt“: mein Brustumfang hat um mehr als ein Drittel des bisherigen zugenommen. Ich selber empfinde das alles, sagen Sie es nicht weiter, trotz der Existenz meiner Kinder und aller weiteren Umstände, als Eintritt meiner eigentlichen Pubertät: Pubertas genommen als nicht nur körperlich genommene Mannbarkeit.

Zwischen dem fünfzehnten und dem fünfundzwanzigsten Jahre, also im Jünglingsalter, liegen die schwersten und gefährlichsten Krisen des Lebens.

Sie wollen etwas über mein Ergehen erfahren. Das beweisen Ihre drei Briefe, die, wie alle andern aus Granitz, ohne Antwort geblieben sind. Damit befolgte

ich ein ehrenwörtliches Versprechen, das ich meinem Arzt, Doktor Oberdieck, bei meinem Zusammenbruch geben mußte. „Wenn Sie noch einmal fest auf den Beinen zu stehen hoffen, müssen Sie bis auf weiteres alle Fäden, die Sie mit Granitz verbinden, abschneiden. Der dünnste, der bleibt, vernichtet die Kur.“

Sie sehen, ich bin entmündigt worden.

Und in der Tat, nur dadurch vielleicht fuße ich heut auf einer festbegründeten Mündigkeit.

„Laß den grundlosen Willen die durch Leidenschaft hervorgerufenen Wollungen deines Wesens hinwegspülen, unterbinde die Blutgefäße, die von solchen Motiven ausgingen, oder vernichte diese selbst! Erzeuge und rufe vor allem eine neue, überstarke Willenserscheinung und -richtung aus dir hervor! Tu das und ordne ihr alles unter! Die Dreieinigkeit dieser neuen Willensrichtung heiße: Gesundheit, Arbeit, Unabhängigkeit!“

Diese Sätze schrieb ich eines Nachts im Gärtnerhaus auf meine Hamlet-Schreibtafel. Es wurde der Mark- und Grundstein meiner Vita nuova daraus.

Man mag dieses Resultat etwas dürftig finden, vielleicht erscheint es auch Ihnen so. Nun, ein Abenteurer, Flibustier, Brigant, Korsar oder etwas dergleichen bin ich nicht. Dazu gibt es für mich nicht genug Lockungen und ist überall die Falltür zu nah, die den ersten Schritt allenthalben zum letzten zu machen die Kraft besitzt.

Vielleicht möchten Sie wissen, wie und worin meine neue Willensrichtung sich auswirken wird. Hier verbietet sich mir beinahe das Wort. Doch weil Sie es sind, Doktor Ollantag, der mir einmal im Scherz den Namen von Shakespeares Sohn „Hamnet“ gegeben hat, will ich Ihnen bekennen, daß ich in tiefer Demut den Weg meines Vaters zu gehen hoffe.

Mehr zu sagen, Sie auch nur auf ein Werk hinzuweisen, das unter meinen Händen im Entstehen begriffen ist,

würde schon Überhebung sein. Paradox zu sagen: nur der Stumme ist hier wert der Begnadung.

Was macht Frau Herbst, und was macht Pauline? Sie, Pauline, das holzwurmtickende Gärtnerhaus, der Garten mit seinen weißen Jasminwolken und seiner Jelängerjelierlaube, alles zusammen ist zum festen Bestand meiner wachen und meiner nächtlichen Träume geworden. Ist es richtig, daß die Witwe wieder heiraten will und daß Pauline in Berlin eine Stellung als Verkäuferin innehat?

Ich kann Ihnen von Irina berichten: sie hat ein Engagement in Wien. Ich denke zuweilen heiter an sie. Sie ist ein poetischer Racker gewesen.

Aber noch mehr, weit mehr gedenke ich unseres Fürsten! Und zwar mit einer tiefen Verbundenheit, die, sollten wir uns auch nie wiedersehen, unverändert die gleiche bleibt.

Sie aber, verehrungswürdiger, lieber Freund und Doktor Ollantag, will ich im Sommer auf unserem neu erworbenen Landgute begrüßen, sobald Punkt eins des neuen Programmes, nämlich Gesundheit, bei mir ganz verwirklicht ist.

Treu ergeben

Erasmus Gotter

Davos, den 7. April 1886.





INHALT DES DREIZEHNTEN BANDES  
DER ERSTEN ABTEILUNG

Die Goldene Harfe . . . . .	I
Das Meerwunder . . . . .	97
Hamlet in Wittenberg . . . . .	177
Mary . . . . .	317
Im Wirbel der Berufung . . . . .	357

